This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF

SUSAN GREENE DEXTER

W. Höffert Berlin phot. Heliogr. Georg Büxenstein & Co.

Lazarus

Verlag von Georg Reimer, Berlin.

Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen.

*

Bearbeitet

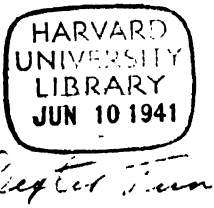
von

Nahida Lazarus und Alfred Leicht.

Mit einem Titelbild.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1906.

Ger 11861.14



Übersetzungsrecht vorbehalten.

Vorwort.

Dem Begründer der Völkerpsychologie, der ihr das Ziel stellt, Einsicht in den Bau der Kultur zu gewinnen, war es Bedürfnis, nicht nur mit allen Wissensgebieten sich vertraut zu machen, sondern auch Umschau zu halten im Leben selbst. Er bezeichnete es einmal als den größten Vorzug seiner Entwicklung, daß er so viele und vielseitige Beziehungen zu den verschiedensten Menschen und Kreisen gehabt habe. Kaum wird ein Gelehrtenleben in dieser Hinsicht dem seinigen sich vergleichen lassen.

Als seine Schülerin Nahida Remy Lazarus' Lebenserinnerungen niederzuschreiben begann, sammelte und bearbeitete sie alles, was sie aus Gesprächen mit ihrem Lehrer erfuhr, erfragte. Auf Grund dieses von ihr geordneten Materials teilte sie ihm ihren Plan mit, mußte aber erst an sein ethisches Interesse appellieren, um ihn dafür zu gewinnen, daß ein Werk geschaffen werde, welches einen Gegensatz bilde zu all dem Ungesunden und Unschönen, das sich in Kunst, Literatur und Leben breit machte. War es doch ohnehin seine Eigenart, nur das Schöne hervorzuheben und Häßliches zu verschweigen, wenn er nicht darüber reden mußte.

Eigen war es ferner seiner vornehmen Gesinnung, daß er mit seiner Person zurücktrat. Hingebung an die Gesamtheit — die Quelle der Ethik und Völkerpsychologie, wie er sie erfaßt — hat er durch sein ganzes Leben betätigt. Kein Vorwurf ist fahrlässiger, als daß er gestrebt habe, sich selbst zur Geltung zu bringen. Seine faszinierende Persönlichkeit machte ihn ohne sein Zutun zum Mittelpunkte, wo immer er sich zeigte.

Der wahrhaft bescheidene Mann hat durch seine Zurückhaltung dafür gesorgt, daß nicht er im Vordergrunde dieser Erinnerungen steht. Sein dankbares Gemüt fand Befriedigung darin, nicht nur hervorragenden, sondern auch in der Stille wirkenden charaktervollen und charakteristischen Zeitgenossen ein Denkmal zu setzen.

Lazarus' Schülerin wurde seine Gattin. Sie ließ seiner Selbstbescheidung gemäß möglichst alles fort, was auf ihn Licht wirft; ich hielt es im Gegenteil für meine Pflicht, unbedenklich durch die Briefschätze zu beweisen, was er seinen Freunden war.

Bei dem Reichtum seines Lebens ergibt sich von selbst, daß diese Aufzeichnungen nicht vollständig sind. Als ich im Sommer 1901 in Interlaken von ihm Abschied nahm — ich habe ihn nicht wiedergesehen —, teilte er mir mit, daß später seine Biographie auch vom jüdischen Standpunkte aus zu veröffentlichen sei. Dort werden seine Glaubensgenossen finden, was sie hier etwa vermissen. Die Fülle aller Beziehungen in ein Werk zu pressen, war sachlich und räumlich unmöglich. Zwang sie uns doch, u. a. sogar seine überreichen Schweizer Erinnerungen wegzulassen.

Als Mann der Wissenschaft, der Welt, des Glaubens war Lazarus unerschöpflich. In ihm spiegelt sich das Geistesleben der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Möge dieses Buch wirken im Sinne eines Wortes von Berthold Auerbach:

Das Andenken der Männer, in denen sich die Menschenhoheit lebendig geoffenbart hat, ist das beste Erbe, das wir aus der Vergangenheit und der Geschichte überkommen.

Zum 13. April 1906.

Alfred Leicht.

Inhalt.

1. Rückert ..... S. 1—28

Das idyllische Neuseß. Rückerts Familienkreis. Erste Begegnung. Gespräche und Briefe. Waldstille. Eine Geburtstagsfeier. Zu „Geist und Sprache“. In Berlin: Friedrich Wilhelm IV. Hofluft. Ein echtes Rückertwort. König und Poet. Familie Froriep. Enttäuschungen. Abschied von Spreeathen. Letzte Weihnachten. Alma und Marie. Ein Logierbesuch. Zwei Notizblätter zur Charakteristik des Dichters.

2. Gottfried Keller ..... S. 29—41

Die Leute von Seldwyla. Auerbachs Volkskalender-Nöte: der Philosoph auf Exekution. Das Fähnlein der sieben Aufrechten. Eidgenössisches Gesangsfest in Chur und Bern. Verbrüderung bei Gewitter und Mondschein. Zwei charakteristische Briefe und des Philosophen Kommentar. Ein Verschen aus der Schublade.

3. Berthold Auerbach ..... S. 42—67

Heinrich König führt Auerbach zu Lazarus. Schnelles Vertrautsein. Auerbach-Briefe. Urteile von und über Gutzkow, Julian Schmidt und Hettner. Gutgemeinte Vermittlung beim Großherzog von Weimar und Lazarus' Ablehnung. Dichter und Kritiker. Das Rendezvous in Köln und der zerbrochene Stock. Gemütvolles und Humoristisches. Ratsherr und Büble. Über Freundschaft. Rudolf Kausler von der Eislinger Pfarre. Scheidendes Leben. Ottilie. Cannes. Letzter Liebesdienst. Der tote Dichter im Schutze der christlichen Kirchenmauern.

4. Paul Heyse ..... S. 68—104

Julie Heyse. Dichterbriefe: Freud und Leid, Familiäres und Literarisches. Kinder der Welt. Zur Christianenkatastrophe. Im Paradies. Bauliches und Erbauliches, Allgemeines und Persönliches. Der kleine Willy. Trauerfälle. Ein Abschied fürs Leben. Besuche in Schönefeld. Das neue

Dichterheim. Ausstattungssorgen und -freuden: das Smyrnaer Meer. Lenbach: seine Rock- und Hosenfurcht. Michael Wagmüller. Des Malers, Bildhauers, Dichters und Philosophen Symposion. Lulu. Deklamator-Treitschke. Trost in Verstimmungen. In aeternum!

5. Reuter, Raabe, Goltz ..... S. 105—125

Reuter und seine „Lowise". Eine Probe. Studentenscherze. Auf der Wartburg. Das Gleichnis in Poesie und Prosa. Reutervorlesung auf dem Rigi. — Raabe. Im Braunschweiger Rathaus: am Stammtisch der „Kleiderseller". Humor und Politik. — Bogumil Goltz. Die Pfefferkuchenkiste. Im Rütli. Harte Schicksale. Geistesverwandtschaft mit dem Philosophen. Warum Goltz leidenschaftliche Verehrer und Verächter gefunden.

6. Literarisches Kunterbunt ..... S. 126—164

Steinthals Besuch. Die Leipziger Briefkiste. — Otto Roquette und sein Hans Heidekuckuck. — Georg Ebers' Karnevalsfreuden. Familienglück. Emmys Polterabend bei Noordens: Rosen aus Nizza. Ein Sonett. Ebers als Osiris. — Emil Rittershaus. Ein religiöses Gedicht. Seine Töchter: Adelina. — Felix Dahn. Rechtsphilosophie und Völkerpsychologie. — Ernst Wichert. Autobiographisches. Erziehlicher Einfluß der Gespräche auf die Kinder. — Georg Brandes' Sturm und Drang. — Wandlungen. — Heinrich Seidel, Architekt und Humorist. — Zwei Charakterköpfe: Roderich Benedix und Gustav Freytag: „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone". — Robert Giseke, Typus der „modernen Titanen". Sein tragisches Schicksal: Irrenanstalt zu Leubus. Beobachtungen daselbst. — Dankbrief Gutzkows. — Sigmund Schott und seine populären Studien. — Daniel Sanders, Schul- und Reichsorthographie.

7. Schillerstiftung ..... S. 165—198

Zur Geschichte ihrer Begründung. Dresdner Schriftstellerkreis der fünfziger Jahre. Die Dienstagsversammlungen. Offene und geheime Antagonismen. Schillerkomitee. Gutzkows „Aufruf an die Deutschen". Loschwitzer Schillerfeier 1855. Berliner Zweigstiftung, durch die Rütlionen eifrig gefördert. Otto Ludwigs Ehe und Häuslichkeit; seine biblischen Kulturstudien. Wolffsohn: „Der feine Wilhelm". Rezitation in Blasewitz. Major Serre, der unermüdliche Philanthrop. Schillerlotterie. Konstituierende Versammlung 1859. Der Völkerpsycholog als Paragraphenumstürzler. Festmahl in der Harmonie. Kultusminister von Wietersheim. Fernere Tätigkeit für die Stiftung: Lazarus' Schillerreden. Gartenlauben-Hofmann. 25jähriges Jubiläum in Weimar und Berlin. Kronprinz und Festredner. Die Ehrensolde. Schriftstellerelend: Dramatiker und Agenten, Romandichter und Journalisten. Das Couplet: Der Mann mit dem Coaks. Verarmte Frauen.

8. Aus der Welt des Theaters ..... S. 199—220

„Meerschweinchen". Der Zehnjährige als Zettelschreiber. Des Jünglings Berliner Kunsteindrücke. Griepenkerls Robespierre im Leipziger Gewandhause. Intendanturrat Köchy und Gattin. Marie Seebach als Gretchen. Adelina und Carlotta Patti — welche war's? Der diplomatische Dingelstedt. Putlitz und die Kronprinzessin. Baron Loën. Robert Buchholz und sein Nationaltheater. Das Tragische in der modernen Richtung. Direktor Laube: eine Theaterprobe. Frau Iduna. Geburtstagsgeschenk des Herrn von Speck. Der gefühlvolle Komiker. Dessoir und Döring, Berndal und Rott, Liedtke und die Frieb. Bogumil Dawison. Die Meininger: Herzog Georg und sein Regisseur Ludwig Chronegk. Fanny Janauschek — im Glanz gelebt, im Elend gestorben. Ibsenbegeisterung. Zwei Wienerinnen.

9. Kulturgeschichtliches ..... S. 221—254

In Frankfurt a. M. Gemeinnütziges. Gefahren zu frühen Unterrichtes. Gespräche mit Karl Schurz und Professor Barnard über ästhetische Erziehung; praktische Erfolge in Boston. Vortrag in der „Museumsgesellschaft". Struwwelpeter-Hoffmanns Brautwerbung. Braunfels und die Cervantesstudien. — Aus Bremen: J. G. Kohls „Lockmittel des Völkerverkehrs". Gildemeisters politische und literarische Eigenart. Künstlerisches Übersetzen. — Weimar: Liszt und Fürstin Wittgenstein; Wirkung der Musik, durch Klavierspiel illustriert. Bei Hofe. — Spaziergang im Connewitzer Walde mit Julius Fröbel, Karl Andree und Adolf Bastian. Besuche bei Varnhagen und Schelling. Kultus auf Samothrake. Rumänische Gemeinde in Leipzig. — E. B. Tylors liebenswürdige Unverfrorenheit. Florenz: Fundgrube kulturgeschichtlicher Charakterköpfe. Debatte im Circolo für und wider den Karneval. Revolutionen und Gesetze. Oskar Mothes in Petersburg. Russische Mißwirtschaft: die imaginären Talglichte und gefressenen Eisenbahnschienen. Kaiser Nikolaus und der Posthalter von Müncheberg.

10. Paris ..... S. 255—274

Geistige Verbrüderung der Nationen durch Gelehrte. Würdigung deutscher Wissenschaft: Brief von Prof. Th. Bernard. Wilhelmine Clauß. Gaston Paris, literarisches Diner bei Véfour; „deutsche Ecke". Gespräch mit Taine im Garten des Palais Royal: Verhältnis von Mutter und Sohn — Gradmesser für die Kultur. Renans „Qu'est-ce qu'une nation?" geschöpft aus Lazarus' „Was heißt national?" Ein Berliner Kind als Membre de l'Institut. Hippolyte Passy, „ancien ministre". Sitzung der Société d'économie politique. Procès verbal! Laboulayes Diktum. Graf Foucher de Careil, Leibnitz- und Spinozaforscher. Michel Bréal: zur Charakteristik des deutschen Gymnasiallehrers. James Darmesteter. Zwei Studenten: George

Monod und M. de Pomairols. Hermann Lotze. Im Bois de Vincennes. Klosteridylle: Baron Eckstein.

11. Ackerleins Keller ..... S. 275—294

Autobiographisches. Drei Ackerlein-Abende mit Gustav Freytag, Joh. Czermak, Friedrich Ritschl. Jacob und Michael Bernays: Goetheforscher contra Goethekultus. Physiologie als allgemeines Bildungsmittel. Hypnose und Zauberkunst. Auch ein Mädchen aus der Fremde. Verlorne Liebesmüh. Ritschl und Graffunder, ein moderner Mystiker. Freundschaft mit Otto Ribbeck. Der alte Drobisch.

12. Berliner Erinnerungen ..... S. 295—332

Ferdinand Schmidts preußische Geschichte. Über Jugendschriften: Struwwelpeterei und Robinsonaden, Bedeutung der epischen Dichtungen. Ästhetische Erziehung. Werner Hahn. Schulze-Delitzsch. Die beiden Böckh. Begründung des Hutvereins bei Kroll: der Student als Redner. Verein junger Kaufleute: im stillen wirkende Kräfte. Lassalle im Schutze August Böckhs. Plauderstündchen bei Meyerbeer. Ein Freundeskleeblatt. Kolumbuswerder: Makrobiotik, Toilette- und Vortragsfinessen. Philosophisches Selbststudium. Michelets fideles Disputatorium. Ein Wort über Virchow. Mommsen. Albert Berner. Eduard von Hartmann und die Zeitschrift für Völkerpsychologie. Varnhagen von Ense. Drei Kunsthistoriker. Psychologisches Rätsel. Ein Straßenbild: Bismarck und die Berliner. Letzter Besuch; Biographisches über Anton Biermer. Aus Fanny Lewalds Lebensabend. Ein seltsames Gespräch. Urteil einer Christin über Lazarus.

13. Wiener Erinnerungen ..... S. 333—375

Gemeinschaftliche Reise mit Steinthals nach Herrenalb. Erzählungen auf Morgenpromenaden: 500jährige Stiftungsfeier der Universität Wien. Berühmte Gäste. Huber und Pettenkofer. Wiener Koryphäen. Joseph Hyrtl, sein Ruhesitz in Perchtoldsdorf. Klerikaler Einfluß und kaiserliche Konnivenz. Wiener Charakterzug. Klassische Begrüßung durch Miklosich. Empfangsfeier in der Hofburg. Die Gratulanten. „Der Triumph des deutschen Geistes". Voluminöse Gegengabe. Die Visitenkartenschale. Ein Kaffee bei Littrow: Gottfried Semper als Barrikadenbauer. Festmahl für Dove. Gartenfest in Hietzing. Das Bäuerlein aus dem Flachlande und die ungehemmte Wissenschaft. — Eine Hochzeit bei Todeskos. Theodor Billroth. — Vortrag in der Concordia 1878: Zeit und Weile. Lazarusknipe. Philosophie und Naturwissenschaft. Das Bänkel. Ein Wiener Salon. — Internationaler literarischer Kongreß 1881. Hermann Kletke. Was ist den Kulturvölkern gemeinsam? Zur Schnelligkeit der Gedankenverbreitung

durch die Presse. Lazarus und die Studenten. — Begegnungen in Ischl: A. von Canon, Moritz Hartmann, Baron Mundy, Graf Kinsky, E. von Bauernfeld. — Der Politische Volksverein und die Lazarus-Wochen 1897. Karl von Scherzer. Ein bedeutungsvoller Dankbrief.

14. Schönefeld ..... S. 376—418

Meister und Schülerin. Die alte Lindenallee. Des Philosophen Landhaus. Das Rosenstübchen. Ein Brief an Oberst Rese. Im Brautstande der Professur. Zur Aufklärung. Gäste vom Rütli. Menzel als „Naturforscher". Des Rattenfängers Dankpoem. Lasker. Endlich allein! Schaffen und Beobachten. Die Kegelbrüder. Ein stiller Gelehrter. Zwei Pioniere deutscher Wissenschaft in Amerika. Gräfin Reventlow: weibliche Diskretion. Prinz und Leihbibliothek. Über Literaturverbildung. Clara Schumann: ihr Liebesroman; Stolz und Weiblichkeit. Das Argument des Schweizer Kutschers. Dichter und Sängerin. Ein wiedergewonnener Freund. Rudolf Hildebrand, Sprachforscher und Philosoph. Delitzsch, Vater und Sohn. Zu Babel-Bibel. Dorfjugend. Ranudo.

15. Das kleine Diner als Kulturelement ..... S. 419—451

Der gemeinsame Schützling. Herr Merton und seine Töchter. Kabinettsrat von Gruner und seine Gäste. Das Faktotum. Johannes Brandis. Zwei Zeugnisse von Ernst Curtius. Lord Russell. Absolvo te. Sokrates und Spielhagen. Die Hausfrau als Kellnerin. Ein Spion? Internationale Menüs. Jagors „Museum". Professor von Noorden. Zwei gelehrte Diplomaten. Parlamentarische Diners bei Hiller. Zur Charakteristik Laskers. Die Kapps. Herr von Schlözer. Zwei Großdeutsche: Lothar Bucher und Karl Rodbertus. — Hans Czermak. Wiener Dioskuren. Rudolf von Ihering. Zum Kapitel Takt. Bei Königin Sophie. Ein Etikettestreit.

16. Herbartdenkmal ..... S. 452—479

Wegweiser zu Herbart. Centenarfeier. Hermann Bonitz. Der begeisterte Finanzmann. Geschichte des Denkmals. Heidels Originalbüste. Der philosophische Großherzog und sein Hofarzt. Drollige Episode. Ein Musterpädagog; die Dichterabende in der Aula. Der fünfjährige Gratulant und Dichter. Pfarrer Allihn. Traubenplünderung. Ein kritischer Brief und ein vergriffenes Buch. Verbreitung der Kultur in den unteren Volksschichten. Eduard Simson. Lazarus' Herbartrede: zwei bedeutungsvolle Urteile. Mary Jane Herbart. Eine Daguerreotypie. Griepenkerls stille Liebe; die Trauung am Rheinfall. Zwei ungleiche Kameraden. Eine heikle Aufgabe. Ludwig Strümpell in Dorpat; die Exzellenz als Privatdozent. Ein Herbartbrief.

17. **Meine vier Alten** ..... S. 480—499

Raumer. Vorträge in der Singakademie für Volksbibliotheken. Unermüdliches Werben. Goldne Ernte. Die drei Grazien. Freimütige Festrede vor Friedrich Wilhelm IV. „Das Schöne im Leben". Improvisation des Neunzigjährigen. Ein dankbares Gemüt. Baeyer, General und Gelehrter. Der verlegene Mime. Der Kronprinz und sein Spielgenosse. Rankes 90. Geburtstag. Sein philosophischer Mentor. Europäische Luft. Zunz. Auf Subskription. Erfüllung eines heißen Wunsches. Zweimal zwei Tagereisen. Berner Gastfreundschaft und Parmas Bibliotheksschätze. Ein Charakterbild. Frommer Wunsch.

18. **Am preußischen Hof** ..... S. 500—513

Das Kronprinzenpaar. Die Extravorlesung. Organisation der geistigen Kräfte. Miß Georgina Archer. Gegen die Intoleranz. Hofmännische Statistik. Demonstrativer Gruß. Auf dem Wohltätigkeitsbasar. Einzug der Truppen 1871. General von Röder. Der wunderliche Kurfürst. Ein Gewaltstreich Bismarcks. Der Dichterprinz. Ein Charakterzug Kaiser Wilhelms. Vornehme Zurückhaltung.

19. **Kriegsakademie** ..... S. 514—535

Berufung. General von Etzel bei König Wilhelm. Aus Rom. Die Straßburger Professur. Heinrich v. Löbell. Ein Reformator: General v. Peucker. Applikatorischer Unterricht. Zwei Kriegsminister: Paul Bronsart v. Schellendorff und Verdy du Vernois. Gegenseitiges Hospitieren. Der rastlose Kriegsrat; keine Sonntagsruhe. Ein Lehrer der Kronprinzessin. Das Bild des gefallenen Hauptmanns. Raczynski-Palais. Wiedersehen in Karlsruhe. Paul Pochhammer. Erweiterung des militärischen Gesichtskreises und Begeisterung für ideale Ziele. General v. Ollech. Ein offenes Geheimnis. Feldzug gegen die Philosophie und Verabschiedung. Kaiser und Kronprinz. Treue der Offiziere. Eine Deputation.

20. **Fontane kriegsgefangen** ..... S. 536—559

Ein nächtlicher Besuch. Philosoph und Minister im Dienste der Humanität. Crémieux und Bundespräsident Dubs. Brief- und Depeschenwechsel. Bericht des Felddiakonen. Helfer in der Not. Ein edler Feind: Dieu jugera. Frei auf Ehrenwort. Gefangenenaustausch. Leibnitz-Liberator. Zur Charakteristik Fontanes. Ein Göttinger Student. Der Fall Baron. Dankbarkeit — ein Märchen.

21. **Tunnel und Ellora** ..... S. 560—576

Begründung des Tunnels. Hofrat Schneider. Das Eulenzepter. Klassiker und Makulaturen. Die Runen. Heilsame Kritik. Bunte Gesell-

schaft. Die Glanzperiode. Der unheimliche Gelehrte. Chevalier da Fonseca. Ein Tunnelbild. Friedliches Ende. — Das Kuglersche Heim. Geheimrat und Herdpriester. Frau Clara. Die Ellorabrüder. Lied von der Weihnachtspyramide. Merckels Geburtstagsfeier.

22. Das Rütli ..... S. 577—622

Charakteristik. Kochen und Opalisieren. Ohne Damen. Politik verboten. Begründung des hohen Rütli. Die geplante Kunstgeschichte. Philosophische Vorlesungen. Gäste. „Des Rytly Ordnungen". Porträtgalerie der Ur-Rütlionen: Anakreon. Metamorphosen des Königsplatzes. Lobgesang auf das Alter. Hölty. Immermann. Im grünen Hinterzimmer. Der abgeführte Doktor. Die Argo. Lafontaine, der „fröhliche Bösewicht". Leibnitz und Lessing. Metastasio. Rubens als Kritiker. Maler und Philosoph. Schenkendorf. Tannhäuser und Familie. Doppelgänger und Epigonen: Bürger. Maler Müller und Waldmeister. Barkhusen. Zur Rauch-Biographie. Schlüter. Irus' zwölf Bleistifte. Spätes Glück. Valeur — eine Beichte. Ein echter Chevalier. Heimat oder Fremde. — Geistes-Sonnenschein!

Register ..... S. 623—631

Erstes Kapitel.

Rückert.

Neuseß, ein idyllisches Dörfchen in der Nähe Koburgs, ist von laubreichen und fichtenbewaldeten Hügeln malerisch begrenzt, von Wiesen, schönen Parkanlagen und üppigen Forstwaldungen umgeben. Wenige Minuten vom Hause entfernt, erhob sich Rückerts „Weinberg, der die Halde sanft zum Mittagsstrahle kehrt und die Stirn mit Eichenwalde gegen Nord und Ost bewehrt". Hier steckte auch sein Schweizer-Gartenhäuschen zwischen Busch und Baum verborgen, das Lieblingsplätzchen des Dichters, dem zeitweise Einsamkeit Lebensbedingung war. Auch seinen einfachen, von einem bescheidenen Zaun umgebenen Hausgarten liebte er sehr; an der einen Seite floß ein klarer Bach, zur besonderen Freude der fleißig ihre Küchenkräuter begießenden Hausfrau, die hier wie im Hause unermüdlich schaltete und waltete: Frau Luise (1797—1857), die Muse des Rückertschen „Liebesfrühlings", als etwa Sechzigjährige noch eine auffallend anmutige, liebliche Erscheinung, deren braune Rehaugen so jugendlich blickten, wie nur je zuvor. Obwohl sie nur eine einfache Beamtentochter gewesen, hatte ihr ungekünsteltes, vornehmes Wesen wie ein Zauber auf Rückert gewirkt. Sie heirateten zu Weihnachten 1821. Ein reicher Kindersegen beglückte das Paar und schuf ihm freilich auch die ersten bitteren Stunden, denn drei Kinder starben jung. Die „Kleingebliebenen" nennt sie Rückert und gedenkt ihrer bis an sein eigenes Lebensende mit rührender Vatertreue. Sieben Kinder aber wuchsen heran: Heinrich (1823—1875, der spätere Geschichts-

forſcher), Karl (geb. 1824, ſpäter Arzt in Koburg), Auguſt (1826, Ökonom), dann Leo, Gutsherr im Meiningiſchen, endlich als der jüngſte Fritz (geſt. 1868), Offizier im preußiſchen Heer, von dem noch die Rede ſein wird, und außerdem zwei Töchter: Marie, des Vaters Liebling, und Anna, die ſich mit einem Arzt — Dr. Berger — vermählte. So erfüllte ſich des Dichters Wunſch:

„Von zwei Töchtern möcht' ich die eine, noch eh' ich dahingeh,
Einem gediegenen Manne vermählt ſehn, aber die andre
Wünſcht' ich, bliebe mir ſelber, im einſamen Hauſe zu walten,
Bis ſie mich legt ins Grab.

Später lebte beim Vater in dem zweiſtöckigen Gebäude noch Auguſts eigene Familie, die liebenswürdige Schwiegertochter Alma, welche dem greiſen Dichter mit traulicher Kindlichkeit und zärtlicher Fürſorge ergeben war, und die Enkelkinder, die Rückert ſehr liebte und deren Spiel er in dem Gedicht „Folianten" humoriſtiſch verewigt hat. Dieſer ganze muntere Schwarm tummelte ſich in dem Hauſe, das Friedrich Hofmann, der liebenswürdige „Gartenlaubenhofmann", ſo köſtlich beſingt:

Und dein Haus, warum iſt's mit Schiefer beſchlagen?
I ſeht! das will er niemandem ſagen.
Ich weiß es. — Was nachts ſich die Vögel ſingen,
Und was ſich die Lüfte für Botſchaft bringen,
Und was die Wellen für Reden tauſchen,
Das ſchreiben die dienſtbaren Geiſterhände
Mit dem Griffel nachts auf die Schieferwände.
Und allmorgens, da haſt du's abgeſchrieben!
Wo hätteſt du ſonſt all die Lieder her —?

Rückerts Vetter Pertſch, ſ. Z. Oberbibliothekar in Gotha, hatte Lazarus die ebenſo dringende wie herzliche Einladung übermittelt, ihn zu beſuchen, und geleitete ihn im Sommer 1854 nach Neuſeß, das ſeit langen Jahren Rückerts Heim bildete. „Hier", ſo erzählt Lazarus, „trafen wir ihn im Garten. Frau Luiſe ſtellte eben einen mächtigen Strauß Feldblumen auf den Tiſch. Rückert, faſt wie ein Bauer gekleidet, das Hemd wie in alten Zeiten am Halſe mit Bändern zugebunden, alles an ihm derb,

schlicht, praktisch und bequem. Er rauchte die lange Pfeife, für welche er den kleinen, deshalb immer arg geschwärzten Finger als Pfeifenstock benutzte. Überraschend war der Anblick des fast siebenundsechzigjährigen Dichters: eine hohe, stattliche Gestalt, dabei breitschulterig wie ein Hüne, — der ungewöhnliche Kopf von Lockenpracht umwallt, das mächtig ausgearbeitete Denkerantlitz und besonders die schwarzen Augen, von einem Glanz, wie ich solchen nie wieder in meinem Leben gesehen — dies alles machte mir einen unvergeßlichen Eindruck. Das silberglänzende, edle Haupt ein wenig vorgebeugt, so saß er unter einem alten Baum, sinnend zuhörend, wenn die anderen sprachen. Er war mit einer seltenen Kunst des Zuhörens ausgestattet. Die Lider hielt er dann meist gesenkt; wenn aber irgendein Satz, ja selbst nur ein glücklich gegriffenes Wort ihm gefiel, dann öffneten sich plötzlich die schwarzen Augen, und man empfing die Wohltat ihres Strahles. — Scherzhafte Wendungen, die er sehr liebte, begleitete er mit einem etwas heiseren, aber kräftigen Lachen. Das Entzückendste war, wenn er bei allgemeinen Gedanken, etwa über Literatur, Dichtung, Versbaukunst, die er selbst oder ein anderer vorbrachte, sofort Beispiele aus — tatsächlich! — der ganzen Weltliteratur anführte. Ich erinnere mich noch genau, wie von der poetischen Ureinteilung der Gedanken, von dem Typus des Versbaues die Rede war und er strömend hintereinander die Beispiele aus dem Indischen und dem Finnischen, aus dem Persischen und Provenzalischen, aus dem Arabischen und Griechischen anführte, einen Moment auf den Urtext sich besinnend und sofort die Übersetzung, natürlich in Versen, hinzufügend. Nicht bloß zu seiner Zeit, sondern sogar seit Menschengedenken und -dichten konnte man dergleichen nicht so erleben wie bei ihm! — Und dennoch folgte er mit einer Art kindlich dankbarer Hingebung jeder Bemerkung, die ihm gefiel, schien fortwährend sich noch belehren zu wollen. Über das Verhältnis seiner Gedanken zur Dichtung oder — richtiger gesagt — zur gebundenen Rede sprach er sich ein anderes Mal, bei späteren Besuchen in Anknüpfung an einige Aufsätze in unserer Zeitschrift

kurzweg dahin aus: „Was ich nicht gleich in Verse bringen kann, das verstehe ich überhaupt nicht", und er fügte wörtlich hinzu: „Deshalb kann ich die Bücher von meinem Sohn Heinrich, die ja sehr gerühmt werden, nicht lesen; ich bekomme den Inhalt nicht in meine Gewalt", — und nun nannte er noch einiges, was Steinthal und ich geschrieben hatten, womit es ihm ganz ebenso gehe. „Aber sehen Sie, mündlich, wenn Sie mir das alles so schön und klar auseinandersetzen, das ist schon etwas anderes." Und das alles begleitete er wieder mit einem herzhaften Lachen.

Daß er die Tausende von Versen, die er in seinem langen Leben gemacht, und selbst die, die er hatte drucken lassen, nicht alle kannte, ist begreiflich. Einst zitierte ich die bekannten Verse:

„Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen."

„Von wem ist das?" fragte er, und dann lachte er sehr vergnügt, als ich ihn als Autor bezeichnete.

Den ganzen lieben langen Nachmittag von 3 Uhr bis zum späten Abend blieb ich da; denn er hielt mich immer wieder fest, wenn ich aufbrechen wollte. Wer konnte und mochte da widerstehen?

Bald darauf sandte ich ihm ein kleines Werk von Steinthal: „Die Klassifikation der Sprachen", und meinen Entwurf „Über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie", ein Thema, das wir schon im Gespräch berührt hatten und das ihn geradezu erregte und nicht mehr losließ.*) Von da ab beglückte er mich öfter mit seinen Briefen, und auch hier streute er den Kern seiner Mitteilungen in Versen hin.

---

*) Die Sendung begleitete ein Brief vom 5. Juli 1854, der Lazarus' Begeisterung für die neue Wissenschaft der Völkerpsychologie widerspiegelt. Derselbe ist teilweise abgedruckt bei Leicht: Lazarus, der Begründer der Völkerpsychologie (1904), S. 32 f.

Auf einer Reise von Bern nach Berlin hatte ich wieder einmal einen Abstecher nach Neuseß gemacht und einen Tag bei Rückert verlebt. Zumal der lange Abend war von den vielseitigsten Gesprächen erfüllt. Unter anderem teilte er mir mit, daß er, mit koptischen Studien beschäftigt, die Grammatik an der Hand der Pentateuchübersetzung studiere; dabei würden ihm all die Reinigungs- und Opfergesetze des dritten, die Zählungen und Wanderungen des vierten Buches, da er sie langsam und sehr genau lesen müsse, höchst langweilig.

Am anderen Morgen, bevor ich Koburg verließ, schickte mir Rückert schon ein Gedicht, welches unser Gespräch über Sprachvergleichung, älteste Wurzelbedeutung usw. zusammenfaßte und ergänzte. Dafür nun, sowie für den schönen und reichen Tag, den ich bei ihm verlebt, dankte ich ihm sofort in einem Briefe, auf welchen die beifolgende Antwort einlief:

Verehrter Freund!

Sie haben mich recht erquickt durch Ihre herzliche Zuschrift. Hier haben Sie ein Pröbchen meiner neuesten Stilübungen, — in bezug auf einen flüchtig berührten Punkt unseres Gespräches, das indische nirwana, wobei ich Ihrer Meinung, daß Lebensmüdigkeit Gefühl der Lebensqual sei, widersprach, wie ich wieder tue.

Ein Lebensmüder, meinst du, muß gequält
Sich fühlen doppelt von des Lebens Qual.
Ist weit gefehlt:
Mich fühl' ich lebensmüd und ungequält zumal;
Dem Tagesmüden braucht nicht weh zu tun
Ein Glied, doch setzt er sich zu ruhn.

Gleichfalls fällt mir ein, daß ich über die Langweiligkeit des Lev. und Num. klagte. Sogleich zur Bestrafung meines Frevels traf ich Num. 6, 24—26: „Der Herr segne Dich" usw., — die Worte, die ein ganzes Buch aufwiegen und mich jedesmal zu Tränen rühren, wenn ich sie vom protestantischen Altar zum Schluß singen höre.

kurzweg dahin aus: „Was ich nicht gleich in Verse bringen kann, das verstehe ich überhaupt nicht", und er fügte wörtlich hinzu: „Deshalb kann ich die Bücher von meinem Sohn Heinrich, die ja sehr gerühmt werden, nicht lesen; ich bekomme den Inhalt nicht in meine Gewalt", — und nun nannte er noch einiges, was Steinthal und ich geschrieben hatten, womit es ihm ganz ebenso gehe. „Aber sehen Sie, mündlich, wenn Sie mir das alles so schön und klar auseinandersetzen, das ist schon etwas anderes." Und das alles begleitete er wieder mit einem herzhaften Lachen.

Daß er die Tausende von Versen, die er in seinem langen Leben gemacht, und selbst die, die er hatte drucken lassen, nicht alle kannte, ist begreiflich. Einst zitierte ich die bekannten Verse:

„Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen."

„Von wem ist das?" fragte er, und dann lachte er sehr vergnügt, als ich ihn als Autor bezeichnete.

Den ganzen lieben langen Nachmittag von 3 Uhr bis zum späten Abend blieb ich da; denn er hielt mich immer wieder fest, wenn ich aufbrechen wollte. Wer konnte und mochte da widerstehen?

Bald darauf sandte ich ihm ein kleines Werk von Steinthal: „Die Klassifikation der Sprachen", und meinen Entwurf „Über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie", ein Thema, das wir schon im Gespräch berührt hatten und das ihn geradezu erregte und nicht mehr losließ.*) Von da ab beglückte er mich öfter mit seinen Briefen, und auch hier streute er den Kern seiner Mitteilungen in Versen hin.

---

*) Die Sendung begleitete ein Brief vom 5. Juli 1854, der Lazarus' Begeisterung für die neue Wissenschaft der Völkerpsychologie widerspiegelt. Derselbe ist teilweise abgedruckt bei Leicht: Lazarus, der Begründer der Völkerpsychologie (1904), S. 32 f.

Auf einer Reise von Bern nach Berlin hatte ich wieder einmal einen Abstecher nach Neuseß gemacht und einen Tag bei Rückert verlebt. Zumal der lange Abend war von den vielseitigsten Gesprächen erfüllt. Unter anderem teilte er mir mit, daß er, mit koptischen Studien beschäftigt, die Grammatik an der Hand der Pentateuchübersetzung studiere; dabei würden ihm all die Reinigungs- und Opfergesetze des dritten, die Zählungen und Wanderungen des vierten Buches, da er sie langsam und sehr genau lesen müsse, höchst langweilig.

Am anderen Morgen, bevor ich Koburg verließ, schickte mir Rückert schon ein Gedicht, welches unser Gespräch über Sprachvergleichung, älteste Wurzelbedeutung usw. zusammenfaßte und ergänzte. Dafür nun, sowie für den schönen und reichen Tag, den ich bei ihm verlebt, dankte ich ihm sofort in einem Briefe, auf welchen die beifolgende Antwort einlief:

Verehrter Freund!

Sie haben mich recht erquickt durch Ihre herzliche Zuschrift. Hier haben Sie ein Pröbchen meiner neuesten Stilübungen, — in bezug auf einen flüchtig berührten Punkt unseres Gespräches, das indische nirwana, wobei ich Ihrer Meinung, daß Lebensmüdigkeit Gefühl der Lebensqual sei, widersprach, wie ich wieder tue.

Ein Lebensmüder, meinst du, muß gequält
Sich fühlen doppelt von des Lebens Qual.
Ist weit gefehlt:
Mich fühl' ich lebensmüd und ungequält zumal;
Dem Tagesmüden braucht nicht weh zu tun
Ein Glied, doch setzt er sich zu ruhn.

Gleichfalls fällt mir ein, daß ich über die Langweiligkeit des Lev. und Num. klagte. Sogleich zur Bestrafung meines Frevels traf ich Num. 6, 24—26: „Der Herr segne Dich" usw., — die Worte, die ein ganzes Buch aufwiegen und mich jedesmal zu Tränen rühren, wenn ich sie vom protestantischen Altar zum Schluß singen höre.

Hierzu noch was Ähnliches, vor einigen Tagen Geschriebenes:

Gott der Herr besprach am Sinai
Mit Moses und Aaron Dinge, die
Wenig das Volksregiment angehen —
Wie zu behandeln des aussätzigen
Volkes Gesicht und Hände,
Gewand und Häuserwände — —
War das für Gott ein so Großes? —
Nein, aber für Aaron und Moses.

Bei dieser Gelegenheit erschrak ich über die sich häufenden Papiere; denn um das vor wenig Tagen Geschriebene hervorzuholen, mußte ich eine ganze Menge Blätter rückwärts suchen.

Ergebenst mich Ihrem ferneren Wohlwollen empfehlend

Rückert.

Wie immer kein Datum, aber der Poststempel auf der Rückseite des dünnen, bläulichen, zusammengefalteten Briefbogens — damals waren noch nicht Kuverts im Gebrauch — zeigt deutlich: 29. 3. 1863.

Da ich von 1860 bis 1866 in Bern lebte und in den großen Ferien immer nach Leipzig und Berlin fuhr (ich hatte meine Berliner Wohnung am Königsplatz Steinthals wegen nicht aufgegeben, der nun statt meiner darin hauste), so folgte ich oft Rückerts Einladungen, den Weg über Koburg-Neuseß zu nehmen. Eine dieser immer humorvollen und liebreichen Einladungen begann: „Bei Ihren Kreuz- und Querflügen und Ihren Hin- und Herzügen, bitte ich Sie, Lieber, kommen Sie doch wieder" usw. — denn: er sehne sich nach einem Menschen!

Die vielseitigen Unterhaltungen mit diesem echten Dichter und Denker in seinem traulichen Garten zu Neuseß gehörten zu den anziehendsten und gehaltvollsten Stunden meines Lebens. Seine Mitteilungen führten durch die Geschichte der Literaturen fast aller Völker, und durch seine Betrachtungen der Inhalte und Formen aller Poesien eröffnete er ein unübersehbares Feld an Belehrung und Bereicherung des empfänglichen Zuhörers. Gegenbemerkungen fielen

aber auch bei ihm auf fruchtbaren Boden. Von jedem Eigendünkel weit entfernt, konnte er sich wie ein Kind über alles Neue, Unerwartete, Überraschende und Erleuchtende freuen und es sofort verwerten, um seine eigenen Gedanken daran zu beleben und zu belegen. So hinterließ jedes Zusammensein mit dem seltenen Manne das beglückende Gefühl einer vollkommenen Harmonie. Wer da meint, daß er sich in seinen *späteren* Jahren von der Welt *abgewendet* habe, erhält die Antwort in den Versen:

Tief im Walde saß ich,
Und die Welt vergaß ich,
Die nie mein gedacht.
Mich in mich versenkt' ich,
Und mein Sinnen lenkt' ich
In des Daseins Schacht.

Welt, ich dein vergessen?
Erst dich recht besessen
Hab' ich fern von dir.
Wo du mir geschwunden,
Hab' ich dich gefunden
Inniger in mir.

Wie durch Bachkristallen
Dir mit Wohlgefallen
Schau ich auf den Grund.
Du bist nicht so böse,
Wie du mit Getöse
Selbst es tuest kund.

Draußen im Gewirre
Kann man werden irre,
Welt, an sich und dir,
Fern von deinem Rauschen,
Kann ich dich belauschen
In mir selber hier."

Ja! er und nur er konnte „in sich selber" eine *ganze* Welt belauschen. Alle kleinen und mittleren Geister können nur durch eine Absonderung und Einseitigkeit zu einer ausgeprägten Bestimmtheit kommen.

Seine abgeklärte Weltphilosophie zeichnet er in köstlichem Lapidarstil in demselben herrlichen Gedicht („Waldstille"):

„Wer den Ton gefunden,
Der im Grund gebunden
Hält den Weltgesang:
Hört im lauten Ganzen
Keine Dissonanzen,
Lauter Übergang."

Zumal das Ende der Dichtung bekundet seine Frömmigkeit im großen Stil, seine Demut bei dem Selbstbewußtsein einer kosmischen Wirksamkeit; dies mit tiefster Erkenntnis der menschlichen und menschheitlichen Aufgaben leitet er mit den Worten ein:

„Deinen Arbeitsbienen,
Kunsttrieb gabst du ihnen
Statt der Liebeslust.
Aber beide Flammen
Gossest du zusammen
In des Menschen Brust."

Eine meiner liebsten Erinnerungen bleibt, wie ich den 15. September 1865 mit ihm verlebte. Ich traf ihn schon etwas leidend, aber die Wiedersehensfreude belebte ihn sichtlich. Er wurde im Gespräch und auch bei Tisch munter wie sonst. Als ich ihm beiläufig sagte, daß ich mir gerade diesen Tag ausgesucht hätte, weil es mein Geburtstag sei, da lachte er wieder sein liebes, altes, trauliches Lachen, und er stieg selbst in den Keller hinab, um eine Flasche Champagner heraufzuholen. Als wir dann gemütlich beim Mahle saßen — und auch nachher —, trug sein Wesen wirklich den Hauch väterlicher Liebe dem Geburtstagskinde gegenüber. Einen Toast hat er freilich nicht ausgebracht. Es war eigen: seine Worte, die sonst wie Champagner perlten, gerade an diesem Tage kamen sie nur stoßweise hervor. Meine Seele hat sie bis heute wie ein gutes Stenogramm aufbewahrt, — aber dieses in Kurrentschrift wiedergeben, — nein, das mag ich nicht!"

„Warum nicht?"

Lazarus sah nachdenklich vor sich hin.

„Es wäre wohl wieder „unbescheiden?“ — neckte ich ihn.

„Das auch“, antwortete er ruhig, — „aber mehr als das, es wäre pietätlos. Es lag so viel Religion und Poesie in der tiefen Bewegung, die durch seine kurzen, abgerissenen Sätze zitterte, daß nur die geweihte Erinnerung sie würdig aufbewahren kann.“

Wir schwiegen nun beide, dann fuhr er fort: „Rückerts schönes Bild*) und einen starken Band eigenhändiges Manuskript — den ersten Teil seines Bibeldramas Herodes der Große: „Herodes und Marianne“**) — erhielt ich als Gast- und Geburtstagsgeschenk an diesem mir unvergeßlichen Tage mit auf den Weg. Ach! Es war das letztemal, daß ich das traute Lachen hörte, das letztemal, daß der Glanz der schwarzen Augen auf mir ruhte. . . . . Ich habe Rückert nicht wiedergesehen.“

* * *

„Zu meinem Buche über „Geist und Sprache“ (Leben der Seele II) schickte Rückert mir nach der Lektüre einige sehr gute Beispiele für Sprechenlernen der Kinder, die er selbst an seinen Enkeln beobachtet hatte; sie sind zum Teil in spätere Auflagen aufgenommen. Er schrieb:

Verehrter Herr und Freund!

Doppelt dankbar muß ich Ihnen sein für die Übersendung des zweiten Teiles Ihrer vortrefflichen Abhandlungen, weil Sie allen Grund hatten, zu glauben. daß ich den ersten unbeachtet, weil unbeantwortet gelassen. Die Schuld davon ist freilich nicht mein, sondern meines damals in Berlin befindlichen jüngsten Sohnes in der Artillerieschule, dem ich einen Brief an Sie zu bestellen auftrug, weil ich hoffte, es könne dem jungen, leichtsinnigen Menschen gut tun, von Ihnen den Eindruck edler, sittlicher Haltung zu empfangen. Er hat den Brief entweder

*) Noch heute nimmt es im „Freundschaftsstübchen“ der Villa Ruth, in der Lazarus sein Leben beschloß, einen Ehrenplatz ein.

**) Rückert hat darauf vermerkt: „Neuseß, den 8. Juni 1848 angefangen und wieder gelassen, neu aufgenommen 31. Juli“; auf dem letzten Blatt „19. August“. Bemerkenswert ist, wie selten Rückert korrigiert.

verloren oder als lästig gar unterschlagen*) und sich bei mir damit ausgeredet, er habe ihn Ihrem Portier übergeben.

Was ich Ihnen damals über Ihre vortrefflichen Aufsätze geschrieben, weiß ich nicht mehr. Es waren eben nur Geringfügigkeiten, und eine davon fällt mir eben ein, eine Parallele zu der von Ihnen erwähnten phantastischen Personifikation „Hylo" (= hüll' o)**): daß mir nämlich meine Mutter erzählte, daß sie einst ihren Vater gefragt, wer der „Waschappel" sei, da sie in einem Verse gebetet: „Waschappel und Gerechtigkeit" statt „Wasch ab all' Ungerechtigkeit". — Im zweiten Teile, wofür ich nun auch erst so spät Ihnen danke, hat mich natürlich die ausführliche und allseitig erschöpfende Abhandlung über die Sprache am meisten interessiert. Ich war erfreut und etwas beschämt, dadurch erst wahrzunehmen, an welchen Problemen ich so lange Zeit achtlos vorübergegangen, die mir nun zum Teil wirklich befriedigend gelöst, zum Teil wenigstens kräftig angeregt scheinen. Mir am begreiflichsten bei meinem des Abstrakten ungewohnten Denken ist die Parallele der ursprünglichen Sprachentwicklung mit der fortwährenden in unseren Kindern. Dafür, wie diese erst Worte lernen, ehe die Begriffe hinzukommen, hab' ich ein Beispiel an meinem dreijährigen Enkel soeben, der seit

*) Wie kennzeichnend ist diese Aufrichtigkeit Rückerts dem so viel jüngeren Manne gegenüber! Selbst der Vater in ihm scheut sich nicht, den Vorhang vor Charakterschwäche oder Unlauterkeit seines Kindes zurückzuziehen, um nur die schlichte Wahrheit zu sagen.

**) Leben der Seele I², S. 288:

Anton Reiser teilt aus seiner Jugend, da er noch als Kurrendschüler fungierte, mit, daß keins von allen Liedern ihm rührender und erhabener klang, als wenn der Präfekt anhob zu singen:

Hylo schöne Sonne
Deiner Strahlen Wonne
In den tiefen Flor.

Das „Hylo" allein schon versetzte ihn in höhere Regionen und gab seiner Einbildungskraft allemal einen außerordentlichen Schwung, weil er es für einen orientalischen Ausdruck hielt; es war aber nur das vom Präfekt thüringisch ausgesprochene „Hüll, o schöne Sonne".

einigen Tagen die Phraſe: „das iſt doch ein Unterſchied“ überall, wo ſie nicht paßte, anbrachte, bis er endlich im Hofe ein lebendiges Pferd ſah und dann ſein Wiegenpferd in der Stube damit verglich, wo ihm plötzlich ein Licht aufging und er mit ſichtlicher Befriedigung ſein „das iſt doch ein Unterſchied!“ anbrachte. Auf alle Ihre Argumentationen ſchriftlich einzugehen, hab' ich weder Luſt noch Geſchick. Wenn ich noch einmal die Freude haben ſollte, Sie bei mir zu ſehen, würde es ſich mündlich eher machen, wenn Sie von Ihrer Seite meine naturaliſtiſchen Querſprünge ſchulgerecht einlenken wollten. Sehr lehrreich war es mir, daß ich kurz vor Ihrer Abhandlung das Buch Ihres Freundes Steinthal über Sprache und Logik (oder wie der Titel lauten mag)*) geleſen; beide Anſichten gehen für mich in allen Hauptſachen in eine zuſammen, nur daß die Ihrige von der pſychologiſchen Seite mir zugänglicher als ſeine von der dialektiſchen.

Ein glückliches Neues Jahr!

Ihr ergebenſter

Rückert.“

(Wieder ohne Datum; im Dezember 1857 geſchrieben.)

Ein Glück war es in den ſpäteren Jahren für den geiſtig ſo rührigen, aber körperlich nicht mehr ſo rüſtigen Dichter, daß er in ſeiner unverheiratet gebliebenen Tochter Marie eine wahrhafte Stütze fand.**) Sie war dem Vater ein lebendiges Lexikon. Wenn Namen und Daten ihm nicht mehr oder nicht ſofort in Erinnerung kamen, rief er für alles ſeine Marie auf. Ihr Gedächtnis war ſtupend, und da ſie außerdem ſo vollkommen mit allem, was den

*) Grammatik, Logik und Pſychologie.

**) Liebevoll ſind Rückerts Scheltverſe an Marie:

„Warum tuſt Du den Mund nicht auf zu Deinem Geburtstag,
Den ich vergaß? Und darum zürn' ich mit Recht Dir, o Kind!
Konnteſt doch einſt beim erſten mit kräftiger Stimme Dich melden,
Mich erinnern daran, daß Du geboren mir ſeiſt.
Damals konnteſt Du nichts als ſchrein, heut konnteſt Du reden,
Mir Glück wünſchen dazu, daß Du geboren mir ſeiſt.“

Vater interessierte, eingelebt war, vermochte sie wie kein anderer sein Gedächtnis zu unterstützen. Sie war natürlich auch sein Sekretär. Eine kurze, aber gute Charakteristik Mariens enthält ein Brief von Lazarus' erster Frau an eine Freundin: „Von Rückerts hatten wir gestern einen zwar schmerzhaften, aber schönen Brief. Der liebe Greis war wieder dem Tode nahe, und wieder besiegte die gewaltige Natur zum Staunen der Ärzte den langen Kampf. Gottlob, wir zittern vor dem Gedanken ... „Es ist ein Besitz, ihn auf der Erde zu wissen", sagte neulich mein Philosoph. Seine treue Tochter wird mir immer lieber; Energie und kindliche Liebe mit Verstand sind prachtvoll in ihr gepaart. Sie hat einen schweren Stand, aber sie sagt: „Ist der Vater nicht mehr, dann mag die Welt untergehen ..."

„Während seiner Krankheit in dem (auf unser köstliches Zusammensein am 15. September 1865) folgenden Winter erhielt ich", erzählt Lazarus, „von Marie regelmäßige Nachrichten nach Bern über den Verlauf seines Befindens. Keine Woche verging, ohne daß die dankbar erwarteten Bulletins eintrafen. Von Rückert selbst habe ich noch drei Tage vor seinem Lebensende einige Zeilen der Anschrift an einen Brief der Tochter empfangen. Wahrscheinlich war es das Letzte, was seine Hand geschrieben hat."

* * *

Über Rückerts Weggang von Berlin haben u. a. der damalige Geheimrat im Kultusministerium Johannes Schulze und Max Müller Mitteilungen gemacht, letzterer, neben Paul de Lagarde des Dichters intimster Schüler in Berlin, in seinen Erinnerungen in der Kosmopolis. Eine treffliche kline Studie über Rückerts Berliner Jahre, über die mannigfachen Enttäuschungen, die er erlebte und andererseits denen bereitete, die große Hoffnungen an seine Berufung geknüpft hatten, gibt Karpeles in seinem Literarischen Wanderbuch.

Friedrich Wilhelm IV. interessierte sich bekanntlich schon als Kronprinz lebhaft für den Dichter, und im Jahre nach seiner

Thronbesteigung erfolgte dessen Berufung nach Berlin unter den denkbar günstigsten Bedingungen (1841). Rückert brauchte nur im Winter Vorlesungen zu halten, konnte sich also im Sommer auf seinem geliebten Neuseß seiner Muse widmen. Mit Freuden nahm er an. War doch Berlin schon das Ziel seiner Jugendsehnsucht gewesen. Er hoffte, das literarische Leben der Hauptstadt zu beeinflussen, insbesondere — und darauf hatte man bei seiner Berufung wesentlich gerechnet — dem Theater eine neue Richtung zu geben; mit Begeisterung wandte er sich wieder dem Drama zu.

Es war dem König weit weniger um den Gelehrten zu tun gewesen, als vielmehr um den Dichter. Das akademische Lehramt entsprach übrigens nicht seiner Neigung. Die ihm in seltenem Maße verliehene Gabe, im Freundeskreise anzuregen und zu belehren, versagte, wenn er das Katheder bestieg. Von den Hunderten, die der Glanz seines Namens in seine Antrittsvorlesung geführt hatte, blieben ihm nur wenige treu. Für das heute in Blüte stehende Studium der orientalischen Sprachen gab es damals nicht ein Dutzend Zuhörer, und Max Müller mußte einmal zwei Kommilitonen werben, um ein Rückertsches Kolleg überhaupt zustande zu bringen.

Aber auch der Dichter faßte nicht Boden in Berlin. Nicht, daß es ihm an warmen Verehrern daselbst gefehlt hätte! Gerade hier wurde er viel gelesen und bewundert. Aber er paßte nicht in die damaligen Berliner Salons. Und von seinen dramatischen Absichten hat er nichts durchsetzen können. Tieck arbeitete ihm entgegen. Mit dem König kam es gerade hierüber zu keiner Verständigung, kaum zu einer Aussprache. Kein Wunder, daß sich Rückert sehr bald höchst unwohl fühlte.

Ich will nicht unterlassen, Rückerts ausdrückliche Erklärungen über seine Berliner Jahre hinzuzufügen. Sie enthalten mancherlei, was von den bisherigen Darstellungen abweicht. Es lag keine Indiskretion darin, daß er eines Tages mit der Sprache herausrückte. Der König war tot, die Sachen lagen weit hinter ihm.

Mit gutem Humor scherzte Rückert darüber, daß Friedrich Wilhelm an ihm im Grunde nur eine Art Pendant zu Alexander

von Humboldt zu haben wünschte. Zu dem wissenschaftlichen Gesellschafter sollte er als poetische Ergänzung treten. Auch zu mancherlei Etikettefragen, die nunmehr an seine urwüchsige Kern- und Kraftnatur gelegentlich unbequeme, ihm lächerlich erscheinende Forderungen stellten, lächelte er. Man sah ihm indes in dieser Hinsicht vieles nach. Das alles berührte ihn übrigens nicht. „Unangenehm aber wurden mir", so sagte er, „die Einladungen von all den hohen Herrschaften vom Hofe, namentlich zu den Abendgesellschaften. Die Sache selbst hat mir nur zu Anfang und ganz flüchtig einigen Spaß gemacht, aber bald, ach wie bald! war sie mir herzlich zuwider. Denn ich merkte ja auch sehr bald, daß sie mich nur als fremdartige Pagode, als Zierat ihrer Salons einluden, als Kuriosität zur Schau stellten. Anders der König. Der hatte mich wirklich persönlich gern, und ich gestehe, daß ich mich von ihm, trotz des demokratischen Tropfens in meinem Blute, in hohem Maße angezogen fühlte, wenn er mich natürlich etwas gönnerhaft, aber doch achtungsvoll ins Gespräch zog.

Wenn es nur eben beim König verblieben wäre! Aber wie gesagt: alle die andern, die mich als bonne prise betrachteten! Ich meine hier nicht die hochgebildete Weimaranerin, Prinzessin Augusta, die schon durch ihre Herkunft aus der Musenstadt ein besonderes Anrecht auf den Dichter Rückert zu haben glaubte und es mit liebenswürdigem Nachdruck zur Geltung brachte."

Kurz: es regnete Einladungen vom Hofe, wo er, man mochte ihn hinstellen, wo man wollte, bei aller Reserve, in die er sich hüllte, sobald er den Frack trug, eine prächtige Figur machte. Immer unleidiger wurde das dem Umworbenen. Er war keine Höflingsnatur. Ja, wenn er dadurch dem Ziele, das er durch seine Übersiedelung nach Berlin zu erreichen hoffte, nur einen Schritt näher gekommen wäre! Aber „anderen bloß zur Unterhaltung zu dienen, war mir nicht unterhaltlich, und je hochgeborner meine Umgebung, desto niedriger meine Stimmung, desto leerer mein Kopf, desto öder mein Herz."

Was der Hof gewann, verlor die Dichtkunst. Rückerts Unbehagen stieg bis zu körperlichem Sich-Unwohlfühlen. Er begann Krankheit vorzuschützen, um sich zurückziehen zu können; aber immer absagen wegen „Krankheit", das ging ihm auch gegen den Strich, denn abends sich krank melden und anderen Morgens Vorlesung halten — das war häßlich. — „Mein ganzes Leben auf eine Lüge zu stellen, das war mir entsetzlich." Ein echtes Rückertwort!

Auch in dem geselligen Kreise der Freunde, die Rückert und Frau Luise Donnerstags bei sich sahen, fand er nicht das Behagen, das in Neuseß von ihm ausstrahlte, und der Bekanntenkreis, in dem er selbst verkehrte, war nur ein kleiner. Bereits im Winter 1843—44 ließ er seine Familie auf seinem geliebten Koburger Landgut zurück, das er sich von Anfang an als buon retiro für seine alten Tage gedacht. Ein Glück für ihn, daß die Gattin seines Arztes, des Medizinalrates Robert Froriep, Wilhelmine, ihn treu bemutterte. In dem Heim der Familie Froriep (Behrenstraße 65) fühlte er sich von jeher im Berlin am wohlsten. Als sie im Februar 1846 nach Weimar übersiedelte, widmete er Frau Wilhelmine folgenden Abschiedsgruß:

„Laß mich Dir, Wohltätige,
An Wohltaten Stetige,
Küssen Deine Hand,
Die wohltuend labendlich
Mir geschenkt allabendlich
Voll der Schale Rand.

Die dem Nahen spendete
Und dem Fernen sendete
Früchte ausgesucht.
Dafür ewig schmücke Dich
Himmel und beglücke Dich
So mit Blüt als Frucht.

Deiner Anmut freue Dich,
Und die Huld nicht reue Dich,
Die Du ausgestreut.
Bei Dir mocht' ich gerne sein,
Und werd' ich Dir ferne sein,
Dank' ich Dir, wie heut."

Die Verlassenheit, die Rückert überfiel, nachdem diese ausgezeichneten Menschen fortgegangen waren, mochte ein übriges tun, um ihm den Berliner Aufenthalt noch mehr zu verleiden. Mit drastischer Anschaulichkeit schilderte er dem Freunde all seine damaligen Nöte und Enttäuschungen, wie verfehlt ihm in jeder Hinsicht sein Leben in der Hauptstadt erschien, und er schloß sein Bekenntnis: „In einer glücklichen Stunde, als ich den König mal allein hatte und dieser in einer seiner genial-gutherzigen Anwandlungen „volle Wahrheit" von mir forderte (allerdings auf einem anderen Gebiet, aber ich bezog es auf mich), da sagte ich ihm freimütig, wie es um mich stand, und bat um meine Entlassung. Der König sagte, er habe es sich immer gedacht, daß ich mich in Berlin nicht wohl fühle. Er wäre auch lieber wo anders.... Und daß ich lieber die Professur aufgeben als meine dichterische Stimmung einbüßen wolle — hm, ja, nun — das sähe er ein. Kurz und gut: er war mir nicht böse. Im Gegenteil!"

Zwei Tage vor Ausbruch der Märzrevolution verließ Rückert Berlin. Das Gesuch freilich, das er einige Wochen später an das Kultusministerium sandte, ihn von der Verpflichtung zu befreien, im Winter Vorlesungen halten zu müssen, konnte in dieser Form nicht genehmigt werden. Auf Veranlassung des Königs, an den sich der Dichter nun schriftlich wandte, wurde er mit der Hälfte seines Gehaltes, also mit 1500 Talern, in Gnaden pensioniert. Auch bei diesem Abschluß hat Friedrich Wilhelm dem Dichter seine Gewogenheit bewiesen, und er hat ihm dieselbe in der Folgezeit bewahrt. Dank der königlichen Hochherzigkeit und Einsicht war der Adler wieder freigeworden und konnte sich in dem verlassenen Nest dauernd ansiedeln.

Welches Glück ihm damit zuteil geworden, kann man aus der Verbitterung schließen, die sein „Winter in Berlin" offenbart, eine Reihe von 24 Gedichten, die er einmal in Berlin lediglich aus Versehen für das Liedgealbum (1843) hergegeben.

Es war für die Berliner nicht eben schmeichelhaft, daraus Rückerts Klage zu vernehmen:

Ein Zugvogel bin ich geworden
Zwischen Neuseß und Berlin;
Doch ich Dummer ziehe nach Norden,
Wenn die Klugen nach Süden ziehn!

Und arge Mißstimmung erregten die aus der Öde seines damaligen Junggesellenlebens begreiflichen Verse:

Wie ich mich hier behage?
Wie die Eul' am Mittage
In lärmender Krähen Schar. —
O, wär' in meiner Nacht ich einsam, wie ich war!

Wie frei sang Rückert dagegen nach überstandenem Winter:

Aus der staubigen Residenz
In den laubigen, frischen Lenz.
Aus dem tosenden Gassenschrei
In den kosenden, stillen Mai.

Aus dem rauschenden Opernsaal
Zu dem lauschenden Frühlingstal.
Aus dem glänzenden Waffenspuk
Zu dem kränzenden Blumenschmuck.

Aus dem häßlichen Stutzerfrack
Zu der läßlichen Gärtnerjack.
Aus der stickenden Menschenluft
Zum erquickenden Waldesduft.

Von der stockenden, stolzen Spree
Zu der lockenden Quell im Klee.
Aus der unendlichen Stadt Berlin
Zu meinem ländlichen Neuseß hin!

Als durch des Königs Vermittlung das Band zwischen Berlin und dem Dichter friedlich und für ihn befriedigend gelöst war, schloß er dieses Jubellied mit den Versen:

Wer sich rettete, dank's dem Glück!
Wie mich bettete mein Geschick,
Nicht beschönige du's zum Schein!
Deinem Könige dank es fein!

Eine schöne Fügung aber war's, die ihn mit Berlin aussöhnen mußte: Wilhelmine Froriep war ihm erst gütig-liebevoll

wie eine Mutter gewesen, und die Tochter Alma*) wurde die Gattin von Rückerts Sohn August und setzte dann als „Söhnerin" das anmutige Geschäft weiblicher Fürsorge gütig-liebevoll fort. Dafür besang sie aber auch der Greis am letzten Weihnachten seines Lebens, wenige Wochen vor seinem Tode, in überquellender Beredsamkeit mit einer Kunst und Sprachgewalt, die selbst bei diesem Dichter etwas Phänomenales hat. Es sind über ein halbes Hundert Zeilen, in denen alles gesagt ist, auch das scheinbar Trivialste, was z. B. der Krankenpflege anhaftet — und doch klingt jedes Wort an seiner Stelle wie Musik:

Meiner Schwiegertochter Alma (Christgeschenk 65).

Zeitungsbringerin,
Fliegenwedelschwingerin,
Sorgenabwenderin,
Trostredespenderin,
Leidens Abfragerin,
Besserungswahrsagerin,
Temperaturspürerin,
Feuernachschürerin,
Witterungskünderin,
Lampendochtanzünderin,
Morgenbegrüßerin,
Abendrastversüßerin,
Nachtvorleserin,
Bücheramtsverweserin,
Allzeitunterhalterin,
Gesprächsstoffsentfalterin,
Wunschablauscherin,
Dienstrollentauscherin,
Allesbeschickerin,
Allüberblickerin,
Allesbestreiterin,
Krankenkostbereiterin,
Festgabenbedenkerin,
Enkelzuspruchsenderin,
Ordnerin, Schmückerin,
Kopfkissenrückerin,
Pfeifenkopfstopferin,
Flaschenpfropfentpfropferin,
Schlummerbecherfüllerin,
Nachtruhanwünscherin,
Wenn ich wachensmatt bin,
Heimlich schwach schachmatt bin,
Treue Mitträgerin,
Mitpflegerin
Neben Deiner Schwägerin,
Schwiegerkind, Söhnerin,
Versöhnerin, Beschönerin,
Unbelohnt Taglöhnerin,
Allzeit frohe Frönerin,
Liebliche Verwöhnerin,
Nimm dies Liebeszeichen hin,
Wie ich Dir dankbar bin!

Neuseß, im Dezember 1865. Friedrich Rückert.

Der Dichter bedurfte liebevoller Pflege. „Der Vater kränkelt fortwährend," schreibt Marie Rückert am Ostermontag 1865, „der

*) Im Frühjahr 1903 kaufte die Nationalgallerie in Berlin das von Almas Schwester, Berta Froriep in Weimar, gemalte Originalbrustbild Rückerts an.

harte Winter hat ihn ſehr mitgenommen; doch ſchob ich's mehr auf ſeine Stimmung, die mit jeder Wolke trüb und jedem Sonnenſchein hell wird. — So zog ſich's denn eine Weile hin; endlich ſchickt' ich gegen ſeinen Willen eines Tages unſern Wagen ab, um den Bruder Doktor aus der Stadt zu holen; er war ganz erſchrocken über den vorgeſchrittenen Zuſtand des Übels. Dann kamen Tage, die entſetzlich waren, wo alles auf dem Spiele ſtand. Beide Doktoren kamen mehrmals des Tages. 12 Tage hat der Vater ganz im Bett gelegen, zum erſten Male im Leben. Seit 8 Tagen iſt er auf Stunden auf, und ſeit 2 Tagen kann er ſchon den halben Tag auf ſein. Doch geſtern, als wir in den Garten gehen wollten, bekam er auf der Treppe einen Ohnmachtsanfall, daß ich allein ihn gar nicht mehr unterſtützen konnte. Was ihm eigentlich fehlt, das ſagen ſie mir gar nicht ordentlich; doch beruhigen ſie mich ſehr, wenn ich beide Doktoren jetzt aufs Gewiſſen frage. Sie ſagen, es könne noch immer eine Weile ſo fortgehen, nur hoffen ſie, daß nichts „dazu käme". Was das für eine Zeit war, das können Sie denken, wo alles mir verloren war, — nur der eine Gedanke in der Seele. An Sie habe ich oft gedacht, ſelbſt in jenen Tagen. — Heut kommt nun das Buch und der böſe, böſe Brief. Da bricht denn die Sehnſucht durch, ich ſtehle mir ein paar Minuten ab. — Ich hätte weinen mögen über den Brief! Der hat weh getan! Sie wollen alſo nicht kommen? Die Tage und Wochen habe ich gezählt, ein Troſt war mir's im Winter und Schnee und allem Harm. Im Herbſt? Bis dahin! Es iſt gerad, als ſei die Welt bis dahin in einen Abgrund gefallen. — Der Vater dankt dem Profeſſor Lazarus herzlich und grüßt ebenſo Sie beide; ich ſoll heute die Rede ihm vorleſen.*) Der Vater iſt gerade ſo weit erholt, um ſich jetzt etwas unterhalten zu können, und da hab' ich denn im Einverſtändnis mit den Doktoren und auf ſeinen Wunſch unſern alten Stammgaſt, der jedes Jahr zweimal kommt, Profeſſor

*) Lazarus' Rektoratsrede „Über die Ideen in der Geſchichte".

Spiegel,*) zitiert, der heut noch eintreffen wird; vielleicht finde ich dann etwas Zeit, an Sie zu schreiben. Verzeihen Sie diese eiligen Worte. Es stehen tausend Grüße aus Herzensgrund für Sie darin. Ich bin und bleibe mit ganzer Liebe und Verehrung Ihre Marie Rückert."

Wenige Monate, nachdem Lazarus seine ihm unvergeßliche Geburtstagsfeier bei Rückert feierte, ging dieser dahin, am letzten Tag des ersten Monats 1866:

Hörst du, zagendes Herz, die flüsternden Stimmen der Engel?
Lösche die Lampe getrost, hülle in Frieden dich ein!"

Nach dem Tode Rückerts galt die Sorge der Hinterbliebenen der Erhaltung von Neuseß als Familiengut. Es umfaßte ein Areal von annähernd 350 Morgen und repräsentierte Anfang der siebziger Jahre einen Wert von 313000 M. — Es war nicht schuldenfrei, und Zinsen, Steuern forderten ohne die Erhaltungskosten jährlich etwa 9000 M. Die Erben sahen sich vor die Alternative gestellt, entweder neue Schulden zu machen oder das von Rückert hinterlassene Anwesen zu veräußern, — ein Gedanke, der die Freunde des Dichters mit Unwillen und Wehmut erfüllte.

Darauf bezieht sich ein ausgedehnter Briefwechsel zwischen den näheren Familienmitgliedern und Lazarus. Er hatte u. a. den Vorschlag gemacht, „daß ein Bankier unter der Protektion eines Fürsten die Aufbringung der nötigen Kapitalien in die Hand nehmen möge", — aber er erfuhr, daß auf den nächstbeteiligten Fürsten von Koburg nicht zu rechnen sei. Mit drastischer Offenherzigkeit gibt Marie Rückert die Gründe dafür an; Alma aber schreibt, nachdem fast zwei Jahrzehnte in Sorgen, Ungewißheit und vielfachen Bemühungen darüber hingegangen, im September 1887:

„Ich würde mich scheuen, Sie, verehrter Herr, mit unserer Angelegenheit zu belästigen, wenn ich nicht wüßte, wie treu befreundet Sie mit meinem lieben Schwiegervater waren. Es sind sehr viele Jahre dahingegangen, allein ich trage in schönster Erinnerung die Stunden, in welchen ich Sie, verehrter Herr, hier

*) Friedrich Spiegel, Orientalist (1820-1905), seit 1849 Professor in Erlangen.

bei meinem Schwiegervater sah. Ach! Sie wissen es, wie sehr der Dichter sein Neuseß liebte! Wie schön hat er es besungen, wie rührend die Hoffnung ausgesprochen, daß in späten Jahren es *seine* Enkel sein würden, die hier durch seine Fluren gehen:

Wer wird in hundert Jahren
Hier gehn durch seine Flur?
Ich kann es wohl gewahren:
Von mir ein Enkel nur.
Er freuet sich des Raumes,
Des weiten Segens voll,
Und jedes jungen Baumes,
Der Frucht ihm tragen soll.
Da denkt er an den Alten,
Der ihm den Namen gab,
Und sagt: Wir wollen halten
In Ehren dessen Grab.

Es war ja der heißeste Wunsch des Dichters, seine „kleine Freudenfrohburg, Ehrenburg und Residenz" zu erhalten,

Wo ich, was ich strebt', erstrebte,
Wo ich, was ich rang', errang,
Meinen Liebesfrühling lebte,
Meinen Liebesfrühling sang!

Wie groß ist die Verehrung für diesen unseren geliebtesten Dichter! Es werden ihm Denkmale gesetzt — „Denkmale von Stein" — wie er sie haßte!*) Sollte es nicht möglich sein, ihm

*) In seinen „Vermischten Gedichten" schreibt er unter der Überschrift: „Er kann sich nicht wehren":

Seh' ich solch einen eh'rnen Mann
Oder aus Stein gehau'nen,
Der draußen sich nicht wehren kann
Vor Wind und Wetterlaunen,
Wie ihm der Bart von Eise starrt
Und Schnee ihm krönt die Scheitel,
So denk' ich, solch ein Ruhm ist hart,
Und wer ihn wünscht, ist eitel.
Bewahre Gott vor solchem mich,
Daß ich zu Tode frieren
Mich müss' im Tod und jämmerlich
Ein ödes Plätzchen zieren.

das schönste Denkmal zu setzen in der Erfüllung seines Lieblingswunsches? Es gibt so viele reiche Leute; sollten nicht 100 darunter sein, die jährlich dem Dichter einige Mark Zinsen opfern möchten für einige Jahre? Ich bin es überzeugt; allein es ist schwer, diese Glücklichen zu finden und zu gewinnen. Werden wir uns geirrt haben, wenn wir auf Ihre Hilfe bauten? Ich glaube es nicht, nach dem wie ich Sie kenne, persönlich, wie auch aus Ihren schönen, humanen Schriften. Ach, es wäre zu hart, wenn schon nach zwanzig Jahren des Scheidens unseres Rückert all seine Erinnerungen zerstört würden durch fremde Hände! Und doch ist es bei den traurigen Verhältnissen, unter welchen unsere Landwirtschaft seufzt, unmöglich, das Besitztum ohne die Hilfe, um die wir hier bitten, zu erhalten — trotz aller Mühe, aller Arbeit, aller Entbehrung, wie wir sie seit Jahren auf uns genommen."

Den Fürsten, dem es Dankespflicht hätte sein müssen, für Erhaltung von Neuseß pietätvoll einzutreten, schildert auch Frau Alma als gänzlich unzugänglich. Was der Dichter für die Verherrlichung seines Hauses gesungen, war verklungen, vergessen der Jubel, den er dem Herzog bewundernd gezollt hatte. „Ich habe," so schreibt sie, es einmal probiert, ihn für unsere Angelegenheiten zu interessieren, allein es war vergebens. Auch Marie ist der Ansicht, welche sich auf Erfahrungen stützt, daß von unserm Herzog gar nichts zu erwarten ist." Sie fährt dann fort: „Vor einigen Jahren haben die beiden alten Freunde des Dichters, die jetzt nicht mehr unter den Lebenden wandeln, Geh. Rat Meyer*) und Stockmar, sich an den Kaiser gewendet, leider ohne Erfolg . . ."

Dringend bittet sie um Entschuldigung wegen der „abermaligen Belästigung; allein wie wichtig die Sache für uns ist, verstehen Sie bei Ihrer treuen Freundschaft für die Familie des Dichters, im Andenken an diesen, welcher Ihnen so innig befreundet war! Ich

*) Geh. Rat Meyer, zu den „Intimen" der Tagesgesellschaften bei der Kaiserin Augusta gehörend und ständiger Teilnehmer an den berühmten kleinen Diners bei Gruner.

darf doch kein Mittel unversucht lassen, um Neuseß zu erhalten. Man würde mir mit Recht später einmal Vorwürfe machen, wenn Neuseß verkauft und seine Erinnerungen zerstört wären!"

Umgehend erhielt sie von Lazarus Rat zu weiteren Schritten, und endlich sah die „treue Mitträgerin" ihre Ausdauer belohnt. Dank den Bemühungen der Freunde wurden endlich Finanzleute gewonnen, welche durch begünstigende geschäftliche Beteiligung die Erhaltung des durch Rückert mit poetischem Nimbus umwobenen Neuseß ermöglichten, bis es schließlich einem Enkel des Dichters beschieden war, sich sorgenfrei des Besitzes zu erfreuen. Auch andere Schatten lagerten zeitweise auf dem hinterlassenen Hause Rückerts; seine Pflegerin und Hüterin Marie bewahrte dem Andenken des toten Vaters eine bis zur Krankhaftigkeit gesteigerte Hingebung. Kummer, Sehnsucht und Grübelei umdüsterten fast ihren reichen, beweglichen Geist. Ein rührender Brief Mariens an Lazarus schildert ihre Seelenqualen und schließt mit der Bitte, auf kurze Zeit das befreundete Ehepaar besuchen zu dürfen: „O dürfte ich zu Ihnen kommen! Auf einige Tage nur! O, erlauben Sie es mir! Ich hoffe so viel von Ihnen, Trost, Mut! Und wieder an gute, edle Menschen glauben lernen! Bitte, geben Sie mir Antwort! — Leben Sie wohl und verzeihen Sie mir!"

Was tun? Wo die Gastfreundschaft Heischende aufnehmen? Man sann hin und her. Es schien nicht möglich, und doch ging's.

Obwohl im Berliner Heim des Philosophen nicht der kleinste Raum als „Fremdenstube" hätte improvisiert werden können, wurde es doch möglich gemacht, die sehnsüchtig Bittende unterzubringen. Sie nahm eben fürlieb mit einem kurzen Sofa in dem engen Arbeitszimmer des Hausherrn, an der Wand zwischen dem Fenster, das zum Königsplatz hinaussah, und der Tür, die in das Wohnzimmer führte. Hier kampierte die Tochter des Dichters länger als drei Wochen und fühlte sich geborgen und glücklich. —

Wenn je ein „Logierbesuch" ein Symptom gegenseitigen Vertrauens und herzlicher Zuneigung war, so war es hier der Fall.

Marie gewann in der Tat durch den sanften Umgang und die besonnene Führung der Freunde ihre Fassung und damit einen Teil ihrer Gemütsruhe und Gesundheit wieder.

Nach Jahren schrieb die Wiedergenesene einmal:

Neuseß, Okt. 15. 1894.

Hochverehrter, geliebter Herr Professor!

Eine so lange Zeit, ein ganzes Stück Leben liegt dazwischen, daß ich nichts mehr direkt von Ihnen gehört habe. Meine eigene Schuld! — Ich wußte, daß Sie segnend wirkend weiterleben, und damit begnügte ich mich, denn ich bin mit dem Alter und durch schwache Augen recht schreib- und auch lesemüde geworden. Aber nie habe ich auch nur einen Augenblick aufgehört, an Sie und Ihre Frau mit aller Liebe und Treue, Verehrung und ewiger Dankbarkeit zu denken. Vielfach bin ich an Sie gebunden, auch durch die Liebe, die mein Vater — um den ich noch heute dieselben schmerzlichen Tränen weine, wie am Tage seines Abschiedes — die er für Sie gehegt! und die Sie erwidert hatten, ach, in so reichem Maße! Könnte ich doch noch in meinem einsamen Alter ein liebes und leuchtendes Wort von Ihnen vernehmen, wie wohl würde mir dieses tun! Denn ich verschmachte oft nach solch einem Wort, wie ich es aus meines Vaters Munde so oft gehört, und immer zur rechten Stunde; Worte, die wie ein heller Blitz eine finstere Nacht erleuchteten. Jetzt ist es oft Nacht in mir. Zweifel und Grübeleien trüben meine Hoffnung — meine einzige Hoffnung: meinen Heißgeliebten wiederzusehen! — — Die jetzige Zeitrichtung ist für uns alle wenig tröstend, wenig erquicklich . . .

Aufs neue bin ich in Dank Ihnen verbunden. Mein Leben ist durch Ihre Güte, die Sie mit anderen guten Menschen vereinten, zu einem in seiner Art befriedigten geworden. Aus peinlichen Sorgen bin ich zu einer gewissen Behaglichkeit und Ruhe gelangt. Ach, ich danke es Ihnen und jenen vortrefflichen Menschen mit meinem ganzen Sein und Leben.

Für den Reſt meines Daſeins ſind nun meine Sorgen mir genommen, und ich kann ungeſtört dem Andenken meiner geſchiedenen Liebſten leben und ihre Ruheſtätten pflegen: mein einziger Lebenszweck, um den ich gerne lebe. — Und ſchließlich fleht ſie wieder:

O, bitte! ſchreiben Sie mir einmal — nach langer Öde eine Erquickung! —

Ihre Sie hochverehrende, dankbare

Marie Rückert.

Ein Brief vom 6. Januar 1905 zeigt unverminderte Wärme der Geſinnung, aber die Hoffnung, von Marie Rückert Lazarusbriefe an den Dichter zu erhalten, hat ſich nicht erfüllt.

„Einer der edelſten Menſchen ſeiner Zeit", ſo ſchreibt ſie, „hat Prof. Lazarus meinem Vater nahe geſtanden, ja, er ward von ihm lieb und wert gehalten. Aber leider! es war nicht die Gewohnheit meines Vaters, Briefe oder auch wertvolle Dokumente aufzubewahren: alles wurde ſofort vernichtet, es haben ſich unendlich wertvolle Dinge verloren. Ein großer Verluſt, ſchon vielfach bedauert, für ſeinen Biographen ſowohl wie für ſeine Nachkommen und Freunde."

Innig ſchön iſt das ihren geliebten Toten gewidmete Wort: „Sie ſind mir geſtern geſtorben und leben heute wieder."

* * *

Unter Lazarus' Papieren befinden ſich zwei Rückert gewidmete Blätter, mit kurzen Notizen, wie er ſie gewöhnlich ſeinen Vorträgen zugrunde legte. Sie zeigen, wie liebevoll ſich Lazarus in Rückerts Weſen und Wirken verſenkt hat, zugleich auch, wie verwandten Geiſtes die beiden Männer waren. Das Bild des Philoſophen ſpiegelt ſich teilweiſe in dem des befreundeten Dichters wieder. Lazarus war Meiſter in der Kunſt zu charakteriſieren. Um ſo bedauerlicher iſt es, daß eine offenbar geplante Skizze nicht ausgeführt iſt, welche die beglückendſten Erinnerungen verklärt hätten.

Nicht ein Zufall, sondern Rückerts Wunsch hat ihm Lazarus zugeführt, den die Völkerpsychologie damals in das Studium der Weltliteratur eindringen ließ. Auf diesem Gebiete war Rückert Meister. Wie ein König erschien dem jugendlichen Philosophen der Mann, dem alle Kulturvölker und alle Kulturstufen zu dem Reichtum seines Geistes steuerten. „Nicht bloß als eine Erzählung, als ein Historisches kannte er Schöpfungen aller Genien der Erde, sondern sie lebten in ihm wieder auf, und er hat sie dem deutschen Geiste angeeignet. Groß gezogen am klassischen Geist und geschult durch alle Formen der griechischen und römischen Dichtung, vermochte er dann die uralten Lieder der Chinesen, die Hymnen der Inder und ihre Götter- und Heroensagen, die Königsbücher der Perser, den Witz der Araber, aber auch mit markerschütternder Gewalt die Reden des Jesaias, die Psalmen, die Ossianlieder zu übersetzen.

Durch die lebensvolle Durchdringung fremder Volksgeister wurde sein Gemüt nicht erkältet, dem eigenen nicht entfremdet. Sein Liebesfrühling ist der ewige Liebesfrühling für alle, deren Herz von der sinnlichen Gewalt bis zu den höchsten und reinsten Rhythmen der Seele sich erheben wird. Und wie er in der Jugend die geharnischten Sonette sang, so im Alter die Schleswig-Holsteinschen Lieder."

Lazarus bewundert Rückerts Universalität. „Bei der Teilung der Erde kam der Poet zu spät, die Welt ist weggegeben. Zeus tröstet ihn:

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

Aber auch im Himmel haben die Dichter jeder sich ein besonderes Plätzchen gesucht. Rückert hat seine ganze Welt poetisch verklärt, er hob die ganze Erde in den Himmel der Poesie: er lohnt dem Vogel im Käfig den Gesang mit seinem Liede, er besingt den Weinberg, den er gepflanzt, das Kind, das geboren wird und das der Ewigkeit zurückgegebene, jede schöpferische Leistung, jedes Volk. Wäre alles Gedächtnis der Menschheit verlöscht und seine Werke blieben: man würde den großen Gang der Geschichte und ihre

Höhe darin erkennen und von allem Hohen und Tiefen ein Zeugnis darin finden. Aufs neue belebt er alle alten Kulturen, er verſteht die neue, ahnt und erſehnt die zukünftige. Aller Künſte Weſen iſt ihm aufgegangen. Das Künſtlerfeſt in Rom gibt davon Zeugnis. Die Ausprägung aller Gedanken in poetiſche Form hat etwas Urtümliches, denn überall geht Poeſie der Proſa voran, d. h. das Gleichgewicht zwiſchen Inhalt und Form kommt vor dem Überwiegen des Inhaltes. Rückert ſpielt auch mit der Form, umgibt das Alltägliche und Proſaiſche mit ihr. (Gedicht an Alma.) Die Griechen ſagten: Wenn die Götter reden, ſo reden ſie mit der Anmut Platos. Wir dürften mit beſſerem Recht ſagen: Wenn der Genius der Menſchheit, der in viele Sprachen geſpaltenen Menſchheit, redet, dann ſpricht er in den vielgewandten, allen entlehnten Formen Rückerts. Er trieb das Überſetzen, Aneignen nicht als eine Kunſt, als einen Beruf, ſondern es war eben ſein Leben. Die Vorrede zur Hamaſa ſpricht deutlich das Ziel aus, den Geiſt des Oſtens mit dem Weſten zu vermählen:

Wann erſt der Menſchheit Glieder, die zerſtreuten,
Geſammelt ſind ans europä'ſche Herz,
Wird ſein ein neues Paradies gewonnen,
So gut es blühn kann unterm Strahl der Sonnen.

Rückerts einzige Schranke, daß er ganz ein lyriſcher Dichter war, zeigt ſich, wo er dem Drama ſich zuwendet. Aber all ſein Dichten iſt rein und fleckenlos wie ſein Charakter.

Jedes Volk hat ſeinen Heros, der auf der Höhe ſeiner Kultur ſteht und zum Maßſtab wird, nicht als ein leeres Ideal, ſondern als verwirklichte Idee. In Rückert aber hatten die Höhepunkte aller Kulturen noch einmal lebendige Geſtalt gewonnen, zum erſtenmal hat die Menſchheit als Kulturgeſellſchaft und Quelle der Kulturſchöpfung in ihm alle Höhen zugleich erſtiegen."

* * *

Inmitten der Notizen über Rückert ſchreibt Lazarus:

„Wenn die Vorſehung ein Volk begünſtigt, dann läßt ſie ſeine großen Menſchen zu hohen Jahren kommen. Nicht nur, daß

ſie, die Spender der Geiſtesgaben, reifer und reicher werden; ſondern wir ſelbſt erfahren Veredlung im Gefühl der Verehrung, der Pietät, der Dankbarkeit.

Dankbarkeit! Wie ſchwer entſchließen wir uns zu verehrender Hingebung! Und wenn die Anerkennung ſchon unbeſtreitbar und unbeſtritten iſt, dann folgen wir immer noch in bezug auf die Dankbarkeit keinem andern Geſetz als dem der — Trägheit."

War es nur dieſe Trägheit, die Lazarus ſo ſelten Dankbarkeit erleben ließ? Wie er Dankbarkeit übte — „Zweck des Daſeins" nennt er ſie einmal — zeigt ſein Verhältnis zu Rückert.

Zweites Kapitel.

Gottfried Keller.

Leipzig, 24. November 1891.

Diese seit etwa dreißig Jahren angesammelten Antiquariatskataloge, welche Staubfänger und Raumfresser! — Gestern morgen, als es noch zu früh zum Hinübergehen war,*) bereitete ich ihnen ein ehrenvolles Begräbnis in den läuternden Flammen meines Öfchens, dieses damit in doppelte Glut versetzend. Indem ich nun die vergilbten Hefte durchblättere, um etwa darin Verirrtes und Vergessenes vor unverdientem Flammentode zu retten, finde ich u. a. ein „Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes" vom 7. August 1856 mit einem kritischen Leitartikel: „Die Leute von Seldwyla, Erzählungen von Gottfried Keller." — Da heißt es von diesen eigenartigen Darstellungen aus dem Kleinleben eines kulturhistorisch so bedeutsamen Volkes:

„Die Erzählungen sind das Erzeugnis einer ebenso ursprünglichen als vollkräftigen Dichternatur; den Charakter derselben kann man, die richtige Fassung des Begriffes vorausgesetzt, als einen gelinden Humor bezeichnen, d. h. als einen solchen, welcher nicht in gewaltigen Sprüngen sich zwischen den Reichen des Idealen und Realen, des Erhabenen und des Komischen hin und her bewegt, sondern auf der mittleren Linie des wirklichen Lebens einen anmutigen Gang geht. Der Erfolg dieser gesunden und gelinden humoristischen Weltanschauung ist es, die Poesie und die Freude des wirklichen Lebens darin zu finden, zu enthüllen und darzu-

*) S. Schluß des Kapitels „Berliner Erinnerungen".

ſtellen, daß neben dem Kleinen das Große, neben dem Schwachen und Fehlerhaften das Anziehende und Liebenswürdige, neben dem Einfachen und Alltäglichen das Tiefe und Mächtige, das Ergreifende und Gewaltige der inneren Menſchennatur zutage tritt.

Dem echten Humor iſt es immer eigen, und unſer Gottfried Keller verſteht es ganz vorzüglich, ſeine poetiſchen Geſtalten mit der ſchärfſten und feinſten pragmatiſchen Wahrheit zu entwickeln; dadurch wird der Menſch und das Menſchliche unmittelbar im ganzen wie im einzelnen zum Gegenſtand des Humors, weil eben auf die kleinen und feinen Anfänge der Bildung der Individualität zurückgegangen, ihre Größe und Bedeutung zugleich und zum Teil daraus begriffen, ihre mannigfaltige Äußerungsweiſe zugleich erkannt und erklärt wird. Darum wird dieſe poetiſche Geſtaltungsform immer ſo anziehend, ſo erquickend und erhebend ſein, ſo ganz und gar an das Herz des Leſers ſich anſchmiegen, wenn ſie nur wirklich, wie es hier geſchehen iſt, einerſeits bis in jene kleinſten Verzweigungen der Lebenswurzeln der Individualität hinabſteigt, andererſeits zu einer blühenden und fruchttragenden Krone derſelben ſich erhebt; im Spiegel der Wirklichkeit zeigt ſie dann gleichzeitig die Sehnſucht und den Aufſchwung des idealen Lebens.“ Wer mochte das geſchrieben haben? Am Schluß der dreieinhalb Spalten langen Beſprechung ſtand kein Name, nicht einmal ein Zeichen. Wegen dieſes geretteten Literaturblattes befragte ich Lazarus, und meine Ahnung erfüllte ſich: er hat dieſe Beſprechung geſchrieben, ja noch eine ganze Reihe anderer; denn er war von der Redaktion gebeten worden, alles, was ſich auf pſychologiſcher Grundlage aufbaute, und ſpeziell das Gebiet des Humors zu rezenſieren. Redakteur war der in bezug auf wertvolle Manuſkripte nimmerſatte Dichter, Lebenskünſtler und Jugendfreund Lazarus', der friſche, freie und fröhliche Friedrich Eggers.

Auerbach — immer auf dem Poſten, wenn es galt, Menſchen anzunähern — ſchickte dieſe Kritik Gottfried Kellers nach Zürich, und auch Paul Heyſe hatte ihm bereits eine Nummer zugeſendet. So erfuhr der Dichter, wer ſein Kritiker ſei, und es knüpfte ſich

daran ein Briefwechsel, der die Brücke bildete zu der später stattfindenden persönlichen Bekanntschaft. Keller war nach Bern gekommen, um Lazarus, der dort bereits als Professor an der Universität wirkte, aufzusuchen, fand ihn aber nicht anwesend. Erst der Gegenbesuch, den Lazarus ihm in Zürich machte, vermittelte die Begegnung. Keller, damals auf der Höhe seines Schaffens, bewohnte in absichtlich gewählter unbequemer Ferne von der Stadt ein ländliches Gartenhaus, von oben bis unten grün umrankt und bewachsen, nur die Fenster schauten aus der grünen Bekleidung heraus: es war so recht ein stimmungsvolles Heim für den Dichter des „Grünen Heinrich".*) Hier hauste der Junggeselle — der es geblieben sein Leben lang — mit einer Schwester, einer „Martha", wie sie im Buche steht, in lauschiger Abgeschiedenheit. Nachdem Lazarus ihn begrüßt, schien es doch, als habe der Weltflüchtling schier das Sprechen verlernt, so lange schwieg er still. Dann plötzlich aber taute er auf, und die Rede strömte nur so von seinen Lippen! Lazarus hatte zu Anfang scherzend bemerkt, daß der neue Vertreter der Philosophie in der Bundesstadt bei der schweizerischen Dichtung seine Karte abgeben wolle; darauf kam Keller zurück und erging sich in launig-ernsthaften Bemerkungen über die Wechselwirkung zwischen Philosophie und Poesie.

---

*) Unlängst fand ich eine literarische Reminiszenz, die für gewisse Schattenseiten im Verhältnis zwischen Schriftsteller und Verleger lehrreich genug ist, um sie hier zu wiederholen. Ludwig Pietsch erzählt in seinen Erinnerungen aus den fünfziger Jahren in bezug auf den „Grünen Heinrich" und seinen unmotivierten Schluß: „Ich begriff nicht, was den Dichter dazu veranlaßt haben könne, den bis dahin so folgerecht und kunstvoll gesponnenen Faden seiner Erzählung so willkürlich zu zerreißen. Frau Duncker löste mir das Rätsel nach Kellers eigenen Mitteilungen. Der Verleger Vieweg sei ungeduldig geworden, weil der Roman gar zu lang zu werden drohte. Er habe diktatorisch „Schluß!" verlangt, und Keller habe sich endlich zu dem von ihm geforderten Opfer seines Intellekts bestimmen lassen und seinen Heinrich ganz wider die ursprüngliche Absicht und ohne innere Veranlassung vom Leben zum Tode gebracht, wo das rechte Leben erst für ihn beginnen zu wollen schien. Seitdem hieß es unter uns, der Grüne Heinrich sei eigentlich gar nicht am Herzschlag, sondern „am Vieweg" gestorben."

Die neuen Bekannten ſchieden wie alte Freunde voneinander. Später ſtand Lazarus dem neugewonnenen Freunde nicht nur unentwegt treu zur Seite, ſondern er erſchien eines Tages ſogar als Abgeſandter auf Exekution.

Gottfried Keller hatte für Auerbachs Volkskalender die Novelle: „Das Fähnlein der ſieben Aufrechten“ verſprochen. Allmählich hatte er ſeine wunderlich betitelte Geſchichte ſo ziemlich fertiggeſchrieben, — ſie wurde zur Perle unter den Züricher Novellen, vielleicht die Perle ſämtlicher Werke Kellers. Man leſe nur die Eingangsſchilderung des Meiſters Hediger, eines der „ſieben Aufrechten“ und ihres eigentlichen geiſtigen Führers. Sie mutet faſt wie Selbſtporträt an, deshalb ſetze ich die paar Zeilen gleich her:

„Er ſah eher einem Squatter*) als einem Schneider ähnlich; ein kräftiges und verſtändiges Geſicht mit ſtarkem Backenbart von einem mächtigen kahlen Schädel überwölbt, neigte ſich über die Zeitung „Der ſchweizeriſche Republikaner“ und las mit kritiſchem Ausdruck den Hauptartikel. Von dieſem Republikaner ſtanden mindeſtens fünfundzwanzig Foliobände, wohl gebunden, in einem kleinen Glasſchrank von Nußbaum, und ſie enthielten faſt nichts, das Hediger ſeit fünfundzwanzig Jahren nicht miterlebt und mit durchgekämpft hätte. Außerdem ſtand ein „Rotteck“ in dem Schrank, eine Schweizer Geſchichte von Johannes Müller und eine Handvoll politiſcher Flugſchriften und dergleichen; ein geographiſcher Atlas und ein Mäppchen voll Karikaturen und Pasquille, Denkmäler bitterer, leidenſchaftlicher Tage, lagen auf dem unterſten Brett. Die Wand des Zimmerchens war geſchmückt mit den Bildniſſen von Kolumbus, von Zwingli, von Hutten, Waſhington und Robespierre; denn er verſtand keinen Spaß und billigte nachträglich die Schreckenszeit. Außer dieſen Welthelden ſchmückten die Wand noch einige ſchweizeriſche Fortſchrittsleute mit der beigefügten Handſchrift in höchſt erbaulichen und weitläufigen Denkſprüchen,

*) Ein im Urwald rodender Farmer.

ordentlichen kleinen Aufſätzchen. Am Bücherſchrank aber lehnte eine gut erhaltene, blanke Ordonnanzflinte, behängt mit einem kurzen Seitengewehr und einer Patrontaſche, worin zu jeder Zeit dreißig ſcharfe Patronen ſteckten. Das war ſein Jagdgewehr, womit er nicht auf Haſen und Rebhühner, ſondern auf Ariſtokraten und Jeſuiten, auf Verfaſſungsbrecher und Volksverräter Jagd machte. Bis jetzt hatte ihn ein freundlicher Stern bewahrt, daß er noch kein Blut vergoſſen, aus Mangel an Gelegenheit; dennoch hatte er die Flinte ſchon mehr als einmal ergriffen und war damit auf den Platz geeilt, da es noch die Zeit der Putſche war, und das Gewehr mußte unverrückt zwiſchen Bett und Schrank ſtehen bleiben; „denn“ — pflegte er oft zu ſagen — „keine Regierung und keine Bataillone vermögen Recht und Freiheit zu ſchützen, wo der Bürger nicht imſtande iſt, ſelber vor die Haustüre zu treten und nachzuſehen, was es gäbe.“

Welche Welt im kleinen! — Ein wahres, weites Zeitgemälde entrollt ſich dem ſinnenden Geiſt in dieſer nur wenige Zeilen umfaſſenden Schilderung. Ein hiſtoriſches Zeitgemälde, eine kleinbürgerliche Idylle, die Charakterzeichnung eines beſonders veranlagten Mannes aus dem Volk und wiederum ein ganz natürliches, ſchlichtes Menſchenkind mit faſt naiver Empfindung bei aller trotzigen Selbſtherrlichkeit des Republikaners.

Und wie Hediger, ſo die anderen „Aufrechten“ und gar das köſtlich anmutig-humoriſtiſche Liebespaar: der feurige, aber beſcheidene Karl, die ſchalkhafte und energiſche Hermine!

Es ließ ſich denken, daß der ſo leicht für alles Schöne und Gute entflammte Auerbach die Vollendung der Novelle kaum erwarten konnte. Gerade für den Jahrgang 1861 hatte er ſoviel Mühe aufgewendet! ſo lange in Redaktionsnöten geſchwebt! — Und endlich konnte er, der ſo vielfach für ſeinen Eifer, dem leſenden Volk wirklich etwas Gediegenes, Verſtändliches und Verſtändniswürdiges zu bieten, gerechten Lohn erwarten durfte, endlich konnte er auf eine Reihe namhafter „Beiträger“ blicken: Berthold

Sigismund*) schrieb ihm eine zeitgeschichtliche, sehr lesenswerte Skizze: „Weltgeschichte im Dorf"; Karl Andree schilderte in ebenso leichtfaßlicher als bedeutsamer Weise: „Natürliche Grenzen und was daran hängt", mit Anlehnung an das Jahr 1790, als am Rhein ein Gewimmel von Staaten bestand, die sich überlebt hatten; A. Bernstein verschmolz in seiner Plauderei: „Ein alltägliches Gespräch" eine Menge feinfühliger und scharfsinniger Bemerkungen über alles Mögliche, wie die Uhr, den Wochenmarkt, das Geld, gewohnte Dinge, die doch eine fast unmeßbare Kulturhöhe der Menschheit bezeichnen; Rudolf Virchow spendete aus dem Jahr der Ungnade 1849: „Wie der Mensch wächst" und zeigt sich als ein wahrhaft poetischer Naturdarsteller. Auerbach selbst hatte seine beiden köstlichen Erzählungen: „Zwei Feuerreiter" und „Der Blitzschlosser von Wittenberg" mit Illustrationen von Adolf Menzel seinem Kalender gewidmet, nun fehlte immer noch der längst vorbereitete und erwartete Beitrag Gottfried Kellers. Mahnungen fruchteten nichts. Der Züricher Dichter, körperlich gedrungen und schwerfällig, war auch in Entschluß und Arbeitsweise von echt schweizerischer Bedachtsamkeit und „urchig", nennt es der Schweizer, will soviel sagen wie urhaft, ursprünglich; nicht ohne Grund stand er im Rufe einer gewissen Trägheit, die ihn hinderte, das zu erfüllen, was er in seiner Gutmütigkeit leicht und gern versprach. — Auerbach war in heller Verzweiflung! Der Druck des Kalenders sollte beginnen, und noch hatte er die versprochene beste Nummer desselben nicht in Händen. Er wußte, daß Lazarus das Eidgenössische Gesangsfest in Chur besuchen wollte, und bat ihn himmelhoch, bei dieser Gelegenheit Gottfried Keller zu bestimmen, schleunigst das Manuskript einzusenden,

*) Der scharfe und feine Beobachter der Entwickelung des Kindes in seinem Buch: „Kind und Welt". Als vielbeschäftigter Familienarzt in einer thüringischen Hauptstadt fand er vielfache Gelegenheit, die aufwachsenden Kleinen zu studieren. Aber er fügte als einer der ersten auf diesem Gebiet zur einfachen Beobachtung des Kindes auch das psychologische Experiment, um hinter die inneren Vorgänge in der kindlichen Seele zu kommen.

ſeine eigenen humoriſtiſch-tragiſchen Bitten und Ermahnungen hätten bisher nichts genützt. Lazarus verabredete nun mit Keller, gemeinſchaftlich nach Chur zu fahren, was jener mit Freude annahm; aber ſeine Freude wandelte ſich in Beſtürzung, als er die Bedingung hörte, unter welcher der Freund mit ihm die Reiſe antreten wollte: ſofortige Fertigſtellung der Novelle und Abſendung durch die Poſt noch vor der gemeinſamen Abfahrt.

Keller erklärte trocken, es ſei eine Sache der Unmöglichkeit, den Schluß ſo ſchnell zu ſchreiben. Im Kopf ſtände ja das Ding ſo ziemlich fertig, aber wenn's aufs Papier gebracht werden ſolle, da fielen ihm immer noch hunderterlei Kreuz- und Querlichter ein, welche die Geſchichte noch heller und ſchärfer beleuchteten, und da käme dann das Überlegen und Zögern und —

„Gut, ſo bleiben wir zu Hauſe!"

Keller fuhr auf: „I wo!"

„Oder warten bis übermorgen. Dann kommen wir noch zurecht." (Die Feſte dauern gewöhnlich drei bis vier Tage.)

Keller ſah, daß es dem Freunde ernſt ſei; er ſtieß einen großen Seufzer aus. Jener aber blieb ungerührt. Er erklärte, daß Keller nicht mit nach Chur dürfe, wenn nicht vorher die Geſchichte an Auerbach expediert worden ſei.

„Ja, ja, ich werde ſie in die Poſt ſtecken."

„Nein, ich werde, und zwar rekommandiert, und wenn ich das Rezepiſſe hier in meiner Bruſttaſche verwahrt haben werde, dann können wir losfahren."

„Ach, Sie wiſſen ja nicht!" und Keller begann nochmals ſeine Nöte wegen des Schluſſes zu demonſtrieren.

„Ich denke, die Wahl wird Ihnen ſchwer?"

„Das iſt es ja! Aber ich kann alles nicht brauchen. Es paßt alles nicht. Der Schluß! Der Schluß! Ich kann keinen Schluß finden!" rief der Dichter wie verzweifelt und fuhr ſich mit beiden Händen in das krauſe Haar.

Lazarus gab ihm einen Rat. Wie elektriſiert ſprang jener auf.

„Ha! das ist gut!“ — Erst stand er wie perplex, dann rief er heftig: „Aber jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen, fort, fort, fort! — Morgen früh ist die Geschichte fertig!“

Eiligst und lachend empfahl sich der unerbittliche Mahner, und Keller stürzte an den Schreibtisch . . .

Wenn er sich einmal zur Arbeit entschlossen, konnte er festsitzen. Er saß schreibend bis in die Nacht hinein, und am anderen Morgen erschien er triumphierend, von weitem schon mit dem Postschein hoch in der Luft fuchtelnd. Er selbst hatte in aller Frühe die Geschichte rekommandiert zur Post gegeben; sein Ehrgeiz, den Freund zu befriedigen, hatte das „Unmögliche“ möglich gemacht.

Man kann freilich dem Schluß (schon vom überraschenden Erscheinen der beiden Entlibucher an, Vater und Sohn) es ansehen, daß er eilig angefügt ist, ja eigentlich angeflickt; man durfte aber immerhin froh sein, daß dieses sonst in der Komposition so wundervolle literarische Kunstwerk der Gefahr entging, ein bloßes Fragment zu bleiben.

Dieses Eidgenössische Gesangsfest in Chur sollte noch durch einen anderen Umstand dem Völkerpsychologen in herzlicher Erinnerung bleiben; es wurde hier von den versammelten Gesangvereinen vom Bodensee, die als mitwirkende Gäste anwesend waren, zum erstenmal in größerem Kreise „die Wacht am Rhein“ vorgesungen, die allgemein gefiel und stürmisch bejubelt wurde; aber niemand ahnte, welche Bedeutung dieses im Jahre 1840 gedichtete und 1854 komponierte Lied beim deutsch-französischen Kriege 1870 als Nationalhymne erlangen sollte. Der Dichter Max Schneckenburger lebte damals in Burgdorf (Schweiz-Bern) und hat auch dort, wenn ich nicht irre, später ein Denkmal erhalten. (Komponiert wurde das Lied von Karl Wilhelm aus dem Holsteinischen.)

Einer zweiten Begegnung mit dem Züricher Dichter sei hier gleich gedacht, welche beweist, daß er dem Freunde den geübten Zwang nicht übelgenommen hat.

Zwei Jahre später fand wieder das Eidgenössische Gesangsfest statt — es wechselt alljährlich mit dem Eidgenössischen Schützenfest

ab — und zwar diesmal in Bern, in der auf dem berühmten „Falkenplätzli“ errichteten, 3—4000 Personen fassenden Festhütte. Der Bundespräsident Schenk hielt die Empfangsrede, mit mächtiger Stimme und in vollendeter Beredsamkeit, weithin vernehmbar und alle hinreißend! — Nachdem auch die Gesangsaufführungen längst verklungen waren und die meisten Sänger, welche am anderen Tage nochmals ihrer entzückenden, aber anstrengenden Kunst obliegen mußten, ihre Quartiere aufgesucht hatten, blieben noch an vereinzelten Tischen Gruppen von Bekannten plaudernd sitzen. So hatte sich auch eine überwiegend literarische und wissenschaftliche Tafelrunde um ihre Gastfreunde gebildet, unter ihnen Tobler, Hebler und Lazarus von der Berner Universität, aus Zürich Lübke und Gottfried Keller.

Inzwischen war ein mächtiges Gewitter niedergegangen, dessen Anblick von dem hohen freien Platze aufregend und ergreifend anzuschauen war. Kaum nach einer Stunde aber, gegen Mitternacht, klärte sich plötzlich der Himmel wieder auf, und man saß nun in der strahlend hellen Mondnacht, darauf wartend, daß die Wasser sich verlaufen sollten. Da kam Keller an Lazarus heran, bereits in heiterster Stimmung — in solchen Momenten pflegte seine Zunge und sein Herz sich am leichtesten zu lösen, aber auch sein Gespräch am gedankenvollsten zu sein — und setzte sich mit einer fast zärtlichen Vertraulichkeit dicht zu ihm hin. Die Erinnerung, wie Lazarus über den Humor geschrieben, als Völkerpsycholog die nationalen Eigenheiten und Unterschiede erforscht und seine (Kellers) Novellen als Erster in Deutschland gewürdigt und zu Ruhm gebracht, führte zu einem tiefgehenden Gespräch über den Humor im allgemeinen und den schweizerischen Nationalcharakter im besonderen. Auf einmal sprang Keller auf, wie elektrisiert durch die Übereinstimmung der Gedanken, welche ihm, dem Poeten und dem Schweizer, gleich sehr am Herzen liegen mochten, erhob in sichtbarer, innerer Bewegung sein Glas und rief:

„Lazarus! Mensch! laß uns Brüderschaft trinken! Es passiert mir zwar selten, aber hier mag ich nicht anders — komm!“

Und sie schlangen ihre Arme durcheinander, leerten die Gläser und besiegelten unter dem Jubel aller anderen den Bruderbund durch einen herzhaften Kuß. —

Von der langdauernden treuen Beziehung zwischen den beiden Geistesverwandten und Herzensbrüdern legt folgender Brief von Keller Zeugnis ab. Er schreibt am 28. Januar 1878:

Verehrter und lieber Freund!

Heute habe ich Deinen zweiten Band [Leben der Seele] erhalten und will nicht säumen, diesmal sofort zu schreiben und zu danken, damit es nicht geht wie beim ersten Bande vor zwei Jahren.

Damals trafen zufällig durch die unverdiente Güte gelahrter Freunde mehrere dergleichen gewichtigere Geschenke ein; ich wollte erst alles lesen und über alles mich aussprechen, — und so lief nicht einmal das einfachste Dankbriefchen von Stapel! Dein treffliches Werk entwickelt sich ja immer reicher und tiefer und wird ein nach innen gekehrter Kosmos unseres kleinen Schädelrundes sein, der ja so viele Körper umfaßt, als das Weltall Gestirne, und ebenso unbekannte. Freilich ist mir die psychologische Schulsprache in den letzten Jahren etwas ungewohnt geworden, und ich muß mich wieder hineinarbeiten, wie ich merke, die scheinbare Monotonie zu überwinden, daß mir die Dinge wieder belebt werden.

Bei Dir geht nun das leichter von statten, — während die philosophische Lektüre, überhaupt zu einer Zeit, wo die Philosophierenden so unphilosophisch und unwürdig oder würdelos sich gebaren, einem zuweilen zu etwas Uneigentlichem und Unnötigem wird.*) Dir danke ich aber herzlichst nicht nur für die Bewahrung freundlicher Gesinnung, die Du mir aufs neue bewiesen, sondern auch für das Geschenk und seinen Inhalt selbst.

*) Eine deutliche Anspielung auf gewisse Kollegen, denen Lazarus es verdankte, daß sich seine ordentliche Professur in Kiel und zunächst auch in Berlin zerschlagen hatte, was unter den näheren Freunden kein Geheimnis war.

Seit Du die Schweiz verlassen, habe ich meinerseits ein paar meiner leichtfüßigen Kinder in die Welt gesetzt und bei der Versendung von Exemplaren jedesmal an Dich gedacht. Da ich aber stets zu knapp gehalten war in diesem Punkt, habe ich es dem guten Glück überlassen müssen, ob Deine Aufmerksamkeit sonstwie auf die Nichtsnutze falle.

Vor ein paar Jahren wäre ich fast auch ein völkerpsychologischer Mitarbeiter geworden; ich trug mich stark mit einem Aufsatz über politisch-kalumniatorische Vorgänge und deren epidemische Wirkungen in der Schweiz, über die naive Schamlosigkeit des Volkes in gewissen Entwicklungsphasen u. dergl. Doch sparte ich derlei Übung für das höhere Alter auf, sofern mir ein solches bestimmt ist, wo man dann noch kühler und ruhiger verfährt. — Empfehle mich bestens Deiner Frau Gemahlin, wenn dieselbe sich meiner noch erinnert, und behalte ferner in wohlwollendem Angedenken

Deinen alten

G. Keller.

Grüße auch bestens Berthold Auerbach von mir. Ich hätte ihm längst geschrieben, wenn er nicht den Zeitungsnachrichten zufolge immer auf der Reise wäre, wie ein Armeeinspektor oder Generalvikar, der Kerl! —

Ein wertvolles Zeugnis für Kellers scharfe Stellungnahme gegen den Antisemitismus, die er wiederholt energisch bekundet hat,*) enthält der Dankbrief für den Schlußband vom 20. Dez. 1881:

Verehrter lieber Freund!

Soeben erhalte ich den 3. Band Deines Seelenwerkes, und da ich bei diesem Anlasse zugleich einer Anzeige Deines aktuellen Aufenthalts habhaft geworden bin, so daß ich bestimmt zu wissen glaube, wo mein Brief Dich erreicht, säume ich nicht länger,

*) Vgl. Keller an Storm in dem von Albert Köster herausgegebenen Briefwechsel (Berlin 1904).

Dir für diese neueste Gabe, wie für alle früheren, meinen so herzlichen als ehrerbietigen Dank darzubringen.

Ich werde den Band in seiner jetzigen Gestalt mir an der Hand des ganzen Werkes anzueignen und mein bescheidenes Verhältnis zu dem Ganzen neu zu befestigen suchen. Inzwischen wünsche ich Dir zu dem siegreichen Abschlusse alles Glück und Wohlergehen.

Das Vorwort erinnert mich freilich an die dünne Kulturdecke, welche uns von den wühlenden und heulenden Tieren des Abgrundes noch notdürftig zu trennen scheint und die bei jeder gelegentlichen Erschütterung einbrechen kann. Ich hätte Dir seinerzeit auch gern für die Vorträge in der Judenverfolgungssache gedankt, war aber damals ungewiß hinsichtlich Deines Aufenthaltes.

Allerdings bleibt die Idealität in der Welt bestehen, wenn die Kultur infolge periodischer Gedächtnisalterung der Menschheit auch morgen einbricht, und so wollen wir uns unsere Tage, die uns gegönnt sind, nicht zu sehr verbittern lassen, und ich wünsche Dir einen heiteren und glücklichen Jahreswechsel.

Ein neues Novellenbüchlein meines Fabrikats wirst Du nach Deiner Rückkehr in die Heimat wohl im Hause vorfinden, wohin Wilhelm Hertz in Berlin es gesandt hat.

Mit bestem Gruße Dein alter

Gottfr. Keller.

Charakteristisch ist, wie Lazarus seine Freundschaft in regelmäßigen Sendungen, Anfragen und Erkundigungen betätigt, während Keller es für gewöhnlich dem „guten Glück", d. h. dem Zufall, überläßt, ob der Freund etwas von seinen Geistesprodukten zu sehen bekommt, und auch den Dank nicht selten vergißt. Als ich darüber eine schüchterne Bemerkung wagte, meinte mein nachdenklicher Berater mit der ihm eigenen Sanftmut:

„Trotz aller Kultur hat Keller (und wohl viele andere der eigentlichen wirklichen Dichter) etwas von einem großen Natur-

kinde. Man darf dieſe nicht mit pedantiſcher Pflichterfüllung quälen. Sie folgen ihrem Temperament. Sie glauben ein Recht dazu zu haben. Dieſe Charakterſchwäche hat auch ihre Stärke. Keller zum Beiſpiel „macht“ nicht ſeine Gedichte, ſondern er dichtet ſie wirklich; dazu braucht er Freiheit. Um dieſer Freiheit willen hat er ſich in die Abhängigkeit begeben; er iſt, weil er leben und eſſen und trinken muß, Staatsſchreiber geworden. — — Als ſolch großes Naturkind wurzelt Keller mit allen Fibern an der Scholle, wo er geboren iſt. Dieſe Heimatliebe iſt einer ſeiner edelſten und liebenswürdigſten Züge, die mit mancherlei, was ihm fehlt, verſöhnt. Ich habe vorhin aus meiner alten Schublade dies Verschen herausgeſucht.“ Er las:

O mein Vaterland, o mein Vaterland,
Wie ſo innig, feurig lieb' ich dich!
Schönſte Roſ', ob jede mir verblich,
Dufteſt noch an meinem öden Strand!
Werf ich von mir einſt dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
Laſſe ſtrahlen deinen ſchönſten Stern
Nieder auf mein irdiſch Vaterland!

* * *

Silveſter 1891.

Wie ſind die Leipziger Arbeitswochen im Fluge vergangen! Wir waren ſtundenlang zuſammen und haben doch kaum miteinander geſprochen; nur er diktierte, und ich ſchrieb. Als er mich geſtern nach dem Bahnhof brachte, drängte ſchon alles auf die Perrons, und ich konnte nichts mehr fragen und hätte doch ſo manches noch wiſſen mögen! Mit Gottes Hilfe wird ſeine Autobiographie zu Ende geführt werden; ich habe in den letzten zwei Tagen 38 Großquartblätter eng beſchrieben. Nun bin ich müde. Gute Nacht, altes Jahr! —

Drittes Kapitel.

Berthold Auerbach.

(26. Januar 1892.)

Heute durfte ich Lazarus' hiesige Bücherei ordnen: Zusammengehöriges ist wieder vereinigt, Ungehöriges getrennt, was kopfunten stand, wieder aufgerichtet, Makulatur ausgemerzt, Staub gewischt, Titelblätter festgeklebt, zerrissene Ecken geheilt, Eselsohren beseitigt usw., da treffe ich auf ein Exemplar von Auerbachs „Schrift und Volk", jedes Blatt mit Papier durchschossen und mit zahlreichen Anmerkungen und kritischen Notizen von seiner und Lazarus' Hand versehen. Da bat ich ihn um Aufklärung über dieses und jenes, und schließlich diktierte er mir folgendes:

Auerbach, der sich anfänglich theologischen und dann philosophischen Studien gewidmet, auch bereits politische Abenteuer erlebt hatte (Hohenasperg!), mit seinem Spinoza die Aufmerksamkeit eines David Strauß erregte, der diesen freilich philosophisch weniger als vielmehr kulturhistorisch bedeutsamen Roman einer ausführlichen Besprechung würdigte, war trotz aller Vielseitigkeit seines bisherigen Studien- und Lebensganges in vielen Fragen wie ein Kind geblieben. Inzwischen wendete er sich von seinem heimatlichen Süden Deutschlands immer mehr nordwärts. Hier spürte er bald den schärferen Geisteshauch. Als Heinrich König, der Verfasser der köstlichen Klubisten von Mainz, in Leipzig einmal mit mir über Auerbach sprach, rief er:

„So wie ich ihn kenne, reist er her, um Sie persönlich kennen zu lernen!"

So kam es auch. Als Auerbach erfuhr, daß ich in Leipzig ſei, kam er ſofort von Dresden, wo er damals, 1855, wohnte, herüber. Kaum hatten wir uns zehn Minuten gegenüber geſeſſen, als das Geſpräch im lebhafteſten Fluß daherrollte und König ſich lächelnd mit den Worten empfahl:

„Na, nun braucht Ihr mich nicht mehr.“

Wir waren wirklich gleich ſo vertraut geworden, als hätten wir uns zwanzig Jahre gekannt. Wir empfanden es beide mit beglückender Zuverſicht: jeder von uns hatte wieder einen Menſchen gewonnen, war wieder von einem gewonnen worden. Das gegenſeitige Zuſammentreffen und Entgegenkommen unſerer Gedanken war erſtaunlich, aber nicht wunderbar. Seine Schriften kannte ich, ich beſprach ſie ſeit 1854 im Literaturblatt des Deutſchen Kunſtblattes, und was er von mir in Cottas Morgenblatt geleſen,*) hatte er reiflich durchdacht. Was ich als ein allgemeines pſychologiſches Geſetz, als eine ſittliche Forderung ausſprach, war ihm konkrete Tatſache, als perſönliche Erſcheinung poetiſch geſtaltet; oft war ſeine konkrete Ausprägung deutlicher, zuweilen mein abſtrakter Gedanke ſchärfer. Wir lernten voneinander, ſahen beſonders, wieviel wir noch lernen konnten! Wenn ich ihm etwas wirklich Neues brachte, wie z. B. meine Begründung des Äſthetiſchen in dem pſychiſchen Prozeß, wie ſie in dem Aufſatz über die Vermiſchung der Künſte angedeutet und angebahnt iſt, dann zeigte er eine Empfänglichkeit, eine Fähigkeit und Bereitwilligkeit aufzunehmen, welche geradezu rührend war und die ihm fürs ganze Leben charakteriſtiſch blieb. Die Harmonie unſerer Gedanken wurde dadurch ungemein gefördert. Daher auch die — wie er es nannte — Freimaurerei in unſerer Geſprächsform. Nur ein Wink, ein Zeichen, ein Naturlaut, und wir verſtanden und fanden uns. War es denn nun dabei möglich, daß wir bloß als zwei reine Geiſter uns erkannten und nicht auch die Herzen zuſammenſchlugen?

*) 1853 bis 1855: Vom Humor, Ehre und Ruhm, Spiele, Mathematiſche Pſychologie.

Der Sommer 1856 sah mich längere Zeit in Dresden in täglichem Verkehr mit Auerbach, und seitdem pflegte er mir seine Schöpfungen im Manuskript zu senden. Er schien förmlich heißhungrig auf meine kritische Durchsicht, sowohl in bezug auf die Komposition als auf den Stil. „Ich hatte gehofft, lieber Freund," schreibt er am 1. Mai 1857, „Sie in Leipzig zu sehen und Ihnen wieder etliches zur Abendlektüre zu geben. Nun erfahre ich, daß Sie diesmal gar nicht nach L. kommen, und doch sollte dieses und noch anderes, was nachfolgen wird, vor Ihrem Geiste Revue passieren, ehe es in die Welt geht. So wird man verwöhnt! — Ich gedenke Ihres innigen Eingehens in meine letzte Arbeit und will auch für diese Ihren Reisesegen und einige Wegweisung. Schreiben Sie auf ein Blatt in jeder beliebigen Form alles, was Ihnen dabei einfällt! Ich weiß, daß es Ihnen eine Freude ist, und Sie wissen, wie sehr ich mich an jedem Ihrer Worte erfreue!"

Charakteristisch ist folgendes aus einem Briefe vom Januar 1857:

„Heute, mein lieber, guter Lazarus, ist ein stiller Briefsonntagmorgen. Mein Zimmer ist gut warm, draußen liegt der Schnee, und da rauche ich eine gute Zigarre und schreibe an Sie! — Warum ich's nicht früher tat? Weil ich nicht konnte. Sie haben das Glück und die Kraft der Gleichmäßigkeit, und ich, der ich doch so viel älter bin als Sie, habe oft Tage und Wochen und längere Zeiten, wo mir alle Tempel des Geistes verschlossen sind. Und wenn ich aus dieser Seelennacht herauskomme, muß ich zuerst eine Zeitlang verträumend mich ergehen, ehe ich etwas frisch anfasse. Ich danke meiner Natur eine immer wieder auflebende Regenerationskraft, aber ich brauche auch viel Brache und zwar totale Brache." —

Weiterhin schreibt er: „Ihre Rezension,*) lieber Lazarus, ist ein wohltuendes Ruhekissen, und ich lasse meinen brennenden Kopf

*) des „Barfüßele". Auerbach hatte im Sommer 1856 Lazarus die Geschichte in Dresden vorgelesen.

behaglich darauf ruhen und laſſe mir's ganz wohl ſein. Ich wüßte nichts, was mich je mehr tief innerlich erquickt und geſpeiſt hätte als dieſes treue, reine Nachgehen und Deuten deſſen, was ich gewollt. Es iſt eine hohe Tugend, alles Tun zum Guten zu deuten, wie unſere Altvorderen ſo oft ermahnten; ſie hatten aber nicht geahnt, daß einſt einer kommen werde, der das nicht nur auf ſoziale Handlungen, ſondern auch auf das Gebiet geiſtigen Schaffens ſo treu und machtvoll ausdehnen werde. Mir wird durch Ihr Denken und Verbinden das Weſen der Humanität auf ſolchem Grunde immer klarer; es iſt nicht nur ſubjektives Wohlwollen, ſondern auch der Glaube an das objektive Wohlwollen, die naive und intellektuelle Zuverſicht, daß der Tuende und Schaffende das Echte gewollt habe und daraus die Macht, um klar zu machen, was er erreicht und was er verfehlt hat, und demzufolge durch die Wechſelwirkung der Zuverſicht, ich möchte ſagen durch Hin- und Herſtrömen des heiligen Geiſtes, die Fähigmachung, zum Beſſeren fortzugehen. Ich ſpüre Ihren Blick, der auf mir und auf meinem Tun ruht, und er iſt mir zum Segen.

Nicht nur poſitiv, auch, wenn man ſo ſagen kann, negativ fühle ich Ihre Handreichung. Haben Sie in dieſen Tagen die Rezenſionen von Gutzkow und J. Schmidt über mein Buch geleſen? Ich fühle jenſeits der Erkenntnis des Mißwollens und der Unfähigkeit, das Gegebene treu zu erfaſſen, doch auch die Berechtigung des Tadels, ſoviel Böswilligkeit und protegierende Großmännerſucht auch dabei mitwirkt. Mir war es bald klar inmitten der Arbeit, daß ich jene Simplizität nicht innegehalten, die ich eigentlich wollte: die Inſtrumentalbegleitung neben der einfachen Melodie wurde mir zu ſtark, aber ich konnte nicht darüber hinaus, und ich getröſtete mich, daß es eben etwas anderes wurde, als ich wollen zu können meinte. So weckt der Tadel, auch bei der Kenntnis ſeiner teilweiſen unlauteren Beimiſchung, doch auch das innere Bewußtſein einer ſtillempfundenen Unzulänglichkeit; aber ich geſtehe, daß ich die herben Angriffe viel leichter ertrage, weil ich den allgemeinen Ausdruck des Wohlwollens,

der in Ihnen den prägnanteſten Vertreter gefunden hat, zur Seite habe."

Es folgen mehrere Blattſeiten feinſinniger Betrachtungen über Denken, Träumen, Sinnen, artikuliertes Sprechen, dichteriſche Intuition uſw. Am 30. Januar vollendet er erſt den Brief mit der Klage, daß er viel allgemeines, was er noch ſo gern mit Lazarus erörtert hätte, zurücklaſſen müſſe. „Ich war in dieſen Tagen ſchwer im Gemüte belaſtet durch eine fabelhafte Perfidie Hettners gegen mich, die er, im täglichen freundſchaftlichen Verkehr mit mir, in einem Briefe an Carus beging, von dem er glaubte, daß ich nie davon erführe oder ihn zu Geſicht bekäme. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie weh mir das tut, obgleich ich, wie Sie ſich erinnern, ſchon im Sommer einen Handel mit ihm hatte, weil er Ihr Buch Ihnen ins Geſicht hinein ſo übermäßig panegyriſch herausſtrich, während er ſonſt mehr als kühl geſprochen hatte. Ich hatte gehofft, ihm zur Wahrhaftigkeit zu verhelfen. Und was mußte ich nun erfahren! Die erbärmlichſte Hinterliſt und Zweizüngigkeit, und das von einem Menſchen, dem ich jahrelang nahezuſtehen glaubte und alle Freundespflichten in den ſchwerſten Lagen des Lebens unbedingt erfüllte. O, guter Lazarus! Warum muß ich ſo ſchwer mit allen Dämonen kämpfen? Ich bin keine natura militans, der Friede mit der Welt iſt mein eigentliches Lebenselement; ich bin waffenlos gegen Bosheit und Herzenshärte und muß doch immer in den Kampf dagegen!" — Er ſchließt mit der herzlichſten Bitte, daß Lazarus auch in ſeinem Freundeskreiſe ein gutes Gedenken an ihn erhalten möge. Dann folgt noch ein Poſtſkriptum: „Ich leſe eben Ihren Brief noch einmal durch und ſehe, daß ich eine Hauptſache vergeſſen: Ja, Sie haben recht, in meinem Drama (Der Wahrſpruch) muß Ulrich vor unſeren Augen unſere Sympathie gewinnen, ſo daß wir ihm Rettung aus dem Mißgeſchick und den Folgen der Miſſetat wünſchen. Ich habe die Szene, die das bewirken ſoll, bereits völlig entworfen, und ich hoffe: Ihnen zu Dank. Sie werden ſehen, wie ſehr ich Ihrer eingehenden Betrachtung gerecht zu werden ſuche."

Vielleicht um ſich dankbar zu zeigen, fiel es Auerbach eines Tages ein (1857), Lazarus mit dem Großherzog von Weimar in perſönliche Beziehung zu bringen. „Es iſt mir ein inneres Labſal, daß ich das vermitteln kann. Ich habe dem Großherzog von Ihrem Leben der Seele geſprochen und bereits geſchrieben, daß Sie ihm Ihre Bücher ſchicken. Alſo raſch! Schreiben Sie ein paar kurze Worte an den Großherzog mit Berufung auf mich! Das weitere wird ſich dann ſchon ergeben.“ Wie mochte er erſtaunt ſein, als er vom Freunde eine Ablehnung erfuhr. Lazarus ſchrieb ihm: „Solange ein deutſcher Fürſt glauben wird, daß man von ihm etwas verlangt, wenn man ihm etwas ſchickt, ohne eine Beziehung zu ihm zu haben, ſolange werde ich keinem etwas ſchicken.“

Auerbach antwortet: „Mein lieber, guter Lazarus. Ich kenne die Gründe des Miniſteriums nicht, aber ich mißbillige ſie, — ſagte, nicht ganz ſo unverſtändig, als es ſcheinen will, ein ſächſiſcher Landtagsabgeordneter. Ich kenne nun Ihre Gründe und — billige ſie. Es liegt bei jeder Näherung zur Hofatmoſphäre auch für den Unabhängigſten ſo leicht etwas Abirrendes, daß jede ſtrenge Wachſamkeit nur mit Freuden zu begrüßen iſt. Sie haben recht: der Großherzog konnte ſich die Bücher ſelbſt verſchaffen; da ich ihm nun aber einmal geſagt, daß ſie ihm geſchickt werden, werde ich ſie ihm ſelbſt ſenden.“

Aus den Hunderten von Briefen und Zetteln, die wie Liebesboten oft aus reiner Sehnſucht dem Philoſophen ins Haus flogen, ſei als Stich- und Stilprobe nur folgendes herausgegriffen — die Freundſchaft war indeſſen zur Duzbruderſchaft gediehen:

Baden, 19. Auguſt 61, morgens 10 Uhr.

Ich will weiter nichts als der erſte ſein, der Dich — mach Dir alle Epitheta, die es gibt, um die innerſte Zugehörigkeit zu ſtottern, — in Nauheim begrüßt. Der Sonnenſchein, der Bergesatem, die ſchimmernden Weißtannen und alles Denkfliegen weit in den unbegrenzten Äther — es iſt kein geſtern, es iſt

heute und ewig, — wir haben's und haben's miteinander und haben uns! —

Jetzt rollst Du auf der Eisenbahn — aber sei, wo Du willst, Du bist selbander mit Deinem

Berthold Auerbach.

An einem Sonntagmorgen, 22. September 61, schreibt er aus Erlenbad bei Achern im Badischen: „Eine ganze Stube voll Bergluft, ein wonniges Schwingen und Schweben und Schwimmen in der reinsten Region des Daseins, alles, alles möchte ich Dir bringen, mein herzgeliebter Freund, und Dich damit sättigen und einhüllen. — Ich bin glücklich, daß ich in gereiften Jahren, nach so vielen Splitterungen noch einmal solche eingewurzelte Zugehörigkeit gewinne. Ich ringe mit der Sprache; sie ist mir zu spröde, um auszudrücken, wie mir's in der Seele ist. — Es ist aber nicht nötig, daß man alles sagen könne. — Ich bin seit zehn Tagen hier in tief erlabender Einsamkeit. Ich habe auch „Edelweiß" nochmals durchgearbeitet und, wie ich hoffe, keine Interpolation aus fremder Stimmung dabei gemacht, obgleich mir das Thema und seine Behandlung bereits glücklicherweise ganz fremd ist. Die eine Bemerkung, die Du mir gemacht, ist von tiefgreifender Wichtigkeit, und ich bin ihr in übereinstimmender Erkenntnis gefolgt. Nun ist gestern das Buch fort an Cotta, und ich fühle mich befreit." — Nach allerhand literarischen und Personalnachrichten fährt er fort: „Es tut mir im Herzen wohl, daß Dir mein Volkskalender so zusagt. Ich bin glücklich, daß ich diesen Weg der Wirksamkeit ins Weite habe. Die Biographie Fichtes sollte eigentlich ganz anders sein; ich glaube es machen zu können, einen Philosophen dem gesamten Volke zu schildern, aber ich hatte nicht Zeit und Stimmung dazu. — Lies auch bald meine Goetheschrift" — — usw. „Ich gehe nun mit doppelter Lokomotive nach Berlin, da ich weiß, daß ich Dich dort habe. Möge die Segenswonne, die Du mir gibst, tausendfach auf Dich zurückkehren. Von ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzer Kraft Dein Berthold

Auerbach.“ (Der Bibelkundige kennt den Urſprung der letzten Zeile und wird daran die tiefe, religiöſe Innigkeit dieſes Grußes ermeſſen.)

In dem ferneren Briefwechſel fällt das faſt kindliche Vertrauen auf, das der oft eigenſinnige, manchmal ſogar grillenhafte Dichter zu Lazarus beſaß. Er fühlte, daß deſſen kritiſche, auf den Grund bohrende Unterſuchungen in der Tat von Wichtigkeit für ihn ſeien zur Vermeidung poetiſcher Fehler. Zwar nahm er als echter Sanguiniker vorerſt immer leidenſchaftlich Partei für ſeine geiſtigen Sprößlinge, und ſeine Selbſtverteidigung konnte ihn zuweilen in komiſche Wut bringen, wenn der Freund ihm rückhaltlos die Wahrheit ſagte, die er ihm unbedingt ſchuldig zu ſein glaubte. Ein Schweigen oder Verſchweigen gar wäre Verrat an der Freundſchaft geweſen. Sollten doch die in die weite Welt gehenden Erzeugniſſe des beliebten Dichters nicht nur zur Unterhaltung dienen, ſondern zur unbewußten ſittlichen Führung und ſeeliſchen Erhebung!

Als Lazarus ſpäter, von Berufs- und humanitären Obliegenheiten überhäuft, keine Manuſkripte mehr leſen konnte, ſandte Auerbach ihm die Zeitungen, in denen ſeine Dichtungen vorerſt erſchienen. So konnte vor der Buchausgabe noch mancher Flecken getilgt, manche Unebenheit geglättet werden. Ein bemerkenswertes Beiſpiel: In „Edelweiß“ war der Charakter des Helden, des Uhrmachers Lenz, gerade gegen den Schluß der Erzählung hin durch einen einzigen Zug arg entſtellt und geradezu verdorben. Lenz, ein frommer, ſanftmütiger Menſch, verläßt Weib und Kind, in der Meinung, nicht mehr mit ihnen leben zu können; bei dem ausbrechenden Schneeſturm kehrt er zurück, um ſie zu retten. Im natürlichen Ausbruch beſſerer Gefühle findet die Ausſöhnung ſtatt. In der urſprünglichen Faſſung ergriff er vor ſeiner Flucht die Axt, um ſein Weib zu töten! „Unmöglich“, ſchrieb ihm Lazarus; „Lenz, ſo wie Du ihn bisher als ſanft und edel geſchildert, kann wohl die Flucht ergreifen, ja, ſich ſelber töten, aber nicht einen Mord begehen an einem wehrloſen Weibe, ſeinem Weibe, der Mutter ſeines Kindes. Unmöglich!“ Natürlich blieb die Axt weg.

Schade, daß der vorzeitig veröffentlichte Briefwechsel Auerbachs mit seinem Vetter Jakob vielfach gekürzt und verstümmelt scheint. (Auerbach hatte festgesetzt, daß dieser Briefwechsel erst nach einer bestimmten Reihe von Jahren veröffentlicht werden solle.) Des Dichters eigenartiges vertrautes Verhältnis zum „geliebten Ratgeber und Wegweiser" würde in eine der literargeschichtlichen Wahrheit entsprechendere Beleuchtung gerückt worden sein, die auch dem teilnehmenden Leser zu gute gekommen wäre. Der schöne Bund zweier so verschiedener, aber geistesverwandter Männer ist der Mit- und Nachwelt unbekannt geblieben, was um so ungerechter ist, als man zur Kenntnis der Geistesentwicklung eines der gelesensten deutschen Dichter wissen müßte, daß der Philosoph Lazarus nicht nur die Ausarbeitung der Dichtungen mit seinen kritischen Bemerkungen förderte, sondern auch die rein individuelle Denkfähigkeit des Freundes anspornte und erweiterte. Eines Tages hatte er ihm über den Begriff „Schwelle des Bewußtseins" ein kleines Privatkolleg gehalten. Am 11. November 1861 kommt Auerbach in einem Briefe darauf zurück: „Schwelle des Bewußtseins! Dieser Ausdruck ist mir seitdem — und wird noch lange sein — wie ein Magnetberg. Alles, was ich von eisernen psychologischen Klammern (von Dir gefügt und geschärft), Haken und Nägeln habe, zieht er an!" Er schließt den Brief: „Ich möchte gern nach der neuen, alles superlativierenden Mode „der Deinigste" sagen — und da hätte es wirklich einen Sinn!" — Einmal klagt er in einem Briefe aus Bonn (1866): „Es ist ein neidisches Geschick, das mir's immer vor die Augen hält, aber dann versagt, mit Dir die Jahre und in diesen Jahren Unendlichkeiten zu leben. Ich bin hier ganz in wissenschaftlicher Umgebung und sehe zu meinem Schrecken oft, wie wenig ich weiß, wenn ich die allseitig sachliche Bereitschaft bei Sybel und Jakob Bernays, mit denen ich am meisten und behaglich verkehre, wahrnehme." Nachdem er dann von seinem Leben, von Arbeit und Lektüre und den Dienstagskonzerten seines alten Freundes Ferdinand Hiller in Köln erzählt, bemerkt er: „Nächstens erscheinen meine gesammelten Vor-

träge. Ach! wie viel hätteſt Du in Deiner treu eingehenden, ſelbſtſchöpferiſchen und ſchöpferiſch machenden Weiſe mir leiſten können!" Ein charakteriſtiſcher Ausruf, der mit photographiſcher Treue eine hervorragende Eigenart des Freundes kennzeichnet. „Ich bin ſehr zaghaft mit den theoretiſierenden Sachen, kann ſie aber bei aller Sorgfalt ohne weitgreifende und ablenkende Studien nicht beſſer machen. Ich freue mich, daß ich nun wieder zur freien Produktion kommen kann. Der Tag hat hier weit mehr Stunden als in Berlin ... Leb wohl! Ich weiß, Du hältſt mich ſo in Gedanken wie ich Dich."

Einige Wochen ſpäter iſt Auerbach voller Jubel: der Freund reiſt nach Paris und wird ſeinetwegen in Köln Station machen, dann kommt er von Bonn herüber. Doch noch muß er ſeine „unſägliche Ungeduld" zügeln. Das Rendezvous kann erſt auf der Rückkehr von Paris ſtattfinden. Die Tage dünken Auerbach „Ewigkeiten". Es läßt ihm keine Ruhe, bis er dem Erwarteten den funkelnagelneuen Plan zu einem großen Roman vorlegen kann. Es lag ihm diesmal um ſo mehr daran, als er wußte, daß ſein allezeit für ihn bereiter Ratgeber mit den politiſchen und ſozialen Verhältniſſen der „Heimatloſen", wie er ſie in der Schweiz kennen gelernt (und wie ſpäter Oſenbrüggen ſie in ſeinem verdienſtvollen Werk „Kulturbilder aus der Schweiz" geſchildert hat), gründlich Beſcheid wußte. Solche Heimatloſen nahm er ſich als Helden ſeines neueſten umfangreichen Werkes vor, und er „brannte darauf", ſeine Ideen darüber mitzuteilen. Das Rendezvous fand in Köln im Hôtel du Nord ſtatt. Hier trug Auerbach ſeinen Plan von Anfang bis Ende vor. Lazarus, nachmittags erſt angekommen, hörte aufmerkſam zu. Die Debatte über das neu konzipierte Werk zog ſich bis in die tiefe Nacht hinein, denn Dichter und Kritiker konnten ſich nicht einigen. Während dieſer, in der Sofaecke ſitzend, dem nützlichen, aber nicht eben angenehmen Geſchäft oblag, die Mängel und Schwächen des heimatloſen Helden in spe zu entblößen, ging jener im Zimmer auf und ab, in beiden Händen einen elaſtiſchen Stock des Freundes in ſeiner Aufregung immer

heftiger biegend und schwingend. Als Lazarus unerschütterlich dabei verblieb, diese und jene Gestalt für unausführbar, diese und jene Situation für unmöglich, diese und jene Voraussetzung für undenkbar zu erklären, als er über das ganze künstlich ausgeklügelte Werk den Stab brach ... da brach auch der Stock in Auerbachs Händen! Aber auch sein Widerstand. Er gab den Plan auf und dankte es dem unbestechlichen Kritiker, daß er ihn vor einem poetischen Mißgriff und einer vergeblichen Arbeit bewahrte. Als der Freund tags darauf sich auf der Weiterreise befand, feuerte ihm Auerbach einen Dankbrief nach, der den Heimkehrenden gerade erreichte, als er in Berlin eintraf:

> Du sollst gleich am ersten Heimatsmorgen wieder ein Wort von mir haben. Ist es nötig, daß ich Dir sage, wie ich wieder den erfrischenden Atem Deines Lebens in mir trage von den paar Stunden des Zusammenseins? Du glaubst es gar nicht, geliebter Freund, wie sehr nötig ich das habe! Ich werde noch immer fort und fort mir selbst entwendet und an mir irre gemacht, und wenn das nun Jahre und immer so fortgeht —" (diese Worte beziehen sich auf schmerzliche Familienverhältnisse, nur dem vertrauten Freunde verständlich) „genug, ich will Dir nicht klagen, nur Dir sagen, wie heimisch, wie von der besten Lebensquelle gespeist ich mich empfand.*) Wenn Du nur das

*) Ähnlich schreibt Auerbach an seinen Vetter Jakob am 29. Februar 1868: „Mit Lazarus hatte ich die tiefste Seelenquelle speisende Stunden. Wir sind immer gleich über alles Persönliche hinaus und mitten in allem Persönlichen in der reinen Idee; wir kommen von verschiedenen Seiten, aber es ist so: alle Wege führen nach Rom, nach dem Rom der Idee; nur muß man ein solches Zentrum und Ziel haben." Erich Schmidt macht im Hinblick auf diesen Brief in seinen „Charakteristiken" (I, 432) die Bemerkung: „Mit dem wortreichen Professor L., dem viele (!) mehr Selbstgefälligkeit als Tiefe zutrauen, hatte er „die tiefste Seelenspeise spendende Stunden". (!) Diese Verkehrung der Worte Auerbachs in blühenden Unsinn ist ebenso gedankenlos, wie es unfair ist, sich mit einem absprechenden Urteil hinter namenlose „viele" zu verstecken, wenn man selbst kein Urteil hat. Ob Schmidt wohl all die Zeugnisse dieses Buches für die reiche Fülle von Anregungen, die von Lazarus ausging, für „freundschaftliche Täuschung" erklären möchte?

Hundertſtel der Freude an Dir ſelbſt empfindeſt, die Du einem Freundesherzen bereiteſt, ſo biſt Du einer der Glückſeligſten.

Als ich auf der Eiſenbahn ſaß, war mir das Geſpräch der Menſchen um mich her wie ein unverſtändliches Tönen aus einer fremden Welt, und ich hatte die Kraft, ſie kaum zu hören und innerlich das Geſpräch mit Dir fortzuſetzen und an dem von Dir ſo klar Erfaßten und Geförderten weiter zu phantaſieren. — Ich freue mich, wenn das Ding fertig ſein wird, Dir öffentlich einen Teil meiner Empfindung kundzugeben. Das Ganze kann und brauche ich nicht. Ich war ſo aufgeregt auf meiner einſamen Stube, daß ich erſt nach ein Uhr zu Bette ging und doch noch lange nicht einſchlief, und heute morgen — ſollte man nicht an einen myſtiſch-prophetiſchen Zuſammenhang der Welt glauben? — ich durchfliege die Kölniſche Zeitung, die angekommen. Da ſteht unter „Vermiſchtes“ dasſelbe Faktum, das erſtes Motiv meiner Geſchichte war und bleibt, und gerade der neue Akzent, den Du nun hineinlegteſt, die Arbeitsmöglichkeit und Ergiebigkeit, iſt hier ganz genau. — Ich ſchicke Dir heute das Blatt; es gibt Dir, Du Seelenkundiger und Seelenförderer, ein Kapitel von den geheimen Fluktuationen.

Der zerbrochene Stab geht mir noch immer nach. Ich kann ihn nicht mehr ganz machen. Ganz aber und feſt habe ich Dich und haſt Du Deinen

Bonn, 11. Dez. 66.

Berthold Auerbach.

Nicht ohne Rührung kann ich dieſe langen und kurzen Briefe, Zettel und Billetchen, bedeckt mit Auerbachs langgedehnten Schriftzügen, betrachten. Sie legen Zeugnis ab von einer Freundſchaft, die Jahrzehnte überdauerte; Freud und Leid — beſonders dieſes — pflegte der Dichter dem Freunde rückhaltlos mitzuteilen, und wenn die Wogen einer heftigen Gemütsbewegung über den leicht Erregbaren zuſammenſchlugen, konnte er einem Kinde gleich zum Freunde ſtürzen und bitterlich weinend ſein Herz ausſchütten. — Auch öffentliche Dinge regten ihn zuweilen leidenſchaftlich auf. Er, der

ſtets in Wort und Schrift für Verbrüderung der Menſchen und gar der Stammesangehörigen eintrat, mußte den unnatürlichen Krieg Deutſcher gegen Deutſche erleben. Am 3. Juli 1866 ſchreibt er von Rolandseck aus:

Ohne Wortabſchied bin ich von Dir gegangen, mein geliebter Freund. Wir haben's aber ſo, daß wir kaum zu reden brauchen; ich fühle mich im Beſitz des Beſten, wenn ich an Dich denke, und gerade jetzt, wo wir im Chaos ſtehen, tut ſolch feſter Punkt doppelt not und wohl. Daß wir das erleben müſſen, iſt entſetzlich! — — — Wir müſſen dem Kulturſtaat Preußen den Sieg wünſchen und können uns doch mit dem Siege um ſolche Opfer nicht freuen. Ich wünſche mir oft, ich könnte mich für einige Zeit chloroformieren. — Aber es geht nicht: wachen Sinnes muß der Jammer ertragen werden. Ich mag auch gar nichts auf dem Papier feſthalten, was ich hier erlebe, ſehe und in mir empfinde, und doch ſind wir hier noch ruhig unter den Koblenzer Kanonen, und wir bleiben hier, da ich es jetzt in meiner Heimat, auch wenn ich dorthin könnte, nicht aushielte.

Ich turne über das Elend hinweg und gehe zu meiner Bitte an Dich: Haſt Du die Korrektur meiner Kalendergeſchichte erhalten? Haſt Du Bemerkungen dazu gemacht, die Du mir ſofort ſchicken kannſt? Es kommt mir freilich jetzt alle Schriftſtellerei wie Unſinn vor, aber ein jeder muß doch, wenn auch mit gebeugter Seele, auf ſeinem Acker fortarbeiten!

* * *

Einige Tage ſpäter.

Heute hat mir Lazarus ſämtliche Briefe, die in Schubfächern, in alten Schreibmappen, unter Zeitungen und vergilbten Akten ſteckten, „zum Lohn für den Bienenfleiß, der alles zuſammenträgt," geſchenkt. Wie können ſie würdiger verwendet werden, als indem ich ſie in ſeinen Lebenserinnerungen verewige? Hier ein Blatt (Bonn, 31. Dez. 67), das eine wahre Offenbarung enthält in bezug auf befreundete Menſchen:

„Das alte Jahr soll nicht vorübergehen, ohne daß ich Dir, mein innig geliebter Freund, und all den Deinen ein Gedenken zugerufen habe. Du weißt's zwar — und wenn Du es nicht weißt, wer soll's denn? — daß ich meine Freunde und vor allem Dich treu in der Seele hege. Aber man muß es einander auch sagen!" —

Man muß es einander auch sagen . .

Wie sehr lassen es die Menschen daran fehlen! —

„Was ich lebe, werde ich Dir bald erzählen. Du und Dein Haus, Ihr seid mir ein heimischer Zielpunkt, und mein Wunsch ist nur, daß es noch lange Jahre so bleibe, wie es ist, und damit auch die Herzenserquickung, zu sein Dein Freund

Berthold Auerbach."

Zwei Monate später etwa kam Auerbach nach Berlin, und gleich frühmorgens feuert er ein Zettelchen ab mit der „jubelnden Meldung", er sei da! — Schon vorher hatte er geschrieben: „Dir, lieber Freund, will ich im voraus anzeigen, daß ich nächste Woche nach Berlin heimkehre. Du sollst mit mir zu gleicher Zeit die freudige Vorempfindung des Wiedersehens haben. Das wird mir auf der Reise oft wohltun, wenn ich dran denke." Und jedesmal, wenn er im Laufe der Jahre immer wieder nach Berlin „heimkehrt", da meldet er es ihm, „nach dem seine Seele bangt".

Auerbachs Frau*) war oft der Gegenstand seiner erregtesten Bekenntnisse. Als er eines Tages mit dem Freunde auf einem Wiesenpfad ging und sein Herz ausschüttete, warf er sich plötzlich in den Rasen und weinte wie ein Kind. Eine Anzahl seiner Zettelchen tragen den Charakter leidenschaftlicher Danksagungen für des Freundes sanfte Besonnenheit und milde Fürsprache, mit der er manchen Entgleisungen des ungleichen Paares vorbeugte. Auch das Ungemach Fremder trat oft genug an Auerbach heran, und so gern er helfen mochte, mußte er sich doch zu seinem Kummer ablehnend verhalten. „Es greift natürlich

*) Sie starb hochbetagt am 30. September 1900.

tief ins Herz," antwortete er dem Freunde, als dieser ihm jemand warm empfahl, „aber wie sollte ich überhaupt und nun gerade jetzt eine Vorlesung zu seinem Besten halten? Ich habe es sehr nötig, bald in Berg- und Waldesluft zu kommen, und — Du weißt es ja! — was ich erübrigen kann, muß ich zunächst den so zahlreichen armen Verwandten geben."

Zu dem Anmutigsten, was mein gütiger Freund mir über seinen Berthold Auerbach berichtet, gehört folgendes, das ich ungefähr wörtlich zu wiederholen versuche:

Er war ein großer Anekdotenerzähler. Wenn er in irgend einem Dialekt eine Schnurre zum besten gab, konnte man Tränen lachen. Er selbst lachte dann am fröhlichsten mit. Er besaß ein merkwürdiges Talent, alle möglichen Mundarten nachzuahmen, und zwar nicht bloß stimmlich und in der Aussprache, sondern sein Mienenspiel, ja seine Körperhaltung und Gebärdensprache nahmen den Charakter des jeweilig Darzustellenden an, mochte es ein heller Sachse oder ein selbstbewußter Schweizer, ein fescher Wiener oder ein gewitzter Berliner sein. Er wußte die verschiedenen Nationalitäten so ergötzlich und doch mit solcher Naturwahrheit zu karikieren, daß es geradezu zum künstlerischen Genuß wurde, ihm zuzuhören.*) Am köstlichsten natürlich war er als „treuherziger Schwabe", und Lazarus gab mir gleich folgenden Spaß zum besten, den er unzähligemal von Auerbach gehört:

Büble, worum greentscht?
Ha — lache wur i net!
Hat d'r d'r Wolf dei Schäfli g'numme?
A — geb'n würd's i ihm net!
Is er d'mit übern Bach hinüber?
A druntenduri net!
Büble, sei net so grob! I bin a Ratsherr.
Woan du a Ratsherr bischt, so rat, woas han i in mei Säckli drin?

*) Was Lazarus hier von Auerbach rühmt, galt alles in erhöhtem Maße von ihm selbst.

Hm. Woas wirſcht drin ha'n? A Stückle Brot —?
Na! — Dreckli! — Mei Henſchi! —

(Wie oft haben wir beide dann dieſen kleinen Dialog durch viele Jahre ſtets mit gleichem Vergnügen repetiert!)

Bekannt iſt Auerbachs ungemeine Kenntnis der verſchiedenen Dialekte. Seine Begabung, ſich die Beſonderheiten derſelben anzueignen, iſt viel bewundert worden; ſie ermöglichte ihm, in die Eigentümlichkeiten der Volkscharaktere einzudringen. So war es ihm auch Bedürfnis, ſprachphiloſophiſchen Problemen nachzugehen, und das Studium von Lazarus' „Geiſt und Sprache" betrieb er mit beſonderem Eifer. „Es drängte mich," ſo ſchreibt er einmal (Dezember 1877), „Dir geſtern zu ſagen, welch eine Lebenserfüllung Du empfinden darfſt im Frohgefühle einer ſolchen vollendeten Arbeit. Das iſt ein ausgezeitigtes, nährſames Produkt, und die vielen Sonnentage, die darin Duft und Saft geworden, beleben und erhellen auch einen Leſer wie ich, der nicht erſt in dieſer neu aufgeſchloſſenen, eigen bewegten Welt ſich zurechtzufinden hat. Das iſt ein Baum, da hängen nicht nur an den unteren Zweigen einem Früchte ſozuſagen in den Mund; es hängen auch viele hoch oben, denen man erſt nachklettern muß. . . . Freue Dich in Dir, wie ſich an Dir freut Dein Berthold Auerbach."

Aus dem perſönlichen Verkehr beider ſo gemütstiefen und humorvollen Freunde müßten eine Menge feiner, kleiner Züge feſtgehalten werden, aber wo das Gedächtnis hernehmen? Zweier treffender Bemerkungen Auerbachs erinnere ich mich ſoeben: „Wenn man zu Lazarus kommt, muß man auch innerlich reine Wäſche anziehen", und „Lazarus iſt aus unſerem ganzen Kreiſe der einzige, dem die Handſchuhe natürlich ſtehen. Wenn ich welche anhabe, komme ich mir immer fremd darin vor."

Auerbach war auch eines ergreifenden Pathos fähig. Wundervoll ſind folgende Zeilen vom 3. März 1869, nachdem er im Saal der Geſellſchaft der Freunde (dem früheren Lokal in der Neuen Friedrichſtraße, das in ſeiner Einfachheit kennzeichnend genug abſtach gegen den neuen Prunkſaal in der Potsdamerſtraße) dem

Vortrag „Über die Freundschaft“ beigewohnt und wegen Überfülle des Raumes tatsächlich zu des Redners Füßen auf dem Podium selbst gesessen hatte, was eine Bemerkung in dem Briefchen erklärt:

Mein Freund!

In der ersten Morgenstunde gedenke ich in tiefer Seelenlabung Dein und muß Dir schreiben.

Mein Freund! Seit gestern abend, seit Deiner Durchklärung der Freundschaftsidee, seit Du mit reiner Priesterlichkeit diese heilige Flamme auf dem Lebensaltar öffentlich entzündet, seitdem ist es eine Ehrenerfüllung, eine Segnung des Daseins, vor aller Welt Dich Freund zu nennen und von Dir so genannt und gehalten zu werden.

Mein Freund! Vor allem möchte ich Dir nur zurufen: Halte Dich gesund, und freue Dich in Dir, wie Du andere mit der Wonne des Daseins und der Lust der Vervollkommnung und Ausklärung erfüllst. Laß den Segen, den Du spendest, auf Dich zurückkehren!

Der Zufall, der mich Dir als Hörer so nahe brachte, war mir anfangs besorglich, jetzt ist er mir ein Glück.

Wie ich in allem Denken und Empfinden bei Dir war, das brauche ich Dir nicht zu sagen. Was sich aber in mir weiter führte, das sage ich Dir noch. Nur will ich nicht vergessen, Dich zu Deiner wundersam abgerundeten Darstellung des Freundschaftsverhältnisses von Schiller und Goethe auch auf Bemerkungen in meinem Aufsatz über das Rietschelsche Denkmal hinzuweisen, besonders auf das Wort Selbander, wie ich es dort anlegte.

Doch darüber noch viel und oft! — Du weißt, daß niemand glückseliger mit Dir sein kann als Dein

Berthold Auerbach.

So wogt zwischen beiden Freunden der schriftliche und mündliche Verkehr jahrelang in unverminderter Innigkeit hin und her. Von Freiburg (Baden) schreibt Auerbach am 4. Dezember 1874:

„Wie und was lebst Du? und wann kommst Du? Auf die erste Frage kann ich Dir, lieber Freund, bestimmt antworten. Ich lebe in ruhiger Arbeit, soweit von Ruhe beim Poeten die Rede sein kann. — Wann ich komme? Das kann ich auf den Tag noch nicht sagen. Ich möchte gern in ununterbrochener Stimmung etwas fertig bringen, und ich verrechne mich immer in der Zeitbestimmung.

Ich möchte Dich also vor allem bitten, auf ein Korreferat beim Komitee für die rumänischen Angelegenheiten in keinem Fall zu rechnen.

Ich habe in den letzten Tagen viel in Deine Seele hineingedacht; aber da Du es nicht erwähnst, scheinst Du es nicht zu wissen, daß Rudolf Kausler gestorben ist, den Du auf mein Erzählen hin besuchtest. Die Erinnerung an Euer symphonisches Denken war ein strahlender Punkt in seinen letzten Lebensjahren, und Du kannst ermessen, wie schmerzlich es mir ist, diese anima candida nicht mehr auf Erden zu wissen. Man möchte bei solchen Erfahrungen sich und den Freunden zurufen: „Laßt uns keine Minute des Zusammenlebens versäumen, solang es noch tagt!“

Den württembergischen Landpfarrer Kausler schätzten beide Männer als einen der edelsten Menschen. Auerbach war mit ihm und Hermann Kurz schon als Tübinger Student eng befreundet. „Es ist ein Glück und Halt, solch einen Menschen zu wissen,“ schreibt er am 13. Juni 1869 an seinen Vetter Jakob, „und nun erst, ihn zum Freunde zu haben. Eine reiche Seele, die still und gelassen wirkt und über alle Dogmatik hinüber den ethischen Gehalt betätigt und dabei ständig mit weittragendem Blick alles höchste geistige Leben erfaßt.“*)

Der Besuch in der Eislinger Pfarre auf der rauhen Alb war Lazarus eine teure Erinnerung. Er fand daselbst einen feinen,

*) Vgl. auch Auerbachs Briefe an Jakob vom 28. April und 12. Oktober 1873, 29. November 1874.

tiefen Denker, der seiner Individualität nach eigentlich der Philosophie angehörte, die er aber quittiert hatte. Die Literatur besitzt von ihm nur ein Bändchen sinniger „Kulturhistorischer Skizzen und Novelletten". — Kausler war ein grundgütiger Mensch. Trotz einer stillen Liebe hatte er auf eigenes Glück verzichtet, war Junggeselle geblieben, um seiner verwitweten Schwester bei sich ein Heim zu bereiten und ihren vier Kindern den Vater zu ersetzen. „Im Lärm des Lebens glaubt man kaum," sagt Auerbach, „daß solche Existenz noch wirklich ist. Er war ein Romantiker der besten Art und von einer unerschütterlichen Humanität."*)

Der Tod eines Freundes gab Auerbach stets Anlaß zu warmen Worten der Anerkennung, und sein Gedenken fand mit den Jahren immer ernstere Töne. Doch immer wieder leuchtet die Sonne fröhlichen Humors in den Liebesbriefchen des Dichters, der sich bei „Lazarussens" am glücklichsten fühlte. „Das war gestern wieder einmal ein Abend, um dessentwillen es sich zu leben und in Berlin zu leben verlohnt!" schreibt er am 23. März 1878 in einem seiner Zettelchen. Ein andermal bewundert er die „Fülle von Geduld", die der Freund allen Anforderungen gegenüber in seinem humanitären Wirken bewahrt, und in jeder Lebenslage ist er mit seinen teilnehmenden Zeilen bei der Hand. „Bist Du wieder da, lieber Freund?" ruft er am 9. April aus, als Lazarus aus Wien heimkehrte, wo er für die „Concordia" den Vortrag über „Zeit und Weile" gehalten. „Nun hast Du's auch erlebt, wie man in Wien wie eine Primadonna gefeiert wird, und wenn man auch viel subtrahieren muß, ich gestehe, so viel warme Liebe tut doch wohl, es ist Sonnenspeise."

*) Solche Humanität, wie er sie an Kausler würdigte, hat Lazarus gerade bei evangelischen Geistlichen oft gefunden, und es ergäbe ein überaus anmutendes Kapitel, seinen innigen Beziehungen zu solchen Männern nachzugehen. In den Schweizer Pfarrhäusern hatte sein Name noch Jahrzehnte nach seiner Berner Lehrtätigkeit einen guten Klang, und mit den angesehensten christlichen Theologen, einem Delitzsch, Döllinger, Kautzsch, Nippold u. a., verband ihn die größte Hochschätzung, zum Teil innige Freundschaft.

Auerbachs letzte Lebensjahre wurden durch die Schatten der Verfolgungen seiner Glaubensgenossen umdüstert. Man weiß, wie sein weiches Gemüt darunter gelitten. Am 8. Dezember 1879 schreibt er aus Karlsruhe:

Gelobt seist Du, Gott, der Du einem Manne ruhige Weisheit und ein friedsames, kraftherhebendes Dasein gegeben, — so möchte man sprechen beim Lesen Deines Vortrages*) über die alle Sittlichkeit und Wahrhaftigkeit zertretende Judenhetze. Ja, lieber Freund, ich habe doch erst einen Auszug aus Deinem Vortrage gelesen, aber ich kann mir den weiten Hintergrund doch denken, und es hat mir unsäglich wohlgetan, daß Du ausgeführt, was auch ich gern mit ganzer Seele getan hätte, wenn nicht allerlei Verhältnisse mich jetzt hinderten. Es ist mir besonders lieb, daß einmal auch streng gezeigt wurde, wie das Übel nicht durch Witzboldereien geheilt wird, sondern durch den heiligen Ernst reinen Denkens ... Freue Dich Deines Tuns, wie sich dessen freut Dein alter Freund

Berthold Auerbach.

So spielte der stetige Gedankenaustausch hinüber und herüber, aber schon nahte die Zeit, in der er spärlicher fließen und endlich versiegen sollte. Wie eine Ahnung klingt es in das Billet hinein, das Auerbach nach Empfang einer Zigarrenkiste an Lazarus schrieb: „Du hast recht, geliebter Freund, so mit den Zigarren in der Kiste, so mit den Tagen aus dem Leben. Wie schade, daß so viele ohne Gemeinsamkeit verraucht und vergangen sind! Um so haushälterischer heißt es fortan sein!"

Ein aus Cannstatt vom 19. Oktober 1881 datiertes, fremder Hand diktiertes und mit Bleistift unterkritzeltes Blatt berichtet von Fieberphantasien; es schließt: „Dein alter, bettlägeriger Freund; sag aber das letzte Beiwort keinem Journalisten!" — Stimmung und Befinden wechseln beständig in der Folgezeit. „Ein wandelbarer Kranker und gar noch ein wandelbarer kranker Dichter!"

*) Was heißt national?

ruft er fünf Wochen ſpäter. „Für den Stimmungswechſel gibt es kein Thermometer. Diesmal aber, lieber Freund, bin ich nicht ſchuld, ſondern mein Arzt. Derſelbe beharrt nämlich dabei, daß ich zuerſt noch auf einige Zeit nach Cannes in das Haus des Dr. Tritſchler unter deſſen ärztliche Aufſicht mich begebe.“ Und doch erfüllt ihn die Ausſicht auf dieſe Veränderung mit Hoffnung. „Dein wieder auflebender Berthold Auerbach“, unterzeichnet er.

Am 12. Dezember fand die Überſiedelung ſtatt. Eine eigene Fügung war's, daß Lazarus damals mit ſeiner Familie in Nizza weilte. „Nur eine Zeitſtunde bin ich von Euch entfernt,“ bemerkt Auerbach beglückt in einem Briefe vom 19. Dezember, der wieder die altgewohnten kräftigen Züge zeigt. „Heute vor acht Tagen kam ich mit meiner Tochter hier an, konnte aber Euch, Ihr Lieben, noch nicht ſchreiben; ich war von der überhaſteten Reiſe mit meiner Überfracht von ſchweren Gedanken (ſeine Frau hatte ihn trotz ſeines ſchwerkranken Zuſtandes nicht begleiten wollen) noch mehrere Tage ſchwer angegriffen.“ Er berichtet ferner, daß er es in Cannes gut getroffen bei einem trefflichen Landsmann (dem genannten Dr. Tritſchler) und einer Geſellſchaft von lauter Deutſchen. — „Dennoch wäre ich natürlich gern bei Euch, aber der Cannſtatter Arzt verlangte abſolut, daß ich vorerſt hierher gehe. In freien Augenblicken ſehe ich wohl die wunderſame Schönheit um mich her und fühle mich wie in ein Märchen verſetzt.

Wenn ich ſitze oder liege, meine ich oftmals, ich ſei ganz geſund; aber wenn ich gehen will und es geht nicht und mich Beängſtigungen überfallen, dann ſpüre ich, daß ich einen Knacks bekommen habe, der eben in meinen Jahren nicht ſo leicht ſich wieder einrenkt.

Eben indem ich ſchreibe, erhalte ich den dritten Band Deines „Leben der Seele“. Ich freue mich beſonders auf die Abhandlung über Freundſchaft. Habe ich ja auch in letzter Zeit das Vollgefühl ſchönſter Freundſchaft gehabt im Zuſammenleben mit Paul Heyſe. Daß wir auch oft Euer gedachten, könnt Ihr Euch denken.“

Zehn Tage ſpäter klagt er: „Ich bin leider noch immer ſehr ſchwach und finde mich nur ſchwer drein, daß ich eben alt und

krank bin. Gern wäre ich mit Ottilie (seine Tochter) zu Euch gekommen, aber ich muß jede Emotion vermeiden und ruhig warten, was noch aus mir werden soll."

Und wiederum zehn Tage später schreibt er in voller Geistesfrische und in fließenden Schriftzügen, denen man es nicht ansieht, daß es die letzten sind:

Lieber Freund!

Nur bedachtsam, weil besonders bedeutsam, darf man Dich Freund nennen. Ich meine aber, ich darf's auch nach Deiner gediegenen Abhandlung über Freundschaft. Da konntest Du das Orchester Deiner Kräfte voll und harmonisch spielen lassen und auf einzelnen Instrumenten prächtig variieren. — Weißt Du, daß ich auch einmal das Thema vorhatte in dem Kapitel de amicitia in „Dichter und Kaufmann"? Für eine Unterabteilung hättest Du auch das Verhältnis von Spinoza und Oldenburg anführen können, zumal die Stelle im 2. oder 3. Brief, wo Spinoza die Grundlage ihrer Freundschaft bezeichnet, und außerdem wäre da die Freundschaft zwischen Gläubigem und freiem Denker zu erweisen. Aber wie gesagt, Deine Arbeit ist so erleuchtend wie erhebend.

Ich will Dir heute nur noch sagen, daß meine Zustände mir noch keine Fahrt nach Nizza gestatten. Ich denke aber, daß es doch bald tunlich werden soll. Einstweilen aber grüße ich Dich von ganzem Herzen.

Dein

Berthold Auerbach.

Denk auch darüber nach, daß Shakespeare und Lessing dem Shylock und Nathan keinen Spezialfreund geben konnten.

Diese Zeilen sind vom 9. Januar 1882 datiert, es war der letzte eigenhändige Brief; gerade einen Monat später, am 9. Februar, hielt ihm der Freund die Leichenrede! —

Inzwischen hatte die Tochter wiederholt Bericht erstattet, und Lazarus war zum Besuche des todkranken Freundes am 26. Januar

nach Cannes gefahren. Tags darauf schrieb ihm Ottilie, daß der Vater trotz Morphium eine fast schlaflose Nacht verbracht, erst von 6 Uhr morgens an stundenweise Ruhe gefunden habe. Am 30. Januar rief ein Telegramm Lazarus wieder zu dem Kranken, über dessen Zustand Dr. Tritschler sich mit Dr. Bourcart beraten. Dieses Wiedersehen war das letzte. Am folgenden Tage konnte Ottilie mitteilen, daß nach dem Ausspruch der Ärzte eine merkliche Besserung eingetreten sei; dennoch bemerkt sie: „Ich kann nicht viel schreiben; ich muß zu viel in mir niederkämpfen, damit Vater durch meine Angst nicht erschreckt werde. Vater sagt: „Schreib Lazarus, wie wohl mir's tat, daß er gestern da war!" Sie dankt ihm dann tausendmal für seine „wahrhaft humane und freundschaftliche Betätigung". Hatte er doch dem Hinscheidenden die Wohltat erweisen können, ihm eine vorzügliche und sympathische Wärterin aus Württemberg zu verschaffen. — Lange sollte sich Auerbach der Pflege und Fürsorge nicht mehr erfreuen. Am 4. Februar diktiert er noch dem aus Paris herbeigeeilten Sohn Eugen, „auf den er sich so gern stützt" — Auerbachs Frau hatte es abgelehnt zu kommen! — einen Brief an Lazarus: „Ich will Dir nur sagen, daß mein Zustand ein ungeheuerlich beschwerdevoller ist, vor allem durch Ruhe- und Schlaflosigkeit, gegen die aber jetzt neue Mittel versucht werden sollen; denn die mehrfach angewandten Morphiumeinspritzungen bringen zwar Schlaf, zerstören aber die Funktionen der Verdauung. Ich hoffe, Dich bald einmal wieder hier zu sehen; ich bin geistig so deprimiert, wie ich es mir selber nicht verzeihen kann." Er läßt es sich nicht nehmen, selbst zu unterschreiben: „Dein alter, schwer kranker Auerbach."

Jetzt sieht man es freilich der Handschrift an, daß der Tod die Feder geführt hat ... Vier Tage später, am 8. Februar, hatte der Dichter sein arbeitsreiches Leben vollendet.

Auerbachs einstige Bitte, daß Lazarus die Rede an seinem Sarge halten solle, ging in Erfüllung. Als einige Jahre vorher in Berlin beim Begräbnis des Baurats Richard Lucae in Berlin die Leidtragenden nach der häuslichen Zeremonie die Treppe hinunter-

gingen, befand sich Auerbach eine Stufe höher als Lazarus. Plötzlich blieb er stehen, legte den Arm um seine Schultern und hielt ihn dadurch fest: „Du, sagte er, Du mußt mir auch einmal die Grabrede halten!“ Peinlich berührt versetzte Lazarus: „Mit solchen Dingen scherzt man nicht“; aber Auerbach rief dringend: „Ich scherze nicht, es ist mir heiliger Ernst! — Aber weißt Du, Du mußt Dich dann melden, denn meine Familie wird Dich nicht auffordern“... (Lazarus stand in Auerbachs Familienzwist auf des Freundes Seite.)

So geschah es. Mußte doch der Dichter in Cannes sterben und der Freund in Nizza in seiner Nähe weilen und so seinen letzten Wunsch erfüllen. Die Rede, die Lazarus an seinem Sarge hielt, und in der er liebevoll das Bild des Freundes als Menschen und als Schriftsteller zeichnet, ist in „Treu und Frei“ abgedruckt. — Treu und Frei! das war auch die Signatur dieses bis zum Tode ansdauernden Verhältnisses der beiden Männer.

Übrigens fügte es der besondere Umstand, daß beide sich gleichzeitig zuletzt in der Fremde befanden, daß der überlebende Freund noch über Auerbachs Tod hinaus als „Ratgeber und Wegweiser“ sorgen durfte. — Man wußte nämlich mit der Leiche nicht wohin! In der Pension des Dr. Tritschler durfte sie der anderen Leidenden wegen nicht bleiben, den Leichenpaß zum Transport mit der Eisenbahn hatte man noch nicht, verschiedene Bitten und Anfragen waren abgelehnt worden. Da ging Lazarus zum evangelischen Kirchenvorsteher; dieser schickte ihn zum Geistlichen, und beide gestatteten endlich nach wiederholter Rücksprache, daß die Leiche in der Sakristei aufgebahrt wurde (an der Leichenhalle wurde gerade gebaut), und so — im Schutz der christlichen Kirchenmauern — lag der tote jüdische Dichter, bis er in die deutsche Heima atbgeholt wurde.

* * *

Das deutsche Volk war von der Trauerbotschaft in allen Kreisen ergriffen. Hoch und niedrig fühlte es, das hier ein rast-

los an ſich für andere arbeitender Dichter, ein echter Denker, ein redlicher Menſch dahingegangen. Jedem ging der Verluſt nahe, und Lazarus empfand es wie eine Pflicht, die Troſtesworte, die er an die kleine, treue Trauergemeinde richtete, auch manchen abweſenden deutſchen Freunden des Dichters in die Heimat zu ſenden. Wie auch die Frauen ihn geliebt und verſtanden, zeigt folgender Brief der Gattin des Dichters Putlitz; ſie antwortete auf die Sendung der Rede:

Karlsruhe, 3. März 1882.

Verehrter Herr!

Da Sie ſich meiner ſo liebenswürdig erinnern, gibt mir mein Mann den Auftrag, Ihnen gleich für Ihre Sendung zu danken, ſich vorbehaltend, Ihnen ſelbſt zu ſchreiben, wenn er beim Großherzog war, der ſtets mit größter Teilnahme von dem lieben dahingeſchiedenen Freunde hört. Mein Mann lieſt jetzt einmal in der Woche dem Großherzog vor, da er noch ſeiner Augen wegen von jeder Selbſttätigkeit fern bleiben muß, und wird in nächſter Woche Ihre Rede mitnehmen, die uns ſo recht aus dem Herzen geſprochen iſt!

Über Auerbachs Bedeutung als Schriftſteller iſt ja längſt das Wort geſprochen und ebenſo über ſeine Bedeutung als Deutſcher. Was er aber jedem einzelnen ſeiner Freunde war, das wird ſich noch mehr und mehr in dem ſchmerzlichen Vermiſſen kundtun! — Aber gerade darin lag auch gewiſſermaßen der wunderbare Zauber ſeiner Werke, weil ſie alle in dem großen und weiten Herzen ihren Quell hatten. Ich fragte ihn mal, als er vor zwei Jahren täglich unſer lieber Gaſt war: „Wie machen Sie es nur, daß Sie ſo viele Verbindungen nicht gelegentlich mal durcheinander miſchen?“ Da lächelte er und ſagte: „Ich habe für jeden ein apartes Kämmerchen im Herzen, und das Herz vergißt eben nicht.“ — Das konnte ich ſpäter empfinden, als er mal extra im Winter herkam, um uns zu beſuchen, weil er wußte, daß wir in großer Sorge um meinen

jüngsten Sohn waren, der in einer Duellaffaire verwundet war. Auerbach ruhte nicht eher, als bis der Arzt erlaubte, daß er mich ins Lazarett begleitete, damit er Joachim, den er sehr liebte, in seiner frischen, fröhlichen Weise selbst aussprechen könnte, daß er sich freute über sein braves Benehmen. Wenn ich nicht schon vorher seine treue Verehrerin gewesen wäre, hätte mich diese Treue unlöslich an ihn gefesselt. Ich schreibe Ihnen dieses kleine Detail, weil ich weiß, daß man im Moment des Entbehrens und Vermissens gern von den geliebten Dahingeschiedenen hört, und daß ich es Ihnen nur gestehe: ich habe die Feder schon einmal in der Hand gehabt, um Ihnen nach dem Tode Auerbachs zu schreiben, und war dann doch zu schüchtern, in der Idee, daß Sie kaum noch von mir wüßten! So danke ich Ihnen noch ganz besonders für Ihren Gruß und wünsche Ihrer lieben Frau die beste Genesung.

Sollten Sie Ihren Weg bei der Heimkehr über Karlsruhe nehmen, würden Sie uns wahr und aufrichtig erfreuen, wenn Sie uns aufsuchten. Als treuer Freundin des geschiedenen Freundes bewahren Sie mir ein kleines Plätzchen in Ihrer Erinnerung, — ich meine, es täte ihm wohl, daß seine Getreuen zueinander halten!

Ihre aufrichtig ergebene

Elisabeth zu Putlitz.

* * *

Was ist es, fragt Lazarus, das Auerbach jedem deutschen Herzen so vertraut, was ihn dem deutschen Volke so lieb gemacht hat? Am allermeisten, glaube ich, seine Liebe zum deutschen Volke selbst. Niemals hat es einen besseren, einen innigeren Patrioten gegeben.

Und nun ist er in sein Schwabenland, wo er „unter Bauern als Bauernbub" aufgewachsen, heimgekehrt — nun hat das ruhelose Herz Ruhe gefunden in treuer heimatlicher Erde.

Viertes Kapitel.

Paul Heyse.

Wenigen zeichnet Natur mit sicherem Finger die Bahn vor,
Wenigen gönnt das Geschick, treu zu verfolgen die Spur.
Dir ward beides gewährt; sei dankbar froh des Geschenkes,
Und durch weisen Gebrauch ehre der Muse Vertraun! —

(Der „alte Heyse" seinem Sohn Paul ins Album.)

Paul Heyse gehört zu den beliebtesten literarischen Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts. Für seinen Fleiß und Eifer, nicht bloß Unterhaltliches, sondern künstlerisch Vollendetes zu leisten, legen Hunderte von Briefen an Lazarus Zeugnis ab. Dieser Fleiß und Eifer mochte vom Vater stammen, wie Pauls gelegentliche Schalkhaftigkeit von der Mutter.

Zwei Worte von dieser Frau erzählte Lazarus, als von vergangenen Zeiten die Rede war. Julie Heyse war ein Original; sie blieb anmutig, trotz ihrer Einäugigkeit; durch einen Mißgriff des Arztes verlor sie ein Auge — eine schmerzliche Geschichte, die aber Züge der Charakterstärke der seltenen Frau zeigt, welche auch dieses Unglück mit Humor zu behandeln wußte. Immer sah man die Fleißige strickend, nähend oder häkelnd, meist nach guter alter Hausfrauensitte die Familie bis zum Enkelkind mit allen nützlichen und notwendigen Wäscherequisiten versehend. Gab es gar keine Socken und Höschen usw. anzufertigen, da die Vorratsfülle noch ins Aschgraue genügte, — dann mußten die Freunde herhalten. Was die Intimität der Gegenstände dabei etwa verlor, gewann ihre Ausdehnung: große Kaffeedecken, große Bettdecken kamen dann an die Reihe. So bewahrte die Lazarussche Familie

eine riesige Bettdecke, die, kunstvoll gehäkelt, dennoch nie fertig wurde, da sich niemand fand, der das Hundert viereckiger Teile nun auch zusammensetzte.*) Ein Schreiben datiert: „Berlin, den 16. Mai 1859, 5 Uhr Nachmittag: heuchlerisches Maienwetter"; darin spricht Julie heißen Dank aus „für Ihren mich tröstenden und beruhigenden Brief, mit dem Sie die glatte Zukunft meiner geliebten Kinder so liebenswürdig bereit sind zu sichern und mich noch williger machen, des Herrn Beschluß über mich geduldig zu erwarten!" Zahlreiche Briefe spiegeln diesen besänftigenden Einfluß wieder, den Lazarus auf die durch ihre Nervosität und Kränklichkeit doppelt reizbare und so echt temperamentvolle Frau ausübte.

Sie hing ihm immer sehr an. Nach dem Tode ihres Mannes (1855) mochte sie sich von Berlin nicht trennen, das ihr in Freud und Leid so lieb und wert geworden. Im Verhältnis zu früher aber begann sie doch, sich allmählich vereinsamt zu fühlen, denn die Freunde kamen seltener und seltener zu ihr. Da rief sie eines Tages: „Ich habe so viel gute Freunde! Wenn ich ins Wasser falle, würde jeder mir nachspringen und mich retten wollen. Ich kann doch aber nicht alle Tage ins Wasser fallen —?" Da bereits 1854 Paul Heyse nach München gegangen war und sie keine Verwandten mehr in Berlin hatte, lag es nahe, daß auch sie nach München übersiedelte. Sie weigerte sich indessen standhaft:

„Ich kann nicht noch einmal anfangen zu hassen und zu lieben."

Später freilich, als die Vereinsamung immer größer wurde, änderte sie ihre Wünsche und verlangte nun, zu ihren Kindern und Enkeln nach München zu kommen. Da war es Heyse selbst, der ihr abriet. Er hatte seine guten Gründe, aber für die alternde Frau mit dem jungen Herzen gab es ein wehmütiges Hin- und Herbangen des Gemütes. Es war ein Glück, daß sie an Lazarus

*) Ich habe, als ich meines Lazarus Gattin geworden und eines Tages in einem alten Schönefelder Kasten diesen Schatz vergilbter Häkelkunst fand, mich dieser fraulichen Arbeit unterzogen, in dankbarer Pietät für die fleißigen Hände, die nicht etwas umsonst gearbeitet haben sollten.

Anschluß, Rat und Hilfe fand, deren sie für ihren älteren, geistig zurückgebliebenen Sohn Ernst bedurfte. In ihrem Testament setzte sie Lazarus zu seinem Vormund ein, ein verantwortungsvolles Amt, das er treulich bis zum Tode des Unglücklichen (1866) verwaltete. „Sie hatte sich so an ihre Gemeinschaft mit uns gewöhnt, daß, als wir kamen, um ihr zu melden, daß ich den Ruf als Professor nach Bern angenommen, sie in Tränen ausbrach und ausrief: Heute stirbt mir Heyse noch einmal!"

Die Korrespondenz war doch nur ein schwacher Ersatz für die lebhaft empfindende und mitteilsame Frau. Ein morsches Blatt, in dem sie die zärtlichsten Mutterſorgen für ihren Paul und eine für den Uneingeweihten etwas unverständliche Bitte ausspricht: ihn nicht mit den Sabinerinnen zu verbinden — ist unterschrieben: Ihre sehr eilige, aber nicht flüchtige, aufrichtig ergebene Julie Heyse.

Auch in einem Briefe Pauls vom 15. Dezember 1857 ist von ihr die Rede. „Ich kann es Euch nicht genug danken, was Ihr meiner Mutter in ihren vielen einsamen Stunden an Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten gewährt habt. Wieviel habe ich mir davon in Ebenhausen erzählen lassen und Euch in allem wiedererkannt."*) Weiterhin enthält er folgende Äußerungen: „Es hat Dich ohne Zweifel befremdet, mein Lieber, Teuerster, daß ich so viele Anläſſe, frohe und schmerzliche, vorüberließ, ohne Dir zu schreiben. Noch sollst Du das erste Wort des Dankes für die köstlichen Zigarren von mir lesen, mit denen ich an meinen Festtagen meinen guten Göttern zu räuchern pflege, noch das erste Wort für die langersehnte und hochwillkommene Fortsetzung des „Lebens der Seele". Daß ich aber auch bei der erschütternden Nachricht von Eurem Verlust**) mit keiner Silbe Euch wissen ließ, daß ich mich

*) Julie Heyse starb 1864, nachdem sie zwei Jahre vorher den Tod ihrer jugendlichen Schwiegertochter Margarete (geb. Kugler) erlebt hatte.

**) Heyse meint den plötzlichen Tod eines Schwagers von Lazarus. In seiner Güte übernahm letzterer auf inständiges Bitten der Verwandten die zeitraubende Last der Vermögensverwaltung, die für ihn geradezu verhängnisvoll werden, ihm späterhin die schwersten Sorgen bereiten sollte.

unverbrüchlich in Freud und Leid zu den Eurigen rechne, ſcheint wahrlich kaum verzeihlich. Du aber als ein Seelenkundiger wirſt wiſſen, wie oft die nichtswürdigſten Hinderniſſe unſere heiligſten Wünſche lähmen: Von Tag zu Tag wartete ich auf die Vollendung des längſt geſetzten und korrigierten Buches,*) das ich endlich heute noch naß aus der Druckerei erhalten habe. Sei es Dir freundlich empfohlen, denn in manchem Betracht haſt Du es allerdings mit auf dem Gewiſſen, und wenn ich nicht gefürchtet hätte, Dich gar zu arg zu kompromittieren, hätte ich es dem Publikum verraten, wer meinem von Hauſe aus ſchon ſtarken Hang zu pſychologiſchen Problemen die reichlichſte Nahrung mitgeteilt hat. Ich hätte von jenen unvergeßlichen Freitagen ein Wort geſagt, denen ich gerade in meinen bedürftigſten Tagen ſo viel verdanken ſollte!

Hoffentlich finden Dich dieſe Zeilen von allem Ungemach, das in der letzten Zeit auf Dir gelaſtet hat, wieder völlig geheilt und erholt. Und ſo darf ich auch zuverſichtlich bitten, daß Du dem Literaturblatt nach wie vor Deine kräftige Hülfe angedeihen läſſeſt. In der Tat, es wäre mir der größte Gefallen geſchehen, wenn die Redaktion in Deine Hände übergegangen wäre; denn ich ſelbſt habe doch immer nur Anfälle von kritiſchem Eifer, lichte Intervalle zwiſchen dem nebelhaften Traumzuſtand des Genießens und Schaffens, und ich fürchte ernſtlich, daß mir ſelbſt ein ebenſo ſchlechter Dienſt mit der neuen Ordnung der Dinge geleiſtet ſei, wie der Sache des Blattes. Wenn Ihr mich nun vollends im Stiche laßt, ſtehe ich für die helle Deſperation nicht gut. Führe alſo das Wort für mich im Angeſicht des Rütli; ich hätte nie dem Drängen Ehners nachgegeben, wenn ich mich nicht getroſt auf die alte Freundſchaft und Treue unſeres Kreiſes gegründet gefühlt hätte.

Meine Arbeiten häufen ſich immer mehr. Der Gedanke, Vorleſungen über Literaturgeſchichte zu halten, wird mir von mancher Seite ſo nahe gelegt, daß ich im ſtillen die Rüſtungen betreibe,

*) eines Novellenbandes.

um im Falle der Not gefattelt zu sein. Die modernen Italiener behaupten dabei ihr Vorrecht und das allernächste die alte Leidenschaft zum Drama, die gerade am eigensinnigsten wird, wenn Geschäfte, Redaktionskorrespondenz und Zerstreuungen sie am ärgsten ins Gedränge bringen. —

Geibel schickt Dir eine herzliche Empfehlung. Er ist ein höchst dankbarer Leser Deiner Psychologie und hält große Stücke auf Dich.

Und so laß Dich endlich auch von mir grüßen und küssen und behüt' Dich Gott!"

Seit dem Winter 1848—1849 als gemeinsame Hörer der Vorlesungen von Heyses Vater über Sprachphilosophie an der Berliner Universität freundschaftlich verbunden, entspann sich nach ihrer Trennung ein fleißiger, immer vertrauterer Briefwechsel, der alles Erdenkliche aus dem Lebens- und Wissensgebiet der beiden Männer betraf. Die Werke des Freundes werden erwähnt, vor allem werden seine eigenen Novellen und Romane vom entstehenden Gedankenkeim bis zur Vollendung und Veröffentlichung nach allen Seiten erörtert. Ganz besonders hängt der Dichter an seiner dramatischen Tätigkeit; sie ist sein Steckenpferd, und wie ein Kind gesteht er einmal — Anfang der achtziger Jahre —: „Ich werde bei jedem Applaus rot wie ein Backfisch, dem man auf dem ersten Ball Artigkeiten sagt, und wenn ich gar gerührt, wie z. B. regelmäßig bis zu Tränen im 4. Akt meines „Kolberg", möcht' ich mich in ein Mauseloch verkriechen." Aber auch „das Ding an sich", die Kritik, das historische Drama, exakte Psychologie, Wagnerdämmerung, Formulieren und Erfinden, die Geyer-Wally, auch Fanny Lewald und andere Schriftstellerinnen, die für seinen „Novellenschatz" tätig waren, werden gelegentlich gestreift. Von den Damen der Feder ist er nicht sonderlich erbaut, dagegen erwähnt er mit Entzücken Adelaide Ristori, und über Julie Rettich*)

*) Die Schauspielerin Ristori und die in Hamburg 1809 geborene Rettich waren gleich groß in der Darstellung der Leidenschaft, die Italienerin jedoch mehr durch ihren packenden Realismus, die Deutsche durch Idealisierung ihrer Gestalten wahrhaft hinreißend.

findet ſich (15. Dezember 1865) folgende Stelle, nachdem er in einem vorhergehenden Briefe von ſeinem Kummer geſprochen, ohne ihn zu nennen, was Lazarus offenbar ſehr beunruhigt hatte. Darauf ſchreibt Heyſe, nachdem er ſich Vorwürfe gemacht, daß er ſeine Stimmung nicht beherrſcht habe: „Ich bin Dir nun wenigſtens ſo viel zur Erklärung ſchuldig, als möglich iſt, ohne in traurige Details einzugehen. Seit Wochen iſt die Rettich in Wien hoffnungslos erkrankt und leidet übermenſchlich. Was ich an dieſer Frau verliere, kann ich kaum ermeſſen. Aber das Bitterſte iſt die jetzige Marterzeit, von der mir die herzzerreißendſten Berichte kommen. Ich bin endlich wieder fähig geworden zu arbeiten. In den erſten Wochen war ich in eine dichte Wolke von Niedergeſchlagenheit und Gram eingehüllt, die mir Licht und Leben verfinſtert. Ich kann nur hoffen, daß es zu Ende geht."

Es ging zu Ende, aber dreieinhalb Monate dauerte noch die Qual; Julie Rettich ſtarb am 11. April 1866.

So zieht in buntem Wechſel von Freud und Leid, Wohlbefinden und Krankheit Familiäres und Literariſches, Perſönliches und Allgemeines an uns vorüber. Den breiteſten Raum nimmt Heyſes dichteriſche Produktion ein. Auch gaben ſich die Freunde zu kritiſcher Beſprechung manches Rendezvous in Leipzig; da kam Heyſe direkt von München, Lazarus von Berlin, oder man traf ſich auf Umwegen, und auf der Heim- oder Hinreiſe nach dem Bade und aus der Sommerfriſche wurde ein von beiden Seiten gleich ſehr erſehntes Wiederſehen ermöglicht. Einigemal war es das reizende Grimma, das die beiden Freunde an ſchönen Sommertagen zuſammen ſah. Hier, in den freundlichen Anlagen an der Mulde — wie zwei heimlich Liebende ſich treffend und begrüßend — wurden Heyſeſche Manuſkripte, die Lazarus bereits in Leipzig durchgeleſen und durchgedacht hatte, gemeinſam nun auch durchgeſprochen. Einmal handelte es ſich um den dreibändigen Roman „Die Kinder der Welt", an dem der Freund zur Genugtuung des Dichters zwar Anlaß zur Kritik, aber auch zu freudiger Zuſtimmung fand.

Immer wieder bittet Heyse in der ihm eigenen schalkhaften Liebenswürdigkeit, dies und jenes zu lesen und zu prüfen, und es bildete sich allmählich die Gewohnheit, jedes neue Werk, womöglich noch vor dem Druck, dem beratenden Freunde einzusenden. Daß diesem eine gewisse Arbeitslast dadurch erwuchs, focht beide wenig an. Man gewinnt aus den Briefen ein fesselndes Bild aus der Dichterwerkstatt. Pläne werden mitgeteilt, Veränderungen erfunden, Verbesserungen angenommen. Hübsch ist, was also Heyse gelegentlich des eben erwähnten Romans schreibt (18. Juni 1872): „Ich habe eine Variante gefunden, mit der mein Gewissen, das sich gegen Halbheiten und Kompromisse immer lebhafter empört, ebenso zufrieden sein kann, wie es Deine ästhetische Empfindung hoffentlich sein wird." Man freut sich dieser Abneigung gegen Halbheiten und Kompromisse. Er schildert die Änderung zur „Christianenkatastrophe" und bittet um Rücksendung der betreffenden Blätter, „um schleunigst die Änderungen einzuschalten. Ich mache Dir damit vielleicht Mühe, aber — tu l'as voulu! Jedenfalls siehst Du, daß ein gutes Wort bei mir eine gute Statt findet, und daß ich, wenn amicus Plato und amica veritas einer Meinung sind, mich nicht faul erfinden lasse, ihnen alle meine Grillen zu opfern. — Diesmal war wirklich ein theoretischer Eigensinn im Spiel, daß ich Dir nicht schon mündlich nachgab! — Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, auch das Häßliche in seiner bösesten Gestalt, der reine Sieg des Tierischen über das Menschliche, müsse wenigstens einmal sich geltend machen, um das Weltbild zu komplettieren. Nun bin ich aber zu der Überzeugung zurückgekehrt, die immer meiner Natur gemäß war, daß es genug sei, daran zu erinnern, ohne es zu zeigen." — Ein bemerkens- und befolgenswerter Ausspruch! —

Ein andermal schreibt der Dichter nach Schönefeld (30. Aug. 1877): „Sieh doch einmal, was ich da gemacht habe, Liebster! Ich möchte den beifolgenden Bogen, auf welchem ich Dir (dem Psychologen!) ins Gehege komme, nicht in die Welt gehen lassen ohne Dein Placet. — Kannst Du es mir sans phrase erteilen, so schicke die

Korrektur an die Verlagsbuchhandlung (folgt Adresse). Sind Änderungen oder Zusätze nötig, so laß mich den Bogen wiederhaben mit Deinen Bleistiftwinken!"

Lehrreich ist ein Brief vom 19. Februar 1869: „Wann gibst Du uns die verheißene volle Schüssel, auf die das Voressen in der medizinisch-psychologischen Gesellschaft*) so begierig gemacht hat? Ich habe auf diesem Gebiet seit lange praktische Erfahrungen gesammelt, die, wenn ich irgendein methodischer Kopf wäre, sich ganz füglich Deinen Ideen anschließen ließen. Ich meine das Sollizitieren von künstlerischen Einfällen, das künstliche Erfinden oder methodische Finden, das zumal der Dramatiker üben muß, wenn er nicht ein bloßer Naturalist bleiben will. Es ließe sich eine förmliche Technik des bewußten Komponierens ausbilden, zunächst rein für den Hausgebrauch, eine Reihe praktischer Handwerksgriffe, um „Einfälle" heranzuziehen, von denen das liebe Publikum gewöhnlich glaubt, daß sie in der sogenannten „Weihestunde" als gebratene Tauben einem in den Mund fliegen. Maulaufsperren hilft freilich nicht. Dies alles steht mit Deinem Thema nur in einem abgeleiteten Zusammenhang. Aber es würde auch wohl für Dich manches den Wert der Tatsache haben und jedenfalls helfen, den so sehr vagen Begriff der Phantasie fester zu umschreiben. — Ich war fleißig und habe ein heiteres Schau-Lust-Spiel im Entwurf zustande gebracht und mein „Gold" endlich im Aufbau mir zu Dank ausgestaltet."

Sein „Geheimerat und treuer Eckart" bekam mit den Jahren immer mehr und Mannigfaltigeres zu beraten, sogar Erbschaftskonflikte, Nachlaßangelegenheiten. Letztere erpressen dem Dichter folgende Stoßseufzer: „So gern ich Dir Vielbelastetem jeden Zuwachs an geschäftlicher Plackerei ersparen möchte, so ist beiliegendes Aktenstück doch von der Art, daß ich selbst bei größerer Kenntnis der Gesetze und sonstigen Verhältnisse zu Dir meine

*) Lazarus' Vortrag „Über natürliches und künstliches Denken" (1868), im Auszug in den Berichten der med.-ps. Gesellschaft in Griesingers Archiv erschienen.

Zuflucht nehmen müßte". Und nun folgen — für einen Heyse begreiflicherweise ganz unausstehliche — Berichte über behördliche Forderungen von Inventuraufnahmen, Erbschaftsstempel, Kommissionssachen und Nachweise über seine „Habunseligkeiten" und allerhand sonstige amtliche Schreibereien und Scherereien. Er schließt: „Nichts weiter, um in dieser leidigen Sache nicht auch meinerseits überflüssige Tinte zu vergeuden." Der anmutige Dichter vermag in seiner Verzweiflung auch ganz derb zu werden. „Wie der Karren wieder aus dem Dr... heraus soll, in den ihn V.'s Schluderei hat festfrieren lassen, vermag ich nicht zu ahnen." Der Philosoph vermochte es, und der durch den gütigen Freund Verwöhnte gesteht in einem der nächsten Briefe (16. Februar 1870):

„Neue Behelligungen Deiner langmütigen Freundschaft, noch ehe ich für die glückliche Erledigung aller verzwickten Formalitäten, die Dein letzter Brief gemeldet, Dir die Hand habe drücken können! —

Ich hatte tags zuvor, ehe er kam, an Marie Rückert geschrieben, die über Dein Schweigen unruhig war; sie sollte doch wissen, daß man desto fester auf Dich rechnen könne, je weniger man mit Dir rechnen dürfe. Die energisch durchgreifende Art, mit der Du den verfahrenen Karren wieder ins Geleise gerückt, hat mir eine Last vom Herzen gewälzt! Ich war darauf gefaßt, mitten im bitterlichen Winter mich in Person stellen, eine Nachlaß- und Vermächtnisreise durch sämtliche Klöster und Nester, in welchen die Siebensächelchen sich zerstreut haben, vornehmen zu müssen! Da ich aber besonders warm sitze — eine neue Arbeit heizt mir ein, mehr als mir oft heilsam ist — war diese Perspektive schauderhaft.

Mit der neuesten „Verfügung" traf aus Hannover ebenfalls eine Revenantsbescherung ein, die Nachricht, daß „Ehre um Ehre" dort so kräftig umgeht, daß man nicht daran glauben will, es sei längst tot und begraben. Der Erfolg (schreibt der Regisseur) war ein bedeutender und steigerte sich zu wiederholtem Hervorruf der Schauspieler nach jedem Aktschlusse!

Freunden und Anverwandten widmet diese Anzeige statt jeder besonderen Nachricht der längst getröstete Hinterbliebene."

Fort und fort wird auch Finanzielles berührt. Früher schon meldete er: „Die 400 Reichstaler, mein teurer Schatzmeister, habe ich richtig erhalten, d. h. ich hoffe sie richtig erhalten zu haben, obwohl ich nicht begreife, wie es mit rechten Dingen zugegangen sein sollte, daß ich noch über so große Reichtümer zu verfügen hatte. Es tröstet mich nur, daß es viel wahrscheinlicher ist, ich habe mich verrechnet, als Du. Und so mache Dir keine weitere Unbequemlichkeit mit ausführlicher Rechnungsbegründung. Ich will nicht umsonst den Katalog Deiner Würden und Bürden erhalten haben, die Du Übermenschlichster mit so gelassenen Schultern trägst. Sonst pflegt der Verstand dem Amte nachzulaufen, — bei Dir ist es umgekehrt!"

Einige Zeilen weiter hat er aber wieder neue Anliegen, und schließlich dankt er für die Zeitschriften, für die „dramaturgische Studie". Aber „seit Neujahr bin ich am „Rio Sacramento" angesiedelt, wühle im „Golde" und sehe nicht rechts, nicht links; desto willkommener war mir (da ich für alles Poetische sonst verdorben bin) Steinthals Odyssee-Abhandlung*), ohne daß sie mich auf einen festeren Boden gestellt hätte. Wer selbst ein Phantasiemetier betreibt, erlebt so wundersame, so widerspruchsvolle und unerhörte psychologische Unica, daß es ihm nicht gelingen will, an feste Normen zu glauben, nach denen sich die Zeugung dieser großen Dichtungen beurteilen lasse. Und doch freilich ist der Reiz und die Pflicht, sich mit diesen Rätseln zu beschäftigen, übermächtig und nie veraltend, und ich bin unserem Freunde mit gespannter Neugier auf Schritt und Tritt gefolgt. Wie oft juckte mir ein Fragezeichen in der rechten Hand, wie oft ein verwegenes Gelüst im Gehirn, etwas dreinzureden. Aber wer diese Gebiete nicht mit redlichster Mühe und Vorurteilslosigkeit nach allen Richtungen durchwandelt hat, soll seine einzelnen Ausblicke für sich behalten.

*) Zeitschrift für Völkerpsychologie VII,1 f. (1870).

Immer wieder beklage ich dann, daß der Königsplatz 5 von der Arcisstraße Nr. 9 durch eine Tag- und Nachtreise geschieden ist!"

Weiterhin, in demselben Jahre (1870), regten ihn die gewaltigen politischen Ereignisse auf. Die Briefe werden flüchtiger, leidenschaftlicher. Selbstbeschauliches und Nebensächliches tritt mehr zurück. Er geht „wie auf Sprungfedern", selbst die poetische Schöpfungslust ist zeitweilig gelähmt; er klagt sich an, er sei „unfähig, sich zu einem guten Wort oder Werk zu sammeln". Dennoch berichtet er am 6. Oktober 1870: „Liebster Mensch, ich liege in den letzten Zügen eines Schauspiels und muß Kraft und Gedanken sparen. Es hat Eile, die Lebendigen reiten heutzutage schneller als die Toten, und wenn ich auch noch immer mitzukommen denke, obgleich ich Anno 13 ausreite, ist es doch weise, die gute Witterung nicht vergehen zu lassen. Seit ich hier bin, hab' ich wenig anderes getan als an diesem Werk Tag und Nacht herumzubrüten. Am Ende ist's kein besonderer Haupthahn, was aus dem Ei kriecht, aber es will doch seine Federn haben. Mein Weib hat sich endlich, ehe der Altweibersommer auffliegt, eines Besseren und ihrer Jugend besonnen, und nach drei Wochen im Bett und einer auf dem Sofa schleichen wir nun fröhlich Tag für Tag in die Sonne und hoffen, chi va piano, va sano. Das junge Gezieser ist wohlauf, die Welt siegesschön, und so läßt es sich trefflich leben." —

Dieser scherzhaft blühende Stil ist einer der liebenswürdigsten Züge des Dichters.

Bereits am 24. November kann er dem Freunde melden: „Meine Franzosenbraut, die in Berlin Anno 13 spielt, wandert sehr bald an Hülsen, und obwohl die Ratschläge dieses Höchsten dunkel und unverantwortlich sind, müßte man doch geradezu sich zum „credo, quia absurdum est" bekennen, wenn das Stück abgewiesen werden sollte."

Der April des folgenden Jahres (1871) brachte einen Familienzuwachs, der in reizenden Briefchen scherzhaft erörtert wird. „Mein Weib steht heute zum erstenmal wieder auf. Das Kind hat

geſtern zum erſtenmal gelacht.“ Zum Quartalswechſel 72 ruft er aus: Nein, Teuerſter, eine ſolche Plusmacherei überſteigt allen Glauben! Geradezu aus den Wolken bin ich gefallen; da ich aber dabei in Deine Arme fiel, konnte ich mit beſſerem Recht als jener Höfling auf die Frage, ob ich mir dabei weh getan, antworten: im Gegenteil!“ Der ganze Brief iſt ein Lob- und Danklied für des Freundes umſichtige Geſchäftsführung. Schließlich aber heißt es wieder:

„Wie machen wir's denn ſeinerzeit mit unſerer Romankonferenz? Wenn der Schnee ſchmilzt, wird ſich's finden, aber ich denke vorläufig ſchon daran, wenn mirs ſauer wird, um mir eine Belohnung vorzuhalten.“ Gelegentlich bittet er um etwas „Taſchengeld“: „Einige fällige Honorare hängen ſeit Wochen wie reife Früchte am Baum, ich mag nur nicht ſchütteln; dagegen wird an mir ſo viel geſchüttelt, daß ich nachgerade ein entlaubter Stamm geworden bin.

Übrigens dennoch in floribus; ſaure Wochen, frohe Feſte. Wir werden heute den Faſchingsdienstag heiligen und bis Schlag zwölf tanzen. Meine Kinder haben geſtern abend ihren ehrwürdigen Erzeuger in den verſchollenen Künſten der Française unterrichtet, weil er heute ein altes Verſprechen bei einer alten Freundin einzulöſen hat. Dies Lotterleben hat mich indeſſen nicht gehindert, einen großen Haufen Papier zu beſchreiben, wovon mündlich ein mehreres.“

Sein Neujahrsgruß 73 enthält den Dank für den Tweſten,*) dann heißt es: „Hier nun iſt das neue Schlußkapitel,**) dem ich ſehr gründlich, in gewiſſen Partien Silbe um Silbe auf den Zahn zu fühlen bitte. Man ſoll gelegentlich die Sachen ſagen, aber die Worte — verſchlucken, und dies ſcheint mir in der Hauptrede Edwins noch nicht hinlänglich geſchehen. Schreibe mir, was du geändert oder geſtrichen wünſcheſt, und gib dann das Manuſkript

*) C. Tweſten, Die religiöſen, politiſchen und ſozialen Ideen der aſiatiſchen Kulturvölker und der Ägypter. Hrsg. von M. Lazarus. 2 Bände. 1872.

**) „Die Kinder der Welt“.

an Hertz. Im ganzen, denk' ich, hat es durch den höheren Ton gewonnen." — „Kap. 10 des 3. Bandes", schreibt er am 25. Februar, „wird Dir zeigen, wie frohgemut ich mit dem Kalbe eines guten Freundes zu pflügen mir gegönnt habe. Fast ipsissima verba. Dagegen habe ich andres beiseit legen müssen, da es vom Strom der Hauptstimmung abgelenkt hätte. Endlich wird ja nun das Buch fertig werden. Ich hoffe, Du findest besonders den dritten Band herausgereift."

Um dieselbe Zeit taucht, mitten in alle Poesie hinein, die Prosa eines Hausbauprojektes auf. Er hat in München — Luisenstraße 22 — ein Haus mit Garten gekauft, das ganz nach eigenen Plänen ausgebaut werden soll. Natürlich beschäftigt ihn diese Sache ganz außerordentlich. Dieses „Bauliche und Erbauliche" zieht sich nunmehr als eine endlose Kette von Fragen, Erkundigungen, Berichterstattungen, Kostenberechnungen und Beschreibungen oft in entzückender tragikomischer Mischung hin. Selbst die unerquicklichsten Erfahrungen mit „kriechender, schleppender Wirtschaft der Bauleute", mit „unbrauchbaren und heimtückischen Polieren" werden durch den vergoldenden Schimmer einer genialischen guten Laune ins Anmutige gehoben. Auch bei diesem Plan muß Lazarus Gevatter stehen. Er nahm ihn mit der ganzen Wärme seines hingebenden Gemütes und zugleich mit jener welt- und geschäftskundigen Besonnenheit auf, die ihm eigen war. Die Auseinandersetzungen darüber kehren immer wieder. Alle Etappen des gemeinsamen Beratungsfeldzuges werden von beiden Seiten eingehend erörtert, das Terrain rekognosziert, die Ausgaben veranschlagt, alle Schwierigkeiten bewältigt und der Bau in Angriff genommen und siegreich zu Ende geführt.

Inzwischen hatte Lazarus am 15. März 1873 seine süße, kleine Agathe, Steinthals Töchterchen,*) verloren. Heyse schreibt ihm:

*) „Jetzt ist die Sorge aus — die Trauer hat begonnen," schreibt er einem alten Freunde Oberst Rese. „Gestern 3/4 7 Uhr abends sind die wunderbaren Augen unseres Vielliebchens für immer zugedrückt worden. Steinthal ist gefaßt und würdig."

„Die Stunden, seit ich Deinen Brief fand, mein Teurer, sind mir in förmlicher Betäubung vergangen. Ich schreibe jetzt, um mich diesem schnöden Zustand bitterlicher Unseligkeit zu entreißen, ohne daß ich irgend glaubte, ein Wort finden zu können, das dies Schweigen und Brüten hilfreich beschwören möchte. Ich entsinne mich nicht, je durch eine Botschaft einen heftigeren Schlag auf die Seele bekommen zu haben, und merke daran, wie nahe wir uns sind. Was mir das Herz und die Sinne von Eurem Verlust nicht sagen können, da mir das unmittelbarste Mitleben versagt ist, das erlebe ich in der Phantasie, und durch diese dringt es wieder ins Herz. Und zu welchen eigensten Grabkammern hat diese Nachricht mir wieder die Pforte gesprengt!" Er datiert: München, 18. März 73. Kuglers Todestag.

Vier Wochen später wird ein Rendezvous verabredet, und der Dichter lernt bei dieser Gelegenheit des Philosophen neuen Landsitz kennen. Am 29. April gesteht Heyse: „Was es mir war, Dich wieder einmal — wenn auch nur so auf den Raub — besessen zu haben, verschweige ich. Ich habe nun ein neues Lokal für Zukunftsträume: Schönefeld. Wenn der Nachgeschmack erst recht den Wein lobt, so ist dieser neue Besitz wirklich ein kleines Eden, denn mir wird in der Erinnerung, obwohl es noch nicht im Sommerglanze stand, ganz paradiesisch wohl." — Der Hausbau nimmt den Dichter bald ganz gefangen: „Denn es wird nun Ernst. Morgen über acht Tage beginnen wir!" jubelt er am 4. Mai. „Dein lieber Brief kam heute gerade wie bestellt zu einer Sonntagskonferenz mit den Baumeistern." Natürlich sei von Anfang an nur der stärkste Zink, doppeltes Schieferdach und bei den Stufen nicht Sandstein, sondern Granit gemeint gewesen. Mit anderen Details will ich Dich verschonen und hoffe, lieber εἰρηνήλας, Du sollst es dereinst erkennen, daß ich Deines Geistes einen Hauch verspürt habe." Dann folgen aber doch Zahlen über Zahlen, drei Seiten lang. „Adam Zwerg" schwingt sich zum Rechenmeister auf. Auch in den nächsten Briefen spielen die Nullen mit einer beliebigen Ziffer davor eine Hauptrolle, dazwischen seufzt er einmal: „Was gäbe ich drum, wenn ich

meine Strohwitwerdiners zuweilen in der Katharinenstraße 6*) in jenem Höfchen mit Dir einnehmen könnte!" und er fragt: „Blüht und grünt es wacker in Schönefeld?"

Ein launiger Sommerbrief schildert alle Fährnisse des langsam vorschreitenden Baues, den im kommenden Frühjahr zu beziehen zweifelhaft wird. Nur die Kostenanschläge wachsen ins Unerwartete, und schon sind die projektierten Masken und Medusen in den Fenstergiebeln aufgegeben. Dann kommt eine lange Briefpause. Endlich schreibt er am 20. September (am 15. war Lazarus' Geburtstag gewesen): „Es war nicht schön, Liebster, wie ich's getrieben habe, ein totenstilles Verstummen seit Monaten, an allen hohen Feiertagen ohne Sang und Klang vorbeigegangen." Und nun folgt ein entschuldigender Bericht über Unterbrechungen, Geschäftspflichten, Besuche von M. Bernays und G. Brandes, 300 Seiten Geschriebenes, Unwohlsein der Frau, des Bübchens, auch der Hausbau rücke nur im Schneckenschritt vorwärts usw. Glücklich macht ihn dagegen Lazarus' Schilderung der Schönefelder Idylle. „Ich wollte, wir könnten die Früchte, die dieser Sommer uns gereift, unter einem Dach miteinander austauschen!" Da der Bauführer die „kreuzbravste Schlafmütze und die übrigen fast sämtlich pflicht- und ehrgeizlose Bummler", nimmt Heyse nun wieder sein Standquartier in München, „um der kriechenden und schleppenden Wirtschaft gründlich abzuhelfen".

Er legt jetzt Dramen und Romane beiseite, denn „andere Pläne, Träume, Grillen usw. sind dazwischen aufgetaucht", und bald lag auch das „Novellenschatz-Hüteramt" allein auf seinen Schultern. Er hatte die mit Hermann Kurz zusammen herausgegebenen populären, in Lieferungen erscheinenden Werke „Deutscher Novellenschatz" und „Novellenschatz des Auslandes" nach Kurzens Tode (10. Okt. 1873) allein übernommen. „Ich für mein Teil habe den schweren Schlag, den ich durch den Verlust meines teuren Kurz erlitten, noch kaum notdürftig verwunden, — werde Anfang

*) Lazarus' Wohnung in Leipzig, ein großmächtiges, altes Gebäude, in welchem sich die bekannte „Europäische Börsenhalle" befand.

nächſter Woche in Tübingen nach dem Rechten ſehen und der Frau und den fünf Kindern ſo viel Troſt bringen, als ein redlicher Freund bei ſo großem Unglück gewähren kann." Das gab Veranlaſſung zu neuen Fragen, denn Heyſe lag vor allem daran, die Familie finanziell zu betreuen.

So klingen nicht bloß heitere und harmoniſche, ſondern auch ernſte und verſtimmte Töne aus des Dichters Blättern zu ſeinem Vertrauten hin, auch Selbſtkritteleien und Grübeleien. An ſolchen Anfällen „tiefſter Geringſchätzung" leidet nun auch der ſonſt ſo ſonnige Heyſe „nur zu oft, und alle Hausmittel wollen dann nicht anſchlagen. Aber ſo ein Händedruck aus der Ferne von dem Allernächſten tut Wunder." — Auch pädagogiſche Zweifel in bezug auf ſeinen älteſten Sohn füllen vielſagende Seiten. In der eigenen Familie bedroht den ſonſt ſo Heiteren große Sorge. Ein langer, tiefernſter Brief vom 2. November 1873, der lediglich von privaten Sorgen handelt, ſchließt mit den Worten: „Ein Glück, daß ich weiß, wem ich einen Teil meiner Nöte aufbürden darf, ohne daß er die Schultern ſchüttelt und den Kopf dazu..." Später klagt er: „Wieviel Mühe habe ich Dir gemacht, mein alter Geliebteſter, und noch dazu, wie ich fürchten muß, verlorene Mühe!" In den Blattſeiten, in denen er das Nähere, nicht hierher Gehörende, erläutert, fällt das bezeichnende Wort: „Hier in der faulen ſüddeutſchen Gemütlichkeitsluft und dem Brodem, der aus dem Bierſumpf aufſteigt, läuft ein unfeſtes Naturell große Gefahr zu verkrüppeln oder doch ſchief zu wachſen." Er fürchtet, Lazarus könne gar in ſeinem Intereſſe Reiſen machen und der leidigen Sache noch mehr von ſeiner teuren Zeit widmen!

In der Tat häuften ſich Lazarus' Pflichten und zeitraubende Geſchäfte in unerhörtem Maße.

Dennoch findet er immer wieder Zeit, den Anforderungen der Freundſchaft zu genügen, ja bald muß er erſchütternde Gemütsbewegungen tragen helfen. Eine tieftragiſche und verhängnisvolle Begebenheit, welche zum Tode Frau Klaras und ihres Sohnes Hans führte, hat Heyſe ſelbſt ſpäter in einer poetiſchen Erzäh-

lung geschildert. Am 11. Dezember schreibt er: „Eine Woche habe ich in Graus und Jammer verlebt, wie keine noch, mein Teurer! Sollte ich anfangen, davon zu sprechen, würde ich Stunden brauchen, denn das Medusengesicht dieses Schicksals trug jeden Tag andere Züge. Und noch ist der letzte Akt dieser Tragödie nicht ausgespielt. Der Unglückliche lebt nach drei Fehlversuchen, seinen Qualen ein Ende zu machen — und kann doch nicht leben! Es geschehen in der Tat noch Wunder: mein Haar ist noch braun.

Der einzige Trost in diesen harten Tagen ist der Gedanke, daß die heroische Tat der Mutter besser geglückt ist, als die des Sohnes, daß sie in der Überzeugung, er habe ausgelitten, das Leben abwarf ohne jeden Kampf."

Vier Tage später meldet ein schwarzgerändeter Brief: „Als ich Dir zuletzt schrieb, Geliebtester, stand das Bitterste noch bevor. Auch das ist nun überstanden.... Heute bringen wir den teuren Menschen zur Ruhe. Diese Tage! Ich büße sie noch mit meinen Nächten. Aber es wird schon besser. Ich bin leiblich ganz ungebrochen. Wundersam!"

Es ist begreiflich, wenn er hinzufügt, daß er an ein ernstliches Tun noch nicht denken kann. Aber er ist erstaunlich elastisch. Dann und wann nimmt er doch schon ein Buch zur Hand, und die alltäglichen Anforderungen des Lebens, die Sorgen und Besorgungen, die ein Todesfall mit sich bringt, helfen ihm tragen. Sie dringen schon nach wenigen Tagen in seine Briefe, und zugleich bringt er ein neues Anliegen vor wegen der Verwaltung des kleinen Vermögens, das Hermann Kurz hinterlassen, und er berichtet: „Im Hause wird rüstig fortgearbeitet; wir werden in den noch übrigen vier Monaten bequem fertig, und Du wirst Deine Freude daran haben!" Ein Postskriptum dankt für den eben angelangten lieben Brief und „für alle erquickliche Wärme, die uns daraus zuströmt".

Wenige Wochen später bittet Heyse — er hatte eben ein Heft der Zeitschrift von Lazarus erhalten, worin „allerlei für meinen Schnabel" war:

„Laß mich doch wieder ein Wort von Dir vernehmen, Teuerſter! Man lebt ſo freudlos dahin. Die Cholera umflort alle Stimmung, die eigenen Schickſale bluten, und die Erinnerung iſt noch immer furchtbar aufdringlich! Da möchte man wenigſtens von außen einen Tropfen Lebensfreude dann und wann zu genießen kriegen, und ich denke mir, Ihr habt gute Tage; Deine Vorleſungen machen Dir immer neue Freuden und neue Freunde."

Aber auch im Hauſe des „Geliebteſten" war Trauer eingezogen. Lazarus' Vater ſtarb am 26. Februar 1874. Er war in ſeinen letzten Lebensjahren völlig gelähmt, ſo daß ſein unaufhörlich ihn beaufſichtigender Diener ihn wie ein kleines Kind tragen, heben, füttern mußte. Aber ſein Geiſt war völlig friſch. Außerordentlich charakteriſtiſch für Geiſt- und Gemütsart von Vater und Sohn und ihr ſinnig-inniges Verhältnis zueinander war die Art, wie ſie für dieſes Leben Abſchied voneinander nahmen. Lazarus reiſte nach Filehne, um den Sterbenden noch einmal zu ſehen. Nach einer ſtummen Begrüßung flüſtert er, der Sohn möge ihm zuguterletzt noch eine dunkle Bibelſtelle deuten. Die ganze Nacht denkt dieſer nach — am anderen Morgen ſagt er dem Vater, was er gefunden. Jener ſchweigt. In der zweiten Nacht neues Nachdenken — am Morgen wieder Bericht. Aufmerkſames Zuhören des Alten, dann ſagt er: „Gedrückt". — Auch die dritte Nacht verbringt der Grübelnde ſchlaflos, um dem Vater dieſe letzte Freude zu bereiten. Zum drittenmal bringt er ſeine Deutung vor — da erſtrahlt das Antlitz des Greiſes in heller Freude: „Sehr gut, mein Kind. Ich danke Dir." Das waren ſeine letzten Worte an den Sohn, den Berufspflichten nach Berlin zurückriefen.

Heyſe ſchreibt darauf am 2. März: „Ich preiſe Dich glücklich, Teuerſter, daß Du ſo haſt Abſchied nehmen, ſo den Verluſt Dir zu ewigem Gewinn haſt machen können. Wenn ich an meine letzten Verluſte denke, deren Bitterkeit mir noch im Blute ſitzt, deren Bild ich gewaltſam abwehren muß, um das tauſendfältige Gute, was jenſeits liegt, nicht im Nachgefühl mir verſtören und

zerrütten zu laſſen, empfinde ich doppelt die Wohltat und Weihe einer ſolchen Trennung."

Beſuche in Schönefeld ſind Heyſe Bedürfnis. Wenn er ſich „ein paar gute Tage machen" will, fragt er an, ob er kommen darf.

„Wäre es Dir möglich, Liebſter, auch in dieſen erſten Junitagen Dich für mich freizumachen? Es wäre mir eine große Wohltat! — Was Deinen liebenswürdigen Vorſchlag betrifft, in Deine Seele und Deinen Beutel hinein mir warme Füße zu verſchaffen, ſo würde ich ihn, ſo mißlich dergleichen unter anderen Menſchen wäre, unbedenklich annehmen.... Wir leben hier meiſt auf nackter Diele, und „wenn es köſtlich iſt, iſt es ein bißchen Ölfarbe und Firnis...."

Er hofft die große Teppichfrage gemeinſam mit dem Freunde in Leipzig zu erledigen und ruft in Wiederſehensfreude: „Es lebe das mündliche Verfahren!"

Der damals noch ſtille und grünumbuſchte Landſitz mit dem benachbarten Park war zu traulicher Zwieſprache wie geſchaffen. An Leib und Seele erfriſcht, kehrt Heyſe in ſein Heim zurück; ſelbſt der lange, einſame, ſchwüle Reiſetag iſt ihm ein Gewinn geweſen; er hat mitgeholfen, dichteriſche Pläne fertig auszubrüten. Er iſt faſt leidenſchaftlich arbeitsfreudig, und vorübergehende Trübungen können ſeiner Schaffensluſt nichts anhaben. Novellenpläne werden fröhlich ausgeführt. Am 19. Juli ſchreibt er:

„Vorgeſtern bin ich von dem letzten Drilling dieſer fünfwochenlangen Wehen glücklich entbunden worden. Der Wöchner befindet ſich wohl, nur von Herzen matt und ausgeſchöpft. Ob die Kindlein lebensfähig ſind, wagt er noch gar nicht zu unterſuchen. Ich hätte die beſte Luſt, wenn das Jüngſte erſt gebadet und in reinliche Windeln gehüllt iſt, es Dir über den Hals zu ſchicken, damit Du mir ſagſt, wie Du es Freund Steinthal zu tun pflegſt: „Was ich da eigentlich gemacht habe? — — In Nr. 2. ſpielt die Katharinenſtraße 6 ihre Rolle. Jetzt aber wird die Feder ausgeſpritzt und das Leben endlich wieder in ſeine Rechte eingeſetzt."

Er machte einen Ausflug an den Starnberger See. „Wie ich heimkehrte, fand ich Steinthals köstliche Antikritik,*) für die Du ihm meinen herzhaftesten Händedruck überbringen mußt. Unter uns: ich wünschte nur an ein paar Stellen die Illusion minder weit getrieben, da wo der Freund ihm allerlei charmante Sachen über dies und jenes in seinen Schriften sagt. „Ihr prachtvolles Inhaltsverzeichnis“ — „dieses Kapitel kommt mir vor, wie eine schöne Freitreppe zu einem prächtigen Gebäude“, — dergleichen fordert heraus.“

Echter Familiensinn frohlockt über die Rückkehr von Weib und Kind:

„Sie sind da, Liebster, und die süße Gewohnheit dieses Daseins hat nun wieder in aller Traulichkeit begonnen. Mein Weib sieht noch sehr der Nachkur bedürftig aus, aber ihre Augen leuchten, ihr Mund lacht, und ihr Herz ist guter Dinge. Ich aber bin auf einen Schlag ein froher, junger Mensch wieder geworden, und da ich alt genug bin, um gewitzigt zu sein, genieße ich diese Ruhepausen des Schicksals mit stiller Seele und doch mit vollen Zügen. Und nun Lebewohl! Mein Bübchen sitzt auf seinem Schaukelpferd, und ich muß seine Künste bewundern.“

Zum 1. August schickt er seine Geisteskinder zur Begutachtung ein und bittet „um eine milde Blei-Stiftung Deiner Hand, wo etwas noch hilfsbedürftig ist“. Der Freund muß die Heyseschen Sprößlinge freundlich empfangen haben, denn am 14. August scherzt der unermüdliche Paul:

„Die sanften Worte aus Deiner Kehle, Geliebtester, ermutigen mich zu dem heimtückischen Beginnen, Dich Wehrlosen abermals zu überfallen. Beifolgende Geschichte hat so lange im Mutterschoß meiner Phantasie gelegen, daß ich fürchtete, sie möchte am Ende als ein übertragenes Kind ans Licht treten, und sie darum mit Zangen herausholte, obwohl mir nicht ganz geheuer dabei

*) „Wie einer den Nagel auf den Kopf trifft. Gegen Whitney.“ („Zeitschrift für Völkerpsychologie VIII, 216f.)

war. Denn trotz der langen Zeit scheint mir dies und das noch nicht ausgereift, und da ich die Blätter endlich wieder durchlas, hatte ich eine so unsichere Empfindung, daß ich gern hörte, ob es ein mißartetes, totgebornes Geschöpf sei, was ich da auf meinen Knien schaukle. Ich habe die seltsamste Stockblindheit über meine eigene Brut, die einem eintägigen Hündlein Ehre machen würde. Manchmal ist mir das Verfehlteste als mein Allerbestes erschienen und ganz wackere Leistungen höchst armselig. Wo ich nun vollends ein Motiv lange mit mir herumgewälzt habe und mich gleichsam nur einer Pflicht entledigt, kann ich das Produkt dieser Charakteraufgabe nicht ohne Mißtrauen ansehen; denn so ein alter Sünder ich bin, sind mir doch all die Missetaten, bei denen ein recht planmäßiger Dolus zugrunde liegt, verdächtig, obwohl gerade diese den richtigen Räuberhauptleuten am meisten das Gefühl geben, einen Beruf auszuüben, der wie jeder andere gelernt sein muß."

Inzwischen war der Dichter in sein endlich vollendetes Haus eingezogen, nnd wie früher der Bau, so nimmt jetzt die Ausstattung in seinen launigen Berichten einen breiten Raum ein. Als nun der Freund „an allen Ecken und Enden" mit glücklichem Blick und Griff das Seine dazu beiträgt, das neue Poetenheim zu verschönen, da klingen Dank und Schalkhaftigkeit oft so reizend ineinander, daß man versucht ist, die betreffenden Blätter alle zu zitieren. Von Wiesbaden aus schreibt er am 13. September (nachdem er sich entschuldigt, daß er so oft Lazarus' Geburtstag vergessen, und auch diesmal sei nur zufällig ein Blick in einen alten Kalender schuld, in dem er sich die Gedenktage aufnotiert, daß er heute daran gedacht):

„Als ich vor vierzehn Tagen einmal im Hause nachsah, lag im Flur eine festumschnürte Riesenschlange, die sechs Männer zu schleppen gehabt hatten. Ich habe meinem Gelüst, mich an ihrer bunten Haut zu weiden, tapfer widerstanden, um sie staublos und unverblichen übersommern zu lassen. Nun ist aber der Diener angewiesen, sie im Festgemach auszubreiten, und die ersten Füße, die sie treten werden, sollen die meiner eigenen Gebieterin sein."

Eine Woche ſpäter berichtet er nun: „Ich war 24 Stunden mit meinem lieben Weibe in der Stadt, um 99 Kommiſſionen abzumachen. Während ſie von Laden zu Laden wallfahrtete, breitete ich mit meinem Georg den Rieſenteppich im Salon aus, nachdem ſechs Männer ſich faſt zuſchanden an ihm geſchleppt hatten, um ihn die Treppe hinaufzuſchaffen. Wie die Hausfrau dann heimkehrte und ich ſie, ohne ein Wort zu ſagen, an das Ufer des Smyrnaer Meeres führte und ſie nun mit einem Ach! des Entzückens ihren kleinen Fuß in die dunkelgrünen Wellen ſetzte und, in der Mitte angelangt, ausrief: Hilf! hilf! ich verſinke! — dieſe Szene würdig zu ſchildern, wäre eine ſchwere, aber lohnende Aufgabe für meine Feder geweſen, obwohl ich nicht wie Lord Byron ſagen kann: description is my force. — Ich ſchreibe dieſe Zeilen verſtohlen hinter ihrem Rücken, da ſie eben den Buben wäſcht. Es bleibt Waſſer genug übrig, nachher ſeinem Vater den Kopf zu waſchen, wenn er dieſen Brief nicht ableugnen kann. Aber Ihr ſollt doch wiſſen, daß dieſe wahrhaft königliche Stiftung, die wir Euch verdanken, nun glücklich am Ort ihrer Beſtimmung angelangt iſt und unſere höchſten und ſtolzeſten Erwartungen weit und breit übertroffen hat. Der biedere Braun, unſer Bauführer, ſperrte Mund und Naſe auf, als er dieſe Pracht erblickte. Nie in ſeinem Leben hat er dergleichen geſehen. In der Tat iſt in ganz Bayern wohl kein zweiter anzutreffen, da wir ein armes, aber ehrliches Volk und der Wohllüſte des Nordens noch ungewohnt ſind. Nun wird mein Kredit zwar nicht wenig wachſen, wenn die Mär von dieſer Üppigkeit erſt durch die Stadt läuft. Zugleich aber wird man mich für einen kleinen Kröſus halten und mich von allen Seiten mit doppelter Kreide bedienen."

Weiterhin iſt wieder von einem Beſuch Heyſes in des Freundes kleinem Landſitz die Rede: „Ein paar Tage in Schönefeld ſollen Wunder an mir tun! Wir ſprechen dann von allem und einigem, u. a. von dem Märtyrer, über deſſen ſchwache Punkte ich Dir völlig recht gebe". Dann nach einigen intimen literariſchen Vertraulichkeiten berichtet er, daß er mit Lenbach geſprochen. (Zu

Lazarus' silberner Hochzeit sollte seine Frau mit seinem Porträt überrascht werden.) „Du wirst staunen, wenn Du seine neuesten Charakterköpfe siehst, Döllinger, Schopenhauer, Gladstone, Moltke, Wagner, — Fundgruben für den Physiognomiker. Aber wir wollen sorgen, daß er Dich nicht zu rasch trifft!" Die Schnellmalerei Lenbachs nämlich wurde bereits seinen besten Anhängern bedenklich. Als dann die Freunde in Schönefeld auf den berühmten Maler zu sprechen kamen, gab es eine Künstlerdebatte, die nahezu hitzig wurde; denn Lazarus hatte die Empfindung, deren Wahrheit sich später immer mehr bestätigte, daß in Lenbachs künstlerischer Eigenart das Diktatorische so sehr vorherrsche, daß er darüber Kunst und Natur in die engen Fesseln seiner eigenen Willkür zwang. Sein Objekt war nicht der Mensch an sich, sondern er machte ihn sich zum Modell, an dem er nach eigener Lust und Laune bald dies, bald das besonders betonte und alles übrige vernachlässigte. Die Nachsicht, mit der von Anfang an Kritiker und Käufer diese Eigenart des Künstlers duldeten, ließ ihn immer selbstherrlicher verfahren. „Abgesehen davon bleibt aber Lenbach für alle Zeiten ein großes Talent", sagte Lazarus, womit Heyse sich aber nicht zufrieden geben wollte. Sie kamen noch oft auf dieses Thema zurück.

Nach der Rückkehr teilt Heyse seinem „alten Geliebten" sogleich mit, daß er glücklich wieder gelandet sei „nach allen Stürmen ferner Liebe und Freundschaft, die mir die „Mannesseele" erschüttert haben, aber zugleich das schlaffe Segel so lustig schwellten! — Es war doch herrlich!! Dieser Refrain klang mir gestern 12 Stunden lang in den Ohren." — „Ein großes Entzücken" brach los, als er zu Hause die mitgebrachte Kiste auspackte. „Schade, daß Naturlaute nicht stenographiert werden können! Das Porzellankörbchen ist schon mit Blumen gefüllt; ich habe es unterwegs wie meine eigene Seele behütet, daß es keinen Schaden erleide.

Heute ist die beglückte, bestverzogene Frau ihres Jahrhunderts schon wieder so weit (die Gattin Heyses war oft leidend), daß sie mich zu Freund Lenbach hinüberbegleiten konnte." — Dieser Besuch hatte das Gute, daß nun ein Rendezvous von Lazarus in München

festgesetzt wurde. Freilich mußte Heyse mit dem unberechenbaren Künstler erst viel darüber hin und her debattieren; er berichtet darüber: Lenbach erschrecke vor jeder neuen Bestellung, denn noch lasteten hundert richtig gezählte Aufträge auf seiner Seele. Vier verschiedene Gladstones stehen noch an den Wänden herum, jeder das Werk eines Vormittags. (!) Eine sehr kennzeichnende Äußerung, welche die immer mehr sich verflüchtende Skizzenhaftigkeit in der Behandlung der Gemälde Lenbachs zum Teil verständlich macht, wenn auch nicht entschuldigt.

Noch verständlicher wird diese Flüchtigkeit, ja diese Abneigung gegen die zartere und feinere Durchführung des Ganzen seiner Bilder, wenn man bedenkt, daß Herkunft ihres Malers und der Beginn seiner Arbeitsleistung auf einem völlig anderen Gebiete lagen. Sein Vater war ein Tiroler Maurer und er selbst anfänglich Maurergeselle. Als er durch seine Gönner, die sein Zeichentalent erkannten und auf jede Weise zu fördern suchten, fast gezwungen wurde, sich in München einem akademischen Studium zu unterwerfen, fand dasselbe in des Jünglings urwüchsiger Natürlichkeit so wenig Vorbereitung und Entgegenkommen, daß es keine Früchte tragen konnte. Die Anatomie des menschlichen Körpers war und blieb seiner Künstlerindividualität fremd und deshalb antipathisch. So beschränkte er sich auf die Köpfe — eine Arbeitseinteilung, die seine Spezialität wurde, und er hatte — Glück! Wer denkt bei diesem Wort nicht an Schack, den ausgezeichneten, genialen Kunstkenner und Mäcen, der sich für Lenbach interessierte und seine Vorsehung wurde! — „Lenbach läßt schön grüßen", meldet der eifrige Vermittler zwischen Maler und Philosophen. „Unser Freund geht nun sofort an die Arbeit (die angefertigten Photographien, die er nach seiner Gewohnheit und Angabe vergrößert stets als Grundlage zu seinen Porträts benutzte, waren inzwischen eingetroffen). „Ich lasse Lazarus sagen, daß er in vier Wochen das Bild haben soll." Jedenfalls ist er voll Eifer und Liebe zur Sache, und die meine zur Person wird fleißig nachschüren."

Eine längstgeplante Biographie von Hermann Kurz und vieles andere harrte indessen der Vollendung. Heyse mochte zuweilen

nach dem Übermaß der Arbeit ermatten, aber im Gedanken an die Freundschaft seines „alten Geliebten" schöpft er immer wieder neue Kraft. „O Lieber, ich habe mich ganz verdutzt gefragt, was ich denn getan habe, um so viel liebliche Güte zu verdienen, und mich zuletzt mit meinem eigenen Sprüchlein beschwichtigt: Was ihr niemals überschätzt, habt ihr nie begriffen." Einige Zeilen weiter heißt es: „Im übrigen ziehe ich den mit Faulpelz gefütterten Mantel meiner Tugend um die Schultern und erfreue mich auch einmal am göttlichen Stilleliegen und in die Luft Starren! — Eben kam der Flügel. Im Salon sind die Tapezierer. Über ein kleines wird man bei sich selbst zu Hause sein."

Wenige Tage später meldet er: „Ich habe unsern Maler zwar im Bett gefunden, aber voll des besten Willens, und da er so fix bei der Arbeit ist und ein paar Stunden ihm genügen, ist Hoffnung vorhanden, daß jedenfalls etwas zustande kommt. Er müsse zwar in den allernächsten Tagen nach Paris — indessen, da ich es sei und Du es seist — und so weiter! —"

Eine vorlesungsfreie Woche wurde nun gewählt, und Lazarus reiste eines Sonntags nach München. Montag sollte Lenbach das Portrait anfangen, als Heyse kam: Lenbach sei am Knie erkrankt, und der Arzt fordere Ruhe. Die Zeit des Wartens sollte ausgefüllt werden; da entschloß sich Lazarus auf vielfaches Drängen, bei dem Bildhauer Wagmüller seine Büste machen zu lassen. Wagmüller, damals erst 35 Jahr alt und bereits Präsident der Akademie und Schöpfer des Liebigdenkmals in München und der großen Brunneneinfassung für König Ludwig in Schloß Berg, arbeitete in dieser Woche wiederholt an der Büste, bis dann endlich Lenbach so weit war. Er schien seine Versäumnis durch doppelte Liebenswürdigkeit wettmachen zu wollen und gab sich im angeregtesten Gespräch als des Philosophen eigentlicher Kollege: denn das Portrait eines Menschen schaffen „sei doch eine eminent psychologische Aufgabe!" — „Während der ganzen Woche," erzählt dieser, „da ich doch einmal ein theoretischer Ästhetiker war, verdichtete sich unsere ungezwungene Unterhaltung zu einem praktischen Kursus, welcher

trotz meinem anstrengenden passiven Verhalten der ausübenden Kunst gegenüber sich zu einem der angenehmsten Erlebnisse gestaltete." Beides: Bild und Büste wurden munter gefördert und die glückliche Vollendung an einem Sonntagabend durch ein Festmahl in den „Vier Jahreszeiten" gefeiert, das den Maler, den Bildhauer, den Dichter und den Philosophen heiter vereinigte. Wahrlich, ein auserlesenes Quartett! — Darauf reiste Lazarus die Nacht hindurch, war am Montag morgen in Berlin und hielt Montag mittag bereits wieder seine Vorlesung an der Universität! —

Nach seiner Heimkehr meldet ihm der Freund wiederholt die Fortschritte des Gemäldes:

„Bei Lenbach habe ich neulich zwei Stunden malen helfen. Er hatte seiner löblichen Gewohnheit gemäß richtig wieder das Bild ganz von frischem angefangen, in kleinerem Format, Brustbild, lange nicht so glücklich und so selbstverständlich wie nach der Natur, aus purer Rock- und Hosenfurcht! — Ich ruhte nicht eher, bis er wieder die alte Tafel auf der Staffelei hatte, den unruhigen Hintergrund ins gleiche und alles in eine klare Gesamtstimmung gebracht hatte, die ihn nun selbst ergötzte. Denn diese paar Stunden ad vivum haben doch das Wesentliche von Deinem lieben Ich bereits offenbart, weit schlagender als die spätere Leinwand. Nun wird er dabei bleiben!" —

Die folgende Zeit scheint vielfach durch Kränklichkeit getrübt gewesen zu sein. Der Gedankenaustausch dreht sich eine längere Zeit um Erkundigungen nach dem Befinden und Gesundheitsbulletins. Im Jahre 1875 erschien Heyses zweiter Hauptroman: „Im Paradies", dem es wegen seiner Behandlung der Ehe an Anfeindungen nicht fehlte. In einem Briefe vom 25. Januar 1876 wettert Heyse gegen „die Katzenmusik absoluter Mißdeutungen, die um mich herumlärmt; ich widerstehe beharrlich jeder Versuchung, ein Wort an Frau Toutlemonde dazwischenzuwerfen, das natürlich nur von neuem mißverstanden würde. Meine sittlichen Überzeugungen können doch nur falsch, oder wahr aber verfrüht sein. Im ersteren Falle könnten Gründe höchstens den Wert haben, subjektive Verkehrtheiten als

Naturnotwendigkeit dieser einen Person zu legitimieren. Im anderen Falle, den ich für den richtigen halte, bleibt nichts übrig, als der Zeit Zeit zu lassen. Die wandelnde Sonne hat schon manches an den Tag gebracht. Welch ein Geschrei erhob sich, als die Wahlverwandtschaften erschienen! Und nicht nur unter den Gedanken- und Bildungslosen. Im Gegenteil ist gerade eine gewisse mittlere Bildung einer neuen Erkenntnis am meisten im Wege, weil sie die Summe ihrer Meinungen und Vorurteile für einen eisernen Fonds hält, an dem nicht gerührt werden dürfe, und aus dem Bewußtsein, wie sauer sie sich diesen Erwerb hat werden lassen, einen frischen, fröhlichen Mut der Gedankenlosigkeit schöpft, mit dem nun alles Neue hochmütig abgewiesen wird. Es war genau so bei den „Kindern der Welt", die nun doch auch getrost die Gefahren der ersten Jahre überstanden haben und sich wohl noch ein Weilchen ihres Daseins freuen. Hier nun vollends, wo eine Geistes- und Gemütswelt geschildert wird, von der man im Norden keinen klaren Begriff hat,*) ist es kein Wunder, wenn alles Anstoß erregt, was in die nationalliberale Schablone der Staatsmoral nicht paßt." —

Wie ahnungslos war doch der Dichter, wie in den folgenden Jahrzehnten alle seine kleinen und großen Kühnheiten übertrumpft wurden und von irgend einer „nationalliberalen" Moral überhaupt keine Rede mehr war. —

Im selben Jahre schreibt er: „Mein Hausmittel" (wenn irgendein Schatten auf seine Stimmung fiel), „mich wenn auch nur auf einen Augenblick zu Dir hinzuschreiben, mußte im Lauf der Jahre immer öfter angewendet werden, um Anfälle des Mißmuts bei mancherlei Kümmernissen zu bannen. Kur-, Bade- und Erholungspläne häufen sich, die schönsten Orte werden ausgesucht, aber — Schönefeld zieht mich am mächtigsten an!" Er möchte dort gar zu gern übersommern: „Wenn es überhaupt heuer zu einem Sommer kommt. Eben schneit es in großen Flocken (2. Mai). Wehe dem Reineclaudebäumchen, das ich vor vierzehn Tagen gepflanzt, um mich endlich von meinem Hofgartendirektor zu emanzipieren, der

*) Der Roman spielt in der Münchener Künstlerwelt.

gegen alles Eßbare in der Natur eine absolute Verachtung hat.“ — Er meldet noch in demselben Mai, in dem „die Eiszeit in unsere Welt zurückgekehrt scheint“, daß er die „Herkulestat“ vollbracht habe, in sechs Wochen fünf neue Akte hinzuschmettern, und daß er nur durch strengste häusliche Überwachung davon abgehalten würde, sich gleich wieder in neue Gefahren zu stürzen. „Wenn es nach mir ginge, krähte nach diesen beiden Dramen*) kein Hahn, bis sie aus meinem Nachlaß aufgeführt würden, wo denn alle Sünden des Autors durch das Bahrtuch der Pietät zugedeckt würden.“

Zeitschriften- und Bücherſendungen des Freundes regen ihn zu häufigen Danksagungen an. „Das neue Leben der Seele**) in seinem zierlichen full dress ist richtig angelangt, aber gleich von der Seele meines Lebens in Beschlag genommen worden, die jetzt mit um acht Jahre reiferer Freude sich zum zweitenmal daran erbaut.“ Zu einem ruhigen geistigen Genießen kommt's aber kaum mehr. „Auch ich hab's nötig, aus der Tinte zu kommen. Heimlich, unheimlich melden sich die Spukgeister der Nervosität.“ Der Freund schlägt zur Erholung eine Reise an die Riviera vor, aber Heyse antwortet: „Drei mühselige Tagereisen, droben die Wohnungsnot, die Mutterangst um jedes Niesen des Bübchens, mittags und abends Hammelfleisch, mit Sprachfehlern von ausgehungerten Schulmeistern in Kellnerfräcken serviert, — da denke ich doch im Schwarzwald besser aufgehoben zu sein. In unseren Herbstträumen spielt dann ein Ausflug nach Thüringen, der in Schönefeld sein Ziel findet, die erste Rolle.“

Bald trifft denn auch ein allerliebster Schwarzwaldgruß ein. Frau Anna ist in der Appetitkunst schon so weit gediehen, „daß sie das ganze ausführliche Menü herunter ißt, nachmittags einen ehrlichen Vesperhunger verspürt, was sie nicht hindert, um 7 Uhr ihr Nachtessen herbeizusehnen. Ich habe mir für die Vormittage einen Strickstrumpf mitgebracht, eine Novelle, deren Maschen sich

*) Graf Königsmark, Elfriede.

**) Der 1. Band erschien 1876 in 2. Auflage.

leider etwas in die Länge ziehen, und für allerlei Ansprache ist durch unser Bübchen gesorgt, dessen Munterkeit und spitzbübische Grazie ihm Männlein und Weiblein geneigt machen, so daß wir wohl oder übel mit seinen Gönnern anbinden müssen." Folgen weitere Berichte über mitgebrachte Arbeiten: die Elfriede, deren letzter Akt ihm noch immer nicht zu Dank ist, und zwei andere „Dramen-Farbenskizzen" Ich zweifle aber, daß noch viel zustande kommt. „Es pressiert ja auch niemand außer mir selbst, ob noch ein paar Stücke den Bühnen gegenüber als Makulatur gedruckt werden. — Sonst sind viel Leute und wenig Menschen hier, wie es sich für einen Nervenarzt nicht günstiger denken läßt." (16. Juli 1876.)

Bezeichnend ist Heyses Freude an Lazarus' Vortrag: „Das Herz."*) „Es kommt mir vor, als habest Du nie eine glücklichere Stunde gehabt. So fest und beweglich, tief und klar, reich und einfach das Problem ergriffen, festgehalten, ausgebreitet und zusammengefaßt: eine Meisterleistung. Ich erlebte, was man sonst nur einem Kunstwerk verdankt: eine Rührung über die harmonische Gediegenheit und Noblesse des Ganzen. Und wie würdig bist Du jeder Versuchung ausgewichen, in den Erdmännischen „ernsten Spiel"-Ton abzusinken. Was Du über die geschichtlichen Momente sagst, ist so ganz mein altes Credo trotz allem Buckle."

Das Leben gestaltete sich immer ernster. Frau und Kind kränkelten vielfach, und Heyse wurde sehr nervös. Seine Briefe zeugen von seiner Überreizung. Der Sommer 1877 sollte einen jähen Riß bringen: das Bübchen erkrankte an Diphtheritis. Am 18. Juni 1877 starb es. „Wilfried ist diese Nacht sanft entschlafen. Wir reisen heute noch heim."

Kein Wort weiter.

Aber auch hellere Tage leuchteten wieder. Italienische Fahrten entzücken den Dichter und trösten ihn für seine Winterabstinenzen in der nordischen Heimat. Seine „Freundschaftsnovellen" finden

*) Gehalten am 3. März 1877 im „Wissenschaftlichen Verein" (Singakademie) Berlin.

freundlichen Anklang (die vierte gegen Lazarus gemünzt), und ihn erfreut die öftere Aufführung seiner Dramen. Auch die sich immer mehr entfaltende Mädchenblüte „Lulu“ macht ihm Freude. Aus Rom schreibt er im Januar 1878: „Wir sind tiefgerührt, Liebster, durch die Festberichte unseres Kindes aus der Stadt der alten Lieb und Treue. Sie strömt über von dankbarer Zärtlichkeit für die ältesten Freunde ihres Vaters. Ihr habt ja wahrhaftig das liebe Mädchen wie ein eigenes Kind ans Herz genommen, und daß Du bei Deiner Überbürdung Dir die Zeit abgerungen hast, ihren Cicerone zu machen, das soll Dir unvergessen bleiben. Wie sehr gönnen wir ihr all das überschwenglich Gute! Es ist an diesem jungen Leben nicht verloren.“

Heyses Tochter fand bald darauf ihr Lebensglück in Leipzig, wo sie wiederholt bei Ribbecks zu Besuch war. An einem Frühlingstage meldet der frohe Vater noch aus Rom:

„Meine Lulu hat sich verlobt mit jenem Dr. Baumgarten, der sich vergebens darauf gefreut, neulich bei Ribbecks Deine Bekanntschaft zu machen. Am Geburtstag unseres Willy, den wir schwer und wund dahingelebt, kam abends die Botschaft und wieder wie vor sieben Jahren, da ich meinem Ernst die Augen zugedrückt, um dann in die eben neugeborenen zu blicken, löste große Freude den großen Gram ab. — Der treffliche, gebildete, warmherzige, frische und ernste Mann von 33 Jahren, in der besten Lage, mit der liebevollsten Mutter und Schwester; das Leben auf dem Gute, das Lulus stete Freude und Sehnsucht war, eine Stunde von Euch und Ribbecks und eine Neigung, die über Winter Zeit gehabt, sich ihrer bewußt und reif zu werden — — wir werden es hoffentlich bald lernen, mit reiner Stimmung uns all des Guten zu erfreuen.“

Nach der Rückkehr aus Rom beichtet er wehmütig: „Ich fühle mich sehr viel älter und müder, als ich gedacht hatte, und die Anläufe zu einer Arbeit, die mir endlich wieder sicheren Boden unter den Füßen schaffen sollte, mißglücken. Ich muß noch sehr behutsam mit mir umgehen; dazu kommt, daß ich der (hiesigen) Menschen

entwöhnt bin und Mühe habe, mich in die alten, engen Gedankengänge zurückzufinden, in denen die meisten Gespräche hinschleichen. — Was aber ist mit Dir, Liebster? Lulu sagt, Du wärst in Leipzig sehr angegriffen gewesen. Ein Wunder wäre es freilich nicht, und nur ein Wunder, daß Du bisher standgehalten, während es von allen Seiten auf Dich eindrang." (Der Antisemitismus begann seine trüben Schatten zu werfen, gegen die anzukämpfen Lazarus' neue, schmerzliche Lebensaufgabe wurde.) Am 20. Mai berichtet er von der „Maienseligkeit des jungen Paares", aber er seufzt: „Ich habe ein brennendes Verlangen, mit Dir zu teilen und zu tauschen. Nur müßt' ich des Schreibens überhoben sein. Ich weiß es, daß ein paar stille Tage mit Dir wie damals, als wir nach Dresden hinüberfuhren, mir unglaublich wohltun würden. Es ist etwas in mir aus den Fugen gegangen; Worte, noch so weise, renken's nicht ein, aber der Anhauch eines Gesunden kann das Blut anfrischen, die Seele beleben. Ich hatte mich auf Arbeit gefreut und bin nun erschrocken, daß ich mich noch untüchtig dazu fühle. Und dazu mein heißspornig zappliges Temperament, meine lange Verwöhnung, mir alles zumuten zu dürfen! ... Heute besuchten wir Lenbach; ich zog unter zwanzig Blendrahmen zufällig den heraus, auf dem er Dein Gesicht zuerst hingestrichen, die Augen schon völlig belebt, der ganze Wurf fast glücklicher als auf der definitiven Leinwand. Er hat mir's geschenkt, es wird in unserem Eßzimmer hängen und macht uns große Freude."

Hübsch ist der Leitfaden, den Heyse dem Freunde zu einer Reise nach Italien in einem Brief vom 27. Januar 1879 an die Hand gibt, auch scheint ein Wiedersehen in München gefeiert worden zu sein; aber der wonnige Mai sollte wieder für Lazarus den Tod eines nahen Menschen bringen: „Du hast einen Bruder verloren, mein Geliebter, ich hätte Dir gern eine Hand gereicht und mich ein Weilchen still zu Dir hingesetzt, nur schreiben konnt' ich nicht." — „Schwermut und Unmut liegen bleiern auf mir", klagt er Ende Oktober, nachdem er den 15. September fast wieder vergessen (Frau Anna hatte ihn aber erinnert). „Es ist am Kern meiner Natur

etwas verſehrt, und ich fühle das Unheil langſam ſchleichend weiter vordringen und den ganzen Bau angreifen, wie Schwamm in einem Hauſe. In lichten Intervallen ſchelte ich mich einen feigen Hypochonder." Er ſchließt: „In aeternum Dein Paul." —

Dies „in aeternum" wurde eine Lieblingsformel. Sein „in Ewigkeit der Deine" wiederholt ſich deſto häufiger, je öfter der Freund ihn aus Verſtimmungen zu reißen hat, je hingebender dieſer ihn mit Liebeszeichen und Aufmerkſamkeiten aller Art verwöhnt und den auch zum Schreiben Unluſtigen als treuer Seelenarzt aufrichtet. „Ein ſo guter Brief, mein alter Liebſter, ſo voll von Gutem und Güte, ſollte Dir beſſer gedankt werden als mit gutem Willen! — Aber ich brachte es bisher nicht darüber hinaus!" Und ſpäter: „Euer blumengekrönter, goldſtrahlender Sendbote hat uns willkommen geheißen. Wir haben alles verſtanden, er ſpricht zu deutlich die Sprache Eurer alten treuen Liebe und Freundſchaft, daß uns nicht jeder leiſeſte Ton zu Herzen gehen ſollte! — Ihr wißt, wieviel uns hier fehlt, und wollt uns Euch wenigſtens wiederfinden laſſen und mithelfen, daß uns unter dieſem blaſſeren nordiſchen Himmel das Leben nicht allzu grau erſcheine.... Wie ſehr iſt es Euch geglückt, einen hellen, warmen Strahl in unſer Helldunkel zu ſenden!" —

Als es ihm eine Zeitlang beſſer geht, ſchweigt er „mäuschenſtill, um ja nichts zu berufen". In demſelben Briefe aber (vom 16. Dezember 1879) rafft er ſich zu folgendem Proteſt gegen die antiſemitiſchen Treibereien auf:

„Steinthals Aufſatz in der Revue hat mir ſchon gezeigt, daß der nichtswürdige, ſchmachvolle, unſer hochpreisliches Jahrhundert in ſeiner heuchleriſchen Blöße zeigende chriſtlich-germaniſche Spektakel auch in Deinem Kreiſe einen Widerhall geweckt hat. Sie ſollen nur einmal aus unſerer Geſittung abziehen, was ſie dem erwählten Volke verdanken, deſſen Unfug doch nur den frechen Miſchlingen, den Boden- und Heimatloſen im Geiſte zugeſchrieben werden darf. Jene Betrachtungen in der Revue aber blieben in der ſubjektiven, intimen Reſerve, die ſo manches von unſerem

Freund nur den Seinigen ganz verständlich macht. Ein *fester Brustton* tut not, in voller Würde und Klarheit, und ich freue mich, daß Du das Wort ergriffen hast. *Treitschkes* Diatribe habe ich nicht gelesen. Aber ich kenne den Mann. Wer von Napoleon sagen konnte, daß er auf St. Helena mit „gaunerhaften" Ränken seine eigene Geschichte gefälscht, trägt sonderbare Maßstäbe der Menschlichkeit in seinem Geist."

Inzwischen erschien „Was heißt national?" von Lazarus, und Heyse macht (12. Januar 1880) seiner stolzen „Freude" Luft über diese Tat:

„Wenn ich preußischer Kultusminister wäre, würde ich 500000 Exemplare dieser Rede drucken lassen und durch das ganze Land verbreiten. Vornehmer, tiefer, heller und siegreicher konnte nicht gesprochen werden, und eine Wonne ist es mir gewesen, daß auf dieser Höhe der Betrachtung nicht die kühle Luft der Objektivität weht, sondern ein *warmer* Mannesodem. Wie versinkt daneben alles Gutgemeinte, was von anderer Seite vorgebracht worden ist! Ich habe mir vorgestellt, wie die Wirkung hätte sein müssen, wenn dies Manifest hoher Menschenwürde in einer weiten Halle vor Gläubigen aller Bekenntnisse proklamiert worden wäre. Es hätte am Schluß nicht ohne ein solennes Verbrüderungsfest der feindlichsten Brüder abgehen können. Mit welcher Schamröte mag der große Deklamator dieses Zeugnis des Geistes vom Geiste vernommen haben!"

Deklamator — Treitschke nämlich! Bis zum Schluß des Jahres werfen diese krankhaften und verbrecherischen Umtriebe ihre Schatten in den Briefwechsel. Heyse berichtet, wie er in der Zeitung davon las: „daß Dir die trübe Flut, die aus so viel unlauteren Quellen mit schnödem Pump- und Druckwerk in die Höhe getrieben worden, nun auch bis an die Brust geschwollen. Du kannst denken, wie dankbar ich für Deinen heutigen Brief bin, der mir zeigt, daß Dir die Strudel nichts anhaben, Deine Grundfesten nicht erschüttern können, wenn auch der Ekel und Grimm Dir endlich allerlei beschwörende Worte entrissen haben. Ich war ahnungslos

über die neue Wendung der Dinge, da ich durch die Kammerdebatten alles in das rechte Geleise gelenkt, das Unwesen auf die Haut geschlagen und den Säften eine Reinigung beschert glaubte. Hier vollends regt sich kein Laut von ähnlichem Mißklange. Vielmehr wird die hiesige Judenschaft seit einiger Zeit recht geflissentlich von der ultramontanen Mehrheit im Magistrat und den Gemeindekollegien gehätschelt, um ihren Beistand gegen liberale Bedürfnisse der Zeit zu gewinnen, — auch nicht sonderlich zum Trost der Guten! An die Berliner Dinge kann ich nicht ohne ein Gefühl fast körperlichen Abscheus denken, und wenn ich erwäge, wieviel von hoch oben her gesündigt wird, durch ein stummes Zusehen, das die blöde Niedertracht ermutigt, verhülle ich mein Haupt und versinke in trauriges Brüten über dem Rätsel dieser rückstauenden Evolution des Kulturstromes."

Er schließt: „Ist es denn wahr, daß wir heute den 13. Dezember 1880 schreiben?"

Und am 4. Februar 1881 heißt es: „Geliebtester, ich will Dir nur die Hand drücken, die das Schwert der Wahrheit so mannhaft und siegesstark geschwungen hat. Dazu sind Notzeiten gut, daß sie den Menschen lehren, wieviel er vermag. Du hast nie mit gesammelterer Kraft gesprochen, schlichter und stolzer zugleich, sachlicher und persönlicher in einem Atem."

Er sucht zu erklären, warum er selbst nicht auch das Wort ergriffen: „Meine Federkraft ist einmal wieder traurig gelähmt. Da ist es immer ein Trost, wenn man das, was der Zeit nottut, von anderen leisten sieht, doppelt, wenn man diese anderen lieb hat, da man sich dann fast einbildet, ein wenig mitzutun."

Mit den zunehmenden Jahren mehrt sich der Hang zur Selbstzergliederung und Selbstbespiegelung, der oft so düstere Farben mischt, daß man an dem „sonnigen" Dichter irre wird. „An solchen Anfällen von tiefster Selbstgeringschätzung leide ich nur zu oft," schreibt er im Sommer 1881. Physische Verstimmung ist die Hauptursache. „Ich bin wieder von Herzen matt und nichtsnutzig, schleppe die Tage in halbem Tun und leerem Grübeln

hin.“ Er scheint sich förmlich in der „Verunkrautung“ seines „lieben Ich“ zu gefallen; aber der besonnene Freund läßt es nicht an treuer Mühe fehlen, den Selbstquäler durch beglückende Briefe und Freundschaftsbeweise zu erquicken:

„Es gehört einmal zu meinem Glücksetat, von Euch überschätzt und verzogen zu werden, — und da ich, soviel ich weiß, im Laufe der Jahre nicht schlechter oder auch nur eitler dadurch geworden bin, im Gegenteil dieser Zeugnisse aus Eurem überfließenden Gnadenschatz bedarf, um ein gutes Zutrauen zu mir selbst zu behalten, mag's in Gottes Namen so fortgehen.“

Und so wurde er nach wie vor „über und über beschenkt und beschert“. Von den sechziger Jahren an, wo er humorvoll die „herrlichen Eiskrüge“ und die entzückende „Puppe mit dem Pelzmäntelchen“ dithyrambisch bejubelt, bis jetzt muß er Danklieder anstimmen. So nach seinem Geburtstage im Jahre 1881: „Und richtig traf gestern dies kolossale Weihegeschenk ein, das wieder, wie Ihr es so meisterlich versteht, durch seine Schönheit alle Proteste gegen seinen Reichtum entwaffnet. Ihr werdet es noch dahin bringen, in unserem Hause die Rolle des Grafen von Carabas zu spielen. Wir sahen neulich ein paar Freunde bei uns, die unseren Salon mit kunstverständigen Augen musterten: „Wo ist denn die wundervolle Vase her? — Von Lazarus. — „Aber der reizende Spiegel?“ — Von Lazarus. — „Und der Teppich, die entzückenden Fruchtschalen und die Uhr, die Klavierleuchter — und — und —?“ Alles vom Grafen von Carabas, will sagen von unseren alten, lieben, verschwenderischen Freunden!“

Für das traute und trauliche Verhältnis mag nur noch ein Blatt aus dem reichen Blütenkranz der Freundschaft sprechen; es ist so echt heyfisch anmutig! Er schreibt am 6. Dezember 1882:

„Meine lieben, besten, leider ganz unverbesserlichen Geliebten! Nie ist ein Mensch, der aus den Wolken fiel, weicher gefallen als Euer alter Freund, als er gestern aus dem Schneesturm zurückkehrte und in das Zimmer geführt wurde, wo dieser Teppichleviathan, einstweilen noch halb in sich geschmiegt, der weiteren

Entwicklung harrte. — — Heute am Morgen aber habe ich nicht eher geruht, bis ich mit Aufgebot aller dienstbaren Geister das Ungeheuer gebändigt und nun friedlich in seiner ganzen Pracht zu meinen Füßen sah. Er paßt nun wirklich wie dem Raum angegossen, und der Verräter, der hinter unserem Rücken sich von Euch hat bestechen lassen, die Maße zu nehmen und Euch mitzuteilen — möge Gott ihm verzeihen, ich kann ihm beim besten Willen nicht gram sein. Und nie ist das Opfer einer Verschwendung bei aller Vergewaltigung reizender hintergangen worden als ich. Es ist wahr, ich werde noch lange brauchen, bis ich durch diesen Zimmerschmuck nicht mehr „gestört" werde. Ich kann mich vorläufig noch nicht entschließen, etwas anderes zu tun, als in diesem Labyrinth gedämpfter Farben und feinverschlungener Arabesken hin und her zu wandeln und mit der Fußspitze das weiche Gewebe zu karessieren. Auch jetzt während des Schreibens komme ich langsam vom Fleck, da ich immer über das Blatt auf den Boden hinäugle und jedesmal eine Weile Halt mache, um darüber nachzudenken, daß nun auch dies Köstliche wieder aus demselben Füllhorn treuester Liebe und Güte stammt, das mich schon seit undenklichen Tagen mit tausend Lebensfreuden überschüttet hat." Er schließt: „Euer urewiger Paul H."

* * *

Sollte man nicht denken, daß ein solches vertrautestes Einssein gegen äußere Einflüsse gefeit und geheiligt sei? Lazarus glaubte es, und im unbedingtesten Vertrauen auf das Vertrauen des Freundes weihte er ihn in seine gänzlich unverschuldeten und unerwartet hereinbrechenden finanziellen Nöte nicht ein, um ihm Sorge zu ersparen, die er von jeher lieber allein und im stillen trug. Wußte er doch, daß der Freund nie das Geringste einbüßen würde! — Dennoch entstanden Trübungen, die zur Trennung führten. Der Stolz zwang den einen zu wartendem Schweigen, den anderen zu schweigender Erwartung.

Wie lange noch —?

In einem der letzten Briefe aus 1882 schreibt Heyse an das befreundete Ehepaar: „O meine lieben Geschwister, wenn auf dem sonnenabgekehrten Abhang des Berges noch helle Tage und Jahre kommen sollen, müssen sie mit Euch genossen werden!“ —

Auf diese Brüderlichkeit der Gesinnung baute Lazarus. Als er auf dem sonnenabgekehrten Abhang tiefen Leidens in Meran dem langsamen Ende entgegensah und wußte, daß der Freund auf dem nahen Schloß Labers weilte, wartete er auf ihn. Aber er kam nicht . . .

Aber wir hofften noch immer, daß die Trübung erhellt, das Mißtrauen weichen werde. Im älteren, leidenden der beiden Freunde, dessen innere Schau verklärt und vergeistigt schon im Jenseits weilte, schlummerte die stille Sehnsucht, daß er nicht ohne Abschied von hinnen gehen, daß der einst so kraftvoll grünende Baum der Freundschaft, zwar gebeugt und geborsten, doch noch einmal aufblühen werde.

* * *

Zu tiefer Wehmut schreibe ich die Schlußzeile.

Lazarus ist nicht mehr.

Einem jungen Freunde, der ihn im Sommer 1901 in Interlaken besuchte und ihn eines Tages nach seinem Verhältnis zu Heyse fragte, antwortete er ernst: „Kaum einer hat ihm so nahe gestanden wie ich.“ Sein Auge schweifte in die Weite, das Gespräch brach ab. Ihm ist nicht geworden, was er ersehnte: die Weihe und Wonne der Versöhnung.

Fünftes Kapitel.

Reuter, Raabe, Goltz.

Unſer Philoſoph tummelt Sprachen und Dialekte mit erſtaunlicher Kunſt, ob er nun zum Scherz einige entzückend akzentuierte, mit Fingerbegleitung verſehene italieniſche Brocken hinwirft, oder wenn er franzöſiſch parliert, daß man ſich gleich nach Paris verſetzt ſieht; kehllautet er gar holländiſch, hört man ſofort die gemütlichen 's Gravenhagener. — Doch ſeine Glanzleiſtung iſt, wenn er engliſch vorlieſt, das klingt rein zum Davonlaufen echt und natürlich!

Lieb und poſſierlich hört es ſich nun an, wenn er Volksdialekte ſpricht, am poſſierlichſten alles Reuteriſche.

Vor einiger Zeit plauderte ein Tageblatt-Feuilleton über Reuter und ſeinen Geburtsort:

Der Kirche gegenüber ſteht das Haus, in dem Reuter drei Jahre lang mit ſeiner Frau „Lowiſe" gewohnt hat. Da man weiß, wie ſehr der Dichter ſeine Frau geliebt hat, ſo wird das ziemlich herbe Urteil, das ihre nachgelaſſenen Bekannten in Neu-Brandenburg und Stavenhagen über ſie fällen, ihr weiter keinen Schaden tun. Während der Dichter die Gemütlichkeit ſelber war, war Frau „Lowiſe", die Predigerstochter, etwas „oben raus". Schon auf der Straße kam dieſer Gegenſatz der beiden Gatten zum Vorſchein. Reuters eigentümliche Gewohnheit war es, nicht auf dem Trottoir, ſondern mitten auf dem Straßendamm zu gehen und treuherzig nach alten Seiten Grüße auszutauſchen. Frau Lowiſe aber ſah ſich nach den Leuten nicht um. Die ſimple Menſchheit hierzulande paßte ihr nicht, und da ihre Ambitionen, die auf die adeligen und höfiſchen Kreiſe gerichtet waren, nicht die

genügende Erwiderung fanden, so brachte sie sich damit in keine beneidenswerte Lage. In dieser Eigenart von Frau Lowise, die einen geselligen Verkehr im Hause ihres Mannes nicht zuließ, wird man einen neuen Grund sehen, weshalb dem Dichter das Stammtischleben zu einem Bedürfnis wurde. Während er in allen anderen Dingen sich Frau Lowise gehorsam fügte, behauptete er bezüglich der Kneipe ihr gegenüber seinen Standpunkt. Auf den Einfluß seiner Frau wird auch die Übersiedelung nach Eisenach zurückgeführt, — so unerquicklich war für sie das Leben in der Heimat geworden. In jedem Jahr kehrte der Dichter einmal zu der heimischen Scholle zurück, niemals aber hat Frau Lowise ihn dabei begleitet.

Auch eine gute Hasserin muß sie gewesen sein, und ihr Haß galt namentlich den allernächsten Angehörigen ihres Mannes, in Erinnerung an all das Üble, was ihr Mann einst im Vaterhause erlitten.

Die Hauptsache aber an „Lowise" können sie auch in Neu-Brandenburg und Stavenhagen nicht leugnen, — nämlich, daß „Fritzing" mit ihr sehr glücklich gewesen ist.

Lazarus kannte das Paar. Durch gemeinsame Freunde war jeder von ihnen auf den anderen hingewiesen worden. Sie wechselten zunächst einige Briefe. Reuters Schreiben, das indirekt Veranlassung zur persönlichen Bekanntschaft wurde, mag gleich hier verewigt werden:

Eisenach, am 25. Juli 1864.

Mein hochverehrter Professor,
lieber Freund!

Sie werden in den letzten Wochen Ihre gute Meinung, die Sie von mir gehabt haben, in etwas abgeändert finden; denn mindestens müssen Sie mich für einen schrecklich ungehobelten Menschen halten, der nicht soviel Herzensfreundlichkeit besitzt, um eine so liebevolle Zuschrift auf der Stelle zu beantworten, wie Sie mir haben zukommen lassen. — Aber seien Sie noch ferner

freundlich gegen mich, und entschuldigen Sie mich mit wirklicher Not. — Ich wollte mein Buch erst fertig schreiben und habe alle Korrespondenz zurückgeschoben. — Nun ist es fertig, und in 2—3 Wochen hoffe ich Ihnen den letzten Band zusenden zu können, in der Hoffnung, daß Ihre verehrte Gemahlin und Sie selbst Ihr günstiges Urteil von vorher nicht für alle Zeiten zurücknehmen.

Es ist wahr, Sie haben mich in Ihrem Briefe, wie wir Mecklenburger sagen, mit meinem eigenen Fett beträufelt; aber Sie glauben nicht, wie wohltuend es für mich gewesen ist, einen Leser meiner kleinen Schriften zu finden, der bis ins kleinste hinein sich deren Art und Weise gemerkt hat. Sie haben diese Geschichten mit Liebe gelesen, und mit recht herzlicher Liebe danke ich Ihnen dafür! —

Wenn ich auch manches von Ihrem freundschaftlichen Lobe als unverdient zurückweisen muß, so nehme ich doch den Kern Ihres Briefes, die Meinung, daß ich aus dem Herzen geschrieben habe, für mich in Anspruch; darin haben Sie gewiß nicht geirrt, und ich will Ihnen vorläufig als persönlich Unbekanntem das Versprechen geben, daß ich das fürder tun will. — Ich kann das um so mehr und gewisser, weil ich schon in den Jahren bin, wo der Mensch sich schwer von dem einmal eingeschlagenen Pfade abbringen läßt. — Vor einigen Tagen war der Dr. Julian Schmidt mit seiner Frau hier bei uns. Die Rede kam auf Sie, den er kannte, und es war für mich eine wahre Freude, Sie in Ihrer Persönlichkeit schildern zu hören. Es ist einmal für mich ein unabweisbares Bedürfnis, mir die Personen in Fleisch und Blut vorzustellen, und ich glaube, wenn Sie einmal über kurz oder lang bei mir in die Türe träten, ich würde auf Sie zugehen können: „Guten Morgen, Herr Professor Lazarus, was machen Sie?“ Stellen Sie mich einmal auf die Probe!

Ich schicke Ihnen und Ihrer lieben Frau die herzlichsten Grüße, und meine Frau schließt sich diesen an.

Also einmal ein persönliches Zusammenkommen in Thüringen!

Ihr Fritz Reuter.

Wenn uns Gott Gesundheit gibt, reisen wir das nächste Jahr in die Schweiz, und dann werde ich Sie jedenfalls in Bern sehen.

Durch die schädlichen Folgen des langen Gefängnislebens (1833—40) erlitt des Dichters Befinden zeitweise noch jetzt arge Störungen, die alle Reisepläne in Frage stellten, doch bereits zwei Monate später sollte die Probe des unvorbereiteten Erkennens gemacht werden. An einem wundervollen Herbsttage machten Lazarus und seine Frau — auf einer weiteren Reise begriffen — in Eisenach Halt. Sie gingen unangemeldet am Nachmittag in die reizende, malerisch am Fuße der Wartburg gelegene Villa, welche Reuter sich etwa ein Jahr vorher zum endlichen Ruhesitz erworben und eingerichtet hatte. Sie trafen ihn jedoch nicht zu Hause. Es hieß, er wäre mit seiner Gattin in einem dort beliebten und vielbesuchten Kaffee- und Biergarten, Paradies genannt oder Harmonie oder so ähnlich verlockend und hoffnungerweckend! Wer konnte da widerstehen? Das Paar machte sich also dahin auf. „Dort fand ich alle Gäste im Saal, denn es war sehr heiß und drinnen kühl und angenehm. Es saßen etwa dreißig Personen der verschiedensten Stände an kleinen, zwanglos gruppierten Tischen in gemütlichster Unterhaltung. Obwohl ich nie ein Bild von Fritz Reuter gesehen hatte, glaubte ich ihn doch unter all den Menschen zu erkennen, ging stramm auf den Tisch zu, an dem er saß, und sagte ohne weiteres:

„Guten Tag, Herr Reuter!" Befremdet erwiderte er stumm meinen Gruß.

„Was machen Sie?"

Reuter murmelte eine unverständliche Antwort, und ein unsicherer Blick haftete auf meinem Gesicht. Er war offenbar verlegen, weil er nicht wußte, wen er vor sich habe, und stotterte etwas von sich nicht besinnen können.

Ich ließ ihn noch ein wenig zappeln.

„Suchen Sie nur in Ihrem Gedächtnis. Sie kennen mich ganz gut!“

Es gelang ihm nicht. Unter Lachen nannte ich endlich meinen Namen, und nun war die Freude groß.

Die erste Stunde verlief, wie solche neue Bekanntschaft es mit sich zu bringen pflegt, mit gegenseitigen Fragen und flüchtiger Auskunft. Unser Gespräch drehte sich hauptsächlich um seine noch neue Niederlassung in Eisenach, um seinen dreibändigen Roman „Ut mine Stromtid“, der damals eben vollendet war, und um seine weiteren literarischen Pläne. Seine Frau — eine stattliche, noch jugendliche Erscheinung — nahm lebhaft teil an der Unterhaltung und ließ sich viel über Berlin und Berliner Leben erzählen. Auf dem Heimweg gingen die Damen voran, und Reuter begann nun nach seiner Gewohnheit Anekdoten aus seiner Studentenzeit zum besten zu geben. Auf eine derselben erinnere ich mich noch deutlich, weil Reuter selbst ganz unmäßig dazu lachte — offenbar lebte in dem Augenblick ein Stück harmlos-übermütiger Jugendzeit in ihm auf, an der er um so fester hing, je schwerer und bitterer seine übrigen Erinnerungen sein mochten. Er schilderte also ganz dramatisch, wie er mit einigen seiner Jenenser Kommilitonen in Apolda seinen „Knaster, den gelben“, bei einem kleinen Kaufmann zu holen pflegte, der die originelle Marotte hatte, alles doppelt zu sprechen. Eines Tages wollten sie es ihm gleichtun und sehen, was der also Geneckte für ein Gesicht dazu machen werde. Es entwickelte sich folgender Dialog:

Guten Tag, guten Tag!

Guten Tag, meine Herren, guten Tag, meine Herren! Was wünschen Sie, was wünschen Sie?

Zwei Pfund Knaster, zwei Pfund Knaster.

Bitte sehr, bitte sehr!

Und so weiter.

Das Geschäft war abgewickelt, und während der Ladendiener den Tabak einpackte, zog sich der Prinzipal in das übliche Neben-

stübchen zurück, und noch auf der Schwelle hörten ihn die Studenten zu seiner Frau sagen:

„Närrische Leute, närrische Leute! Sprechen alles doppelt, alles doppelt!" — Er hatte die Neckerei gar nicht bemerkt.

Als wir uns trennten, wurde ein längeres und ungestörteres Beisammensein verabredet. Wir empfanden das Bedürfnis einer vertraulicheren Aussprache. Die Damen hatten schon einen Plan geschmiedet. Wir schieden abends mit der Übereinkunft, am folgenden Mittag Reuters Gäste oben auf der Wartburg zu sein, deren denkwürdige hübsche Restaurationsterrasse einen so herrlichen Blick über die Kronen der ringsum sich hinabstreckenden Buchenwälder gewährt. Am anderen Tag fuhren die Damen im Wagen, und wir zwei machten den Weg durch den prächtigen Wald zu Fuß, ihn also doppelt genießend. Das Gespräch wandte sich bald auf Reuters Verhalten zu philosophischen Schriften. Er gestand eine gewisse Abneigung besonders gegen die ästhetischen Untersuchungen über das Wesen der Poesie. Auch er brachte die oft gehörten Klagen über den Gebrauch der Kunstausdrücke, Klagen, die ich einzudämmen suchte, indem ich ihre Berechtigung am passenden Ort und in bescheidenem Maße darlegte. Eine daran geknüpfte Bemerkung Reuters gab Anlaß zu einer genaueren Erörterung, deren ich mich noch ganz gut erinnere.

Reuter sagte nämlich: Auch wenn manche philosophischen Bücher in einem sozusagen blühenden Stil geschrieben sind, wenn der Inhalt durch Bilder und Gleichnisse illustriert ist, werde er dadurch weniger angezogen als vielmehr abgestoßen. Meine Bücher habe er lieb gewonnen, weil sie so menschlich geschrieben seien; aber es wolle ihm scheinen, daß mein Stil sich von jenen dadurch unterscheide, daß nicht Gleichnisse, sondern Beispiele, nicht Bilder, sondern Erzählung des wirklich Erlebten die Klarheit der Begriffe herbeizuführen suchten. Weshalb Bilder und Gleichnisse in wissenschaftlichen Büchern fast abstoßend auf ihn wirkten, sollte ich ihm erklären. Aus dem Wechselgespräch ergab sich nun ungefähr folgendes:

Das Gleichnis ist gut für die Poesie, auch für die erweckliche, ethische oder religiöse Rede, — aber schon kaum für die Politik oder die Gerichtsstube. Das Gleichnis kann und will nicht über den Gegenstand scharf bestimmte Begriffe bringen, sondern energisch belebte Anschauungen. Zum Beispiel das altehrwürdige Gleichnis vom Säemann: es handelt von den verschiedenen Arten und Graden der Empfänglichkeit des Gemütes; aber nicht genau bestimmte Vorstellungen von den inneren Zuständen des Hörers werden geboten, sondern die Verschiedenheit überhaupt wird anschaulich gemacht.

Wodurch?

Dadurch, daß Vorstellungen aus einer anderen, aus einer dem Hörer bekannten, vertrauten Sphäre vorgebracht werden. Also hier aus dem Landbau. Innere Empfänglichkeit — das ist für einfache Landleute ein fremder, ein steifer, kalter, kaum faßbarer Gedanke; die Vorstellungen des Gleichnisses aber sind vertrauter, sie sind warm und lebendig; sie leiten sanft und sicher aus dem Äußeren ins Innere, aus dem Altbekannten ins Neue. Der Philosoph aber soll klare, bestimmte Gedanken bringen, indem er Erlebtes, was er selbst erlebt, was andere erlebt, besonders aber, was wir alle und was wir oft erlebt, vorführt; indem er das Erlebte analysiert, in seine Teilvorgänge zerlegt, zeigt er die abstrakten Gedanken darin verkörpert. Auch der abstrakteste Gedanke wird nicht trotz der scharfen Bestimmung, sondern durch dieselbe lebendig.

Aufmerksam hörte Reuter zu, und er pflichtete durch kurze drastische Zwischenrufe bei.

Unter geistig angeregten Gesprächen, fortwährend unterbrochen durch bewunderndes Stillestehen und Ausrufe der Freude über die Pracht und Schönheit der uns umgebenden Waldesherrlichkeit, erstiegen wir langsam die Höhe und wurden zu dem bereits freundlich bereiteten Mahle geleitet. Zwar sorgte schon der genius loci für einen gewissen Ernst, aber der vorzügliche Rheinwein und die Vergnüglichkeit des Beisammenseins steigerten die Stimmung

zu traulicher Heiterkeit. Dazu lachte der sonnigste Himmel zu uns herunter und klang das lieblichste Vogelkonzert zu uns herauf. — Unser Plaudern wandte sich bald fernen gemeinsamen Freunden und lieben Menschen zu, und Reuter freute sich herzlich, als ich ihm erzählte, wie ich vor wenigen Wochen auch auf einer Höhe, auf dem Rigi weilend, vor einem kleinen, aber auserwählten Kreise einiges aus seiner großen neuen Dichtung „Ut mine Stromtid" vorgelesen habe. Unter den gespannt zuhörenden Freunden waren Berthold Auerbach, Clara Schumann mit ihren Töchtern, Julius Stockhausen*) mit seiner anmutigen jungen Frau und ein alter Jenenser Freund von Reuter, Professor Reinhold Schmid. Zum guten Schluß ließen wir den fernen Dichter mit Champagner hochleben. — Plötzlich interpellierte mich Reuter wegen „Bräsig"; was ich von ihm hielte, wie er mir gefalle, usw. Meine Bemerkungen über diese Lieblingsgestalt der plattdeutsch verstehenden Leserwelt, speziell über Bräsigs Ende, die ich dann in der zweiten Auflage des „Leben der Seele" wiederholte, konnte ich ihm damals schon mündlich machen.

Unser Zusammensein war geistig und gemütlich so erquickend gewesen, daß wir uns, auf meinen Vorschlag, schon auf der Wartburg trennten und jeder für sich den Heimweg antrat, um nicht den vollen, reinen Eindruck durch eine infolge natürlicher Ermüdung sich einstellende mattere, konventionelle Unterhaltung abzuschwächen. Er verstand mich sehr gut und schied von uns mit einem herzlichen „Auf Wiedersehen!" Ein Abschiedsblick, etwas verdächtig Glänzendes verriet seine innere Bewegung.

Wir haben uns nicht wiedergesehen." —

Schade darum! Reuters spätere Reise nach Palästina und Griechenland hätte originelle Beobachtungen und Bemerkungen in weiteren Plauderstunden gezeitigt; aber Lazarus war an Bern

*) Schüler von Garcia — er war 1826 in Paris geboren —, erregte auf seinen Kunstreisen Aufsehen durch seinen unnachahmlichen Liedervortrag. Lazarus sagte, er habe noch nie eine durch Süßigkeit und unendlichen Wohllaut so hinreißende Männerstimme gehört.

gebunden und dann, nach der Rückkehr nach Berlin, durch sein Lehramt an der Kriegsakademie und durch die Flut vielseitigster Kulturaufgaben so gefesselt, daß er sich eine eigentliche „Vergnügungstour“ nicht mehr gönnen durfte. Einige Jahre später (1874) starb Reuter, noch nicht vierundsechzig Jahre alt.

Im Jahre 1881 trat Lazarus auch in persönliche Berührung mit dem zweiten hervorragendsten Humoristen des neuen Deutschland, mit Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus).

Raabe hatte des Philosophen Abhandlung über den Humor gelesen und sich darüber so warmherzig zu gemeinsamen Bekannten geäußert, daß es sogar dem etwas menschenscheuen Abeken, Lazarus' braunschweigischem Jugendfreund, zu Ohren kam. Raabe, der sich oft wie „weltverloren“ vorkam, wurde immer wieder neu belebt, wenn er auf echte, rechte Eigenart stieß, und er wurde nicht müde, alle Bekannte über Lazarus auszufragen, ob auch der „Mensch in ihm“ der Bedeutung des Schriftstellers entspräche. Er war zu oft in dieser Beziehung enttäuscht und deshalb immer pessimistischer und zurückhaltender geworden. Lazarus wiederum schöpfte aus den Novellen Raabes neuen Stoff für seine Studien. Jener vertrat den praktischen, dieser den theoretischen Humor: ein ergänzender gegenseitiger Austausch der Meinung war beiden ein erfreuliches Ziel. Abeken vermittelte endlich auf dem Schriftstellertag in Braunschweig 1881 die persönliche Bekanntschaft. Das berühmte Stammlokal im Rathaus gab den stimmungsvollen Hintergrund her. Hier wurde Raabe lebendig, und die Mitteilungen, die Reminiszenzen an das alte, ja uralte Braunschweig flossen nur so von seinen Lippen. „Kleiderseller“ benamsete sich der originelle Stammtisch in pietätvoller Erinnerung an die Kleiderhändler, die hier in vergangenen Zeiten ihre Zusammenkünfte gehalten haben mochten und weit und breit berühmt waren ob ihrer weltkundigen Schlauheit. Alles wußten sie! Nichts war ihnen unbekannt! In jedem Ding wußten sie Bescheid, jede Sache durchschauten sie, als wäre sie von Glas! — Es wurde am Stammtisch Tradition, diese gute, alte Sitte des Allwissens fortzusetzen,

und Aufgabe der Gäste war es, sich gegenseitig durch kniffliche Fragen, durch wunderbare Untersuchungen und ausgeklügelte Probleme auf die Probe zu stellen. Dem Scherz und dem Witz wurde hier der weiteste Spielraum gewährt, es war zuweilen der richtige Tummelplatz drolliger und neckischer Einfälle. Wenn dann einmal eine ernste Frage erörtert wurde, erhöhte das nur den Reiz.

Hier an diesem Stammtisch wurde auch die öfter von Raabe vorgebrachte, halb mißmutige, halb launige Bemerkung gehört: „Es ist gerade, als wäre ich schon vor 25 Jahren gestorben! Von der Chronik der Sperlingsgasse,*) allenfalls auch vom Hungerpastor usw. reden die Leser mal gelegentlich, wenn sie sich zufällig meiner erinnern; aber damit sind sie fertig und tun ganz erstaunt, wenn sie erfahren, daß ich seitdem noch allerlei geschrieben habe. Neulich war einer wie aus dem Himmel gefallen, als ich ihm vorrechnete, was ich noch alles verfaßt habe. Nein, nein, das deutsche Volk kennt mich nicht!"

Es lag ein Körnchen Wahrheit in dieser bitteren Bemerkung. Vielleicht in Rücksicht darauf interpellierte ein Kritiker der damaligen „Augsburger Allgemeinen Zeitung", Edmund Sträter, der die soeben erschienenen „Gutmanns Reisen" von Raabe besprochen, Lazarus öffentlich, seine Ansicht über Raabes Versuch auszusprechen, da er im allgemeinen auf Grund der literarisch-historischen Erfahrungen im „Leben der Seele" behauptet hätte, auf Politik fände der eigentliche Humor keine Anwendung. Darauf wurde ihm in der Beilage der „Augsburger Allgemeinen" (Juni 1892) folgende Antwort:

> Sie hegen die für mich so schmeichelhafte Vermutung, es möchte die Leser der „Allg. Ztg." interessieren, zu wissen, wie ich mich trotz den von Ihnen zitierten Worten (s. Beil. vom 31. Mai Nr. 126) zu dem jüngsten Werke Raabes stelle.

---

*) Kennzeichnend ist, daß Raabe für dieses sein erstes größeres Werk keinen Verleger finden konnte und es endlich 1857 auf eigene Kosten für fünfzig Taler drucken ließ.

Offenbar haben Sie nur die erste Auflage (von 1856) meines „Leben der Seele“ zur Hand gehabt und daraus die Worte über das Verhältnis von Humor und Politik angeführt. Dieselben gelten für mich in bezug auf die Literatur früherer Zeit auch heute noch. Aber: andere Zeiten, andere Dichtung. Die Antwort auf Ihre Frage und die Widerlegung Ihres Einwandes habe ich längst gegeben, schon in der zweiten Auflage 1876 und dann in der dritten 1883, als ich gerade mit Bezug auf den glücklichen Wandel unserer politischen Zustände ihr Verhalten zur humoristischen Dichtung ausführlich zu erörtern suchte. Hier also finden Sie u. a. S. 269 ff.

„. . . . Von der Fülle der idealen Lebensformen des öffentlichen Geistes trotz aller Härten ihrer realistischen Bedingungen, von der idealisierenden Kraft, die derselbe auch auf das Gemüt und das Leben des einzelnen da ausübt, wo der nationale Sinn zur Blüte und zum Bewußtsein gelangt ist, hat Jean Paul keine historische Vorstellung, weil keinerlei unmittelbare Anschauung gehabt. — Ein echter Humorist in einer Zeit großer historischer Bewegung, in der energischen Fülle und lebendigen Frische nationaler Tätigkeit erwachsen, würde immer Stoff und Anlaß genug für seine Darstellungen mitten im Gesamtleben finden. Die schöpferische, leitende, gestaltende Kraft der sittlichen Ideen findet ja immer an der Individualität der einzelnen, an der Winzigkeit und Unzulänglichkeit ihrer Leistung, an den realistischen Störungen der Endlichkeit und des Zufalls selbst in den guten und großen Menschen Kontraste genug, welche ergreifend und komisch zugleich sein können. Wo der Sieg des Guten, der Freiheit, des Fortschritts zur Veredlung gesichert wäre, würde der heiterste, wo er bedroht und zweifelhaft wäre, würde der zürnende, mahnende Humor seine Stimme vernehmen lassen . . . .

Nur dann, wenn durch die Gesamtheit ein Zug so tiefen und gewaltigen Gemeingeistes geht, daß Schöpfer und Leser sich unfehlbar von der gleichen Gesinnung, welche zugleich die

allgemeine und die ideale ist, erfüllt wissen, nur dann, sage ich, wird auch die Geschichte im Spiegelbilde nicht bloß der Poesie, sondern auch des Humors erscheinen, und dieser wird Werke hervorbringen, welche — wir eben von der Zukunft erwarten wollen."

Klingt das nicht wie ein Weck- und Dankesgruß an unsern lieben Raabe? Aber auch Fritz Reuters wollen wir dabei wieder in Ehren gedenken, welcher uns in „Ut de Franzosentid" und etlichen Kapiteln der „Stromtid" als ein glücklicher Taucher wertvolle Perlen des Humors aus dem Meere historisch-politischer Bewegung heraufgeholt hat.

M. Lazarus.

In diesen wenigen Zeilen zeigt der Philosoph zurückhaltend zwar, aber deutlich genug, wie sich der Dichter auch an der Unzulänglichkeit politischer Zustände und politischer Zeit- und Streitfragen Stoffe für einen überlegenen Humor, ja für einen scharfen Sarkasmus holen kann. Gab es doch anderwärts Vorbilder genug, und nicht umsonst nannte man Raabe bereits den „deutschen Dickens". Er selbst war weit davon entfernt, sich mit dem Engländer messen zu wollen; er wußte wohl, daß dessen stets zielbewußte, vielseitige Komposition ihm, wie er selbst einmal bescheiden äußerte, „unerreichbar" sei; aber die bis ins kleinste liebevoll erfaßte und dargestellte reine Menschlichkeit war beiden gemeinsam. — Herzlich freute er sich der lehrreichen Äußerungen des von ihm so hochgeschätzten Denkers. Dadurch wurden die Fäden wieder angeknüpft, und beide so grundverschiedenen, aber in ihren Idealen und in der Wertschätzung des Humors harmonisierenden Männer blieben fortan in Freundschaft verbunden, trotzdem ihre Wege oft weit auseinandergingen. Auch des Dichters Persönlichkeit, seine schlichte, altväterische Erscheinung, die eigentlich den Eindruck eines Stubengelehrten hinterließ, sein wohlwollendes Benehmen, ja selbst seine „Schrullenhaftigkeit", mit der er zuweilen geneckt wurde, berührten den Psychologen anziehend und angenehm.

Zu den interessantesten Momenten ihrer gelegentlichen Unterhaltungen gehörte die Auseinandersetzung über den „Hungerpastor".

„Es ist schade", sagte Lazarus aufrichtig, „daß auch dieses Buch allzu breit geraten ist. So reich an echt humoristischen Lichtblicken, ermüdet es doch den Leser durch den kaleidoskopartigen Wechsel der Figuren und Szenen. Man kommt zu oft in Versuchung, manche der locker aneinandergereihten Abschnitte zu überschlagen, und übersieht dadurch wieder die in nebensächlichem Wortreichtum versteckten köstlichen Einfälle. Wenn jemand sich die Mühe gäbe, aus diesem „Hungerpastor" alle tiefen, feinen und lieblichen Gedanken herauszufischen, so würde es ein königliches Perlendiadem!"

Sinnend hatte der Dichter zugehört, seiner Gewohnheit gemäß halb mit geschlossenen, gesenkten Augen. Dann nickte er einigemal mit dem Kopf und meinte plötzlich:

„Was sagen Sie denn nun aber zu „Stopfkuchen"?

Sollte die ablenkende Frage etwa andeuten, daß dem Dichter die Kritik doch nicht ganz genehm war? —

Noch zwei Briefchen von Raabe:

Braunschweig, 15. September 1891.

„Wie es hinklang, klingt es zurück! —

Lieber, teurer Freund, ich danke Ihnen von Herzen für das teilnehmende freundliche Wort, das Sie mir über die Schwelle des Greisenalters*) mitgeben! Sie haben schon einmal hell und ermutigend mir ins Leben hineingerufen: vor acht, neun Jahren im Saal des hiesigen Altstadtrathauses. Sie erinnern sich wohl nicht mehr, aber ich habe seitdem häufig Ihrer gedacht.

*) Raabe war am 8. September 1891 60 Jahre alt geworden. — Zu seinem 70. Geburtstage wurde anfänglich zu seiner Ehrung eine Gesamtausgabe seiner Werke beabsichtigt, dann aber statt dessen eine Sammlung veranstaltet, welche es dem greisen Dichter ermöglichte, ein eigenes Heim zu erwerben.

Unsereiner, der im großen und ganzen sein Volk doch nicht hinter sich hat, der hält sich um so mehr an die einzelnen und fragt bei seinem Schaffen: Was wird der und der dazu sagen? Ich habe häufig im stillen gefragt: „Was könnte Lazarus dazu sagen?"

Noch ganz anders wäre es zurückgeklungen, hätte das Geburtstagskind nicht vergessen, daß es am Geburtstage des Freundes schrieb! — Das andere Briefchen lautet:

Braunschweig, 12. Juni 1892.

Hochverehrter Freund!

Als mir vorgestern abend im hiesigen „Großen Klub" der Ehrenbrief zu Gesicht kam, den Sie mir in der Allgemeinen Zeitung ausgestellt haben, da ging mir freilich das Herz über. Wer so lange wie ich im Dunkeln gesessen hat, der kann nur mit der Hand über die Augen durch das Licht gehen, das ihm auf den letzten Teil seines Weges fällt. Es ist wohl die Abendsonne, aber wir wissen ja alle, wie schön und willkommen die sein kann!

Haben Sie Dank!

Ihr getreuer Wilhelm Raabe.

Als Lazarus nach einigen Jahren (1894) in seinem geliebten Braunschweig war und dort den Vortrag „Zwei Jahre in Braunschweig" gehalten, suchte er auch die alten Freunde Abeken und Wilhelm Raabe auf. Ein wehmütiges Gefühl beschlich ihn beim Abschied. Seine Ahnung betrog ihn nicht: er hat beide nicht wiedergesehen.*)

Lange Zeit beabsichtigte der Psycholog, zwischen Reuter, dem plattdeutschen Humoristen, und Raabe, dem hochdeutschen, eine

*) Auf der Rückreise studiert er Raabes neuestes Werk „Kloster Lugau" und schreibt ihm darüber „im steigenden Maße billigende Karten". „In einer Hinsicht", so sagt der Dichter in seinem Danke, „ist das Buch eine Fortsetzung zum ‚Dräumling' und zu ‚Gutmanns Reisen', eine intimere deutsche Volksgeschichte von 1859 bis 1870."

Parallele zu ziehen, ihre Gegensätze und ihre Ähnlichkeiten, ihren Werde- und Bildungsgang und ihre Wirkung zu analysieren. Die Untersuchung wäre in die Tiefe gedrungen — leider kam es nicht dazu!

Nicht minder reizvoll wäre es, den verwandten Zügen und scharfen Kontrasten zwischen Lazarus selbst und einem dritten Humoristen nachzugehen: Bogumil Goltz (1801—1870). Es würde dadurch der innige Bund zwischen ihnen erklärlich. Goltz war einer der echtesten Freunde und zugleich einer der originalsten und originellsten Menschen seiner Zeit.

„Er kannte mich noch nicht persönlich, hatte aber, wie man vom Verfasser des „Buches der Kindheit" nicht anders erwarten konnte, das lebhafteste Interesse für die wissenschaftliche Erkenntnis der ersten Entwicklungsstufen des Menschen. Er hatte deshalb den zweiten Band des „Leben der Seele", welcher das Thema „Geist und Sprache" behandelt, mit Eifer studiert und in diesem wiederum besonders das dritte Kapitel über das Erlernen der Sprache und das wachsende Verständnis der Kinder mit Vorliebe gelesen.

Zu Weihnachten 1859 erhielt ich von Goltz einen Brief und eine umfangreiche Kiste; der Brief schilderte in echt Goltzscher Art mit sprühenden Funken und lohenden Flammen seine unbändige Freude darüber, daß auch ich mich in die Seele des Kindes vertieft habe. Seinem Danke aber habe er einen reellen Ausdruck geben wollen, und er bäte mich deshalb, den Inhalt der beifolgenden Kiste mit kindlicher Einfalt anzunehmen und — zu verzehren. In dem genannten Kapitel hatte ich an die Scherzfrage der Kinder: „Warum heißt Thorn Thorn?" und die Antwort: „Weil von dort die Thorner Lebkuchen kommen!" eine psychologische Reflexion geknüpft (S. 194). Und nun enthielt die vorgenannte Kiste einen etwa dreiviertel Meter langen und einen halben Meter breiten, zugleich sehr dicken und reich mit Mandeln gespickten Thorner Lebkuchen!

Später kam Goltz nach Berlin und besuchte mich. Er war im Gespräch dadurch ausgezeichnet, daß er sich nicht nur wie in

seinen Schriften durch große Übertreibung hervortat, sondern seine fulminanten Redensarten auch mit der größten Vehemenz hervorstieß. Dabei hatte er die Gewohnheit, wie viele Slaven, sehr sanft und nahezu tonlos eine Konversation zu beginnen, um dann allmählich in ein crescendo zu verfallen, das sich schließlich zu einem förmlichen Brüllen steigerte. Da er nun in seiner Begeisterung für mich auch stilistisch gar keine Grenzen fand und der Schwall seiner Worte immer bedrohlichere Dimensionen annahm, begann meine Frau im Nebenzimmer vor Angst zu beben über das unerhörte Faktum, daß in meinem sonst so friedlichen Studierzimmer Zank und Streit ausgebrochen sei. Endlich, als es ihr zu Tätlichkeiten zu kommen schien, öffnete sie jäh die Tür — und erblickte mich lachend und gemütlich im Lehnsessel sitzend, während mein Bogumil Goltz auf einmal sanft wie ein Lämmchen ihr freudestrahlend entgegenging und sofort ihr ganzes Herz gewann.

Originell ist auch die Liebeserklärung, die er mir am Schluß dieses seines ersten Besuches machte. Als er Abschied nahm, donnerte er mich mit drohenden Gebärden folgendermaßen an:

„Lazarus! Ich habe Sie immer schon geliebt! Sehr geliebt! Aber heute, nachdem ich Sie persönlich kennen gelernt habe, heute könnten Sie mir dreimal Ihre Eingeweide um die Ohren schlagen, ich würde Ihnen doch die Hände dafür küssen!"

Ein anderes Mal begleitete er uns die Linden hinunter — meine Frau in der Mitte — er sprach oder vielmehr schrie immer über sie hinweg zu mir herüber, daß die Leute stillstanden und uns nachblickten. Da bat ihn meine Frau, zu mir herüberzugehen, damit die Leute nicht dächten, daß er mit ihr zanke.

Ich führte Goltz ins Rütli ein. Es fand bei Fontane statt, der in der Potsdamerstraße wohnte, damals — 1860 — ganz oben, wo die letzten Häuser standen, wo bald die Schöneberger Hütten anfingen und die Wildnis begann. Das Rütli tagte in einer lauschigen Laube, im alten Hintergarten mit hohen

Bäumen. Bald begann auch hier Goltz derart zu brüllen, daß links und rechts an den Fenstern der Nachbarhäuser, in allen Stockwerken Menschen erschienen, die neugierig und ängstlich in unseren Garten spähten, was denn da geschehe, wer denn in der sonst so stillen und friedlichen Laube solchen Mordsspektakel mache.

Der gute Goltz setzte uns aber in aller Friedfertigkeit bloß auseinander, wie der polnische Kutscher, der mit dem Viergespann auf seinen Herrn wartet, eins sei mit seinen Pferden und diese mit ihm. „Da ist keine Trennung, kein Einschnitt, kein Unterschied! Der Kerl ist ein Stück von seinem Vieh, dem er seine Seele hingegeben, eingeprägt, aufgepeitscht hat, und die Tiere sind in ihrem Feuer und Eifer, in ihrer Angst und ihrer Treue ein Stück von ihm!"

Oder er schilderte einen Bauernburschen, wie er mit seinem Knüttel daherkommt. „Er kann es nicht lassen, mit dem Knüttel in das am Wegrand stehende Gebüsch hineinzuhauen, daß die Stücken fliegen. Es ist der reine Konkurrenzneid! Da ist bloßes, natürliches, vegetatives Leben in der Pflanze, und er selbst ist ja auch nur so eine bloße, vegetative und meist wehrlose Naturpflanze: vom Strohlager an, auf dem seine Mutter ihn geboren, bis zum Grabe auf dem Kirchhof vegetiert er, wachsend zwar, aber gedankenlos dahin!"

Dieser wilde Prachtmensch war zu seinem Heil glücklich verheiratet. Wenn er von seiner Frau sprach, konnte man glauben, er habe sich gestern erst verlobt. Und doch hatten wir ihm schon zu seiner silbernen Hochzeit gratuliert.

Guter, lieber, braver Mann! — Die Schillerstiftung hatte später oft Veranlassung, sich seiner zu erinnern. —

Das Schicksal hatte Goltz hart angefaßt. Er war einst wohlhabend, kam aber durch die politische Revolution um alles. Sein Gut ward entwertet und er selbst vermutlich wegen seiner deutschen Parteinahme scheel angesehen und in seinen Verhältnissen beeinträchtigt. So verließ er Warschau und Umgegend und ging nach Thorn, um sich dort eine neue Heimat zu gründen. Diese fand

er, nicht aber den gewohnten früheren Wohlstand. Er kämpfte tapfer mit dem Leben, und wie er sich mühen mußte, dafür legen seine Briefe Zeugnis ab.

„Ich habe", so schreibt er am 14. Oktober 1868, „dem Präsidenten der Schillerstiftung, der Exzellenz von Bellinghausen (Inhaber von zirka 12 Prädikaten) mein untertänigstes Bittschreiben, porro meine unsterblichen Werke, desselbigen gleichen Zuschriften von Humboldt (welcher jährlich 4000 solcher Gratulationszeugnisse vom Stapel ließ), von dem Ägyptologen Lepsius usw. übermacht. Ich habe 400 Reichstaler Unterstützung ein für allemal für mich vorgeschlagen, harre aber noch auf bloße Quittung über Empfang.

Es ist die alte garstige Usance, daß man große Herren mit Geschäften betraut, die nicht Herren ihrer Zeit oder ihres Kopfes und die von Johannis bis Weihnachten im Bade sind. Auf meine Zuschrift mit Büchern und Schriftstücken mußte ich durch einen Sekretär sofort Antwort haben. Entschuldigungen sind nicht Erklärungen, und wenn ein Gestank erklärt wird, stinkt er doch weiter fort.

Die Exzellenz ist kein Autor, also weiß sie nicht, wie Autoren zu Mute ist.

Glücklicherweise hatte ich ein Duplikat meiner Eingabe an den Vizepräsidenten Kompert in Wien geschickt. Er ist ein alter Freund von mir und schreibt, daß er ein Circulaire in Umlauf gesetzt hat.

In Köln und in Weimar habe ich niemand, der für mich bei den dortigen Schillerkommanditen etwas zu tun vermag. Für den Fall, daß Sie, Herr Professor, an den genannten Orten für mein Interesse wirken könnten, wende ich mich an Ihr gutes Herz und spare sentimentale Redensarten. Ich bin gehetzt von Familienmiseren ohne Ende, für mich selbst brauche und bitte ich nichts. — Vielleicht beraten Sie ein paar Worte mit Herrn Doktor Zabel, der mich sehr herzlich teilnehmend speziell orientiert hat."

Lazarus wandte sich insbesondere an Genast in Weimar und an Wolfgang Müller von Königswinter in Köln. Wie er des Freundes Sache vertrat, erhellt aus dessen Dankbrief vom 16. November:

Wenn auch unsere Schillerhoffnungen zu Wasser werden sollten, so fühl' ich mich doch noch auf den Wassern des Lebens, da ich so herzige Freunde habe wie Sie! Gott erhalte Ihnen das Beste, das Beglückendste, Menschlichste, was es gibt: Ihre schöne Mitleidenschaft!*) — Ich hielt Sie auf die allererste Bekanntschaft für einen liebenswürdigen Charakter und Menschenfreund, der nur so weit dem Professor, dem Gelehrten Rechnung trägt, als es Klugheit und Konvenienz gebieten. Dank Ihnen und dem braven, dienstfertigen Zabel, der mich über die ganzen Sachverhältnisse so präzise und willfährig unterrichtet hat!

Ohne Sie, mein verehrter Herr, wäre ich nicht einmal auf die Idee quaestionis gekommen —

Gott mit uns! Ihr getreulich dankbarer Freund und Diener

Bogumil Goltz.

Goltz fühlte sich in seinen philosophischen Forschungen Lazarus verwandt. Ganz besonders bekennt er dies 1859 für sein Werk „Die Deutschen", für welches er direkte Anregungen von ihm erhalten und worin er die psychologischen Studien und Andeutungen aus „Mensch und Leute" auf die Deutschen in Anwendung gebracht hat. „Die alte Leier, nach der die Deutschen bis dato rezensiert worden, auch die moderne Leier einer Blasphemie auf die Mysterien des deutschen Gemütes ist nicht angestimmt, sondern ehrlich bekämpft. Es ist bewiesen: daß und warum die Romantik, die Mystik, die Sentimentalität und der Humor des wirklichen Lebens und der deutschen Kulturgeschichte nicht mit den

*) Die Ausrufungszeichen, Striche unter den Worten (im Druck durch Sperrschrift angedeutet) und Balken am Rande sind charakteristisch für Goltz' temperamentvolle Natur.

schlechten, entarteten Abschnitzeln jener Fakultäten in der Literatur identifiziert werden darf*) ꝛc.

Ich hab's mir nicht leicht gemacht! — Tut jetzt, was Rechtens ist, Ihr Herren Richter!"

Goltz hatte allezeit in seinen Schriften und seinen Gesprächen, im Leben wie in den Büchern etwas Aufgeregtes und Aufregendes, Gewaltsames und Gewaltiges, Hingerissenes und Hinreißendes. Der Grund davon liegt vorzugsweise darin, daß überall — selbst in den gleichmäßigsten Situationen und in Schriften, welche durch relative Ruhe und glatten Fluß wohltuend wirken,**) — zwei entgegengesetzte und doch nicht widersprechende Prinzipien in seiner Darstellung wirksam sind; er war zugleich für die Natur und alles Natürliche und gegen die Natur und alles Natürliche: für die Natur, d. h. alles Echte, Wahre, Treue, gegen die Natur, d. h. alles Gemeine, Rohe, Grausame, das dem Naturmenschen anhaftet und wovon nur Kunst und Sitte ihn erlösen.

Wenn Kunst und Sitte aber zur Künstelei und zum Scheinwesen ausartete, dann wurde er wiederum unermüdlich heftig und gewaltsam gegen die Unnatur, und ebenso leidenschaftlich kämpfte er gegen alle bloße, ursprüngliche, kulturlose Natur.

So befand er sich eigentlich fortwährend in Kampfesstellung, und das reflektierte in seinem Wesen. Wem alle diese Fragen gleichgültig sind, der hat es leicht, ruhig zu bleiben. Wenn man nun bedenkt, daß er zwar mit tiefbohrender Charakteristik den inneren Zustand des Menschen und der ethnologisch verschiedenen Stämme darzustellen versuchte***) und nicht mit besonnener

*) Dazu die kräftige Anmerkung: Literaturhumor, krepierte, faselnde Romantik bei Tieck, Hoffmann, Novalis ꝛc. ist das Gegenteil des gesunden Lebenshumors und Herzengefühls.

**) Wie in der Reise des Kleinstädters nach Ägypten oder in dem Buche über das Kind, das voll der feinsten psychologischen Beobachtung und von unendlicher Gemütstiefe ist. Hier war Goltz ein Kind unter Kindern, wie vielleicht nie ein Schriftsteller!

***) „Der Mensch und die Leute."

Scheidung nacheinander, sondern nebeneinander, gleichzeitig und hastig beide Prinzipien zur Geltung bringen wollte, oft auf ein und derselben Seite beide mit Energie zum Ausdruck brachte, so begreift man das Unruhige und Aufreizende seines Wesens. War doch alles beiderseits und gleichmäßig leidenschaftlich empfunden und ausgedrückt!

Jetzt ist es auch begreiflich, daß er als Schriftsteller und Mensch leidenschaftliche Verehrer und Verächter gefunden hat.

Sechstes Kapitel.

Literarisches Kunterbunt.

Berlin, Sonntag, den 15. Mai 1892.

Heute vormittag war Steinthal lange hier. Er klingelte scharf, kam ohne weiteres herein und ging direkt an den Schreibtisch, dann an die Bücherschränke, prüfte dies und das und stand wieder vor dem Schreibtisch, lange und nachdenklich.

„Wollen Sie sich nicht setzen, Herr Professor?"

Er setzte sich und kramte in meinen Papieren. Lächelnd sah ich ihm zu; endlich, um das lange Schweigen zu unterbrechen, erklärte ich ihm, was es mit den halb oder ganz beschriebenen Blättern für eine Bewandtnis habe, daß es nämlich Buchbesprechungen und Kunstnotizen für die „Tante Voß" seien.

„Seit wann machen Sie dergleichen?"

„Als Hermann Kletke noch Chefredakteur war, fing ich damit an, und nach meines Mannes Tode bin ich nur um so fleißiger." —

„Warum machen Sie das?"

„Warum? — Weil ich Geld verdienen muß."

„Hm, hm", — weiter kam er nicht. Der Gedanke, daß ich Geld verdienen müsse, schien ihm erstaunlich. So verfloß eine wunderliche, wortkarge Stunde, er vor dem Schreibtisch, ich in häuslichen Obliegenheiten hin- und hergehend. Plötzlich klingelte es; da schrak er auf, empfahl sich und begegnete in der Türe — Lazarus! Wie die beiden sich anguckten! Es sah so komisch aus, daß ich laut auflachte, da lachten beide mit. Nachher machte mir Lazarus ein schelmisches Kompliment: Damenbesuche seien sonst seines Schwagers Sache nicht!

Er bestellte mich nach Leipzig. Er habe eine Kiste voll Briefschaften und Papiere, die ich ordnen und von denen ich benutzen solle, was mir passend schiene: es wäre ein richtiges „Literarisches Kunterbunt".

Leipzig, Mittwoch, den 18.

Die Kiste steht schon geöffnet. Wirklich eine merkwürdig bunte Gesellschaft da drin, von der genialen Dichterin des Judas Ischariot, Elise Schmidt, bis zum Autor des geflügelten Wortes: „Mutter, der Mann mit dem Coaks ist da!"*) Natürlich noch eine ganze Reihe anderer Berliner, dazwischen Jürgen Bona Meyer in Bonn, Lazarus' Vorgänger an der Kriegsakademie, Konrad Ferdinand Meyer in Zürich, Fritz Reuter (Eisenach), Friedrich Rückert (Neuseß), Georg Ebers, Gustav Freytag, Roderich Benedix u. a. in Leipzig, Georg Brandes in Kopenhagen, Emil Rittershaus in Elberfeld, P. Mantegazza in Florenz, Barzellotti in Rom, Karl von Scherzer in Genua, Felix Dahn in Königsberg, Paul Heyse in München, Julius Grosse-Weimar, Wilhelm Raabe-Braunschweig, J. G. Kohl und Gildemeister in Bremen, Karl Emil Franzos-Wien, Otto Ludwig und Karl Gutzkow-Dresden, usw. usw., sogar Otto Roquette-Darmstadt stand mit dem Philosophen im Briefwechsel. Man sendet ihm die eigenen Werke, erbittet und empfängt kritische Belehrung und die verschiedenartigste Anregung. Auch die Rezensionen in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft und Lazarus' mannigfache Vorträge über die vielseitigsten Themata geben Anlaß zu ausgedehnter Korrespondenz.

Das vorhin entschlüpfte Wort „sogar" muß noch erläutert werden. Roquette war dafür berüchtigt, daß er sich während des Schaffens nie und niemand in betreff seiner Geisteskinder mitteilte, sehr zum Schaden seiner Produktion. Nur mit Lazarus machte er eine Ausnahme: dessen besänftigende Persönlichkeit scheint auf den allezeit ängstlichen und schonungsbedürftigen Dichter eine

*) Otto Mylius.

poetisch-mystische Anziehung ausgeübt zu haben. „Ihr Vorbild", so schreibt er ihm zum 70. Geburtstage, „hat in seiner geistigen Überlegenheit mehr auf mich gewirkt, als Sie wissen. Und das soll so bleiben." Von ihm ließ er sich sogar sagen, daß seine Dichtungen durchschnittlich eines festen Grundplanes entbehrten. Nur bei so einfachem Aufbau, wie bei „Waldmeisters Brautfahrt", war der Mangel eines Planes nicht fühlbar. „Am besten aufgebaut und mir wenigstens die liebste seiner Dichtungen", sagte Lazarus, „ist noch der Hans Heidekuckuck,*) wenn er auch nicht zahllose Auflagen erlebt hat wie der Waldmeister!"

Diese umfangreiche Korrespondenz mit all den Genannten zeitigte stets den Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft. Lazarus' gastliches Heim am schönen Königsplatz in Berlin (das er 45 Jahre ununterbrochen inne gehabt hat, eine gewiß bemerkenswerte Seßhaftigkeit unter dem vielwandernden und oft gewandelten Berliner Bürgertum!), sein Schönefelder Sommersitz und seine häufigen Reisen vermitteln auf anmutige und anmutende Weise das Kennenlernen von Angesicht zu Angesicht. Oft werden die Fäden fester geknüpft und führen zu jahrelanger Freundschaft. Der wiederkehrende Refrain in allen diesen vorliegenden Briefen ist mit sonderbarer Übereinstimmung Dank und immer wieder Dank! (Ob er sich des Inhalts dieser Briefe noch erinnert? Wohl kaum; seine Bescheidenheit würde sie mir sicher vorenthalten haben.) Mit einer Mischung von Vergnügen und Mitleid erfahre ich jetzt immer deutlicher, wie der Unermüdliche nicht nur aus der Fülle seines Wissens und seiner Erfahrung spendet, sondern auch in glücklicher Lage und Laune Gefälligkeiten mit vollen Händen ausstreut. Einer, der sich das gut und gern gefallen ließ, Georg Ebers, pflegte ursprünglich als Ägyptolog mit dem Kollegen nur wissenschaftliche Beziehungen, dann, mit

*) Dem Hans Heidekuckuck hatte er im Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes (1855, Nr. 25) eine Besprechung gewidmet, in der er als tiefsten und wohltuendsten Eindruck dieser Dichtung bezeichnet, daß sie nach Stoff und Form durchaus national sei.

der steigenden Berühmtheit seiner „Uarda“ und anderer exotischen Heldinnen, die er von Lazarus freundlich aufgenommen sah, erfreute er diesen mit regelmäßiger Zusendung seiner Novitäten. Dafür hatte er denn aber auch allerhand kleine Anliegen an den „Menschenfreund, Helfer und Berater“. „Mein Herz warnt mich davor“, schreibt er 1876; „denn es ist eigentlich wenig verschämt, daß ich Ihnen wieder als Bittsteller nahe. Aber die Kinder quälen mich, und namentlich die größeren Mädchen wollen in Ihren Zügen soviel Herzensgüte gelesen haben (ich kenne diese Ihre Eigentümlichkeit durch Ihre Taten!), daß sie meinen, Sie müßten sich gefällig erweisen, wenn Sie in der Lage wären, es zu sein.

Sie ahnen, was kommt?

Haben Sie für uns und meine kleine oder besser mittelgroße Schar ein Fenster zum Karneval frei?

Nun ist es heraus; und wenn Sie mich für unbescheiden halten, so müssen Sie doch von der anderen Seite diesen Zeilen entnehmen, daß ich Sie zu den nachsichtigsten und gütigsten meiner Freunde zähle.“

„Das Fenster in der Haynstraße war herrlich“, sagt eine Nachschrift. Dort hatte Lazarus schon das Jahr zuvor Ebers und seine „Sechs“ zum Karneval untergebracht, und ein Dankbrief berichtet, wie fürsorglich er von Berlin aus an seine Leipziger Gäste gedacht. „Im Namen meiner jungen Gesellschaft“, so schreibt der damals noch körperlich rüstige Dichter, „sage ich Ihnen, verehrtester Freund, den herzlichsten Dank für den schönen Platz, welchen uns Ihr Hausverwalter angewiesen hat. Ein wohlgeheiztes Erkerzimmer nahm uns eine Treppe hoch auf, Stühle und ein Tisch waren vorhanden, der Herr Hausverwalter machte aufs freundlichste den Wirt. Die Jugend (meine Älteste ist jetzt 16 Jahr alt geworden) war in vergnügtester Stimmung, und als zu den frischen Gesichtern hinauf Sträußchen, Bonbons, Apfelsinen und allerlei andere Dinge flogen, da erfaßte auch mich jene wunderliche Raserei der Faschingszeit, und ich bombardierte mit Erbsen

und Eifer die Damengruppen uns gegenüber im Hôtel de Pologne. Die Fenster wurden natürlich geöffnet trotz des Schnees und der Kälte draußen. Der Karneval ist doch recht schnell zum Volksfeste geworden. Diesmal hat er sein examen rigorosum bestanden. Das Wetter war möglichst ungünstig, und doch glaub' ich, daß die Straßen nicht weniger gefüllt waren wie im vorigen Jahre, wo der Fastnacht ein Frühlingstag voranging."

Sieben Jahre (1882) später konnte er für die in Nizza geschriebene völkerpsychologische Studie „Carnaval" danken: „Ihren Aufsatz über die Faschingslust habe ich mit wahrer Freude gelesen. Sie verstehen es so meisterlich wie kein anderer, jedem Ding neue Seiten abzugewinnen, sich sinnig in Erscheinungen zu vertiefen, an denen andere vorbeigehen, und das Beobachtete in feiner und anregender Form den Gebildeten als ausgesuchtes Genußmittel zu reichen."

Auch seine Familie freute sich an den Gaben des Freundes. Nachdem Ebers die Lektüre der „Idealen Fragen" beendet, deren „tiefsinnigen Ernst in so künstlerisch gerundeter Form" er preist, schreibt er: „Meine Frau dankt Ihnen mit mir für das oft geradezu erbauliche Werk. Ich habe ihr versprechen müssen, es in diesem Winter ihr und den großen Mädchen vorzulesen."

Ein sonniges Familienglück war dem Dichter beschieden und half ihm die zunehmenden körperlichen Beschwerden ertragen. Er war damals (1878) in Wildbad, hatte sich bereits darein ergeben, daß sich das linke Bein schwerlich werde herstellen lassen: „Ich muß mir halt für den Rest meines Lebens eine bedächtigere und langsamere Gangart angewöhnen." Zu poetischem Schaffen ließ ihn sein Wildbader Aufenthalt nicht kommen: „Der erste Brief, den wir bekamen, brachte die neue Trauerkunde, daß die anmutige und vortreffliche junge Frau meines ältesten Bruders im Wochenbette gestorben sei. Sie hinterläßt drei Jungen, von denen der älteste das 4. Lebensjahr noch nicht angetreten hat. Die armen Schelme werden die freundlichste Gabe der Schickung, die Liebe und Sorge der Mutter, niemals kennen lernen. Und wie hat

dieſer neue Verluſt meiner alten, armen Mutter weh getan!“ Da freut er ſich auf die Ankunft der beiden „großen Mädchen“. „Wir wollen mit ihnen noch einige Wochen in Baden-Baden und am Rhein bleiben. Die Kinder haben außer den Jenaer Bergen und der ſächſiſchen Schweiz noch keine Gebirge geſehen, und ich denk' es mir köſtlich, mit anzuſehen, wie ſich die empfänglichen jungen Gemüter an der ſchönen Landſchaft, die wir ihnen zeigen wollen, freuen werden.“

Die jüngere dieſer beiden Töchter, Emmy, verlobte ſich im Winter 1880 zu 1881 in Nizza mit einem Hallenſer Chirurgen, Dr. Seidel, Aſſiſtenten von Volkmann. „So bekam ich denn, ſchreibt Ebers, eine Legion von Briefen, welche ich nicht alle beantworten wollte und konnte. Da ſchrieb ich die für alle beſtimmte Epiſtel, ließ ſie in hundert Exemplaren drucken und ſandte ſie in die Welt hinaus. Später hat Spemann den „Brief“ in den bei ihm erſcheinenden Almanach „Kunſt und Leben“ aufgenommen. Er enthält eine harmloſe Plauderei, nichts weiter.“

Es waren ungetrübte Wochen, die der Dichter damals in der „ville du soleil“ verlebte: „Kein Kind war krank, das Wetter köſtlich, liebe deutſche Freunde fanden ſich zu uns, und in den Oſterferien wurden wir von Windſcheids und unſerem Hiſtoriker von Noorden, meinem Vetter, mit den Seinen aufgeſucht. In dieſen glücklichen Monden ſchrieb ich auch mein kleines Idyll „Eine Frage“.

Bei Noordens wurde im März 1882 Emmys Polterabend gefeiert, und Ebers, der zu dieſem Feſt Frau von Noorden durch eine beſondere Aufmerkſamkeit zu erfreuen wünſchte, bat den in Nizza weilenden Philoſophen, für ihn dort ein aus Roſen und Orangenblüten beſtehendes Bukett zu beſtellen. Trefflich beſorgt er auch das, wie der Dichterfreund dankbar anerkennt: „Auge und Naſe wurden aufs lebhafteſte an Nizza erinnert. Der Geruchsſinn ſollte doch nicht zu den niederen Sinnen gezählt werden! Wenigſtens kommt ihm eine Eigenſchaft zu, welche ihn vor allen anderen Sinnen auszeichnet — ich meine die erinnernde Kraft.

Ist Ihnen das nicht auch aufgefallen? Der köstliche Strauß hat große Bewunderung erregt. Das Sonett, mit dem ich ihn überreichte, schreib' ich zum Dank ab.*) Sie werden keinen großen Genuß bei der Lektüre haben, aber doch aus den 14 Zeilen ersehen, daß wir hier in wahren Maitagen leben."

Der heitere Strauß war von einer ernsten Gabe begleitet: Der Freund sandte zugleich die Grabrede, die er Auerbach einen Monat zuvor gehalten hatte. „Ich habe ihn, fügt Ebers seinem Danke zu, wohl gekannt und im Hause meiner Tante Brandenstein und später in Berlin viel mit ihm verkehrt. Ich danke ihm auch den Titel meines Romanes „Eine ägyptische Königstochter". Ich kann Ihnen, wenn ich die Freude haben werde, Sie bei mir zu begrüßen, manchen bezeichnenden Zug von ihm erzählen."

Er hat hiernach schwerlich gewußt, wie nahe Auerbach Lazarus stand, der sich nie seiner Freundschaften zu rühmen pflegte.

Als letzterer nach seiner Rückkehr von Nizza bei Ebers anklopfte, weilte dieser in Schandau. „Wie gern hätten wir Sie willkommen geheißen! Ich empfinde es schmerzlich, daß uns das Leben gar nicht mehr zusammenführen will." Die Lähmungserscheinungen waren bereits damals weit vorgeschritten. „Ich brauche sehr nötig etwas Rechtes, denn nun fängt auch die linke

*) Ganz außer Rand und Band ist die Natur,
Die Morgensonne scheint mit Sommerstrahlen,
Es sprießt und keimt im Wald und auf der Flur,
Und von den Knospen fallen schon die Schalen.

Was hat die Welt? Was soll dies Eilen nur?
Von solchem Lenze zeigen die Annalen
Der allerfrühsten Zeiten keine Spur.
Der Winter blieb bei seinen Kamschadalen.

Auch in mein Haus drängt Blüte sich an Blüte
Und spricht: Wir eilten uns bei unserm Gang,
Und, glaube nur, die Zeit ward uns zu lang,

Bis beim Orangensproß die Rose glühte
Und man für Bessie uns zum Strauße schlang,
Um ihr zu lohnen für die höchste Güte.

Hand an zu ſtriken und weniger beweglich zu werden. Im Winter bin ich gezwungen, das Zimmer zu hüten, und im Sommer kann ich keine Treppe erſteigen. Ein elender Zuſtand, der nur dadurch erträglich bleibt, daß ich arbeiten, mein Kolleg leſen, mit Freuden im eigenen Hauſe verkehren und im Sommer dahin reiſen kann, wo es mir gefällt."

Der geiſtige Verkehr zwiſchen beiden Männern war durch Frau von Brandenſtein in Blaſewitz und Czermak lange Jahre vor ihrer erſten perſönlichen Begegnung vermittelt worden. Mit Czermak war auch Ebers intim befreundet. Wie gern er in geſunden Tagen am Frohſinn aktiv teilnahm, zeigt ſein Bericht über Sophie Czermaks Hochzeit (1875): „Wir haben zum Polterabend allerlei aufgeführt, und es war, denk' ich, ganz nett. Unſer Feſtſpiel hieß: Iſis und Oſiris oder das konfiszierte Tageblatt. Der Name ſagt genug ja ſchon. Die Titelrollen waren in meiner Frau und meiner Hand, außerdem gab es noch neun ganz jugendliche mitwirkende Perſonen."

Das Leben führte den Dichter und den Philoſophen nur zu ſelten zuſammen. Wenn dieſer nach Leipzig kam, hatte es jener um ſeiner Geſundheit willen verlaſſen. „Jahre ſind vergangen, ſchreibt der immer mehr Leidende, ſeitdem es mir zum letzten Male vergönnt war, Sie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen. Meine Schuld iſt das freilich nicht." Der Herzlichkeit ihrer Beziehungen hat das keinen Eintrag getan, ſie hat nie eine Trübung erfahren.

Ebenſo freundlich geſtaltete ſich das Verhältnis zu Emil Rittershaus. Deſſen ganzes Leben gibt ein charakteriſtiſches Bild für manche ſpezifiſch neuzeitliche Miſchung von Poeſie und Proſa. Als Fabrikantenſohn für den Kaufmannsſtand beſtimmt, lernte er früh den Konflikt zwiſchen Pflicht und Neigung kennen. Des Jünglings Dichten und Trachten drängte ihn zum Studium; beſonders hatte die Naturwiſſenſchaft es ihm angetan. Er vermochte ſeinen Literaturheißhunger und ſein Studiengelüſte nicht zu unterdrücken. Da aber an den modernen Kaufmann durch die ſich ſteigernde Konkurrenz die gebieteriſche Forderung völliger Hin-

gabe und Ausdauer herantritt, mußte für den jungen Rittershaus ein Ausweg gefunden werden, der ihm einen Lebensunterhalt, aber zugleich die freie Muße gewährte, um sein poetisches Talent zu entwickeln und zu betätigen. Die Freunde schufen Rat. Der begeisterte Musensohn wurde Agent verschiedener Versicherungsgesellschaften: ein Geschäft, das nicht allzuviel Zeit, sondern nur Ordnung und Gewissenhaftigkeit erfordert; daneben war er später noch im Verwaltungsrat einiger industriellen und Verkehrsunternehmen. Dabei konnte der Strebsame mit seinem hellen Verstande und guten Willen viel ausrichten. Nicht nur der Poet, auch der Familienvater, der für die Häupter seiner Lieben — es waren deren mit der Zeit eine erkleckliche Zahl geworden —, und der Staatsbürger, der für mancherlei wichtige öffentliche Angelegenheiten zu sorgen bekam, entledigte sich dieser dreifachen Aufgabe mit verhältnismäßig geringem Zeitaufwand. Reichliche und regelmäßige Mußestunden gewährten der holden Poesie Raum und Gelegenheit. Es dauerte nicht lange, und unser Rittershaus avancierte zum Oberhaupt der sog. Wuppertaler Dichterschule.

Nach einer Unterhaltung mit Lazarus schickte er diesem folgende Strophen:

Sang einmal in jungen Jahren:
In der Menschenbrust allein
Kann nur Gott sich offenbaren,
Kann nur dort zu finden sein.

Aber als die bittern Schmerzen
Furchen auf die Stirn gepflügt,
Hat der Gott im Menschenherzen
Meiner Seele nicht genügt.

Als ein unverdienter Segen
In den Schoß mir niedersank,
Zu des Vaters Füßen legen
Mußt' ich meines Herzens Dank.

Nennt es töricht oder weise,
Offen sagt's euch der Poet:
Vor dem Ew'gen neigt sich leise
All mein Fühlen im Gebet. (1880.)

Dieſe religiöſe Grundſtimmung machte ihn Lazarus beſonders ſympathiſch. Wenige Jahre vor Rittershaus' Tode hat der Gelehrte, der in Elberfeld 1894 einen Vortrag gehalten, zu dem der leidende Dichter nicht kommen konnte, von ihm ſein mit inniger Widmung verſehenes Bild empfangen: das freundliche, volle, bärtige Antlitz blickt mit den ſinnigen Augen noch heiter in die Welt.

Erwähnenswert iſt ſein beſonders glückliches Familienleben. Zwei ſeiner Töchter wurden vortreffliche Hausfrauen; die eine heiratete den Bildhauer Profeſſor Schaper, die andere den angeſehenen und begüterten Kaufmann Eduard Springmann in Elberfeld. In deſſen vornehm gaſtlichem Hauſe genoß Lazarus 1885 und 1894 köſtliche Ruheſtunden; im November 1885 führte ihn der Vortragszyklus „Von der Wiege bis zur Schule" auch nach Barmen, wo er Rittershaus' Gaſt war, der ihn ſich und ſeinem Schwiegerſohn bereits im Juni geſichert hatte. — Die dritte Tochter Adelina hat eine ungewöhnliche Energie an die Erreichung eines ſchwierigen Zieles geſetzt: ſie widmete ſich dem Univerſitätsſtudium und hat ſich durch ihre wiſſenſchaftlichen Arbeiten bekannt gemacht, daneben aber den liebenswürdigſten Roman erlebt, den man ſich denken kann: In Island, deſſen Volksmärchen ſie erforſcht, verliebt ſie ſich in ihren Lehrer Bjarnaſon, heiratet ihn dort und kehrt nach Zürich zurück, um weiter zu ſtudieren, während ihr Eheliebſter auf Island verbleibt. Sie wird Mutter eines reizenden Töchterchens und lebt jahrelang — eine mädchenhafte Frau — als hochgeachteter Dozent ſtill ihren ernſten Pflichten. Die gelehrte, ſchöne Frau Doktorin plant für die Zukunft eine gemeinſame Wirkſamkeit mit ihrem Gatten, etwa an einem Inſtitut in Paris.

Einen ſcharfen Gegenſatz zu dem bürgerlich-beſcheidenen, behaglichen Rittershaus bildet Felix Dahn, der als Zwanzigjähriger bereits mit „Harald und Theano" begann und trotz ſeiner Profeſſur noch die Zeit erübrigte für die ſtattliche Reihe der zwei- bis achtbändigen feierlich-geſchichtlichen Romane und Dramen, unter denen Fredigundis, Attila, Armin, König Roderich, Odhin,

Felicitas, Markgraf Rüdiger, Biſſula u. a. m. in bunter Reihe die Vorliebe des Autors für Prunk und Pathos bezeugen. Zur Zeit ſeiner Königsberger Profeſſur ſchreibt er Lazarus (1878) gelegentlich der Zuſendung einiger ſeiner Werke: „Lebhaft erfreut mich, aus Ihren Zeilen freundliche Geſinnung für meine Arbeiten zu erraten: ſeit vielen Jahren verdanke ich Ihnen die mannigfaltigſte Anregung und Belehrung. Leider bleibt mir faſt gar keine Zeit für philoſophiſche Studien, die ich früher (unter Prantls Leitung) eifrig betrieb, und darunter am eifrigſten Völkerpſychologie. Rechtsphiloſophie leſe ich ſeit 20 Jahren, ſie kann nur auf Grund Ihrer Prinzipien wiſſenſchaftlich behandelt werden.

Ihr Intereſſe an der Halfredſage erfreut und ehrt mich in hohem Maße. Ihre Frage iſt dahin zu beantworten, daß alles an der Erzählung frei und rein erfunden iſt.

Ich wollte zeigen, wie in einer geſunden Mannesnatur durch eigene Lebensgeſchicke und Betrachtung fremder der Glaube an die anthropomorphen Götter des Polytheismus und den anthropomorphen Gott des Chriſtentums verdrängt wird durch die Einſicht, daß an Stelle perſönlicher Götter das Naturgeſetz, wie die ganze Welt, auch die Menſchen beherrſcht. In jene germaniſche Heidenzeit durfte ich eine ſolche ſkeptiſche und götterleugnende Anſchauung verlegen, da ſolche Geſinnung in jenen Tagen häufig bezeugt wird, gerade während, aber auch ſchon vor der Zeit des eindringenden Chriſtentums.

Eine Studie über das Verhältnis des Dichters zu ſagenhaftem und geſchichtlichem Stoff ließe ſich an meinen „Kampf um Rom“ knüpfen. Kennen Sie dieſen Roman?

Schließlich noch freundlichſten Dank für das gütig gebotene Stelldichein in Leipzig; ich hoffe, Anfang Auguſt jenes Weges gen Süden zu ziehen, und mit Freude werde ich Sie dann aufſuchen.“ — Die perſönliche Bekanntſchaft fand auch ſtatt, als Dahn mit Dr. Töche, Inhaber der Mittlerſchen Buchhandlung, Lazarus beſuchte, der ſich der ſtattlichen, männlich-ſchönen Erſcheinung des Dichters freute.

Dem Einfluß der völkerpſychologiſchen Gedanken auf ſeine Anſichten über Werden und Weſen des Rechts hat Dahn noch einmal in einem Briefe Ausdruck verliehen, mit dem er ihm ſein Buch „Die Vernunft im Recht“ (1879) überſandte. „Wieviel ich Ihren und Steinthals Forſchungen verdanke“, ſo geſteht er, „werden Sie leicht finden“.

Ein anderer Königsberger, der ſchaffensfreudige, vielſeitige Ernſt Wichert, der ſelbſt oft darüber ſcherzte, daß ſein Amt — er war damals Oberlandesgerichtsrat — und ſein Pegaſus ſich ſehr gut miteinander vertrügen, unterhielt den lebhafteſten geſelligeiſtigen Verkehr mit dem ihm befreundeten Pſychologen. „Das war's, was mir den Leipziger Mittag im Hotel Hauffe zu einem der genußreichſten dieſer vierzig Jahre machte“, ſchreibt er am 31. Mai 1871; „wir aßen nicht nur, ſondern wir aßen auch zuſammen, wir ſaßen nicht nur bei Tiſch, ſondern wir hielten ein Mahl, wir taten zu der materiellen Koſt die geiſtige Würze, die ſie mir wenigſtens ganz ungewöhnlich ſchmackhaft machte. Sie verſtehen es, das Lebensprinzip, das Sie als Ideal aufſtellen, praktiſch zu erfüllen! — Schade nur, daß ich nicht öfter Ihr Schüler ſein kann, um mich in Ihrer Philoſophie zu befeſtigen! Es iſt meine Art, die Dinge ernſt zu nehmen und mir Gedanken zu machen; wo ich jemand in die Tiefe ſteigen ſehe, folge ich gern nach — ſo weit ich folgen kann — und helfe graben. Kommt dann auch nur für mich etwas heraus, ſo bin ich's ſchon zufrieden. Ich wünſchte“, fährt er mit anmutender, allzugroßer Beſcheidenheit fort, „daß ich mir mehr univerſale Bildung hätte aneignen können, und erfreue mich um ſo mehr an der Ihrigen, die ſich bei jeder Spezialfrage gleich auf dem ganzen Gebiet orientiert zeigt und das Einzelne in die ganze Reihe gleichartiger Erſcheinungen an rechter Stelle einzufügen oder aus dem nur ſcheinbar Übereinſtimmenden auszuſondern weiß. — Ich habe ſchon als Schüler und Student wieder fachmäßig unterrichten müſſen, um einen Teil meines Unterhaltes zu erwerben, ſpäter viele Zeit darauf verwendet, mich für mein Amt tauglich zu machen, und ſetze auch

jetzt viele Stunden des Tages für die Arbeit ein, die nur ein schon fertiges und abgeschlossenes Wissen und Können zu praktischen Zwecken verwertet. Diese Pflichterfüllung wird mir nicht schwer; ich empfinde es im Gegenteil meist wie eine Wohltat, daß sie meinem Leben etwas Sicheres, Festes, Geordnetes gibt, und daß sie mich in den Stand setzt, mich mit Sorglosigkeit und Behaglichkeit der Segnungen der Familie zu erfreuen. Wenn aber andererseits ein sehr starker und rastlos wirkender Trieb zur schriftstellerischen Produktion auf die der amtlichen Tätigkeit und dem gesellschaftlichen Umgange abgekämpften Freistunden gebieterisch Beschlag legt und ruhige Überlegung mich lehren muß, daß ich auch im engsten Kreise nach dieser Seite hin nichts Erfreuliches würde leisten können, wenn ich mich nicht in meinem Tun energisch beschränken wollte, so komme ich doch schwer über das Bedauern hinweg, daß ich nicht genug Muße behalte, von außen her in mich aufzunehmen, was die Wissenschaft zum Gemeingut macht. Kaum das Notdürftige kann ich mir aneignen, und oft verfehle ich dabei noch den geradesten Weg. Welchen Gewinn könnte ich da aus einem regen Verkehr mit Ihnen ziehen, der Sie so unterrichtet sind und so gefällig zu unterrichten wissen! Ich beneide Heyse um den Kursus in der Philosophie — aber nein, ich gönne ihn dem Freunde von Herzen, wie alles andere, was Sie ihm an Bildungsmaterial aus Ihren Schätzen zuführten, und ich wäre froh, nur einmal die Hefte nachlesen zu können, die jenen Vorträgen ihr Entstehen verdankten. Ich spreche Ihnen so viel und so aufrichtig von mir, verehrter Herr, weil ich mir denke, daß Sie doch wissen müssen, mit wem Sie sich etwas zu schaffen machen. Sie gewinnen so vielleicht auch eher ein Verhältnis zu meinen Romanen, die Sie ja lesen wollen. Sie werden darin einen Menschen wiederfinden, der nicht mit großen Schritten von Höhe zu Höhe steigt, sondern die Welt da erfaßt, wo sie ihm dicht vor Augen liegt, der aber auf diesem engen Gebiet mit einer gewissen zähen Ausdauer, aber auch nicht ohne Schwerfälligkeit, das Ergründliche zu ergründen sucht, und der des sittlichen Prinzips

wegen oft zu Konsequenzen treibt, die das Wohlsein schmälern, das die Dichtung erzeugen soll. Da ist das Grenzgebiet, über das ich stets mit Paul zu verhandeln habe. Ich muß ihm recht geben und kann doch bei jedem neuen Anlauf nur wenige Schritte über meine natürlichen Schranken hinaus. Ich werde so verbraucht werden müssen. — Daß derselbe Mensch leichtfertig Lustspiele in die Welt setzen kann, die der harmlosesten Unterhaltung dienen, ist ein Problem, das ein Psychologe von Fach lösen mag! Sie müssen sich's gefallen lassen, daß ich eins davon für Sie zu diesem Experiment beilege."

Daß sich Lazarus in der Folgezeit eingehend mit Wichert beschäftigte, zeigt bereits ein wenige Monate später geschriebener Brief des letzteren: „Ich weiß, daß ich Sie meinen Leser nennen darf, denn Heyse schrieb mir, daß zwischen Ihnen und ihm viel über meine Romane gesprochen sei (was? hat er freilich für gut befunden, nicht zu verraten!). So meine ich denn, daß Sie es mit philosophischer Gelassenheit hinnehmen werden, wenn ich Ihnen gleich mit vier Bänden und einem Bändchen ins Haus falle, um Ihnen zu beweisen, daß ich nicht faul gewesen bin. Was da gedruckt steht, ist die Frucht mehrerer Jahre; das füge ich bei, damit Sie mich nicht für einen Vielschreiber halten." Regelmäßig sandte Wichert von da an seine Werke, um aus des Freundes Kritik für folgende Schöpfungen zu lernen.

In den folgenden Jahren war wiederholt von einem Besuch in Schönefeld die Rede. Endlich wurde er dem vielbeschäftigten Dichter möglich. „Lassen Sie sich freundlichst einen schönen Dank gefallen", schreibt er im August 1875, „so für Ihre herzliche Einladung als für den letzten Brief mit der Nachricht, daß Sie meinen Roman*) gelesen haben, also für zwei liebenswürdige Überraschungen, an denen ich, wie an allem unverdienten Guten, meine rechte Freude gehabt habe! Gewiß komme ich, wenn Sie mich haben wollen, und denke nun um so lieber an den Ausflug nach

*) Ein starkes Herz.

Leipzig. — — Ich werde froh sein, wenn ich Sie endlich einmal hier ein Stündchen und da ein Stündchen fest habe —. Sie glauben nicht, wie froh! Daß Sie den Roman gelesen haben, rechne ich Ihnen als ein Heldenstück an. Wahrhaftig, ich weiß, welche Überwindung es mich selbst kostet, mich an einen solchen Dreibändigen heranzumachen. Was Sie mir darüber sagen — und ich bin überzeugt, werter Freund, daß Sie nur aufrichtig sein können — hat mich sehr aufgerichtet. Sie finden also doch, daß das Ding nicht nur eine Oberfläche, sondern auch eine Tiefe hat, daß es sich auf eine berechtigte Kunstform zurückführen läßt. Die Frage ist nur, ob die ästhetische Tendenz scharf genug darauf geht, oder ob nur mehr unbewußt der Charakter des Autors das Werk charakterisiert. Ihre Ausstellungen sind mir treffliche Winke. Ich hoffe, sie werden sich bei der mündlichen Unterhaltung noch vervollständigen und erweitern."

In der Freundschaft zu Paul Heyse hatten beide gemeinsame Berührungspunkte. Heyse war nach dem unheilvollen Vorkommnis in seiner Familie nicht mehr der frische Mensch von früher, und dann, als er gewaltsam über diese Erinnerungen hinwegkommen wollte, hatte er seinem Kopfe zu viel Arbeit zugemutet, nicht nur eigene Schöpfungen, sondern u. a. die Übersetzung der Gedichte Giustis, die, wie Wichert erwähnt, ein Meisterwerk geworden. Aber welchen Aufwand von subtilstem Nachdenken erforderte sie! Alles dieses hatte Heyses ursprünglich so gesunde und kräftige Natur zu einer sichtlichen Abspannung gebracht und zu gänzlicher Ausspannung genötigt. Wichert ist voll Freundessorge: „Hätte ich nur erst wieder einen heiteren, lebensfrischen Brief von diesem Teuersten!" Aber Lazarus vermag ihn zu beruhigen.

Übrigens blieben dem überaus fruchtbaren Wichert bei seinem verantwortlichen geistigen Doppelleben Zeiten größter Abspannung auch nicht erspart. Er selbst berichtet im Sommer 1882 aus dem reizenden Rauschen, das wie ein Nest am Berge klebt, während die dünne Seeluft den Schall weit herüberträgt: daß er sich an seinem Peter Munk müde gedacht, bis er endlich Form erhalten.

„Ob er Sie befriedigen wird, steht sehr dahin. Aber gerade weil das Sujet höchst problematisch ist, läßt sich auf ein gewisses Interesse für die Dichtung bei einem Leser rechnen, der allemal gern weiter zu denken Neigung hat. Jedenfalls kam es mir darauf an, dieses kleine Werk in Ihrer Hand zu wissen, um gelegentlich Ihr Urteil darüber zu hören."

Dem Dank für die Förderung durch Lazarus' Kritiken gab Wichert 1876 durch Widmung zweier Novellenbände Ausdruck. „Mit Herzklopfen", schreibt er, „packe ich diesmal zwei Bände für Sie ein. Nicht gerade des Inhalts wegen — was ich da hineingelegt habe, gehört nach meiner eigenen, doch nicht ganz unmaßgeblichen Schätzung zu meinen besseren Arbeiten auf diesem Gebiet — aber es steht da auf dem zweiten Blatt der Name eines Mannes, den ich sehr verehre und hochhalte und den ich nicht um Erlaubnis gefragt habe, ob ich ihn zu so leichter Ware — wenn auch nur äußerlich — in Beziehung setzen darf. Gern hätte ich eine kurze Vorrede geschrieben und darin gesagt, was in diesem besonderen Falle zu sagen gewesen wäre, um beide Teile zu rechtfertigen; aber ich fürchtete, die Sache dadurch noch schlimmer zu machen, und ließ es bei der einfachen Widmung bewenden. Freilich kenne ich den verehrten Mann auch als sehr gut, und so nimmt er vielleicht mit dem freundlichen Willen vorlieb. Führen Sie gütigst bei ihm das Wort für mich, wenn Sie in den einfachen Erzählungen ein seelisches Element entdecken, das Sie ansprechen kann.... Behalten Sie, wenn es sein kann, auch nach dieser schweren Heimsuchung ein wenig lieb Ihren treu ergebensten Ernst Wichert."

Natürlich beruhte die Zusendung der Werke auf Gegenseitigkeit, und die Dankbriefe Wicherts zeigen, mit welchem Eifer er bei dem philosophischen Freunde in die Schule ging. Ebenso liebenswürdig wie wertvoll ist der Brief, den er ihm im August 1878 nach Empfang der Idealen Fragen sandte:

„Ihr schönes Buch wurde mir nach Rauschen nachgeschickt und hat nicht wenig dazu beigetragen, mir die diesjährige Sommer-

frische erquicklich zu machen. Einen großen Teil habe ich abends im Zelt bei der Lampe meiner Frau vorgelesen — alles nur deshalb nicht, weil mir das Buch auch bei Tage keine Ruhe ließ, wo die getreue Hausmutter in der Wirtschaft beschäftigt war und sich zu viel mit den Realitäten des Lebens abgeben mußte, um den „idealen Fragen" Gehör schenken zu können. Sie meinte: „Wenn man doch das alles behalten könnte!" und ich antwortete: „Man muß es eben zwei- und dreimal lesen." Das haben wir uns denn auch vorgenommen. So erstaunlich klar der Ausdruck ist, so ist doch meist der Gegenstand der Erörterung in seiner Unkörperlichkeit schwierig zu fassen und die angespannteste Aufmerksamkeit um so mehr erforderlich, als gerade die anmutende Form mitunter zu der Einbildung verführt, man habe bereits dem Sinn nach erfaßt, was als sprachliches Gedankenbild ganz klar geworden. Das Buch eignet sich so recht zum Vorlesen und wird Ihnen gewiß in unzähligen Familien Dank eintragen. Einiges war mir in seiner ersten Druckgestalt schon durch Ihre Güte früher bekannt geworden und erfreute durch sein Wiedererscheinen und bei der Repetition. Der Hauptteil brachte mir noch den Reiz der Neuheit mit. In der Abhandlung „Das Herz" fand ich unendlich vieles, worüber ich oft genug unzulänglich nachgedacht hatte; dem Poeten hat ja das Herz meist noch mehr Bedeutung als der Kopf, und seine tiefsten Rätsel, wenn nicht zu lösen, so doch zum Raten aufzugeben, ist ja so recht seine Aufgabe. Sie erleichtern sie ihm. Allerdings stellt sich ihm immer das Problem als ein Fall vor, eine Ausnahme, während Sie die Regel suchen; aber bei richtiger Ausgestaltung muß doch im Dichtwerk die Ausnahme immer in die Regel einkehren, aus der sie sich nur scheinbar entfernt hatte, oder die sie erweitert. Der Abschnitt „Zeit und Weile" gibt frappante Wahrheiten. In dem „über Gespräche" habe ich oft genug, besonders bei den Schlußseiten, an die reizenden Plauderstunden in Ihrem Hause denken müssen. Vornehmlich glaube ich, kommt das Gespräch den Kindern zugute. In den ersten fünf oder sechs Lebensjahren nehmen sie fast nur durch das

Gespräch Lehrstoff in sich auf, und auch viel später noch ist das, was sich ihnen in einem gebildeten Hause gesprächsweise mitteilt, ganz unverhältnismäßig umfangreicher und gewissermaßen für ihre Bildung gemeinnützlicher, als was sie von exakter Wissenschaft aus Lehrbüchern oder Schulvorträgen lernen. Freilich überträgt sich auf diese Weise auch viel halbes und viertel Wissen, aber der Schade ist nicht groß; die meisten Menschen müssen sich nun einmal mit einer oberflächlichen Universalbildung begnügen, um für eine Spezialität wirkungsfähig zu werden. Ein großer Teil derselben kommt ihnen spielend im Gespräch zu. So z. B. das, was „Sonne, Mond und alle Sterne" angeht; die Weisheit vieler Jahrtausende wandert da mit Leichtigkeit in einen Kinderkopf hinüber, und das Verwundern ist nicht einmal groß, daß wir so erstaunliche Dinge wissen. Man muß die Kinder erst wieder im Gespräch darauf führen, wie erstaunlich das ist. Ich hab's an meinen eigenen oft genug erfahren."

Der Empfang von Lazarus' „Was heißt national?" (1880) gab Wichert Gelegenheit, seine Stellung zu der damals brennenden Tagesfrage des Antisemitismus eingehend darzulegen. Er las den Vortrag im Freundeskreise vor: „Ich vermag Ihnen", so berichtet er, „nun allerdings nicht zu berichten, daß irgend einer von uns durch Ihre Schrift bekehrt worden sei, da nicht einer unter uns war, der nicht bis dahin schon Ihren Standpunkt teilte; aber es macht doch Freude, sich das in einer feinen, geistvollen und warm ansprechenden Weise klar begründen zu lassen, was man bisher nur so mehr oder weniger „im Gefühl" gehabt hat. Was allgemein hoch anerkannt wurde — mir freilich bei meiner Personalkenntnis ganz selbstverständlich erschien — ist der Umstand, daß das Schriftchen keine Spur von Gereiztheit durchblicken läßt, nicht einmal die unsauberen Angriffe in der Person des Angreifers berührt, sondern den Leser auf eine Höhe stellt, in der er sich sogleich zur weitesten und freiesten Umschau entschließen muß. Das scheint mir denn auch die einzig würdige Art zu antworten. Daß überhaupt geantwortet werden mußte! Jeder Zeile merkt

man es an, wie bitter schwer Ihnen, einem Manne wie Sie, diese Notwendigkeit einging. Aber es war in der Tat Ehrenpflicht, gerade für diejenigen, die ganz sicher sind, nicht gemeint zu sein, ihre Stimme zu erheben und Zeugnis abzulegen für die Beleidigten. Ein Vortrag wie dieser, der sich zunächst an die Genossen wendet und die Sache so hoch und frei nimmt, nützt denn nicht nur zur Abwehr, sondern erreicht zugleich den anderen Zweck, unter den Beteiligten die Leidenschaften zu reinigen und den schwächeren Elementen einen sittlichen Halt, vielleicht über ihr eigenes Bedürfnis und Vermögen hinaus, zu geben. Da hinauf müssen sie ebenfalls mit ihren Gesinnungen, wenn sie vollberechtigt werden wollen zu jener Abwehr! Alle Ihre Zuhörer haben gleichsam diese Broschüre mit unterschrieben und stehen für die Wahrheit ihrer Behauptungen ein. Das ist wieder Ehrensache. Traurig ist's doch aber, daß Lessings Nathan auch heute, nach hundert Jahren, noch nicht zu spät käme. Freilich, was geschieht nicht alles in unsern Tagen, worüber man sich von Rechts wegen ebenso verwundern müßte! Bei mir wächst immer stärker die Neigung zum Einsiedeln. Aber man darf sie nicht aufkommen lassen, denn sie ist eine Krankheit. Glaubt man nicht mehr daran, etwas bewegen zu können, so gehört man selbst zu den Toten."

Lange Jahre dauerte dieser gemütvolle Austausch zwischen Leistung und Urteil.

Ein noch weit mitteilsamerer und fleißigerer Briefschreiber war K. E. Franzos, der dem gütigen Berater nicht nur literarische, sondern mitunter psychologische Fragen und interne Angelegenheiten vorzulegen hatte, die nicht leicht zu begreifen und zu beantworten waren. Ähnlich erging es Georg Brandes, dem nordischen Feuerkopf, dessen Temperament schwer Zaum und Zügel vertrug. Auch hier — wie bei Wichert — war Paul Heyse der gemeinsame Freund, der die Bekanntschaft mit dem Philosophen vermittelt hatte. Was Brandes über Heyse veröffentlichte, war, wie Wichert schreibt, das Feinste und Zutreffendste, das je über ihn gesprochen worden ist. Der Autor der breit dahinfließenden „Hauptströmungen

der Literatur des 19. Jahrhunderts" ist einer der interessantesten literarischen Köpfe, die man sich denken kann. Jedes Blatt seiner eng beschriebenen Briefe an Lazarus sprüht von geistigem Leben. „Mit gönnendem Neide" bemerkt Heyse diese Hingebung des Jüngeren an den Älteren, der es jenem angetan.

Brandes befand sich zur Zeit in einer Art Sturm- und Drangperiode, sowohl in seinem Gefühlsleben wie in seinem gesellschaftlichen und öffentlichen Dasein. Als freisinnigem Essayisten, der angeblich an keinen Gott glaubt, gelingt es ihm nicht, die angestrebte Professur zu bekommen, ja er wird in seiner dänischen Heimat vielfach angefeindet; die „Wutausbrüche" seiner Gegner persifliert er in seinen Schriften mit einer Art Galgenhumor, und wiederholt beleuchtet er die Meinungstyrannei in dem kleinen, anscheinend demokratischen Lande. Auch in einem seiner Briefe (1876) spricht er „von einer kleinen Minorität, die das Gold, die Ämter, die Meinung der großen Stadt und den König für sich haben. Ein Professor der Universität sagte mir: sie (die Machthaber) haben alles in mir getötet; ich schweige, denn ich habe Frau und Kinder, aber ich bin inwendig tot. Diese Leute treiben das stille Ersticken, das freche Vernichten nur ganz leise, ohne Skandal; aber wenn ich mal den Tag erlebte, daß ich es sähe, wie man die Herren, den einen nach dem andern, in den Sund wirft und sie still ertränkt, ich würde dabei stehen und meine Zigarre rauchen."

Der literarische Geschäftsmann, der in Modewaren macht, und die wurzellose Pflanze, die mit dem Strome treibt — so lauteten einige der Artigkeiten, mit denen man Brandes in den Kopenhagener Zeitungen mit Vorliebe traktierte — sehnte sich fortzukommen; nachdem erst erfolglos die Schweiz in Aussicht genommen war, bemühte er sich, nach Berlin zu kommen. Er hatte schon acht Bände zusammengeschrieben, aber es war zu fürchten, daß der „allzu irritierte und unpassende" Ton in seinen Schriften, der ihm stellenweis wohl mit Recht zum Vorwurf gemacht wurde, auch hier keinen Anklang finden werde. Er kam nun wiederholt nach

der deutschen Reichshauptstadt und fand an Lazarus, dem er bereits 1874 bei einem längeren Besuch in Schönefeld nahe getreten war, den freundwilligsten Berater, selbst in der sorglichen und sanften Eindämmung seiner Liebesleidenschaft! — Sie führte schließlich, nach Überwindung peinlicher Schwierigkeiten, zur beschleunigten Verheiratung des Brausekopfes. Die Beschreibung, welche er in einem Briefe von seiner jungen, originellen und in einem seltsamen Ehemißverhältnis lebenden Braut gibt, gehörte zu den psychologischen Rätseln, welcher nur die höchste Leidenschaftlichkeit fähig ist.

Sein Eheglück und die spätere Freude an seinen lieblich heranwachsenden Töchtern machten endlich den Unsteten stetiger, den Aufgeregten ruhiger, aber dennoch wechselte er häufig seinen Aufenthalt. Das Bild der „wurzellosen Pflanze" paßte immer noch. Seiner geistigen Gesamtphysiognomie nach hätte er Journalist in Paris sein müssen. Hier ist der Boden für solche stark ausgeprägten journalistischen Talente, hier winken ihnen Erfolge und Ehren, und manchem hat der Sessel in der Akademie und die Légion d'honneur-Ritterschaft den Weg zu den höchsten Ehrenämtern gebahnt.

In ähnlicher Weise wie Brandes verdankte eine fast unübersehbare Schar jüngerer Talente dem Psychologen stets bereite Förderung und Führung, wenn sie auch nicht immer wie der offenherzige und übersprudelnde Däne ihrem Dankgefühl so unbefangenen Ausdruck verliehen haben. Manche hoffnungsvollen Anknüpfungen haben sich sogar völlig gelöst, — zuweilen aus recht nichtigen Gründen, welche durch den dadurch Betroffenen nur zu sehr als solche erkannt wurden. Seine philosophische Ruhe wurde nicht in Mitleidenschaft gezogen, wenn auch der Menschenfreund manche herbe Undankbarkeit erfuhr. „Ich war immer gewappnet, Enttäuschungen mit dem Gleichmut des Naturforschers zu ertragen, der alle Veränderungen als notwendige Folgen der Bedingungen erkennt."

„Was bedeutet diese letzte Bemerkung?" fragte ich, als er einmal bei Besprechung dieses Themas obige Worte aussprach.

„Für das Leben der Pflanze ſind der Humus, löſendes Waſſer, Sonnenlicht uſw. Bedingungen des Gedeihens; aber plötzlich gerät die Wurzel auf Kies, ſie wird ſchadhaft, und die Pflanze welkt. So bin ich bei manchem, der ein Freund werden ſollte oder wollte oder war — plötzlich auf den Kies geraten.“

Beſonders bei zwei aufſtrebenden Autoren war Lazarus ſo auf den Kies geraten. Der eine in Preußen und als Preuße ungewöhnlich bevorzugt, von Gönnern und Freunden und der ſattſam bekannten zahlreichen Gemeinde oberflächlicher Nachbeter getragen und gehätſchelt, zeigte eine übergroße Empfindlichkeit einer — doch von ihm ſelbſt erbetenen — Kritik gegenüber; zwar ein Briefchen wie folgendes ſollte auf ein tieferes Gefühl ſchließen laſſen: „Werter Herr und Freund! Empfangen Sie unſer beider wärmſten Dank für die ſchöne Gabe, mit der Sie unſeren Weihnachtstiſch geſchmückt haben. Wir waren am geſtrigen Abende ganz allein; aber als Ihr Buch erſchien, traten ein edler Geiſt und ein gütiges Herz bei uns ein, und Sie mögen ſich ſelbſt ſagen, ob wir uns in ſolcher Geſellſchaft einſam gefühlt haben!“ —

Schöne Worte!

Der andere dagegen, zu den Ausländern gehörend, die ſeit Jahren das früher verſpottete und angefeindete Spreeathen überſchwemmen und bald wie Eingeborene der gaſtfreundlichen Metropole ſich gebärden, bekundete ein Jagen nach Erfolg und eine ſo übertriebene Wertſchätzung desſelben, daß allmählich die anfängliche Sympathie ſeines Gönners ſich nahezu in Antipathie verwandelte.

Lazarus wurde dieſes unabläſſige Dichten und Trachten nach dem auch nur flüchtigſten und oberflächlichſten Erfolg, das unaufhörliche Rühmen und Betonen desſelben, das fortwährende Sprechen darüber, das Berechnen auch der kleinſten und nebenſächlichſten Hilfsmittel endlich ganz unleidlich. Selten verlor er die Geduld, hier verlor er ſie.

Die Berliner waren freilich die nächſten, wenn auch nur räumlich gedacht, die ſich dem allezeit Bereitwilligen gern und häufig annäherten. Bei Paul Lindau, Julius Rodenberg, Adolf

Glaser, Friedrich Spielhagen e tutti quanti mochten zunächst redaktionelle Schmerzen mitspielen, wenn sie dem gern gelesenen, populär-philosophischen Essayisten um den goldblonden Bart gingen; bei manchen anderen war es wohl das verzeihliche Vergnügen, durch den beliebten Professor ihre Teeabende zu verschönen und sich in seiner Nähe zu sonnen. Besonders nachdem die älteren Herren der Feder mehr der Behaglichkeit als der Beweglichkeit zu huldigen begannen, sammelte sich ein Kreis jugendlicher Jünger um den allezeit redegewandten, geselligen Meister.

Unter diesen aufstrebenden Jüngern war ihm Heinrich Seidel einer der sympathischsten. Seine heiteren und harmlosen Figuren aus dem Kleinleben hatten dem für Humor so empfänglichen Denker viele Freude bereitet, die er in warmen Worten der Anerkennung aussprach. Seidel dankt ihm dafür (1892): „Als mein Freund Hennemann ein Knabe war, schenkte ihm ein liberaler Onkel eine ganze Mark zum Jahrmarkt. ‚Aber lieber Onkel, sagte er fast beschämt, das kann ich ja gar nicht verlangen!' So war mir bei Ihrem Briefe zumute."

Für so manches herzliche Lächeln und herzhafte Lachen, das der Dichter Lazarus entlockt, schickte er ihm dies und jenes seiner eigenen Geisteskinder. In folgenden Zeilen gibt Seidel eine wohl ungewollte, aber desto wertvollere Selbstcharakteristik: Nachdem er für das ihm bewiesene Wohlwollen und die Übersendung der „Reize des Spieles" gedankt, fährt er fort:

„Im allgemeinen einer philosophischen Betrachtung der Dinge abgeneigt, mehr nach Anschauung als nach Erkenntnis strebend und mehr gewohnt, dem Gefühl als dem scharf rechnenden Verstande zu folgen, bin ich dennoch mit hohem Interesse Ihren geistreichen, durch treffende Bilder gezierten und oft von einem feinen Humor erwärmten Ausführungen gefolgt und fand sie, wer weiß wie oft, durch Erfahrungen aus meinem eigenen Lebenskreise bestätigt. Für mich haben die Verstandesspiele, wie Karten, Schach u. dergl. wenig Reize, und ich glaube, daß dies allen Leuten so geht, die mehr zum poetischen Träumen als zum scharfen Denken

hinneigen. Derjenige unter unſern großen Dichtern, bei welchem der Verſtand ſeine poetiſchen Fähigkeiten bedeutend überwog, Leſſing, war ein leidenſchaftlicher Spieler, und ich glaube, der Umſtand, daß die meiſten Philoſophen ſo gern im Spiel ihre Erholung ſuchen, läßt ſich aus denſelben Gründen erklären.

Verzeihen Sie, wenn ich mich nicht näher über Ihr ſchönes Buch verbreite; ich bin auf dieſem Gebiete zu wenig zu Hauſe, und der einzige Philoſoph, in deſſen Schriften ich etwas geleſen, ſind Sie! —"

Ein beſcheidenes, aber etwas merkwürdiges Geſtändnis eines modernen Dichters und nota bene Großſtadtmenſchen. Anders der Philoſoph: er erzählte mit der Gewandtheit eines Fachmannes, daß der Autor von „Leberecht Hühnchen" zugleich und vor allem ein genialer Ingenieur ſei, von dem das mächtige eiſerne Hallendach des rieſigen Anhalter Bahnhofes in Berlin herrühre. — Lazarus hält es einfach für ſeine Pflicht, ſich auch auf ihm fremden Gebieten zu morgenländern — wie er ſcherzhaft ſagt.

Zwei Charakterköpfe ſind noch zu erwähnen, die Lazarus in Leipzig näher kennen lernte:

Guſtav Freytag und Roderich Benedix, beide erfolgreiche Dramatiker, aber wie verſchieden voneinander! Wie der hoffähige Lorbeer und die volkstümliche Eiche, deren Zweige beiderſeits ſymboliſch ſo oft vereinigt werden!

Über Freytags Geſchick leuchtete von Anfang an das Glück. Ein ausgezeichneter Vater, eine gemütvolle Mutter gaben ihm die ſorgfältigſte Erziehung. Sein Studiengang nahm einen glänzenden Verlauf. Mit 22 Jahren wurde er in Berlin Doktor der Philoſophie, und ſchon ein Jahr ſpäter ließ er ſich als Privatdozent für deutſche Sprache und Literatur in Breslau nieder. Von jeher hatte er das Glück, in ſeinen Kommilitonen und Lehrern liebe und wertvolle Menſchen für ſich zu gewinnen, und je geſelliger er wurde, deſto mehr erweiterte ſich der Kreis, der ihm Menſchenkenntnis verlieh und ihn zu kulturpſychologiſchen Beobachtungen anregte. Trotz ſeiner fleißigen wiſſenſchaftlichen Tätigkeit wachte

früh der Dichtergenius in ihm auf. Er schrieb ein Lustspiel, und sein Kunz von Rosen errang den Preis. Und wo? Gleich beim königlichen Schauspielhaus in Berlin, das eine Konkurrenz ausgeschrieben hatte. Wahrlich ein Glückskind, — denn der Preis schadete ihm weiter nicht. Er schrieb dazwischen noch eine Zahl volkstümlicher Dichtungen, die er aus Dankbarkeit „In Breslau" betitelte; dann aber steuerte er energisch auf Eroberung des dramatischen Gebietes los. Nachdem seine „Valentine" ihn in ganz Deutschland bekannt gemacht, schied er von der ernsten alma mater und warf sich ganz der verlockenden Muse in die Arme. Deutschland gewann in ihm einen Dramatiker, wie er so bald nicht wiederkommen wird, der realistisch war und doch edel blieb, — ein Kunstück, welches viele zu verschmähen scheinen, weil sie es nicht nachahmen können. Die Literaturgeschichten und Lexika erzählen genügend von Gustav Freytag und seinen beispiellosen Erfolgen auch als Schöpfer der deutschtümelnden Ahnenromane.

1848 verließ er das zwar landschaftlich schönere, aber politisch stille Dresden, das überdies noch nicht den literarisch bedeutsamen Kreis der Gutzkow, Otto Ludwig, Wilhelm Wolfsohn, Hermann Hettner, Julius Hammer in sich vereinigte, wie es bald darauf geschah. Er ließ sich in der geistig regsamen Buchhändlerstadt Leipzig nieder. Hier übernahm er nach Kurandas Fortgang mit Julian Schmidt die Redaktion der Grenzboten. Von nun ab beginnt ein rastloses schriftstellerisches Schaffen, denn nicht nur praktisch, auch theoretisch widmet er sich dem Drama. Seine Technik des Dramas ist eine Perle von einem Buch! Trotz der lehrhaften Absicht, spricht aus jedem Blatt der Dichter, der mit einer Art Enthusiasmus seine Thesen vorträgt. Der kritische Geist und das organisatorische Genie, das den schwierigen Stoff stufenweis aufbaut und durch die Schärfe der Logik wie mit Sonnenhelle durchströmt, sind gleich sehr entzückend. Der Stil ist meisterhaft, die Ergebnisse überzeugend.

Freytag konnte von großer Liebenswürdigkeit sein, wenn Lazarus ihn in Leipzig mal besuchte. Sonst lagen die Verhält-

niſſe für den Dichter nicht günſtig, was Geſelligkeit und Geſellſchaft betraf. Er, der wohl gern einen ſtetigen größeren Kreis um ſich verſammelt hätte, fand ſich durch langwieriges Leiden der erſten Gattin ſehr gehemmt. So kam es, daß er einmal, wie weiterhin noch erzählt werden wird, Lazarus mit Michael Bernays, Salomon Hirzel u. a. m. nach Aeckerleins Keller einlud.

Im Sommer lebte er auf ſeiner Beſitzung in Siebleben bei Gotha. Von da datiert auch ein Brief, der Kunde gibt, wie teilnehmend die literariſchen Freunde ſich der Nachkommen Otto Ludwigs annahmen. „Hochverehrter Herr Profeſſor," ſchreibt Freytag am 5. Auguſt 1875, „der Anteil, den Sie den Söhnen Ludwigs gönnen, freut mich herzlich, doch überraſcht mich nicht. Der Leipziger Freundeskreis hat der Witwe für die Erziehung der Söhne durch drei Jahre je 200 Taler übermittelt. Außerdem iſt dem Älteſten der Studioſen ein halbes Jahr der Aufenthalt an der Univerſität ermöglicht und Unterſtützung gewährt worden. Es war ein Wagnis, daß beide ohne Subſiſtenzmittel — das kleine Dresdner Stipendium ausgenommen — zur Univerſität zogen. Meine Bemühungen, ihnen ein größeres Stipendium in Leipzig zu verſchaffen, verhießen Erfolg; ich verſtehe nicht, wie es zuging, daß dieſe beiden nichts erhalten haben.

Da ich jetzt von Leipzig fern bin, vermag ich mir nicht die wünſchenswerte Auskunft zu verſchaffen, namentlich nicht über die Arbeitsluſt und das Leben derſelben. Wollen Sie die Güte haben, ſich ſelbſt einmal die jungen Männer anzuſehen, ſo wäre das gewiß ſehr heilſam. Ich kann die Beſorgnis nicht fernhalten, daß auch dieſe armen Jungen — der älteſte ein ſtattlicher, friſcher Geſelle — unter dem alten Verhängnis leiden, Söhne eines berühmten Mannes zu ſein. Auch ſie ſind in Gefahr, dilettierend umherzutaſten und an der eigenen Energie einzubüßen, weil ſie ſich allmählich daran gewöhnen, von der Bedeutung des Vaters allerlei für ihr Leben zu erwarten.

Mit vielen guten Wünſchen für Ihr Wohlbefinden bin ich, hochverehrter Herr Profeſſor, von Herzen Ihr treu ergebener Freytag."

Von bemerkenswerten Kundgebungen des Dichters sei noch sein Verhalten zu Kaiser Friedrich erwähnt. Der damalige Kronprinz hatte den Dichter so gern, daß er ihn im Kriegsjahr 1870 gewissermaßen als seinen Historiographen in sein Hauptquartier mitnahm. Während die Marschordnungen ausgeführt wurden, verkehrten in den Pausen und Ruhestunden Kronprinz und Dichter zwanglos miteinander. Es war einer der liebwertesten Züge des unglücklichen Fürsten, daß es seiner schönen Menschlichkeit so wohl anstand, Vertrauen und Vertraulichkeit zu gestatten, ohne daß der Glanz seiner Ausnahmepersönlichkeit dadurch gedämpft oder gar getrübt wurde. Seine Herzensgüte und die Größe der Gesinnung bildeten die Brücke von ihm zu den anderen.

Wenige Monate nach dem Märtyrertode Kaiser Friedrichs erschien Freytags Broschüre: „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone", welche allgemeines Aufsehen und vielfaches Befremden erregte. Angeblich von dem Bestreben geleitet, Entstellungen und Mißdeutungen entgegenzutreten, welche von den Gegnern des Kaisers, also den Klerikalen und Bismarckianern, verbreitet wurden und noch im Laufe der Zeit in erhöhtem Maße zu befürchten seien, zeichnete Freytag ein Bild des Verstorbenen in widerspruchsvoller Beleuchtung. Die Beziehungen des Fürsten zu seiner Familie, zum eisernen Kanzler, zum Dichter selbst, zum Volk, sein Benehmen, persönliche Einzelzüge werden anscheinend mit liebevoller Pietät erörtert; zwischen den Zeilen aber erscheint wie auf einem Palimpsest eine andere Darstellung, die nahezu das Gegenteil besagt. Inwieweit Freytags eigentümliche Schilderung objektiv war, mag der Historiker einst untersuchen.

Des Dichters großes Verdienst, daß er nicht den Geburtsadel, sondern den Arbeitsadel idealisiert, gehörte zu den Merkmalen, die Lazarus gern an ihm rühmte; im übrigen verhielt er sich schweigend, wenn er über Freytag befragt wurde.

Zu den freien, aufrechten Männern, welche zwar eine Auszeichnung geschätzt, aber wohl nie gesucht haben, gehört Roderich Benedix. Kaum einer vermag sich an Fruchtbarkeit der Theater-

dichtung mit ihm zu messen. Er hat einige hundert Lustspiele und Dramolets, Soloszenen und Haustheaterstücke hinterlassen. Früh übte er sich, das von Freytag theoretisch Geforderte praktisch durchzuführen. Der Thomasschüler in Leipzig hatte kaum den Staub der Schulbank abgeschüttelt, als er schon Schauspieler wurde und als solcher ein lehrreiches Wanderleben führte. Nach dem Erfolg seines „Bemoosten Hauptes" gab er das Mimen auf, um sich ganz dem Dichten zu ergeben; daneben war er Redakteur, Vorleser von Goethes Faust, Theaterdirektor, Lehrer der Literatur und Deklamation usw. Anfang der sechziger Jahre siedelte sich der bis dahin so Ruhelose in Leipzig an. So gewann er auch endlich Muße zu einem behaglichen, geselligen Leben.

Als Mitglied eines Klubs lernte Benedix dort Lazarus kennen, der in derselben Straße wohnte, in dem das Vereinslokal lag, und so machte es sich leicht, daß sie sich beim Skat zusammenfanden; natürlich schlossen die meisten Partien mit der Verabredung einer folgenden, und ein behagliches Plauderstündchen krönte die Abende. Er war ein Meister des edlen Skats, aber er verstand zugleich die Kunst, das Spiel als Spiel zu behandeln, — also immer heiter und liebenswürdig dabei zu bleiben.

Charakteristisch war, daß man ihn stets den „alten Benedix" nannte, obwohl er gar nicht so alt war; aber er hatte gar so früh angefangen, und alle Jahre brachte er seine neuen Stücke an, welche so viele Hunderte anderer Autoren überlebten. Auch seine graue Gesichtsfarbe, der weißliche Vollbart, die später durch einen Schlagfluß ungelenken Gliedmaßen, der langsame Gang mochten zu diesem Eindruck des Alters beitragen. Sein Gemüt blieb jugendlich frisch, und seine Genußfähigkeit äußerte sich bei manchem guten Tropfen. Viel freilich konnte er sich nicht gönnen . . . er hat zeitlebens fürs liebe Geld arbeiten müssen, und sein Freund Heinrich Laube sah sich veranlaßt, mit Ernst Keil, dem wohlwollenden Begründer der Gartenlaube, und einigen anderen philanthropisch gesinnten Männern eine Sammlung für Benedix zu veranstalten. Da brach der Krieg 1870 aus, und die Samm-

lung unterblieb. Erſt nach dem Tode des Dichters gelang es Lazarus, durch die Schillerſtiftung der Witwe eine Erleichterung ihrer Daſeinsſorgen zu verſchaffen.

Als Benedix ſtarb, widmete ihm Laube einen warmen Nachruf. Eine Stelle lautet: Das bürgerliche Luſtſpiel, welches er fleißig und talentvoll angebaut, welches er mit ſeltener Erfindungskraft gepflegt hat, iſt durch ſeinen Tod verwaiſt. Wer komponiert wieder Stücke auf ſo einfachen Grundlagen, unter ſo ſchlichten Verhältniſſen? Das war ſein Talent. Und darin war er einzig! — Laſſen wir uns in unſerer Wertſchätzung ſolchen Talentes nicht ſtören, daß der feine Kritiker „höheren Geiſt“ für unſer Luſtſpiel fordert. Er ſoll fordern, und wir wollen hoffen, daß einſt ſeine Hoffnung befriedigt werde. Aber auch wenn dieſe Befriedigung käme, ſo wollen wir uns doch des Benedixſchen Talentes dankbar freuen und ihm dieſen Dank ins Grab nachſagen.

In Leipzig machte der Philoſoph auch die Bekanntſchaft des unglücklichen Robert Giſeke, deſſen Drama „Johannes Rathenow“ er nach der Aufführung auf der Berliner Hofbühne beſprochen hatte.*) Giſeke, der Lazarus' Werke geleſen, ließ ſich von P. von Herwald, dem nachmaligen öſterreichiſchen Generalkonſul in London, zu ihm führen. „Ich empfing ihn in meinem Stübchen in der Katharinenſtraße, meinem Abſteigequartier, wenn ich von Berlin kam, wo nur ein zweiſitziges Sofa, zwei Stühle und ein Tiſch Platz hatten. Hier kamen wir in ein Geſpräch, das uns beide als Pſychologen verbrüderte. Seinerzeit las ich ſeine „Modernen Titanen“, den bedeutendſten Roman des hochbegabten Mannes, eine Darſtellung der Junghegelianer im Jahre 1848 und der Fuß-Hippelſchen Weinſtube und ihrer damaligen Inſaſſen, Bruno Bauer uſw. — Es war mir zweifellos, daß Giſeke im Roman ſich ſelbſt gezeichnet hat. (In Lazarus' Analekten befindet ſich eine nie veröffentlichte Kritik des Romans, an deren Schluß es heißt: Der Held endet durch Selbſtmord; das iſt unmöglich; wahrſcheinlich

*) Literaturblatt des Deutſchen Kunſtblatts 1855. Nr. 4.

kommt er ins Irrenhaus.) Nach einigen Jahren kam Giſeke ins Irrenhaus. — Mir war' er trotz meiner offenen perſönlichen Kritik ſehr anhänglich, ſelbſt aus der Irrenanſtalt hat er mir in ſeinen lichten Momenten öfter geſchrieben. Schwere Schickſale hatten ſeinen Geiſt krankhaft aufgeregt, ſo z. B., daß ſein Vater und eine bildſchöne Schweſter durch unvorſichtiges Umgehen mit einer Spirituslampe gleichzeitig verbrannten! Auch fehlte ihm von jeher, was ich die Seßhaftigkeit des Gemüts nennen möchte. Seine Jugendzeit erklärt das: Der Vater war Stempelfiskal; ſein Amt alſo führte ihn auf ein, zwei Jahre von einer Provinz des preußiſchen Staates zur anderen, und ſo hat Giſeke die acht bis zehn Schuljahre auf vier oder fünf verſchiedenen Gymnaſien zugebracht. Später ſtudierte er in Breslau, dann in Halle, mußte aber trotz Eifer und Talent auf eine ſogenannte Karriere verzichten, da er ſich infolge ſeiner Beteiligung an der Oppoſition gegen die Regierung gemaßregelt ſah. Er wandte ſich nun nach mancherlei bitteren Erfahrungen ganz der Schriftſtellerei zu, ging nach Leipzig, dem letzten Zufluchtsort aller Federbefliſſenen, und wurde Redakteur der Novellenzeitung. 1859 redigiert er von Dresden aus nacheinander die Konſtitutionelle Zeitung und die — Koburgiſche Zeitung! Vier Jahre ſpäter ſchon finden wir ihn in Berlin, ſeine Kraft zwei Jahre lang in Tagesſchriftſtellerei und Geſchichtsforſchung erſchöpfend; dann brach der Widerſtand ſeines Geiſtes und Gemütes vor der nahenden Gehirnkrankheit zuſammen."

Das weitere weiß man. Er wurde nach Leubus in Schleſien gebracht. Dieſes von Dr. Martini geſchaffene Inſtitut war ein Muſter großartigſten Stils. Aus einem von Lazarus aufbewahrten Stich erläuterte er die ebenſo imponierende wie liebliche Anlage des Ganzen. Das mächtige, langgeſtreckte Gebäude beſaß damals ſchon die Ausdehnung des Berliner Schloſſes. Es war urſprünglich ein im reichſten Barockſtil erbautes Ciſtercienſerkloſter, in einer reizenden Wieſen- und Flußlandſchaft gelegen. Die herrliche, landſchaftlich abwechſlungsreiche Umgebung, Gebäude und Gärten bildeten ein ſinnreiches, praktiſch und liebevoll durchgeführtes

System von Veranstaltungen zur Sicherung und Pflege der dort lebenden ca. 700—800 Unglücklichen. Der dirigierende Arzt selbst war eine Kapazität, hervorragend durch außerordentliche Energie und klugen Takt in der Behandlung sowohl der Patienten als ihrer Angehörigen. Der Psychologe und der Arzt hatten sich gleichfalls in Leipzig kennen gelernt, und wiederum war es das „Leben der Seele", das beide zusammengeführt hatte. Eine Einladung nach Leubus war die Folge, um auch in bezug auf die kranke Seele praktische Studien zu machen; Lazarus wohnte zu diesem Zweck etwa 3—4 Wochen dort und begleitete regelmäßig den Direktor auf seinem täglichen zweimaligen Rundgang. So beobachtete er manchen Krankheitsverlauf und war bei den Prüfungen der verschiedenen Stadien zugegen. Eines interessanten Falles erinnert er sich besonders: Ein schlesischer Kleingrundbesitzer war wegen Geistesstörung von den Verwandten hingebracht worden; er querulierte indessen bei den Behörden so lange und erfolgreich, bis eine Kommission aus Breslau, Richter, Ärzte usw., in Leubus zu seiner Untersuchung eintraf. Nach einer halbstündigen Unterhaltung mit dem Kranken erklärt die Kommission dem Direktor, daß sie nichts Anormales an dem Manne finden könne. „Schön", sagt Dr. Martini, „nun passen Sie auf, meine Herren!" Sie lassen ihn noch einmal kommen.

„Sagen Sie mal", fragt Dr. Martini, „wie war denn die Geschichte mit der Mühle?"

Kaum ist das Wort „Mühle" gefallen", verändert sich der ganze Mensch. Er erblaßt, alle Selbstbeherrschung, Mäßigung ist fort; er wird wütend und erzählt in vollem Verfolgungswahnsinn die Geschichte von einer — nicht existierenden — Mühle, durch die er geschädigt sei usw. Es trat der partielle Wahnsinn für jeden erkennbar zutage.

Rührend war ein kleiner Leineweber, der durch den Hungertyphus in Schlesien um sein bißchen Verstand gekommen war. Die Hauptsache war für diese Art Kranken die Pflege: gut Essen und Trinken! Wenn man nun das kleine Kerlchen fragte, wie es

ihm ginge, erstrahlte sein ganzes Gesicht vor unsäglichem Wohlbehagen: „O, saehr gutt! saehr gutt!!“ —

Hier also vegetierte der arme Dichter noch ein Vierteljahrhundert lang, mit kurzen Intervallen lichter Momente, die schmerzlicher waren als seine Umnachtung. Er wurde erst 1890 von seinen Leiden erlöst. — Wahrlich, ein tragisches Menschenschicksal!

Tragisch war auch das Los Gutzkows. Daß er in der Literatur des 19. Jahrhunderts der Größten einer war, das ist unbestritten; allein wie verschieden wird er als Mensch beurteilt! Lazarus lernte ihn in den fünfziger Jahren in Dresden kennen, um die Zeit, da der Schillerstiftungsgedanke auftauchte. Gutzkow war sich seiner Überlegenheit über den Dresdner Schriftstellerkreis bewußt und machte sie gelten. Das erwarb ihm keine Freunde. Die seit seinen Weimaraner Jahren ins Krankhafte gesteigerte Reizbarkeit ließ ihn vielfach nur noch schroffer erscheinen. Ein wie freundliches Bild gewährt dagegen folgender Dankbrief an Lazarus, der seines Geburtstages gedacht hatte:

Mein hochverehrter, teurer Freund!

Und nähme ich Flügel der Morgenröte und bärge mich am äußersten Meer — die Güte des Hauses Lazarus erreicht mich doch! Von Hanau, wohin ich mich noch nicht begeben hatte, wurde mir die überaus freundliche und anerkennungsreiche Beglückwünschung hieher telegraphiert. Erst als ich mich etwas erkräftigter fühlte, um meine drei Kinder, zwei Schwägerkinder und vier Enkel zu Frankfurt und Hanau zu begrüßen, wurde mir das Äußere an Ihrem Freundschaftsgruße ganz verständlich, während ich mich lediglich erst am Innern erquickt hatte.

Ich hoffe, daß mir der Sommer recht viel Kraft geben wird, soviel Versäumtes nachzuholen. Versäumtes auch im Freundschaftskultus. Erst das lange halbjährige Mißverständnis, wo ich immer auf dem Sprunge stand, Ihnen zu schreiben: „Ihre Lebensdevise heißt: vitam impendere vero! Was haben Sie gegen mich?“ und dann, als die Nebel gefallen waren,

meine Erkrankung und die mich ganz beherrschende Stimmung: Du mußt aus dem steten Druck, den das Nächste auf dich ausübt, einmal wieder, wie ich in meinen jungen Jahren oft getan, in völlige Einsamkeit entfliehen! Dies Bedürfnis des Fort war so mächtig, daß ich auch vergessen habe, Ihnen für den Empfang Ihrer schönen Rede*) im Abdruck zu danken — oder vielmehr nicht vergessen, sondern nur aufgeschoben. Wie harmonisch gerundet macht sich der Aufbau! Wie ist das Ganze, ohne den Charakter der Anspruchslosigkeit, des Gelegentlichen, Improvisierten zu verlieren, doch zugleich zum Kunstwerk geworden! Die Zeit kommt gewiß, wo ich einmal über diese und ähnliche Kundgebungen Ihrer feinfühligen Natur, Ihrer scharfen Unterscheidungskunst an rechter Stelle mir ein öffentliches Wort gestatte.

Empfehlen Sie mich Ihrer Gattin, die am 17. meine Kinder dafür, daß Sie nach Hanau einen Berliner Baumkuchen schickten (Lasson würde das Strebende, Pyramidale des angeborenen Berliner-brandenburgischen Sinnes darin finden, daß die Baumkuchen aus Berlin stammen), durch eine andre Signatur der Festfreude entschädigte.

Meine Frau wird mir bald folgen. Es scheint, als wenn wir irgendwo im Schwarzwald ein Plätzchen finden werden, wo uns der Sommer Kraft geben soll zum Berliner Winter.

Nochmals herzlichen Dank von Ihrem aufrichtigen und treu ergebenen

Gutzkow.

Wiesbaden, den 23. März 1872.

* * *

Der Grund der Kiste ist noch nicht erschöpft. Ein prachtvoller Brief ist da aus dem Jahre 1857 vom Historiker David Friedrich Müller, der offenbar seinem Befreundeten viel zu danken hatte, ihm aber auch wirklich dankbar war. Ein braver

*) Ein psychologischer Blick in unsere Zeit.

Mensch und echt patriotischer Mann, im Grunde der Seele ganz und gar Dichter! Von 1851 bis Anfang der siebziger Jahre blieben beide in Verbindung. In seiner kerndeutschen Gesinnung, sogar in der kraftvollen Erscheinung erinnerte er an einen Schriftsteller, der in noch höherem Maße die Tugend der Dankbarkeit besaß, der sie aber freilich ganz anders und zwar seiner humorvollen Natur nach in durchaus naiver und drastischer Weise dokumentierte, an Bogumil Goltz.

Dann ist da ein köstlicher Brief von dem Stuttgarter Sigmund Schott. Er ist im Juli 1873 lediglich nach Nauheim gefahren, weil er Lazarus persönlich kennen zu lernen hofft. Aber der Versuch mißlingt, wie die früheren. Schott muß am selben Abend wieder abreisen, zur selben Stunde, da jener ankommt. „So war also der Liebe Müh' umsonst, und die Langeweile des heutigen Tages läßt es mich doppelt schwer empfinden, daß ich den Mann nicht getroffen habe, in dessen Lob meine treffliche Griesinger sich erst letzten Montag wieder nicht erschöpfen konnte. Sie machen kein schlechtes Geschäft dabei, daß ich Sie wieder verfehlt habe; denn von mir gilt, wie ich recht gut weiß, der Spruch: praesentia minuit formam, für welche Frau Griesinger, weil sie ein faible für Jugendfreunde ihres Mannes hat, bei Ihnen arge Reklame gemacht haben muß. Aber ich hätte von Ihrer persönlichen Bekanntschaft großen Nutzen gezogen, und wäre es auch nur der der Aufrichtung eines Gemütes, das die Welt etwas trübselig ansieht, weil ihm so selten idealere Naturen begegnen, vollends in jetziger Zeit, welche einer selbständigen Entwicklung der Geister so abgeneigt ist, das Bedürfnis der Befreiung von Schlag- und Kommandowörtern fast ganz verloren hat." —

„Der extremen demokratischen Partei angehörend, lenkte Schott durch seine große Redlichkeit, seine außerordentliche Tüchtigkeit und seine ungewöhnliche Begabung die Aufmerksamkeit der staatlichen Gewalten auf sich. Württemberg nimmt ihn in seinen Dienst, und er steigt durch langjährige kraftvolle Tätigkeit bis zum Generalprokurator auf. Daneben ist er unermüdlich schrift-

stellerisch wirksam, besonders auf psychologischem Gebiet. Das brachte uns nahe. Er schrieb außer anderem die populären Studien „Von menschlichen Schwächen" und „Sterben und Unsterblichkeit"; er legte dar, daß die Naturwissenschaft bis auf den heutigen Tag nicht imstande ist, weder die Unsterblichkeit zu leugnen, noch sie zu beweisen, daß aber das Zünglein an der Wage der Gründe immerhin mehr nach der Seite der Unsterblichkeit neigt. Die theologischen, philosophischen und populär-menschlichen „Beweise" für die Unsterblichkeit werden vorher in ihrer Unzulänglichkeit charakterisiert. Wenn ihm warm und wohlig wurde, kam gleich, besonders durch den traulichen Dialekt, der durch und durch gemütliche Schwabe zum Vorschein."

D. Fr. Müller und S. Schott zeichnen sich durch ihren echten, warmherzigen Ton aus; man fühlt, bei ihnen ist der Ausdruck des Dankes keine Phrase. Als dritter gesellt sich zu ihnen der Sprachforscher Daniel Sanders, einer der redlichsten Menschen, die es je gegeben. Er war auf lexikographischem und grammatikalischem Gebiet so angesehen, daß er 1876 auf der Berliner Konferenz für Feststellung einer einheitlichen Orthographie ein einflußreiches Mitglied war. Seinem konservativen Standpunkt ist freilich manche Verzögerung zu danken in Neuerungen, die sich in der Folgezeit doch als unumgänglich erwiesen.

Wiederholt suchte er Fühlung mit Lazarus zu gewinnen. 1881 schreibt er ihm: „Daß Sie mich durch Ihren Brief sehr erfreut und zu lebhaftem Danke verpflichtet haben, werden Sie auch ohne mich wissen, aber schwerlich doch, in wie hohem Grade! Denn es wird Ihnen nicht kund geworden sein, daß ich Ihre persönliche Bekanntschaft schon gesucht, als ich an die Ausarbeitung meines Wörterbuches*) gehen wollte. Damals suchte ich Sie auf Anregung des inzwischen verstorbenen Wilhelm Wolfsohn in Berlin auf, fand Sie aber nicht, und ein um Jahre späterer zweiter Versuch war von ähnlichem Mißerfolg begleitet, wie Ihnen viel-

*) Also bereits in den fünfziger Jahren.

leicht Prof. Steinthal, den ich damals persönlich kennen gelernt, mitgeteilt haben dürfte. Sie erkennen nun wohl, wie doppelt und dreifach erfreulich mir Ihre liebenswürdige Einladung erscheinen muß, zumal in Verbindung mit dem, was Sie so gütig über mein Wörterbuch*) schreiben. Dies laudari a viro laudato fällt noch dazu gerade in eine Zeit, wo ich für meine lexikographischen Arbeiten der Aufrichtung und Unterstützung bedarf." Zum Abschluß seines Wörterbuches nämlich — „welches ich immer als Hauptaufgabe meines Lebens betrachtet habe" — hatte er seit 1878 ein Ergänzungswörterbuch in Stuttgart bei Abenheim zu veröffentlichen begonnen und unter vielen verdrießlichen Störungen, Hemmnissen und Zögerungen vier Hefte erscheinen lassen, als der Bankbruch des Verlegers dem Weiterdruck ein Ende setzte. Er wandte sich an Lazarus mit der Bitte, ihm mit Rat und Tat behilflich zu sein, daß das Werk fortgesetzt werde. Der bescheidene Mann scheut sich nicht, selbstbewußt es auszusprechen: „Nicht bloß um meinetwillen, sondern auch um des deutschen Volkes und der deutschen Sprache willen wünsche ich es."

Es gelang denn auch, das Schiff wieder flott zu machen. 1885 war das Werk vollendet, für welches Steinthal in der Zeitschrift für Völkerpsychologie „dem Herrn Daniel Sanders den Dank des Vaterlandes beantragt".

Lazarus ist fort und fort für den ausgezeichneten Menschen und Gelehrten eingetreten, dessen Werke zum unumgänglichen Rüstzeug deutscher Sprachwissenschaft gehören, und Sanders' Briefe strömen über von Dank und Liebe für alle Unterstützung.

Sanders war außerordentlich warmherzig und erfaßte seine Wissenschaft vom nationalen Gesichtspunkte. Als er 1882 nicht auf dem Braunschweiger Schriftstellertage erscheinen konnte, bat er ihn, eine Sache zur Sprache zu bringen, die ihm am Herzen lag: „ich meine den unseligen Zwiespalt zwischen der

*) Sanders' Wörterbuch hat noch jetzt seinen Platz auf Lazarus' Schreibtisch, den ich, wie sein ganzes Arbeitszimmer in Villa Ruth, unverändert erhalte.

amtlichen Reichsorthographie, die zugleich als die Orthographie der Schriftsteller und der gebildeten Deutschen überhaupt bezeichnet werden kann, und der Schulorthographie. Daß ein solcher Zustand auf die Dauer nicht bei Bestand bleiben kann und darf, darüber wird unter denkenden Vaterlandsfreunden gewiß keine Meinungsverschiedenheit sein; aber ebensowenig darüber, daß eine wirkliche Einigung und Verständigung nur erzielt werden kann, wenn außer den Vertretern der Schule auch die der Reichsbehörden, der Schriftsteller, der Buchhändler und der Buchdrucker (um nur die hauptsächlichst Beteiligten zu nennen) zu Rate gezogen werden. Mir scheint es wohl der eingehendsten Besprechung und Beratung wert, ob nicht der Schriftstellertag etwa im Verein mit den Journalisten, den Buchhändlern und den Buchdruckern in ihren bezüglichen Vorständen und Vertretern sich in dieser Angelegenheit an die Vertreter des Reichs und die oberste Reichsbehörde (den Reichskanzler) zu wenden habe.

Ihnen brauche ich nicht zu sagen, daß, selbst wenn man sich eine einseitige Schreibweise aufzwingen lassen konnte und wollte, dies doch unmöglich ein so grundsatzloses und in sich widerspruchsvolles Machwerk sein dürfte, wie diese amtliche Schulorthographie. Ich erinnere nur daran, daß danach z. B. geschrieben werden muß aneinander, miteinander (als ein Wort), — aber: bei einander, zu einander, (als zwei Wörter), daß der Unterschied zwischen Tau n. Thau m. durch Tilgung des h aufgehoben ist, aber nicht zwischen Ton und Thon u. ä. m.

Doch ich will mich nicht in unnötige Einzelheiten verlieren, sondern im großen und ganzen Ihnen die Angelegenheit ans Herz und in die Hände legen, um Verzeihung für die Ihnen angesonnene Mühe bittend."

Welch liebevolles Eingehen Sanders auch hierin bei Lazarus fand, beweist ein zweiter Brief, den er ihm vor dem Schriftstellertage sandte. „Wenn mich etwas zur Reise nach Braunschweig hätte bestimmen können, wäre es dieser Ihr Brief gewesen; aber leider! kann ich gerade jetzt nicht fort; doch werde ich vielleicht im

Oktober nach Leipzig müssen, und ich werde mir dann natürlich nicht das Vergnügen versagen, Sie zu besuchen und endlich unsere Bekanntschaft in eine persönliche zu verwandeln.

Zur Sache bemerke ich, daß mir Brockhaus gestern zur Besprechung (für die Blätter für literarische Unterhaltung) ein Büchlein von Duden zugesandt hat: „Die neue Schulorthographie nach den Verordnungen der Ministerien (sollte heißen: der Kultus- oder Unterrichtsminister) von Preußen, Bayern, Sachsen, Baden, Weimar, Braunschweig ꝛc.

In der Vorrede, worin geflissentlich auch diesmal die Kluft zwischen Schul- und Reichs-Orthographie verschwiegen und nur die Verschiedenheit in den einzelnen Schulorthographien erwähnt wird, heißt es p. IV:

‚Wo der Verfasser glaubte, daß keins der amtlichen Regelbücher das Beste getroffen habe, hat er das seiner Auffassung am nächsten Kommende in den Text aufgenommen und seine abweichende Ansicht in einer Anmerkung begründet' ꝛc.

Ich erwähne das als ein Zeichen dafür, daß auch unter den Lehrern, und zwar auch unter denen, die als Ritter und Kämpen für die „Schulorthographie" eintreten, wie Duden (er ist Direktor des Gymnasiums in Hersfeld) die Willkür nicht überall gebilligt wird.

Ein Ergebnis für die Sache verspreche auch ich mir von einer Besprechung auf dem Schriftstellertage — wenigstens in der allernächsten Zeit — nicht, aber es scheint mir gut und dringend notwendig, daß sich Stimmen hören lassen, welche gerade die Kluft zwischen der Schulorthographie und der der Erwachsenen (welche zugleich die amtliche Reichsorthographie ist) hervorheben, um so mehr, als durch ein freilich leicht nachzuweisendes Volteschlagen immer die Schulorthographie von ihren Freunden und Förderern als Reichsorthographie ausgegeben wird.

Verzeihen Sie, lieber Freund, die Geschwätzigkeit in diesem Punkte, indem Sie das neugriechische Sprichwort erwägen: Des Huhnes Zunge ist immer bei der Hirse."

Dem sehnlichen, oft wiederholten Wunsche nach persönlicher Bekanntschaft stellten sich hartnäckig Hindernisse entgegen. Erst nach mehr als einem Menschenalter erfüllte er sich in dem Schönefelder Landhause des Philosophen, in welchem die Freundschaft herrlich gedieh.

* * *

Jetzt heißt es nach Berlin zurückkehren. Die Fülle der Kiste ist ohnedies zu groß, um sie in einem Kapitel zu bewältigen; der ursprüngliche Plan ist außerdem umgeworfen, da soviel Neues immer wieder dazu kommt. Lazarus selbst ist überrascht über das, was sich immer noch in vergessenen Fächern und Schubläden findet; es ist ihm lieb, daß eine ordnende Hand darüber kommt. Wenn nämlich die Briefe benutzt sind, wird alles in Jahrgänge eingeteilt und etikettiert, so daß man mit einem Griff finden kann, was man sucht, wenn man nur ungefähr das Datum weiß.

Ade, liebes Stübchen! Hoffentlich auf baldiges Wiedersehen.

Berlin, Sonntag, den 22. Mai.

Beide waren hier: Lazarus und Steinthal. Diesmal auf Verabredung. Es wäre lieb, wenn das meine ständige Sonntagsfreude würde, das Dioskurenpaar bei mir zu sehen! —

Siebentes Kapitel.

Schillerstiftung.

„Wenn ich mir denke, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Tränen und Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit meinem oft harten Verhängnis."
(Schiller an Frau von Wolzogen.)

Bei dem Eintritt Schillers in das zweite Jahrhundert seines Daseins hat das deutsche Volk die Stiftung begründet, welche mit dem Glanze seines Namens geschmückt wurde. Wenn sonst eine ähnliche Stiftung begründet wird, geschieht es, um einen verdienten Namen der befürchteten Vergessenheit zu entreißen; der Name Schillers aber sollte der Magnet allgemeiner Teilnahme für die Stiftung werden.

Mit stolzer Befriedigung würde es seine zum Erhabenen gestimmte Seele erfüllen, daß das Gefühl des Dankes für den Lieblingsdichter sich zur allgemeinen Idee der Dankbarkeit erweitert und diese Idee verwirklicht hat. — Die Schillerstiftung ist dazu bestimmt, das werktätige Wohlwollen des Volkes denen zu sichern, welche sich Verdienste um die Nationalliteratur erworben haben. Auch über ihre Lebensdauer hinaus; den Männern, welche die Schätze des Geistes zu heben berufen sind, ist es nicht vergönnt, zugleich materielle Schätze zu sammeln, um ihre Hinterbliebenen vor den Nöten des Lebens zu sichern. Dann tritt die Stiftung ein, um mit ihren Gaben die Nachkommen derer zu ehren, die ein schöpferisches Leben zu Ehren der Nation geführt haben.

So ungefähr leitete Lazarus „in seiner prunklosen, still begeisterten Weise", wie ein Berichterstatter treffend bemerkte, eine seiner Schillerreden ein. Die Begründung der Schillerstiftung ist in der Tat eines der bemerkenswertesten Ereignisse des deutschen Kulturlebens um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die sorgfältig geführten und jedermann zugänglichen Jahresberichte erzählen in ihren Daten und Zahlen ganze Bände literarischer Zeitgeschichte. Da trifft man auf Namen von europäischer Berühmtheit oder von desto tieferer Bedeutung, je enger der Kreis auserwählter Kenner ist, die von ihnen Kunde haben. So war Otto Ludwig oft in diesen Jahresberichten genannt und später seine Witwe. Der Schöpfer der „Makkabäer", des „Erbförsters", der unvergleichlichen Novelle „Zwischen Himmel und Erde" ist mit Lazarus innig befreundet gewesen. Mein Mann erzählte mir oft von ihm. Bei solcher Gelegenheit berichtete er auch über die Begründung der Schillerstiftung.

Julius Hammer (geboren 1810 zu Dresden, gestorben 1862), der sinnige Autor des lyrisch-didaktischen Büchleins: „Schau um dich und schau in dich", dessen ganzes Leben und Streben auf eine Versöhnung der Idealität mit der Wirklichkeit hinzielte, gilt als der erste Anreger des Gedankens der Schillerstiftung. Er hat selbst ihre Geschichte in zwei Artikeln dargelegt, deren erster bereits in dem Schillerjahrbuch von 1857 enthalten ist.

Anläßlich der fünfzigsten Wiederkehr von Schillers Todestag veröffentlichte Hammer am 21. April 1855 in der Sächsischen Konstitutionellen Zeitung einen Aufsatz: „Eine Erinnerung an Schiller", in dem er aufforderte, die Stätte, wo Schiller in Loschwitz weilte, durch ein einfaches Denkmal auszuzeichnen. Der Artikel hatte sofort Erfolg. Ein Dresdner Steinmetz erbot sich zur unentgeltlichen Lieferung einer Gedenktafel, und es gingen mehr Geldbeiträge ein, als die geplante Feierlichkeit erforderte. Dies gab Hammer den gewünschten Anlaß, drei Tage später in einem zweiten Artikel mit dem Plane einer Schillerstiftung an die Öffentlichkeit zu treten.

Vielseitig besprochen und reiflich erwogen war der Plan schon seit Jahr und Tag in dem Dresdner Schriftstellerkreise, wo ihn auch Lazarus angeregt hatte, der seit dem Sommer 1853 ab und zu Dienstags nach Dresden reiste, weil da die Hauptleute desselben sich reihum in zwangloser Geselligkeit versammelten und er auf diese Weise alle sah, ohne Besuche machen zu müssen. Literarische Fragen und Studien beschäftigten ihn in den fünfziger Jahren in hohem Maße; waren doch seine ersten öffentlichen Vorträge, die er damals im Berliner Verein für junge Kaufleute hielt, literargeschichtlich. Der Umblick in der Schriftstellerwelt hatte ihm des Elendes genug gezeigt, und so beschäftigte auch ihn der Gedanke, dem abzuhelfen. Frankreich und England waren längst mit gutem Beispiel vorangegangen. Sollte eine solchem Zwecke dienende Stiftung zugleich ein Band werden, das ganz Deutschland umschloß, so war Berlin nicht der geeignete Ort, von dem sie ihren Ausgang zu nehmen hatte: literarisch war es nicht das Zentrum, ja damals nicht einmal der Vorort, und politische Bedenken, das Vorurteil der süddeutschen Staaten gegen alles Preußische und insbesondere Berlinische, sprachen dagegen. Lazarus, dessen Deutschtum bereits seine prophetische Schrift über Preußens sittliche Berechtigung in Deutschland (1850) bekundet hatte, erkannte das sehr wohl. Daß andererseits eine derartige Stiftung bei uns nur an den Namen Schiller anknüpfen konnte, war noch selbstverständlicher, als daß man in England Shakespeare zum Patron ausersehen hatte. Dresden vereinigte alle Bedingungen, die das Gelingen des Unternehmens erforderte. Dort war bereits die ältere Schwester der Schillerstiftung geboren, eine Tiedgestiftung, die im Todesjahre des Dichters der Urania (1841) von seinen Freunden und Verehrern zur Unterstützung von Dichtern und Künstlern ins Leben gerufen worden war. Dem Dienstagskreise, in welchem Lazarus verkehrte, gehörten Karl Gutzkow und Berthold Auerbach an, Hermann Hettner, Julius Hammer, zeitweise auch Otto Roquette, die beiden Brüder Karl und Otto Banck (der eine Musiker und Musikschriftsteller, der andere Dichter und Kunst-

historiker), Wilhelm Wolfsohn und so weiter, Männer, die von Charakter mindestens ebenso verschieden waren wie ihre literarischen Werke. Auch Schauspieler verkehrten daselbst, wie Bogumil Dawison, der zu den wärmsten Anhängern der kleinen Vereinigung gehörte, Bildhauer wie Ernst Rietschel und andre mehr.

Rietschel hatte sein Atelier auf der Brühlschen Terrasse. Er war schweigsam bei der Arbeit und überaus fleißig. Lazarus sah er gern kommen; die Zurückhaltung, die dieser bei allem Interesse zeigte, tat ihm wohl, er wurde ihm nie mit Hineinreden während des Schaffens lästig. Um so reger war dann der Gedankenaustausch beim Kaffeetrinken.

Man war sehr fleißig und arbeitete fest bis zum Nachmittag. Dann traf man sich und saß plaudernd auf der Brühlschen Terrasse und ging abends ins „italienische Dörfchen". Heute noch sind beide Orte die beliebtesten für Stelldicheine und Plauderstunden; auch damals saß man auf kleinen Stühlchen, an kleinen Tischchen, trank aus kleinen Täßchen und hatte einander so lieb. Oder auch nicht. Man lebte in allerhand offenen und geheimen Antagonismen, welche durch die Beziehungen der Frauen weniger gemildert als vielmehr verschärft wurden. Zu jener Zeit aber lebten die Dresdner Schriftsteller doch in einer gewissen Harmonie, bis sie Anfang der sechziger Jahre derartig in die Brüche ging, daß Dresden unerträglich wurde und die führenden Geister, Gutzkow, Auerbach usw. sich nach Nord und Süd zerstreuten. Besonders Gutzkow, den sein brennender Ehrgeiz zuweilen hinriß, die Genossen zu terrorisieren, war oft unleidig in dem Bestreben, seiner Überlegenheit Geltung zu verschaffen. Seine Goetheschen Aspirationen konnte selbst die friedfertige Seele Julius Hammers und Auerbachs — wenn es sein mußte, sogar gewaltsame — Gemütlichkeit nicht immer vertragen. Von Hettner gar nicht zu reden. Lazarus' vermittelnde und versöhnende Persönlichkeit trug manches dazu bei, daß die Harmonie zwischen den Geistern immer wiederhergestellt und damit auch der Boden vorbereitet wurde für das im stillen geplante Schillerkomitee.

Dasselbe bildete sich unverzüglich nach Veröffentlichung des zweiten Hammerschen Artikels, in welchem die Hoffnung ausgesprochen war, daß das Kapital der zu begründenden Stiftung am hundertjährigen Geburtstage Schillers so weit angewachsen sei, daß von da an die Zinsen zur Unterstützung von Hinterbliebenen würdiger Schriftsteller, insbesondere Dichter, verwendet werden könnten.

Bereits Ende April fand in der Singakademie auf der Brühlschen Terrasse eine Versammlung statt, in der die Gründung von Filialausschüssen in ganz Deutschland angeregt wurde, und am Todestage des Dichters schickte der provisorische Vorstand der Schillerstiftung den ersten Aufruf „an die Deutschen" in die Welt.

Diesem Vorstande gehörten übrigens zwei Männer an, die auch an der Begründung der Tiedgestiftung hervorragend beteiligt waren: Major Serre und der achtzigjährige Hoftheaterdirektor Karl Winkler, als Schriftsteller unter dem Namen Theodor Hell bekannt, und auch Hammer war im Komitee derselben.

Bei der Loschwitzer Schillerfeier am 10. Mai 1855 gedachte Auerbach warmherzig der Stiftung: „Wir wollen nicht ablassen, bis den ringenden Geistern eine sorglose Stätte für die Tage der Not bereitet sei, so wohlwollend, so erquickend, wie sie einst hier Schiller bei seinem Freunde Körner fand."

In ganz Deutschland fand der Aufruf — Gutzkow war sein Verfasser — Anklang, ebenso die im selben Monate veröffentlichten provisorischen Statuten, welche die Unterstützung auch auf die bedürftigen Dichter selbst ausdehnten. Zuversichtlich unterzeichnete sich das Dresdener Komitee als provisorischer Zentralvorstand, der bis zum 11. November 1859 die Geschäfte führe und an welchen die Einnahmen der Filialstiftungen zur Verwaltung abgeliefert werden sollten.

Berlin war die erste Stadt, in der ein Zweigverein zustande kam. Lazarus hatte das „Rütli" für die Sache der Schillerstiftung gewonnen. Dem aus neun Mitgliedern bestehenden provisorischen Komitee der Berliner Filiale gehörten nicht weniger als sieben

von den zehn Rütlionen an: der ungemein rührige Provinzialschulrat Dr. Karl Bormann als Vorsitzender, Friedrich Eggers, Fontane, Franz Kugler, Bernhard von Lepel, der Kammergerichtsrat von Merckel und sogar — Adolf Menzel, der sich von Lazarus so gern begeistern ließ. Die einzigen außerhalb des Rütli stehenden Mitglieder waren der bald nach Dresden übersiedelnde Julius Pabst und der „alte Zabel", der verdienstvolle Redakteur der Nationalzeitung, in dessen Wohnung das Komitee im Herbst 1855 zusammentrat. Der „uralte" Humboldt hatte wegen seiner 86 Jahre die aktive Beteiligung an der ihm sympathischen Schillerstiftung abgelehnt, der gleichfalls eingeladene Generalintendant der Königlichen Schauspiele, Botho von Hülsen, wegen „amtlicher Pflichten"!

Lazarus, der durch seine Reisen die geistigen Fäden zwischen beiden Hauptstädten gesponnen hatte, war damals durch allerlei Pflichten von Berlin abgerufen worden; er trat der jungen Vereinigung sofort nach seiner Rückkehr bei und wurde bei Konstituierung des aus acht Gliedern bestehenden Vorstandes im Januar 1856 in diesen gewählt, mit ihm die genannten Rütlionen außer Menzel und Fontane, den England wieder entführte.

Das Rütli, dem ein Kapitel dieses Buches gewidmet ist, hat stets in innigster Beziehung zur Schillerstiftung gestanden, deren Vorstandssitzungen nicht selten in Lazarus' Wohnung mit dem Rütli verbunden wurden. Er schied aus dem Vorstande 1860 infolge seiner Berufung als Professor nach Bern, und nach seiner Rückkehr trat er 1868 an Stelle des Hofschauspielers Berndal wieder ein. Als Bormann 1882 starb, trat Lazarus, der nach Zabels Tode (1875) Vizepräsident geworden, an des alten Freundes Stelle und führte den Vorsitz bis zu seiner Übersiedelung nach Meran. Damit beschloß das Rütli sein Dasein, das bis zuletzt den Stamm des Vorstandes der Berliner Filiale gebildet, ihm außer den Genannten in Karl Zöllner und Karl Eggers eifrige Glieder geliefert hat.

Wohl erhoben sich in Berlin anfangs Stimmen, die daran Anstoß nahmen, daß Dresden in einer nationalen Angelegenheit,

wie es die Schillerstiftung war, die Führung übernehmen sollte. Allein das Berliner Komitee vertrat selbst, frei von aller kleinlichen Eifersüchtelei, Dresdens Anrecht auf diese Ehre.

„Im Jahre 1856 ging ich mit meiner Familie für den ganzen Sommer nach Dresden. Zu jener Zeit war es noch möglich, in der Neustadt einen wahrhaft ländlichen Aufenthalt zu nehmen. Vorn an der Meißner Straße gelegen, hatte Hotel Paris an der Rückseite einen Garten, der sich bis zur Elbe hin erstreckte; dahinter lag noch Freiland, Uferstrecken, die zum Bleichen und Wäschetrocknen benutzt wurden. — Von hier aus gelangte man zwischen wehender Wäsche und grasenden Gänsen in den Park des Japanischen Palais. In diesem still-lauschigen Garten entstand ein beträchtlicher Teil vom 2. Bande des „Leben der Seele", und da Auerbach während desselben Sommers sein „Barfüßele" schrieb, lasen wir einander dort im Grünen unsere Kapitel vor.

Von der ganzen Kolonie hervorragender Geister, die Dresden damals beherbergte, trat mir vor allen Otto Ludwig nahe. Wolfsohn, der mit Robert Prutz 1851 das Deutsche Museum begründet hatte, in dessen erstem Bande ich meinen Aufsatz „Über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie" veröffentlichte, machte mich zuerst auf den Dichter aufmerksam. Ich besprach in Eggers' Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde" (1856), und die eingehende Beschäftigung mit dem Dichter gestaltete das geistige Band zwischen uns beiden zum innigen Freundschaftsbunde.

Otto Ludwig also war nach seiner Verheiratung 1852 endgültig nach Dresden gezogen. Seine treffliche Frau stammte aus Meißen, wo ihr Vater an der Porzellanmanufaktur angestellt war. In Meißen und seiner Umgebung hatte er sich seit 1844 größtenteils aufgehalten und glückliche Jahre durchlebt. Als ich ihn in Dresden kennen lernte, bewohnte er ein bescheidenes Gartenhäuschen in der äußeren Pirnaischen Gasse. Da sah ich seine Frau zum ersten Male, und ich war frappiert von dem Kontrast zwischen beiden: er vorzeitig gealtert, kränklich, bleich, die wehmütigen Augen wie

suchend in das Leben blickend, sie blühend, gesund, voll Frische und Munterkeit, eine anmutige Frau und liebliche Mutter. Diese Frau und die Kinder,*) — zwei prachtvolle Knaben und ein Mädchen, der entzückendste Blondkopf, den ich je gesehen, — bildeten das Glück seiner Leidensjahre. Wir trafen uns fast immer in der ländlichen Idylle des Elbufers oder im wohlgepflegten Park. Unsere Gespräche behandelten besonders religiöse und biblische Themata, und durch das Gefühl religiöser Gemeinschaft wurde die Freundschaft noch fester und der Verkehr reger. Seine geistige Energie, seine bohrende Vertiefung in ästhetisch-wissenschaftliche Fragen und poetische Schöpfungen bildete neben seiner vielfach leidensvollen Kränklichkeit ein wahrhaft psychologisches Rätsel."

Die biblischen Kulturstudien, denen Ludwig mit Eifer oblag, fanden im Freunde einen verständnisvollen Beurteiler. Der Lokalton im Hintergrund der biblischen Geschichten regte seine Wißbegierde mächtig auf. „Wenn man doch wüßte!" seufzte er oft, und nannte dann Dinge, die auf jeden Gleichgültigeren nur komischen, auf Lazarus aber einen durchaus ernsthaften Eindruck machten, weil sie bewiesen, wie echt und eindringlich sein Interesse war, wie er sich völlig einlebte in die Zeit, die er darstellen wollte, und mit welcher Leidenschaft er auch rein theoretische Fragen erfaßte.

Eines Tages blieb er stehen und rief: „Wie hat man damals geschimpft? — Du Hundskopf! — Wie?"

Der Dichter, von dem Philosophen ermutigt, trug sich mit großartigen Plänen zu alttestamentlichen Helden, welche, wenn ihm Gesundheit beschieden worden, sie auszuführen, die Makkabäer vielleicht übertroffen hätten. Aber von all den wogenden Ent-

*) Welche Freude, wenn „Onkel Lazarus" kam, der ihnen seine Fürsorge lange Jahre bewahrte! Das goldbraune Tuch — ein ganzer Ballen, extra ausgesucht, damit es den Buben auch ja gefallen solle, — das er zu seinem eigenen Geburtstag ihnen ins Haus bescherte, erwies sich als unverwüstlich. Die Jungens bekamen davon Anzüge, — auf den Zuwachs berechnet, natürlich, — und die Mama ein stattliches Winterkleid. Wie vergnüglich lächelte er, als er mir das erzählte!

würfen ist nur weniges ausgereift, und die Arbeit daran hat ihn deshalb mehr gequält als befriedigt.

Ein solcher Feuergeist mußte seinen Mangel an Gesundheit doppelt schwer empfinden. Der Bedauernswerte war daher auch von einer erschreckenden Nervosität; sie äußerte sich in merkwürdigen Erscheinungen; z. B. daß er nicht neben jemand gehen konnte, sondern immer voran oder hinterher. Wenn der mit ihm Wandelnde dies vergaß und an seiner Seite blieb, trat ein schmerzlicher Ausdruck in seine Züge, er erblaßte, blieb stehen, und der Faden der Rede war zerrissen. Es war unglaublich, aber wahr, daß er selbst mit seiner Braut nach der Trauung nicht Seite an Seite aus der Kirche gehen konnte, sondern daß das Paar hintereinander den Weg zur gemeinsamen Wohnung antrat. Es war dies aber kein böses Omen für ihre Ehe geworden, — sie war, wie gesagt, sehr glücklich, obwohl von Entbehrungen oft genug getrübt. Wie ganz anders hätte sich des schwergeprüften Dichters Los und Tätigkeit entfaltet, wenn er weniger Sorgen gehabt hätte! Später erhielt er von der Schillerstiftung 500 Taler, damals ein schönes Stück Geld, das von des Dichters bescheidener Häuslichkeit das Gespenst der Not fernhielt.

Ein werktätiges Interesse für Ludwig bekundete Wilhelm Wolfsohn, der auch 1865, wenige Monate nach jenem, im Alter von erst 45 Jahren in Dresden starb. Als ihm der Gelehrte dort näher trat, stand er in seiner besten dichterischen Zeit.

Wolfsohn war ein anerkannter Dramatiker. Eigentümlich ist ihm die Erfassung kulturgeschichtlicher Stoffe, die ihn insbesondere auf den heimatlichen Boden Rußlands führten — er stammte aus Odessa —, wie denn überhaupt seine Tätigkeit als Schriftsteller in seiner Heimat wurzelt, deren Literatur ihm völlig vertraut war. Lazarus fühlte sich von Wolfsohn insbesondere als Ethiker angezogen. — Das Ergreifende und eigentlich Bedeutende seiner Schauspiele „Zar und Bürger", „Nur eine Seele"*) erkannte er

*) Er hat beide Dramen im Literaturblatt des Deutschen Kunstblatts 1856, Nr. 4 besprochen.

in ihrer sittlichen Wirkung, in dem reinen Pathos für echte Humanität, aus dem sie hervorgegangen sind. Das letztere zumal, ein russisches Leibeigenstück, machte großes Aufsehen. (Er hat noch die Freude erlebt, die Leibeigenschaft abgeschafft zu sehen.) Die allgemeine Teilnahme des Publikums an Wolfsohns Dramen war ihm ein wohltuendes Zeugnis dafür, daß, was aus dem innersten Gemüt an Sittlichkeit mahnt, immer noch einen Widerhall findet. „Nur eine Seele" war Repertoirstück aller deutschen Theater, und die Hauptrolle eine Glanzleistung Bogumil Dawisons. Dieser las uns einmal in Blasewitz zu Ostern in der Sommerwohnung des Staatsrats Adelson, der ein mäcenatisches Haus führte, Wolfsohns „Osternacht" vor; er mußte sich im Lesen unterbrechen, weil seine Stimme brach und ihm die hellen Tränen übers Gesicht rannen.

Größere Gegensätze waren in Dresden gewiß nicht zu finden als Auerbach, der ehemalige Bauernbub, der ein derbes Auftreten immer noch liebte, und Wolfsohn, den er in freundschaftlicher Neckerei den „feinen Wilhelm" nannte. In der Tat war dieser ganz in der Weise des jungen russischen Adels erzogen und hatte im studentischen Umgang mit jungen Aristokraten ebenso die feinen Manieren wie die sorgfältigste Pflege des Körpers angenommen. Seine Hände z. B. waren zart und weiß wie die einer vornehmen Dame. Diese Verwöhnung war nicht einmal ein Vorzug für ihn; denn da der Vater später sein Vermögen verlor und Wolfsohn den Kampf mit dem Leben aufnehmen mußte, harmonierten seine Zartheit und Zierlichkeit nicht immer mit den gebieterischen Forderungen einer rücksichtslosen Notwendigkeit.

An Gegensätzen fehlte es unter den Dresdner Schriftstellern überhaupt nicht, und es war nicht leicht, geistig selbständige und reformatorisch gesinnte, aber in ihrem Eifer oft auseinanderstrebende Männer zu gleicher Meinung und Übereinstimmung zu bringen. Gutzkow hatte dort auch in Sachen der Schillerstiftung die maßgebende Stimme, und an Begeisterung für dieselbe hat ihn niemand übertroffen. Durch seine kraftvollen Aufrufe, durch

seine Reisen wirkte er auch auswärts; nie hat sich die für gewöhnlich verhaltene Wärme seines Herzens, seine freudige Hingebung so offenbart als in seinem Wirken für die Stiftung.*) Es ist tragisch, daß gerade sie, die er auch als sein Werk betrachten durfte, ihm später die schwersten Stunden bereitete. Der Krieg, den er als ihr Generalsekretär mit dem Verwaltungsrate führte, zerrüttete seine Nerven und veranlaßte 1865 den Selbstmordversuch des überreizten Dichters auf einer Reise in Friedberg.

Wieviel mehr Anlaß zur Verbitterung hatte der Mann, welcher durch seine Opferwilligkeit und rastlose Energie die finanzielle Grundlage der Schillerstiftung geschaffen und dafür eine Flut von persönlichen Verunglimpfungen, von Verdächtigungen sogar seiner Rechtlichkeit über sich ergehen lassen mußte: der jugendliche alte Serre.

Major Serre (1789—1863) ist einer der hochherzigsten Menschenfreunde, die je gelebt haben. Er stammte aus Bromberg, widmete sich dem Rechtsstudium, trat aber 1812 als freiwilliger Jäger ins preußische Heer. Er war Landsmann und Kamerad meines Großvaters, des Majors Sturmhoefel, und wie dieser ein eifriger Freimaurer.**) Als Major nahm Serre seinen Abschied. In Dresden, wo er seine geistesverwandte Gattin kennen lernte, wurde sein Haus bald der Sammelpunkt der Gelehrten und Künstler, und auf seinem Rittergute Maxen entfaltete er eine unermüdliche Tätigkeit als Philanthrop. Durch Begründung der Waisenkolonien, die er aufs freigebigste förderte, stiftete er unendlichen Segen. „Maxen war der Schauplatz zahlreicher landwirtschaftlicher und gewerblicher Unternehmungen und Experimente,

*) Unter den 1905 veröffentlichten „Schillerreden" aus dem Jahre 1859 ist keine so machtvoll, so klar als Gutzkows Ansprache beim Festbankett am 9. November in der Harmonie zu Dresden.

**) Die einst von Friedrich dem Großen so kräftig begünstigte, damals verpönte Freimaurerei war in Offizierskreisen nicht auszurotten. — Bekanntlich war auch der edle Kaiser Friedrich Freimaurer und weilte — wenn ich recht berichtet bin — gern in der Großloge in Berlin.

bei denen sein unermüdlicher Erfindungsgeist immer neue Zielpunkte stellte, während zugleich sein edles, aufopferungsfähiges Herz den Armen neue Quellen der Tätigkeit damit eröffnete. Bald grub er nach neuen Marmorschichten, bald verwandte er Tausende auf Versuche zur Vermehrung und Verbesserung der Tierzucht und der Bodenfrüchte, bald zwang er — und mit großem Glück — unfruchtbaren Steinflächen in zahllosen Kalköfen neue Erträgnisse ab, bald konstruierte er zum allgemeinen Besten Gemeindebacköfen und neue Stubenheizungsapparate. Besonders eifrig auch förderte er die Bestrebungen der Vereine gegen die grausame Behandlung der Tiere. Er half in Dresden einen Verein dieser Art gründen und war eins der tätigsten Mitglieder desselben.**)

Den Gedanken der Schillerstiftung erfaßte Serre, der schon die Tiedgestiftung gründen half, mit Feuereifer, und sein besonderes Verdienst ist die für beide veranstaltete deutsche Nationallotterie, die als Schillerlotterie populär geworden ist. Ein Vorläufer derselben war in den Annalen der Tiedgestiftung vorhanden. Um deren Fonds zu verstärken, hatte ihr Komitee einst eine Verlosung von Gemälden und Kunstgegenständen veranstaltet, die zu diesem Zwecke geschenkt worden waren, und vor allem figurierte unter den Gewinnen das durch Rückerts versehentlich hineingeratenen „Winter in Berlin" bekannt gewordene Tiedgealbum, das einen glücklichen Besitzer zu folgender Klage im Dresdner Anzeiger veranlaßte:

„Ach, abermals hat mich das falsche Glück betrogen,
Da in der Lotterie ich wieder nichts gezogen." —
„Ich bin noch schlimmer dran als du:
Mir fiel ein Tiedgealbum zu."

Die Erfolge dieser Lotterie waren nicht eben ermutigend, und es bedurfte der ganzen Zähigkeit des siebzigjährigen Serre, das von ihm geplante Riesenunternehmen durchzuführen, an dem das Dresdner Komitee nicht mitzuwirken wagte. So ging Serre allein

*) Vgl. den ihm gewidmeten warmen Nachruf in A. Zieglers verdienstvoller Schrift „Zur Geschichte der Schillerlotterie".

an das Werk, das auch seine Freunde für unausführbar hielten. Seine Kräfte wuchsen mit der Größe der Aufgabe, für die er allein die Verantwortung trug. Sein Idealismus täuschte ihn nicht. Die Zahl der Lose wurde auf 660000 festgesetzt, ebensoviele Gewinne waren zu beschaffen. Was Wunder, daß es da der berühmt gewordenen Lotterie an Komik nicht gebrach! Hunderttausende von billigen Gewinnen zu beschaffen, vorerst auch nur zu entdecken, war keine Kleinigkeit! Die epidemisch auftauchenden Zigarrentaschen, Pfropfenzieher, Buchzeichen, Pantoffeln, Lampenschirme, Stiefelknechte und so weiter haben viel Gelächter hervorgerufen; am meisten aber schüttelte man den Kopf über die Tausende billigster Baumwollenregenschirme; wenn nun in eine einzige Familie, die liberal genug gewesen, zehn Lose zu nehmen, sechs solche Schirme nacheinander einrückten, da konnte es an Heiterkeit nicht fehlen..

Nun — die Komik ist vergessen, der Erfolg ist geblieben!

Der Erfolg zeigte auch, daß Serre das an der Million fehlende Drittel gewiß noch an den Mann gebracht hätte. Auf Schillers Namen gab in Deutschland gern jeder seinen Obolus für das Los. Kulturhistorisch interessant ist die Tatsache, daß es damals in Deutschland eine Million Menschen gab, deren jeder einen Taler entbehren konnte. Im Mai 1862 war das Werk abgeschlossen: 450000 Taler betrug der Reingewinn, zwei Drittel davon wurden der Schillerstiftung, das übrige der Tiedgestiftung überwiesen. „Die Freude über ihre gedeihliche Wirksamkeit wird den Abend meines Lebens verschönern", schrieb Serre, als er die Ergebnisse veröffentlichte. Die Gerüchte von einem Defizit in der Kasse schwiegen nun zwar, allein es begann der häßliche Streit um den Gewinn zwischen den Stiftungen. Auch er konnte Serre seine Freudigkeit nicht rauben. Als er am 3. März 1863 starb, trat die Verehrung in schöner Weise zutage. In dankbarer Erinnerung hat Dresden eine Straße nach ihm benannt, und sein Andenken ist mit der Schillerstiftung aufs innigste dadurch verbunden, daß der Dresdner Zweigverein seinen Namen führt.

Das hat er sich redlich verdient. Für eine große Idee setzte er seine Existenz aufs Spiel. Das Mißlingen seines Unternehmens konnte ihn zum armen Manne machen. Der alte Offizier antwortete den nichtswürdigen Verleumdern seiner Ehre: „Man störe mich nicht in der schwierigen und wahrhaft kolossalen Abwicklung dieses Riesenwerkes! Das Ende mag mein Verfahren rechtfertigen." Serre war ein wahrhaft großer Mensch!

* * *

Nach vielen Vorbereitungen wurde vom 8. bis 10. Oktober 1859 die konstituierende Versammlung der Schillerstiftung in Dresden abgehalten.

Zabel und Lazarus vertraten Berlin, Dingelstedt und Graf Kalckreuth, der bekannte Maler, erschienen als Abgeordnete für Weimar, Ludwig Braunfels kam aus Frankfurt a. M., Leopold Kompert aus Wien, Johann Georg Fischer, der lyrische Dichter, aus Stuttgart, der Theaterintendant Wünzer aus Darmstadt, Professor Haase aus Breslau und viele andere Persönlichkeiten, die der Sache das lebhafteste Interesse entgegenbrachten. Dresden hatte alle seine Größen delegiert, der Vorstand war natürlich vollzählig erschienen. Interessant war auch der Münchener Delegierte Dr. Ernst Förster (1800—1885), Schwiegersohn Jean Pauls und sein Biograph. Er war ein überaus vielseitiger Kunsthistoriker und theoretischer Erforscher; ihn hatten Lazarus' Untersuchungen über den Humor in hohem Maße angezogen, und er war beglückt, als er in ihm einen so intimen Kenner und warmen Verehrer Jean Pauls erkannte.

Der berühmte Dresdner Arzt Geheimrat Carus (1789—1869), der als Schriftsteller eine erstaunliche Vielseitigkeit entfaltet, sich auch als Künstler betätigt hat, eröffnete die Versammlung im Zwingerpavillon durch eine Ansprache. Er hatte auf allgemeinen Wunsch das Präsidium übernommen, Gutzkow, der die zur Beratung vorliegenden Statuten entworfen hatte, war Vizepräsident.

Am 8. Oktober abends war nach einer ſehr lebhaft verlaufenen Sitzung § 1 der Statuten angenommen worden. Lazarus, durch ein religiöſes Feſt in Berlin zurückgehalten, konnte erſt am andern Morgen abreiſen und traf infolgedeſſen erſt in der am 9. Oktober vormittags ſtattfindenden zweiten Sitzung ein. Er kam gerade zur rechten Zeit, als der § 1 nochmals vorgeleſen wurde, der die Empfänger der Schillerſtiftungsgaben auf die Vertreter der ſchöngeiſtigen Literatur beſchränkte. Schon ſollte die Beratung des folgenden Abſatzes beginnen, als er ſich erhob.

„Unmöglich! Dieſen Paragraphen können wir nicht in der vorliegenden Faſſung annehmen!“

Alles ſtutzte und ſah ihn an. Er war damals erſt 35 Jahr alt und die andern zum größten Teil ältere Männer, darunter Greiſe von 70 Jahren. Aber unbekümmert um die allgemeine Überraſchung ſetzte er in längerer Rede auseinander:

„Dieſer Paragraph iſt unmöglich, denn er iſt ungerecht. — Er enthält bei der Beſtimmung des Zweckes der Stiftung die Einſchränkung auf Leiſtungen in der ſchönen Literatur. Das iſt unzutreffend. Auch ein Philoſoph, ein Hiſtoriker, ein Kritiker, ja ein Tagesſchriftſteller uſw. kann Werke von allgemeiner Bedeutung und höchſtem Werte ſchaffen. Hat denn nicht Schiller ſelbſt hiſtoriſche und philoſophiſche Schriften geſchrieben?

Glücklicherweiſe iſt ja auch bereits derjenige Ausdruck geprägt, welcher allein der hier zutreffende iſt: Nationalliteratur! (Zwiſchenrufe: Was heißt Nationalliteratur?) Das kann man ganz genau bezeichnen: alle Literatur, welche nicht aus einem beſtimmten Fachkreiſe ſtammt und auf einen beſtimmten Fachkreis beſchränkt bleibt, ſondern aus dem Geſamtgeiſt der Nation, aus der Volksſeele entſtammt und wiederum auf das ganze Volk zurückwirken will, ſie bildet die Nationalliteratur!“

Man bedauerte ſpäter, daß die improviſierte Rede des jungen Völkerpſychologen nicht ſtenographiert wurde. Das ſpontane Einſetzen ſeiner eigenen Überzeugung zur Erreichung eines zugleich idealen und praktiſchen Zieles ſchlug durch; der Paragraph wurde verworfen

und ein neuer formuliert, dessen Fassung Lazarus' Worten entsprach. Das „Schöne" machte bereitwillig dem umfassenderen „Nationalen" Platz, und dieser einschneidenden Änderung ist es zu danken, daß Tausenden von vaterländischen, um das Gedeihen des Volksgeistes verdienstvollen Schriftstellern und Denkern eine Erleichterung ihres oft so sorgenvollen Daseins geboten werden kann — zur Ehre der deutschen Nation!*) Hätte sie es zum Beispiel wohl missen mögen, daß ein Ludwig Feuerbach in seinem invaliden Alter von der Schillerstiftung Ehrengaben empfangen hat?

Die Energie des jungen Berliner Kollegen hatte ihm im Nu die Herzen der Teilnehmer gewonnen. „Wie die Kletten hingen sie mir an!" bemerkte er halb belustigt, halb gerührt.

Major Serre hatte die Komiteeleute und ihren Anhang nach beendeter Arbeit in die Harmonie zu einem Festmahl geladen, das die Gemüter nach dem anstrengenden Arbeitstage belohnen sollte. Selbstverständlich wurden Reden gehalten, und auch der Paragraphenumstürzler mußte wieder heran. Er beleuchtete die Frage: Was ist Schiller, und was ist uns Schiller?

Noch mancher erhob sich nach ihm, zuletzt der greise Minister von Wietersheim. „Ich knüpfe", so begann er, „an das an, was unser Lazarus gesagt, denn seine Rede war unstreitig das Bedeutendste, was hier gesprochen; das fühlen Sie alle mit uns, alle!" Und so weiter. Diese freundlichen Worte der würdigen Exzellenz empfand der Feinfühlige so sehr als eine Unfreundlichkeit gegen die anderen, daß es ihm mit einem Schlage die frohe, unbefangene Laune verdarb. Beschämt, beengt, betrübt beinahe sah er von einem zum andern und (deshalb erzählte er mir die kleine Episode) — er sah nur fröhliche, harmlose Mienen. Die Stimmung war eine so aufrichtig freudige und dankbar gehobene, daß niemand außer dem so derb Gelobten die unbeabsichtigte Kränkung der andern bemerkt

*) Nach den Worten des Statuts dient die Stiftung zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller (nebst deren Hinterbliebenen), welche „für die Nationalliteratur, mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften, verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solcher, die sich dichterischer Formen bedient haben."

hatte. Keiner ſchien verſtimmt, und der unſchuldig Schuldige gewann ſeine Heiterkeit wieder.

In corpore begab man ſich dann nach dem Feſt in das „Engliſche Café“, von dort zog man in die berühmte Dauchſche Bierſtube, wo um Mitternacht herum die Fröhlichkeit immer redſeliger wurde und die Witze und Scherze in den Tabakswolken nur ſo umherſchwirrten. Alte Bekanntſchaften wurden erneuert, neue geſucht. Einen Beifallsſturm erregte eine Erinnerung, die Dr. Förſter aus den Befreiungskriegen mitteilte. Es war vor der Schlacht bei Großgörſchen. Förſter war damals noch ein Knabe. Vor ſeines Vaters Hauſe hielt ein Trupp Krieger, und er verteilte Erfriſchungen unter ſie. Da trat ein Jüngling an ihn heran und übergab ihm ein Buch zur Aufbewahrung. „Kehre ich zurück“, ſagte er, „dann gibſt du es mir wieder; falle ich, ſo iſt es dein Eigentum.“ Es war eine Auswahl deutſcher Dichtungen, des Jünglings Name ſtand darin. Förſter hielt ſie in Ehren. Erſt jetzt fand er den Krieger wieder; er war jung geblieben, und ſeine Augen blitzten noch ſo feurig wie vor faſt fünfzig Jahren, es war — Serre.

Schon dämmerte der Morgen, als noch ein Dutzend der Munterſten ſich gegenſeitig nach ihren Wohnungen begleiteten. Aber es dauerte lange, ehe man ankam; denn fortwährend blieben lebhaft debattierende Gruppen ſtehen, um noch stante pede allerhand äſthetiſche, literariſche, ethiſche und humanitäre Grundprinzipien zu erledigen und völkerpſychologiſche Fragen zu erörtern, welche bei den national ſo verſchieden gefärbten, aus allen Teilen des noch kleinſtaatlichen Deutſchlands zuſammengekommenen Komiteeleuten gewiſſermaßen in der Luft lagen.

Glücklich, wer ſolche Minuten kennt, in denen man durchaus nicht voneinander gehen mag, weil immer und immer wieder noch etwas zu ſagen iſt!

Unter der Fülle von Charakterköpfen, welche jene Dresdner Verſammlung bot, war Eduard von Wietersheim*) einer der

*) Vgl. ſein Lebensbild von C. D von Witzleben (1865).

bedeutendsten. Er war 1787 in Zerbst geboren, also bereits 72 Jahr alt. In Luxemburg und dann auf dem Rittergut Mennsdorf bei Eilenburg, das damals zum Königreich Sachsen gehörte, verlebte er eine glückliche Kindheit. Mit 20 Jahren hatte er seine juristischen Studien beendet, und er trat in den sächsischen Staatsdienst. Anfang 1814 führte ihn das Verlangen nach kriegerischen Taten in den Banner der freiwilligen Sachsen. Allein als er an der französischen Grenze ankam, war der erste Pariser Friede geschlossen. Aufs treueste hat er seinem Vaterlande — als solches betrachtete er Sachsen — über vierzig Jahre gedient. Er wurde 1840 Kultusminister und erwarb sich insbesondere um das reformbedürftige höhere Schulwesen große Verdienste. Die Märzstürme das Jahres 1848 bestimmten ihn, mit seinen Kollegen seine Entlassung zu nehmen. Er brachte fortan nur die Winter in Dresden zu, öffentlichen Interessen sich widmend; die Sommer fanden ihn auf seinem geliebten Ruhesitz Neu-Pouch bei Bitterfeld in historischen Studien, denen von jeher seine Neigung gehörte. Seine vierbändige Geschichte der Völkerwanderung, die später von Felix Dahn bearbeitet wurde, sichert ihm einen ehrenvollen Platz unter den Historikern. Am Ostermorgen 1865 ist er entschlafen. Alle Gliedes seines schönen Familienkreises waren ihm im Tode vorangegangen; allein vor der Vereinsamung schützte ihn seine Menschenliebe, die ihn auch regen Anteil an der Schillerstiftung nehmen ließ.

* * *

Die Begeisterung, welche die Schillerfeier des Jahres 1859 entfachte, förderte die Zweigstiftungen ganz wesentlich. Im Werben von Mitgliedern, in der Beschaffung von Geldmitteln stand das Berliner Komitee den übrigen nicht nach. Lazarus war jederzeit geradezu erfinderisch darin, und er unterließ es nie, Gleichgültige anzuspornen, Wohlhabende anzufeuern. Bei Todesfällen, Gedenk- und Freudentagen ergriff er stets die Initiative, Stiftungen zu veranlassen. Charakteristisch für ihn ist es, wie er auch auf den Deutschen Schriftstellertagen für die energische Beteiligung jedes

Einzelnen zugunsten der Schillerstiftung plädierte. „Wenn uns", so sagte er einst in der Debatte, „eine Frau mitteilt, sie habe gestern durch die Lektüre einer Novelle eine glückliche Stunde gehabt, so sollen wir mit der Frage antworten: ‚Sind Sie Mitglied des Schillervereins?' Und wenn die Antwort verneinend ausfällt, dann sollen wir diesen Beitritt als Zeichen der Dankbarkeit fordern. Wenn ein Hausherr einem Schriftsteller eine Flasche Champagner auf den Tisch setzt, sollte der Gast seinen Wirt fragen, ob er der Schillerstiftung angehöre, und, falls dieser verneint, ihm versichern, daß er sich gerne mit einem Glase Rotwein begnüge, aber derselbe möge ihr beitreten. Wenn das in allen Fällen geschähe, dann würde die Schillerstiftung florieren."

Lazarus war auch einer der Eifrigsten, wenn es galt, Theatervorstellungen oder Vorträge für die Schillerstiftung anzuregen, und er selbst war einer ihrer glänzendsten Redner. Bereits im Februar 1859, als ein Zyklus von Vorträgen für sie veranstaltet wurde, sprach er in Berlin über die „Wirkung des Komischen" und am 11. November desselben Jahres in einem literarischen Festkreise über Schillers nationale und humanitäre Bedeutung.

Nachdem er erläutert, warum und wodurch der Mensch ein geschichtliches Wesen sei, fuhr er fort: „Auch die Heroen des Geistes sind solche geschichtliche Wesen, aber sie sind es in zwiefacher Hinsicht, nicht bloß Wirkungen, sondern auch Ursachen der Gestaltung des nationalen Geisteslebens. Weil sie dem Boden des Nationalgeistes entspringen, können sie auch wiederum auf ihn wirken. Wie Blüte und Frucht das Ziel und Resultat des ganzen Lebens einer Pflanze ist, wie dann in dem kleinen Kern der Frucht wiederum die ganze Lebenskraft eines mächtigen Baumes vorgebildet liegt und aus demselben sich entfaltet, so sammelt der Gesamtgeist der Nation sich in ihren Heroen und findet in ihnen neue Triebe und Bildungskraft. Was die kühle Kritik für einen Ausdruck des überschäumenden Idealismus halten durfte, als der Dichter ausrief: „Seid umschlungen, Millionen!", das ist nun zur realen Wahrheit geworden. Denn kein gebildeter Deutscher lebt,

dessen Geist nicht irgend einmal von dem Geiste Schillers erleuchtet, dessen Herz von ihm nicht bewegt worden ist, kein gebildeter Deutscher, welcher Schiller nicht als Teil in seiner Seele trägt." Und zum Schluß:

„Das Ziel des Menschengeschlechts, wie er es erkannt hat, liegt in weiter Ferne; wir erkennen dadurch um so deutlicher, daß es ein Irrtum in der Zeitströmung ist, welche die Idealität verlassen hat. Nicht bloß die Mittel und Werkzeuge des Lebens zu vervielfältigen und zu vervollkommnen, sondern die Zwecke des Lebens tiefer zu erkennen und tätiger zu erfassen, nicht bloß die Natur außer uns zu beherrschen, sondern die Natur unser selbst zu erkennen, zu lenken und zu veredeln, das ist der Gedanke, welcher seinem Leben und seinen Werken das Siegel höchsten Menschentums aufgedrückt hat."

Wie aktuell erscheint diese Mahnung jetzt noch, zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts! —

Diese Rede ist noch ungedruckt. Bedauerlicherweise ist der Herausgeber der 1905 erschienenen „Schillerreden" aus dem Jahre 1859 nicht auf den so nahe liegenden Gedanken gekommen, sich zu erkundigen, ob denn nicht auch Lazarus damals zu Ehren Schillers gesprochen habe. Er eröffnet jene Sammlung durch die Festrede, die Jakob Grimm am 10. November in der Berliner Akademie der Wissenschaften über „Schiller und Goethe" hielt. Wie akademisch-kalt, wie weltfremd sind die Worte, mit denen hier Grimm der soeben fest begründeten Schillerstiftung gedenkt, sich gegen sie wendet als eine „Armenanstalt für mittelmäßige Schriftsteller, für Dichterlinge, denen von aller Poesie abzuraten besser wäre, als sie noch aufzumuntern"; wenn er all den Männern, die bereits jahrelang an der Verwirklichung des Gedankens gearbeitet, den Grimm matt und unbeholfen findet, den schulmeisterlichen Rat gibt, sich zu besinnen und aus dem Ertrage der gesammelten Gelder — Bildsäulen Schillers aufzurichten!

Grimm kann keine Ahnung von der Organisation der Schillerstiftung, von der bereits ins Leben gerufenen und in ganz Deutsch-

land — außer Kurheſſen und Hamburg — konzeſſionierten Schiller-lotterie gehabt haben, ſonſt hätte er die Unmöglichkeit erkannt, ſeinem befremdlichen Rate zu folgen, und ihn ſich erſpart.

Es iſt ſchwer, feſtzuſtellen, wie oft Lazarus über Schiller und für die Schillerſtiftung bei feſtlichen Gelegenheiten geſprochen hat. Gern verband er beides. Beim Feſtmahl, das nach der Enthüllung des Schillerdenkmals in Berlin (1871) im Arnimſchen Saale Unter den Linden ſtattfand, ſprach er über Schillers nationale Bedeutung. Wir können, ſo berichtete die Spenerſche Zeitung, nur eine ſchwache Skizze von der eindrucksvollen Rede geben. „Jeder Volksgeiſt", ſagt Lazarus, „trägt in allen einzelnen Geſtalten die Prägung derer, die an ihm geſchaffen haben, Schiller mehr als irgend ein anderer. Seine Bedeutung müſſen wir an dem Maße der Univerſalgeſchichte meſſen. Schlagen wir die Literaturgeſchichte aller Völker auf, ſo finden wir die deutſche dadurch ausgezeichnet, daß vier unſerer großen Dichter ſich mit der Erziehung des Menſchengeſchlechts beſchäftigt haben: Leſſing voran, dann Jean Paul, Goethe im Wilhelm Meiſter und Schiller in der äſthetiſchen Erziehung des Menſchengeſchlechts. Unter ihnen allen ragt Schiller an nationalem Geiſte am meiſten hervor. Seine Poeſie, namentlich ſeine didaktiſche Poeſie, bleibt ein unerreicht ſchöner Quell der Belehrung. Von Plato bis auf Schiller iſt nie wieder ſo innig der Gedanke ausgeſprochen worden, daß die Schönheit Symbol der Wahrheit ſei. — Schiller iſt der Dichter deutſcher Nationalität. Kein Dichter iſt wie er Dichter der politiſchen Jugend geweſen. Zur Zeit, als er wirkte, hatte man in Deutſchland Vorrechte und Rechte, aber kein Recht, Freiheiten, aber keine Freiheit, Staaten, aber keinen Staat. Vom deutſchen Staate gilt des Dichters Spruch: „Es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut." Wer es zählen könnte, wie oft das Wort: „Ans Vaterland, ans teure ſchließ' dich an!" wiederholt worden! Es iſt des Vaterlandes Kraft geworden; es war der Tropfen, der den Stein gehöhlt, der Stahl, der den Funken aus dumpfem Leben gezogen. Schillers prophetiſcher Sinn wollte Deutſchland zu einem Volk von Brüdern

geeint sehen, das sich in keiner Not und Gefahr trennen sollte. Jene Schlagworte waren das erste kurze, bündige Reglement für die Reorganisation des deutschen Kriegsheeres. — Neben dem schönen Denkmal, das wir heute enthüllt, besitzen wir ein gutes: die Schillerstiftung, ein wahres: Schillers Werke und Geist. Aus diesem Geiste ist der deutsche Staat geboren. Sein Ziel ist noch nicht erreicht durch die Macht, die die deutsche Nation errungen, durch die Gestaltung, die sie sich gegeben; es bleibt die Erwartung, daß der Geist für das Ideale im deutschen Volke nicht schwinde. Auf die Erfüllung dieses Wunsches mögen die Gläser klingen!"

Berndal trug im Anschlusse an Lazarus' Worte Schillers Ideale vor, Virchow brachte Reinhold Begas, dem Schöpfer des Denkmals, ein Hoch, und die Begeisterung, die jenes Festmahl auszeichnete und die sich in zahlreichen Toasten kundgab, benutzte der verdiente Stadtverordnetenvorsteher Kochhann, um durch eine Ansprache für die Schillerstiftung zu werben.

Lazarus' Tätigkeit als Schillerfestredner beschränkte sich nicht auf Berlin. Unter seinen Manuskripten befindet sich das Stenogramm einer Rede, die er am 10. November 1876 auf Gottschalls Veranlassung im Leipziger Schillerverein über die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen gehalten hat. Schon zwei Jahre zuvor hatte der vielgeschäftige „Gartenlauben-Hofmann" gleichfalls für die alljährliche Leipziger Schillerfeier um ihn geworben. „Wer Sie einmal als Redner gehört hat, wie ich, dem wird sich Ihr geistiges Bild nicht so leicht verwischen und der wird vor allem an Sie denken, wenn ihm die Pflicht obliegt, sich nach einem Festredner umzusehen." Schalkhaft legte er ihm dar, wie auch die Meß- und Schlachtenstadt das Ideal hochhalte und es somit verdiene, daß der Philosoph den so laut und vielfach ausgesprochenen Wunsch erfülle. „Senden Sie mir — ich kann die Zeit dieser Freude kaum erwarten — telegraphisch Ihr ‚Ja!' zu; denn ein ‚Nein' fällt ganz gewiß Ihrem edlen Herzen viel zu schwer."

Im Jahre 1884 feierte die Schillerstiftung ihr 25jähriges Bestehen. Auf ausdrücklichen Wunsch des Großherzogs von Weimar hielt Lazarus dort am 10. November die Festrede, die ein Beitrag zu ihrer Geschichte und zugleich ein Mahnruf ist, die gute Sache zu unterstützen. Insbesondere nahm er Gelegenheit, sich einmal direkt an die Frauen zu wenden: „Noch haben die deutschen Frauen, das darf ich in Gegenwart so vieler offen sagen, ihre Schuldigkeit nicht getan. Wenn sie auch hin und wieder eine Träne vergossen, so bedeuten zwar Tränen Perlen, diese aber haben keinen marktgängigen Preis; sie gewinnen ihn sofort, wenn aus den Tränen ein Wille, ein Entschluß hervorgeht, dem Gefühl die Tat folgen zu lassen; ich hoffe, daß die deutschen Frauen sich dazu erheben werden, daß sie vor allem das Werk der Stiftung in die Hand nehmen. Sie sind der Hort der deutschen Bildung: die Wissenschaft eignet vorzugsweise den Männern, allgemeine Bildung, Hingebung für Poesie und Literatur den Frauen. Deshalb mögen auch sie zumeist sich der Stiftung widmen!“*)

Reicher Erfolg blieb nicht aus. Besonders erfreute den Redner ein Brief der „Beatrice“ (es war „die Braut von Messina“ gegeben worden), der Hofschauspielerin Hildegard Jenicke, der 100 Mark enthielt. Eine Schottin, Frau Oberst Grant-Duff, „die durch Schiller Deutschland lieben und schätzen gelernt“, hatte ihr 50 Mark für die Schillerstiftung übermittelt. „Ich, schrieb die Künstlerin, die ich nur Schiller die erste Anregung zu danken habe, daß ich mich für die Bühne begeistert, lege aus Freude, daß ich fast sämtliche Frauenrollen Schillers darstellen durfte, die andern 50 Mark bei.“

*) Dieser Wunsch hat sich zum Teil erfüllt. Der über ganz Deutschland verbreitete Schillerverband deutscher Frauen hat gelegentlich der Feier des hundertjährigen Todestages einen schönen Beweis seiner erfolgreichen Tätigkeit dadurch erbracht, daß er namens seiner 35 Ortsgruppen der Schillerstiftung eine Viertelmillion Mark überwies; 50000 Mark waren allein aus Amerika beigesteuert worden.

Zu einer der vornehmsten Feiern gestaltete sich die des Berliner Zweigvereins am 22. November 1884. Die prächtigen Räume bei Arnim sahen eine auserlesene Versammlung von Gelehrten, Künstlern und Dichtern, die Berühmtheiten Berlins in seltener Vollzähligkeit: neben dem kleinen, schmunzelnden Adolf Menzel Meister Joachim, den Hohenzollerndichter E. von Wildenbruch, der damals durch Verleihung des vom Kaiser Wilhelm gestifteten Schillerpreises ausgezeichnet worden war, und Fontane, den Dichter der Mark, Richard Voß, den Sanskritisten Albrecht Weber usw. Natürlich war auch Herr von Hülsen mit seiner schöngeistigen Gemahlin und allen Größen der Königlichen Schauspiele erschienen. Industrie, Handel und Beamtenwelt waren zahlreich vertreten; es schien, als habe keiner sich ausschließen wollen. Unter den auswärtigen Gästen befanden sich Anton Rubinstein, der Weimarer Generalintendant Freiherr von Loën und der Maler von Gleichen-Rußwurm, Schillers Enkel.

Am selben Abend war beim Kaiser ein großes diplomatisches Diner. Doch der Kronprinz, der sich, wenn irgend möglich, keine Gelegenheit entgehen ließ, seinen früheren Lehrer an der Kriegsakademie zu hören, erkundigte sich durch seinen getreuen Sekretär, den trefflichen Herrn von Normann, beim Festkomitee, wann die Rede beginnen werde. Er wolle kommen, nur solle man das Programm pünktlich einhalten, denn auch der Kaiser sei sehr pünktlich: um 7 beginne das Diner, keine Minute früher oder später.

Auf beiden Seiten verlief alles programmäßig. Eine stimmungsvolle Komposition von Joachim, der vom Bläserchor der Hochschule für Musik ausgeführte „Festruf", leitete die Feier ein; $^3/_4$8 erschien der Kronprinz, und Lazarus hielt eine seiner gedankenreichsten und formvollendetsten Reden, in der er Schiller als Propheten der Freiheit und Einheit des deutschen Volkes feierte.*)

*) Unter dem Titel „Schiller und die Schillerstiftung" sind Lazarus' Reden vom 10. und 22. November 1884 veröffentlicht. — Ein Bericht über die Berliner Feier bemerkt: „In verflossenen Jahrzehnten gab es auf jeder

Nachdem er geendet, rief ihn der Kronprinz heran, reichte ihm dankend die Hand und erzählte ihm, daß er in der Augsburger Allgemeinen Zeitung seine Weimarer Rede gelesen, um sich für die heutige Rede vorzubereiten. Beide blieben noch eine Weile plaudernd beisammen, dann bemerkte der Kronprinz lächelnd, er habe sich heimlich weggestohlen und müsse nun wieder fort. Indem er ihm nochmals zum Abschied die Hand reichte, sagte er: „Mein lieber Professor, Sie bleiben doch immer unser Fahnenträger des echten Idealismus."

Die Schillerstiftung zahlte um die Wende des Jahrhunderts etwa 46000 Mark Pensionen, und mit sonstigen Zuwendungen und Unterstützungen betrug die Gesamtsumme ihrer Ehrensolde etwa 62—63000 Mark. — Unter den Empfängern nennen die Jahresberichte die bekanntesten Namen und zwar in voller Öffentlichkeit; denn das schöne Prinzip, daß die Zuwendungen der Schillerstiftung nicht „Unterstützungen", sondern Ehrensolde sind, die dem Empfänger zur Auszeichnung gereichen, ist seit 1869 konsequent festgehalten worden. Wenn Nachkommen von Auerbach, Benedix, Bodenstedt, Eichendorff, Gutzkow, Julius Hammer, Herder, Ludwig, Mörike, Rückert lebenslängliche Pensionen beziehen, auch eine Enkelin Bürgers um des Namens willen, den sie trägt, wenn unter den auf ein oder mehrere Jahre bewilligten Pensionen, deren Aufzählung fast zwei engbedruckte Großquartblätter des Jahresberichtes füllt, für einen Enkel Emil

---

Universität eine Professur der Eloquenz, die auch wohl hier und da noch fortbesteht. Es gibt keinen Gelehrten, der dieses Amt besser, instruktiver und siegesgewisser ausfüllen könnte, als Professor Lazarus. Der sprachgewaltige Mann ist der geborene Redner; nebenbei weiß man aber auch, daß er ein bahnbrechender Gelehrter, nicht ein Stubenphilosoph, sondern ein weltgewandter Menschenkenner ist. — Der Redner stellte den Dichter mitten in den großen Zug der historischen Weltbewegung hinein; er analysierte psychologisch den großen Poeten, um uns den großen Menschen synthetisch in wenigen Strichen vor Augen zu führen."

Pallesken ein Erziehungsbeitrag sich findet, so erkennt das denkende Gemüt darin nicht ein beschämendes Geschenk, sondern ein Stück realisierter Gerechtigkeit.

So hat die Schillerstiftung Tausende getröstet, vielen geholfen und manchen vor dem Untergang gerettet.

Noch fehlt freilich unsäglich viel daran, daß sie alles Schriftstellerelend beseitigen könnte, das auf Hilfe Anspruch hat. „Die Ansprüche sind für unsere Einnahme viel zu zahlreich, das Schriftstellerproletariat ist in erschrecklicher Zunahme," schreibt 1901 Karl Frenzel, der im Präsidium des Berliner Zweigvereins Lazarus nachfolgte, diesem nach Meran. Wellers 1859 gedichtete Klage ist auch heute noch nicht übertrieben:

Vier kahle Wände unter niedrem Dach,
Ein Tisch, ein Stuhl, ein hartes, strohern Bette,
Ein bleicher Mann im drückenden Gemach:
Wer kennt sie nicht, die deutsche Dichterstätte?

Glänzende äußere Erfolge und bittere Not sind nur zu oft vereint. Die zahllosen Briefe von Bittstellern an Lazarus offenbaren ein großes Wehe, das in den verschiedensten Tönen zum Herzen spricht: bald die verschämte Andeutung vornehmer Geister, bald das nackte, rücksichtslose Elend. Am bittersten aber berühren die Briefe von sogenannten „erfolgreichen" Theaterdichtern, die Tausenden durch ihre Werke Vergnügen und geistigen Genuß bereiteten und kaum das liebe Brot hatten, weil Agenten oder sonstige Schmarotzer an ihren Tantiemen den größeren Anteil besaßen oder weil sie durch die Not anderen Ausbeutungen preisgegeben wurden.

Grell wird das Ausbeutungssystem auf dem Gebiete geistiger Arbeit durch einen Brief beleuchtet, den im Dezember 1882 Carl Görlitz schrieb. Der beliebte Possendichter spricht darin den dringenden Wunsch aus, die Schillerstiftung möge sich nicht auf die Unterstützung bedürftiger Schriftsteller beschränken, sondern auch den Bühnenschriftstellern zu ihren Rechten verhelfen:

„Ich würde wahrscheinlich nie in die Lage gekommen sein, jemals um Unterstützung zu bitten, wenn mir nur mein Recht

geworden wäre. Mein Stück „Drei Paar Schuhe“ hat nicht Tausende, sondern faktisch viele Hunderttausende eingebracht und die Direktionen, sowie Künstlerinnen, die auf die Rolle der von mir geschaffenen Schusterfrau*) reisen, reich gemacht, während ich nur wenige hundert Mark erhalten habe, weil das Geschäft durch die Agenten, die echten und einzigen Wucherer in der Bühnenliteratur, geht.

Ich erhielt, wie in meiner Eingabe vom vorigen Monat an Sie erwähnt, eine Berechnung von der Agentur**) über „Drei Paar Schuhe“ mit 55 Mark von Dresden und Leipzig. Ich wußte bestimmt, es konnte nicht stimmen; aber ich konnte es nicht beweisen, mußte also schweigen. Wäre mein Gesuch um Unterstützung im vorigen Monat bewilligt, würde ich wahrscheinlich still gewesen sein. Es war in gewisser Hinsicht ein Segen für mich, daß ich abschlägig beschieden wurde; ich wurde angespornt und verfolgte die Sache und konnte der Agentur schreiben, daß die Berechnung aus Leipzig falsch war.

Darauf bekomme ich vorgestern aus der Agentur eine Geldsendung mit 43 Mark und dem wörtlichen Vermerk auf dem Coupon der Postanweisung:

‚Beigehend 43 Mark Tantiemenanteil für Drei Paar Schuhe vom Stadttheater in Leipzig. Dieselben sind zu einer Zeit eingegangen, als Herr *** sich auf der Reise befand, und daher ist der Irrtum entstanden.‘

Das ist eine Sache, die ich also schwarz auf weiß beweisen kann, daß mir mein kleiner Verdienst nicht einmal geworden wäre, wenn ich nicht durch endlose Schreiberei mir mein Recht erkämpft hätte.

---

*) Dies war eine Glanzrolle des berühmten Soubrettenkleeblatts Marie Geistinger, Anna Schramm, Josephine Gallmeyer und Ernestine Wegener. — Wieviel Segen hat Görlitz mit der gefunden Moral dieses Volksstückes in den Kreisen der Unbemittelten gestiftet!

**) Vielleicht ist sie inzwischen anständiger geworden, drum sei der Name verschwiegen.

Und so ist es fortwährend; die Agenten haben durch weiß Gott was für Mittel, die jeder Dichter verschmäht, das Geschäft an sich gerissen; die Direktionen verhandeln nur mit Agenten, und wir Dichter, die Nächte und Tage sitzen müssen und schreiben, erhalten nur, was die Agenten uns zukommen lassen, und zwar in einer Form, als ob sie uns Dichtern etwas schenkten.

Von Kleist herab bis zu Roderich Fels sind Dutzende von Schriftstellern durch Not untergegangen. Ein Agent hat noch nie durch Selbstmord geendet.

Wir Schriftsteller alle danken Ihnen gewiß, wenn Sie uns durch Unterstützung vor Hunger und Selbstmord schützen; aber wir werden Ihnen ganz gewiß ebenso sehr danken, wenn Sie uns behilflich wären, uns gegen die, gegen jede Moral laufenden Machinationen der Agenten zu schützen.

Allgemeine Klagen sind unnütz, aber eine direkte Tatsache möchte doch vielleicht einflußreiche Männer veranlassen, den ganzen Stand der Bühnenschriftsteller dagegen zu schützen, daß ihnen von Agenten, die nichts tun als den Zwischerhändler zu spielen, das Mark ausgesogen wird.

Die Arbeit muß bezahlt werden, nicht der Zwischenhändler, und es sind trostlose und unhaltbare Verhältnisse, wenn der fleißige Arbeiter durch Aussaugung des Zwischenhändlers in Not gedrängt und dadurch zum Lumpen gestempelt wird — wenigstens beim großen Haufen." —

Zu den „Erfolgreichen" gehörte auch A. Mels (Dr. Martin Cohn). Sein „Heinrich Heine" wurde im Residenztheater zu Berlin Hunderte von Malen gegeben. Der Charakterkomiker Karl Pander*) schuf in der Darstellung des Hühneraugenoperateurs und

*) Die „Gartenlaube" (1905 Nr. 12) schreibt: Dem schweren Leiden, das seit einigen Jahren den einst so gefeierten Schauspieler K. Pander befallen, hat nun der Tod ein Ende gemacht; in Hamburg ist der erst Sechzigjährige am 5. März gestorben. Den Wechsel, die Unbeständigkeit des Glückes hat er wie wenige andere kennen gelernt. Einst getragen von der Verehrung und Liebe des Publikums, das sich mit Beifallklatschen nicht genug tun

Lotteriekollekteurs Hirsch eine lebenswahre Studie. Wenige Wochen vor seinem Tode (Mels ist in Nizza in bittrem Elend gestorben) schrieb er mit zitternden Zügen, denen man ansieht, daß die einst so fleißige Hand bald erlahmen wird:

Lieber und verehrter Herr Professor!

Wunder über Wunder! Die 230 Mark sind ohne Anstoß angekommen!

Gott segne Sie!

Denn wenn Sie wüßten — nein, es ist besser, daß Sie es nicht wissen!

Nur danke, danke, danke!

Ihr bis zum hoffentlich baldigen Ende dankbar ergebener

Dr. Martin Cohn.

Lazarus hatte ihm die bevorstehende Unterstützung aus der Schillerstiftung bereits brieflich gemeldet. Das tat er überhaupt stets: „Die Leute grämen sich, wenn sie warten. Freude macht gesund." Hier war das freilich nicht mehr möglich.

Daß selbst vielgelesene und angesehene Romanschriftsteller oft mit harter Not kämpfen müssen, sollte man kaum glauben. August Becker (1828—1891) war einer unserer beliebtesten Novellen- und Romandichter, und doch mußte seine Gattin in ihrer Angst um Mann und Kinder in einem Briefe an Lazarus (1889) Hilfe bei der Schillerstiftung suchen. Ein schweres Augenleiden hatte Becker befallen. „Mich selbst", schreibt sie aus Eisenach, „nimmt es nicht wunder, da er oft monatelang auch die Nächte durcharbeitet und noch am Schreibtisch sitzt, wenn andere Leute aufstehen. — Die Entschiedenheit, mit der er sich aller Reklamemacherei ent-

konnte, wenn Pander den „Hirsch" in Mels' Lustspiel gab, hat er seinen Lebensabend in Dürftigkeit verbracht und mußte neben der Qual, einem geliebten Beruf zu entsagen, neben körperlichen Schmerzen noch die Not der Armut kennen lernen. Viele Rollen hat Pander mit gutem Erfolg und trefflicher Komik verkörpert, aber an seinen Hirsch reichte keine andere Leistung heran, sie war von hinreißender Wirkung.

gegenstemmte, Koterien und Cliquen von sich abhielt, war nicht dazu angetan, ihm sein Wirken zu erleichtern, zumal von einer kleinen, aller geistigen Hilfsmittel und Anregungen entbehrenden Stadt aus. Dazu kam das schwerste Verhängnis durch einen gewissenlosen Verleger und dessen Sohn, so daß mein Mann als Fünfziger, nachdem von ihm schon 30 Bände vorlagen, ganz von vorn anfangen mußte und zwar in der schlimmsten Zeit fortdauernder Krise, welche alle Verhältnisse im Buchhandel verschiebt. Das Buch als solches büßt seinen kaufmännischen Wert ein und weicht immer mehr dem Illustrationswerk und der Lesemappe. Auch verdoppelte Anstrengung, Entsagung auf allen und jeden Lebensgenuß seit vielen Jahren konnten fernere Verluste, denen man bei aller Vorsicht ausgesetzt ist, nicht ausgleichen und können es jetzt um so weniger, als sich das literarische Leben mehr und mehr in Berlin konzentriert, außen wohnende Schriftsteller für dort kaum mehr in Betracht kommen oder nur dazu da sind, ausgebeutet zu werden. Ich könnte mehrere Belege aus meines Mannes eigener Erfahrung hierfür liefern. Unter anderm wurde ihm 1888 ein großer Roman, an welchem er drei Jahre gearbeitet hatte und auf den er besonders große Hoffnungen gesetzt, durch einen in der Reichshauptstadt sich auftuenden neuen literarischen „Bund" unter glänzenden Vorspiegelungen und Versprechungen abgelockt. Erbetene Auskunft über Vertrauenswürdigkeit blieb aus; durch Namen getäuscht, versah sich mein Mann jedoch nichts Schlimmes, bis er sich förmlich ausgeplündert sah. Über 500 Mark Provision wurde ihm abgenommen, dabei der Roman verschleudert, so daß nicht der vierte Teil des Arbeitswertes erzielt wurde und mein Mann nur froh war, noch das Manuskript aus den Klauen dieser Bande retten zu können. Die Namen jener literarischen Piraten prangen aber, wie ich ersehe, auf der letzten Mitgliederliste des „Deutschen Schriftstellerverbandes", welche Dr. Brasch jüngst meinem Manne zusandte, um ihn zum Wiedereintritt zu bewegen."

Wieviel typisches Elend enthüllt folgender Brief (1893):

Hochverehrter Herr Professor!

Als ich vor drei Monaten obdachlos und verzweifelnd an Sie schrieb, besaß ich noch einen Roman, für den ich 7—800 Mark haben mußte, aber ich bot ihn drei Verlegern für 300 an. *** offerierte ich endlich den Roman für 250 Mark. — Umgehend erhielt ich die Antwort: ich behalte das Manuskript ungelesen, aber für 120 Mark. — Schon am folgenden Tage erhielt ich 100 Mark; zwei Tage später noch 20. — Ich segne den Mann dafür.... Konnte ich doch jetzt meine Wohnung bezahlen, zwei Monate mich mit kleinen Arbeiten erhalten. Allein ich habe nun wieder 75 Mark Pension (in der Klinik) zu zahlen und bringe allerhöchstens 45 durch Arbeiten auf. Ist es möglich, mir noch dreißig Mark aus der Schillerstiftung recht bald zuzuwenden? Ich bin sonst wieder ohne Obdach.

Der Schreiber gehört zu den strebsamsten und gebildetsten Schriftstellern: eine feine Natur, früher eine vornehme Erscheinung, jetzt ein armer Greis, dessen letzte Lebenstage wohl von der Schillerstiftung vor gar zu arger Entbehrung geschützt sein werden.

Das Bild vom Schriftstellerelend mag ergänzt werden durch einige Zeilen aus dem Briefe eines Zeitungsschreibers, dem es an warmer Anerkennung von seiten hervorragender Männer auch aus der Gelehrtenwelt nicht gefehlt hat, der aber trotz aller Belobigung darben mußte. Es kann keine größere Not geben als die des Schriftstellers, dessen Kraft durch Entbehrungen vorzeitig gebrochen wird. „Wie oft, schreibt der Arme (1882), mußte ich bei leerem Magen schreiben! Ich habe oft genug erlebt, daß Aufsätze, die ich für 3 bis 5 Mark verschleudern mußte, in den größten Blättern ohne Quellenangabe nachgedruckt wurden. Ich suche Verbindungen bei allen Zeitungen Berlins, wo ich es verantworten zu können glaubte; die größeren sind von Mitarbeitern überfüllt, und nur in der Vossischen habe ich sehr vorübergehend einige Aufsätze (z. B. zu Hegels fünfzigjährigem Todestage, über K. F. Eichhorn u. a.) anbringen können. Am 1. November mußte ich aus meinem

Stübchen in ein ofenloses Dachkämmerchen (Zimmerstraße 2, Hinterhaus 3 Treppen) ziehen. Ich besitze nur ein sehr dürftiges Sommerröckchen. Ich klappre vor Frost, habe auch seit dem 1. November nicht warm gegessen. Ich lebe von Brot, Kaffee und, um mich zu wärmen, von einem Gläschen — — Schnaps, mir das widerwärtigste Getränk, aber ich muß mich wärmen und den Hunger vertreiben.

Werde ich aus meinem Dachkämmerchen geworfen, so muß ich obdachlos, halbverhungert, halberfroren enden.

Der Fluch der Armut hat schon so vieles zerstört, was ich begonnen habe. Immer wieder muß ich mir Linggs Worte vorhalten:

Zu erglühen im Bestreben,
Zu erliegen im Versuch,
Weh dir, Herz, dies ist dein Fluch!

Es sei genug. Sollte mein Leben zu Ende sein, so seien Sie noch herzlich für Ihre mir früher bewiesene Güte gegrüßt."

Dem Briefe lagen eine Reihe Aufsätze bei, u. a. über Auerbach, Leopold Ranke, die von ernstem Streben zeugen.

Auch des Dr. Hermann Maron sei hier gedacht; ein hochbegabter, gutherziger Mann, der, als es ihm etwas besser ging, nur allzu freigebig war. Von Nahrungssorgen wie früher gepeinigt, inzwischen ein Sechziger geworden, völlig hoffnungslos, erschoß er sich und seine edle Frau, die ihn nicht überleben wollte.

Vom Drama bis zum Couplet herab hat die Schillerstiftung ohne Unterschied wie eine gute Mutter für ihre Kinder gesorgt, die vornehmsten geistigen Führer geschützt und auch denen ihre Hilfe nicht versagt, die den Ton getroffen, der auf allen Gassen, in allen Volksschichten widerklingt. Welch ein Weg von Otto Ludwig bis Otto Mylius! Die Bedeutung eines gesunden, wenn auch kurzlebigen Gassenhauers, der eine Millionenstadt im Nu zu gewinnen vermag, darf man nicht unterschätzen. Seines Urhebers gedenkt man nicht; er ist Volkslied, Eigentum aller, und der es zuerst gesungen, trägt keinen Lohn davon, vielleicht auch keinen klingenden. „Der Mann mit dem Coaks" hat die Runde

durchs Reich gemacht und ist heute noch nicht vergessen, nachdem er Millionen erheitert hat. Das ist des Verdienstes genug! Der dies geflügelte Wort geschaffen, Mylius, war Hypochonder, war es geworden durch bittre Not, die seine Nerven zerrüttete und ihm keine Schonung gönnte, denn er sorgte noch für seine kranken Schwestern. So schrieb er täglich — Couplets. Die meisten blieben freilich im Kasten liegen, bis sein Coaksmann Berlin durchzog, wie Jahre zuvor sein „Kornblumenlied", das zur Volkstümlichkeit Kaiser Wilhelms so viel beigetragen hat, wie es ein Lied nur eben vermag.

* * *

Lazarus hat sich der Schillerstiftung auf das hingebendste gewidmet. Trotz all seinen sonstigen Obliegenheiten wurden ihre Aktenstöße auch auf Reisen stets umgehend und eingehend studiert, Besuche oft in dunklen Hinterhäusern und entlegenen Mietskasernen der Vorstädte gemacht. Galt es verarmte Frauen, so bewog er wohl auch fühlende Mitschwestern, an seiner Stelle zu gehen und zu helfen. So habe ich in seinem Auftrage einen Winter hindurch regelmäßig die neunzigjährige Luise von Michel besucht, die nahe dem Moritzplatz vier Treppen hoch in einem Mietshause alter Art wohnte. Die alte Dame war Dramendichterin, und die Hunderte von Exemplaren ihrer letzten Hohenstaufentragödie — auf die sie immer noch Hoffnungen setzte! — füllten ihre Kommode. Die Greisin war körperlich entsetzlich verwahrlost, und ich dankte es dem Gütigen, der mir den Weg zu der Verlassenen gewiesen, deren letzte Lebenszeit wir menschlicher gestalten durften. Als ich einmal, von einer längeren Reise zurückgekehrt, wieder die häßliche Treppe hinaufgestiegen war, hieß es, sie sei gestorben. Ich forschte nach ihrem Grabe. Mir wurde überall eine ausweichende Antwort. Vielleicht hatte sie keins ...

Charakteristisch für den Menschenfreund war seine Sanftmut auch Trotzigen und Irrenden gegenüber. Manchen hat er vor dem moralischen Untergang dadurch gerettet. Auch wenn es

Erkundigungen galt, ob dies oder jenes Gesuch berechtigt sei oder ob Mißbrauch getrieben werde, dann scheute er keine Unbequemlichkeit, auf humane Weise der Wahrheit auf den Grund zu kommen. War die Not der Bittsteller zu dringend, um den Gang der Geschäfte abwarten zu können, dann legte er die ihnen zugedachte Summe aus eigenen Mitteln aus.

Unvergeßlich ist mir, wie im Winter 1896—97, als wir uns in Nizza aufhielten, seine sonnige Liebenswürdigkeit und Humanität es einem dort ansässigen, aus Deutschland stammenden, menschenscheuen Sonderling (J. P.) angetan hatten. Dieser wünschte ihm bei seinem Weggang eine persönliche Freude zu machen, und dies geschah auf Lazarus' Wunsch durch eine Zuweisung von 10000 Mark an die Schillerstiftung.

In Lazarus' Manuskripten fand sich ein vor mehr als 20 Jahren beschriebenes Blättchen mit einer Mahnung, die heute noch gilt und noch lange Geltung haben wird: „Eine Stiftung, welche den Namen Schillers trägt, ist der dankbaren Gesinnung des deutschen Volkes anvertraut und sollte jedermann vertraut sein. Statt dessen werden neben völliger Unkenntnis irrige Meinungen über Zweck, Wirksamkeit und Zulänglichkeit der Stiftung allzu häufig angetroffen. An jeden gebildeten Mann, besonders auch an jede gebildete Frau, welche den Werken deutscher Literatur Geistesbildung und Lebensfreude verdanken, richten wir deshalb die herzliche Bitte und die dringende Forderung: den Bericht über Wesen und Wirken der Schillerstiftung in den 25 Jahren ihres Bestehens willig und ernsthaft zu lesen. Jeder gebildete Deutsche muß wissen, was die Schillerstiftung leistete, aber auch, was sie leisten soll und leisten kann. Wir hegen die feste Zuversicht, daß alle Leser Freunde und Förderer der Stiftung werden; denn sie werden notwendig erkennen, wie sehr die Gebildeten und die Wohlhabenden unter uns im Rückstande sind gegen das Werk, welches zu stützen und auszubauen nicht bloß eine gute und edle Sache, sondern unbedingt des deutschen Volkes Ehrensache ist."

Achtes Kapitel.

Aus der Welt des Theaters.

„Meine erste Beziehung zum Theater", erzählt Lazarus mit schalkhaftem Lächeln, „war eine ganz und gar aktive. In meiner Vaterstadt gastierte eine Wandertruppe — ich glaube, man nennt sie „Meerschweinchen" — deren Mittel zu Druckkosten nicht hinreichten. Die Zettel wurden also abgeschrieben und von Boten in die Häuser der Honoratioren usw. geschickt. Ich war damals ein Knabe von zehn Jahren. Alle halbe Jahre mußten auf den Schulen Probeschriften angefertigt und vorgelegt werden, und ich war wegen meiner guten Handschrift so bekannt, daß ich gewürdigt wurde, auch die Umschläge zu diesen Probeheften mit großartig schönen Titeln zu versehen. Für 32 Kameraden in der Klasse keine Kleinigkeit! —

Der Ruf des zehnjährigen Knirpses als Kalligraph war also auch zum Thespiskarren der Frau Direktor Henschel gedrungen, und eines schönen Tages erschien sie in eigener Person bei meiner Mutter, um mich mit wahrhaft dramatischer Beredsamkeit anzuwerben als: Zettelschreiber! Natürlich stellte ich meine Kunst begeistert in den Dienst ihrer Kunst, und mit bebender Wonne schrieb ich die oft sehr langen Personenregister der klassischen Stücke ab (nur auf solche kann ich mich besinnen) und wurde obendrein noch reich belohnt. Ich erhielt nämlich für mich und meine ältere Schwester zwei ganze Freibillette und durfte nun all die Theaterherrlichkeit mit eigenen Augen schauen!

Daß sich mein Gemüt vollsog mit all den empfangenen erhabenen Eindrücken, ist um so begreiflicher, als ich — glückliches

Kind! — von Kritik noch nichts wußte. Es war ja alles wunderschön, denn es wurde gespielt — Schiller wurde gespielt. Was wollte ich mehr?"

Als der so empfängliche und vorbereitete Knabe zum Jüngling heranwuchs und nach Berlin, später nach Leipzig usw. kam, besuchte er mit einem theaterschwärmenden Kollegen dortige Aufführungen mit gereiftem Sinn und höchstem Genuß. Er hörte Pauline Viardot-Garcia und die Jachmann-Wagner, er lernte Mendelssohn-Bartholdy und Robert Schumann kennen; er sah Theodor Döring, der im Jahre 1843—44 am Berliner Hoftheater ein Gastspiel eröffnete, das dann zu lebenslänglichem Engagement führte, und Ludwig Dessoir beide abwechselnd in ihren größten Rollen: Franz Moor, Shylock, Nathan, Othello, Jago und Harpagon. Der junge Gelehrte lernte durch den Vergleich dieser beiden Kollegen (welche zum Teil arge Antipoden waren) die feinsten Triebfedern erfolgreicher Bühnendarstellungskunst erkennen und späterhin kritisch verwerten. Sein Aufenthalt in Braunschweig und seine Freundschaft mit dem Herbartianer Griepenkerl vermittelte ihm die Bekanntschaft mit dem Intendanturrat Köchy. So oft er dann später nach seiner Studienzeit in alter Anhänglichkeit nach Braunschweig zurückkehrte, ebenso oft verkehrte er mit dem damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Robert Griepenkerl, dessen Braut Erna v. Griesheim die Schwägerin Köchys war. Robert hatte sich von seiner ersten Frau scheiden lassen. Wie unwiderstehlich aber seine Anziehungskraft und bestechende Persönlichkeit war, konnte man an einem drastischen Beispiel sehen: trotz der Scheidung hielt sein früherer Schwiegervater treu zu ihm. Man sah beide wie Vater und Sohn vertraulich zusammen in den Parkanlagen spazieren, und wenn — oft genug! — Robert kein Geld mehr im Beutel hatte, pumpte er seinen emeritierten Schwiegervater an, und dieser gab ihm, was er wollte.

Natürlich war sein prachtvolles Revolutionsdrama „Robespierre" Repertoirestück in Braunschweig; es machte einen mächtigen Ein-

druck. Als dann Robert nach Berlin kam, um sein Drama — dem gegenüber die Bühnen sich allzu vorsichtig verhielten — öffentlich bekannt zu machen, war es vor dem engeren Kreise eingeladener Sachkenner und Liebhaber im Hause von Lazarus, wo die Vorlesung stattfand. Der Dichter las sein Werk wahrhaft ergreifend vor. Der tragische Ton stand ihm völlig zu Gebote, und seine Stimme war von einer Kraft und wuchtigen Größe, daß das Wort vom „Wände zittern" buchstäblich erfüllt war. Robert hatte diese Gewalt und Schönheit der Stimme von seinem Vater geerbt, der auch ein vollendeter Vorleser war. Hätte das gütige Geschick ihn doch auch mit des Vaters weiser Besonnenheit ausgestattet! Aber seine geniale Natur ist unfertig und unausgereift geblieben. Herz und Nerven gingen stets mit ihm durch. Man erzählt sich einen Zug, der zwar etwas prosaisch, aber sehr charakteristisch und aufklärend ist, warum dieser ungewöhnlich begabte und auch in seiner Weise fleißige Mensch es doch nie zu einer seiner würdigen Stellung gebracht hat.

Im Leipziger „Gewandhaus" trug er seinen „Robespierre" vor; alle Plätze zu einem und zwei Talern waren verkauft, es gab also genau gerechnet eine Einnahme von 1500 Talern! Was tut Robert? Er ladet sämtliche Studenten zu einem solennen Kommers ein und traktiert die ihm frenetisch Zujubelnden die ganze Nacht bis zum andern Tage so lange mit Champagner usw., bis sich die Kosten auf zirka 1800 Taler belaufen und er, um den Rest zu bezahlen, wieder Schulden machen muß. Es ist tief zu beklagen, daß solch ein Genie an kleinlicher Leichtfertigkeit zugrunde ging ... so früh!

„Doch um auf Köchy zurückzukommen: er war durch Freundlichkeit und Gutherzigkeit allgemein beliebt, sowohl als Intendant wie als Wirt in seinem gastfreien Hause. An sich gänzlich anspruchslos, sorgte er, seiner Frau zuliebe, daß sich in seinem Hause stets ein auserlesener Kreis literarischer und kunstbeflissener Notabilitäten versammelte. Einheimische ständig, Durchreisende häufig. Die beiden Damen, seine Gattin und Erna, bildeten eine große

Anziehungskraft. Frau Köchy, eine glänzende Erscheinung, heiter und witzig in der Unterhaltung, reizvoll in Toilette und Benehmen, konnte doch auch ernst sein oder — so tun. Wenn sie sich vom Trubel zurückzog, um mir in irgend einer ausgesucht lauschigen Ecke irgend eine wissenschaftliche oder pädagogische Frage vorzulegen, deren Beantwortung sie mit dem Ausdruck eines gelehrigen aufmerksamen Kindes lauschte, dann konnte jeder sie wohl für hinreißend durch alle Arten weiblicher Vorzüge erklären. Man sagte, auch der Herzog sei von der anmutigen Frau völlig bezaubert gewesen.

Meine zweite Beziehung zu einer Hoftheaterintendanz entstand in Dresden. In Berlin bereits hatte ich in den fünfziger Jahren in Schillerstiftungssachen den Intendanturrat Dr. Pabst kennen gelernt, Bruder meines Berner Kollegen, des Ästhetikers und politischen Flüchtlings Professor Pabst. Der Dresdener Pabst war eine schlichte, liebenswürdige Persönlichkeit, ganz und gar ästhetisch und ganz und gar Beamter. Daß ich jedesmal, wenn ich nach Dresden kam, meinen Platz in der Intendantenloge erhielt, versteht sich von selbst. Die Aufführungen erschienen mir vorzüglich, der Geist, der das Ganze leitete, wahrhaft künstlerisch. Eine Szene ist mir unvergeßlich. Es wurde „Faust" gegeben: Bogumil Dawison als Mephisto unvergleichlich. Marie Seebach, damals etwa fünfundzwanzig Jahr alt, spielte das Gretchen. Bei den Worten: „Bester Mann, von Herzen lieb ich dich" — waren wir, eine ganze Reihe Befreundeter und Bekannter, still, so still, daß es uns auffiel und wir uns verstohlen einander ansahen; da bemerkten wir alle Tränen in den Augen des anderen ... und schämten uns dieser Tränen nicht!

In Darmstadt war Wünzer Hoftheaterdirektor. Im Sommer spielte man im Bad Homburg, damals noch eine Spielbank. Auch dort ereignete sich eine kleine hübsche Episode. Die Schwestern Patti gastierten gleichzeitig; das war ein höchst seltenes Ereignis, denn gewöhnlich gingen die Kunstfahrten der beiden berühmten Sängerinnen weit auseinander. Die Folge war, daß das Theater zu

horrenden Preisen ausverkauft war, und eine deutsche Professorenfrau, wie etwa Frau Medizinalrat Traube, die mit ihrem genialen Manne gerade in Homburg anwesend war, konnte — selbst wenn es Billette noch gegeben hätte — dieselben wegen ihrer für einen bürgerlichen Geldbeutel unerschwinglichen Preise nicht erwerben. So klagte sie mir denn ihr „furchtbares" Leid, die Patti nicht hören zu können. Was sollte ich machen? Ich war es so gewöhnt, in Traubeschen Angelegenheiten Rat zu schaffen, daß ich Wünzer aufsuchte und ihm den Jammer meiner Freundin in den beweglichsten Tönen schilderte. Ohne weiteres rief der Brave: „Das ist doch sehr einfach — hier meine Visitkarte — Sie kommen in meine Intendantenloge, es sind gerade vier Plätze frei!"

Frau Traube hätte an die Decke springen mögen vor Entzücken! Aber mir blieb von dem Abend ein Stachel in der Seele zurück: die eine der Schwestern sang wirklich wie ein Vogel — unsäglich ergreifend — berauschend — fast qualvoll süß — aber welche von beiden war's? Adelina oder Carlotta?"

Und noch jetzt, nach fast fünfzig Jahren, huschte ein Schatten über Lazarus' Antlitz, der Schatten schmerzlicher Ungewißheit, dem Forscher und dem dankbaren Gemüt doppelt fühlbar und doppelt peinlich, die Frage: „Welche war's?"

Gern gedachte er auch Franz von Dingelstedts. Er lernte ihn in Dresden bei der konstituierenden Versammlung der Schillerstiftung kennen und blieb von da ab in enger Fühlung mit ihm. Der dritte im Bunde war Graf Kalckreuth. Zwischen diesen dreien, von Abstammung und Beruf so verschiedenen, aber in ihrer gegenseitigen Sympathie so übereinstimmenden Männern entwickelte sich ein dauerndes Verhältnis und ein fleißiger Briefwechsel. Dingelstedt besonders begegnete dem Philosophen, der zugleich so vollkommen Weltmann sein konnte, mit behaglichem Vergnügen. „Aber, liebster Lazarus",*) schreibt er einmal in seiner schier unleserlichen Handschrift, „wie können Sie einen ‚Deutschen

*) Dieser hatte ihn vermutlich unerwartet besucht.

Kleinstädter' so überraschen wollen? Eben komme ich nach Hause mit knapp so viel Zeit, um mich zu einer ‚hohen' Abendvorlesung umzuziehen. Bin ich vor Mitternacht frei, so suche ich Sie auf, wo Sie auch nur immer stecken mögen — wenn nicht, bitte!! erwarte ich Sie morgen früh. Wenn Sie aber fortmüssen — Sonntag abend bin ich in Leipzig Hôtel de Bavière. Überall aber und immer in Treue der Ihrige Fr. Dingelstedt."

Dieser gemütliche Ton stand dem baronisierten Dichter bekanntlich nicht immer zu Gebote! Da Lazarus inzwischen Professor in Bern geworden und in den Ferien stets in die nordische Heimat ging, hatten die beiden befreundeten Herren ihn wiederholt dringend eingeladen, einmal in Weimar längere Station zu machen. Er solle sich aussuchen, was ihm im Hoftheater vorgespielt werden solle. Der diplomatische Dingelstedt betonte auch angelegentlich, daß einerseits der Großherzog sich lebhaft für das „Leben der Seele" interessiere, das im Kreise der fürstlichen Familie vorgelesen werde, andererseits Franz Liszt anwesend sei, der die im dritten Band (früher der zweite) befindliche Abhandlung über Musik (in „Vermischung und Zusammenwirkung der Künste") mit Eifer studiere und den dringenden Wunsch ausgesprochen habe, den Verfasser zu einem persönlichen und eingehenden Meinungsaustausch einzuladen. (Im neunten Kapitel „Kulturgeschichtliches" wird die Begegnung zwischen beiden im Hause der Fürstin Wittgenstein geschildert werden. In Wien, auf dem Hochzeitsball beim Baron Todesco, begegneten sie sich wieder.) Die Verbindung mit Dingelstedt aber war ihm besonders auch aus humanitärem Interesse von Wert. In Schillerstiftungssachen konnte der vielvermögende Hoftheaterintendant manch strebsames Talent, manchen wenig begüterten Jünger oder auch Veteranen der Kunst begünstigen. Machte er doch eine Karriere, die seinen Einfluß und seinen Wirkungskreis ansehnlich vergrößerte.

Als Hoftheaterintendant in Weimar war er persona grata; dankte man es ihm doch, daß er München aufgegeben hatte, um die kleine, stille Residenz gegen die große aufblühende Kunststadt

einzutauſchen. Seit 1867 leitete er die Hofoper in Wien und von 1871 das Hofburgtheater.

Ebenſo angenehm war die Beziehung mit dem Ende der ſechziger Jahre als Hofmarſchall beim deutſchen Kronprinzen in Berlin angeſtellten Guſtav Gans Edlen zu Putlitz. Durch ſeine politiſchen, echt preußiſchen Anſchauungen kam er häufig mit der Kronprinzeſſin Victoria in Konflikte, die ſich derart zuſpitzten, daß der übrigens ſehr ruhige und beſonnene Putlitz ſein Hofmarſchallamt an den Nagel hängte, und zwar zu Lazarus' aufrichtiger Genugtuung, denn der talentvolle Mann ward nun frei für ſein eigentliches Element: die Dichtung. „Was ſich der Wald erzählt" und ſeine anderen Novellen ſind für den feineren Geſchmack wahre Juwelen ſinniger Erzählungskunſt. Solange er als Privatmann in Berlin lebte, geſtaltete ſich der Verkehr mit ihm viel zwangloſer, und bei den vielen anſpruchsloſen, aber geiſtig belebten „kleinen Diners" fehlte der Gelehrte ſelten. Später ſiedelte Putlitz als Hoftheaterintendant nach Karlsruhe über, und ſeine dramatiſche Muſe gewann nun durch die ſtete Berührung mit den Schauſpielern die Oberhand. Sein drolliges „Schwert des Damokles" und ſein ſinnig-ſchalkhaftes Familienluſtſpiel „Spielt nicht mit dem Feuer" gehörten zu den unverwüſtlichen Luſtſpielnummern des deutſchen Theaters. Das „Minchen" in letztgenanntem Stück zählt zu den Lieblingsrollen aller deutſchen Naiven von Friederike Goßmann und Hedwig Raabe bis zu den allerjüngſten Vertreterinnen des noch immer auf der Bühne blühenden munteren Backfiſchchens.

„Ein ganz anders geartetes, aber ebenſo ſympathiſches Naturell war Baron Loën, Hoftheaterintendant in Weimar. Putlitz ruhig, beſonnen, bürgerlich, ſchlicht und behäbig. Loën elegant, erregt, nervös, empfindlich und empfindſam. Daß er nicht gleich den paſſenden Titel zu ſeinen Novellen finden konnte, machte ihn faſt krank, und als ich ihm beiſprang und nach Prüfung dreier neuen Novellen ihm als Geſamttitel „Kampf um Liebe" vorſchlug, dankte er es mir, als hätte ich ihn aus einer Art Lebensgefahr errettet.

Ganz unglaublich war seine Empfindlichkeit gegen Kritik. Wegen ein paar Theaterkritiken hat er einmal wie ein Junge vor mir geweint. — Was dabei der hochgebildete, pflichteifrige und kunstsinnige Mann für Hebung der dramatischen Kunst getan, weiß jeder Kenner. Er war sich eben seines allerbesten Wollens so sehr bewußt, daß ihn jede mißfällige Kritik schmerzlich traf.

Von festerem Holz war der akademisch gebildete Robert Buchholz, der in Berlin das große luftige Theater neben dem alten „Vorstädtischen Theater" der „Mutter Gräbert" erbaute, es „Nationaltheater" taufte, ganz voll ehrlichen, idealistischen Strebens, eine deutsche Musterbühne für das Volk daraus zu gestalten. Er brachte es dahin, das Vorurteil der gebildeten Berliner gegen die an das „Voigtland" grenzende Weinbergsgegend zu überwinden und durch seine trefflich inszenierten klassischen und nationalen Aufführungen das Interesse weiter Kreise zu erregen. Besonders gewann er Fühlung mit der ernsteren wissenschaftlichen Kritik, und daß er als ehemaliger flotter Heidelberger Student die Herzen der Kommilitonen besaß, bewiesen die häufigen, großartig in Szene gesetzten Studentenaufführungen zu wohltätigen Zwecken, bei denen oft 400 bis 500 Menschen tätig waren. Auch Berühmtheiten von Weltruf verschmähten es nicht, nach dem Weinbergsweg hinaus zu pilgern, um ihre Kunst strahlen zu lassen. So hörte man hier noch einigemal die alternde Désirée Artôt, deren breitgewordene Figur freilich jede Illusion störte, deren süße Stimme aber noch ungeschwächt das weite Haus mit ihrem Zauberklang durchdrang. Robert Buchholz war auch der erste, und das bildete die Vermittlung zwischen ihm und mir, der allen anderen Theatern damit voranging, daß er am Schillertage Festaufführungen veranstaltete. Er war einer der ehrenwertesten Männer, die je am Theater gewirkt haben. Er brachte ein mustergültiges, gediegenes Repertoire zustande, und daran — das ist das Tragische in der modernen Richtung, daß sie das Ideale als veraltet verpönt und seinen Erfolg bekämpft — scheiterten sein Wille und sein Glück. Dann ereilte ihn noch das Geschick, daß sein Theater abbrannte.

Das erinnert mich an das Wiener Ringtheater, das einem unvergeßlichen, grausigen Brande zum Opfer fiel, und an seinen Direktor Laube. Er war von jeher im Vergleich zu Buchholz auffallend vom Glück begünstigt. In allen Lexiken und Fachwerken ist so viel von ihm die Rede, daß ich mich nur auf die Schilderung einer Probe beschränken will, die ich, inkognito im Dunkel einer Orchesterloge verborgen, mitzumachen das wirkliche Vergnügen hatte. Ich habe damals von dieser Probe viel gelernt, nicht nur in bezug auf Technik des Theaters, sondern auch in bezug auf Menschenkenntnis und psychologische Analyse.

Es war in Leipzig. Laube steckte in einem derben Anzug, Filzschuhe an den Füßen. Seine gedrungene Gestalt, sein bärbeißiges Gesicht, der unfreundliche Blick, der rauhe Ton und die demonstrative und absichtlich einschüchternde Kurzangebundenheit des ganzen Benehmens machten ihn einfach antipathisch und für den Neuling geradezu furchterregend. (Wenn man ihn aber, wie ich, näher kennen lernte, verzieh man der entdeckten guten Eigenschaften wegen das abstoßende Ensemble.) Er war und blieb ein unerreichtes Genie als Regisseur. Man mußte es nur beobachtet haben, mit welcher geistigen Überlegenheit er sich erst in das darzustellende Stück hineinlebte, dann die oft schablonenhaften Charaktere naturalisierte und den Text von Kleinlichem, Törichtem, Nebensächlichem befreite, und zwar nicht durch Änderungen, sondern durch Betonungen, Kunstpausen usw. Falsches Pathos schwand, Natürlichkeit trat an seine Stelle, Längen wurden gemindert, Härten gemildert, Unklarheiten verdeutlicht, Weichliches gekräftigt. Die Hauptsache aber war die Einstudierung auf der Bühne, selbst wenn die Darsteller aus Respekt für den strengen Direktor mit gut memorierten Rollen selbstbewußt die Bretter betraten und routiniert ihren Part herunterschnurrten. Laube sah sich dann finster und wortkarg mal die Sache erst an, dann erklärte er trocken:

„Das war gar nichts!"

Jetzt erst übte er Kritik. Oft in so groben Worten, daß sich mancher errötend oder erblassend auf die Lippen biß. Nachdem

er dann seinen rücksichtslosen, aber unanfechtbaren Speech beendet, kehrte er zu seinem an der Rampe stehenden Sessel zurück und kommandierte:

„Na also! von vorn!"

Und nun ließ er niemand mehr zu Atem kommen, unterbrach, ließ wiederholen, machte es den Schauspielern vor, polterte, brummte, fuhr wie eine Tarantel auf, packte hier den einen an, kanzelte den andern ab, schnob den dritten an, schrie und wetterte, klatschte sich aufs Knie und stampfte mit den Füßen, um die Matten, Lässigen, Unbeholfenen anzufeuern. Bei Ensemblesätzen hörte ich ihn wie einen Wütenden hetzen: „Vorwärts! Vorwärts! Alle auf einmal! Jawohl! Immer zu! Alles muß durcheinander sprechen, aber deutlich! (Im Ton höchster Verachtung:) Ja, wenn Ihr die Stichwörter nicht einmal wißt! — Also weiter! weiter! lauter, heftiger — halt! Hier ist eine Pause.... Und Sie, Mamsell? Was wollen Sie denn da noch? Marsch! weg! Wohin? Da hinten raus! He! Sie da, Fräulein — Sie müssen teilnehmen! Augen machen! Gespannt zuhören, in jedem Zuge leidenschaftliche Teilnahme!"

Und so fort bis zur Erschöpfung und Überreizung. Einmal entfuhr Laube ein halblautes: „Gott, die Ochsen!" aber niemand schien dergleichen Stoßseufzer zu hören. Die Nerven waren so angespannt, daß für ungewollte Beleidigungen kein Gefühl mehr war und jeder nur vom berechtigten Eifer des Vorgesetzten angesteckt schien. Das Persönliche war in den Bann getan, nur die Sache herrschte. Allmählich löste sich der Wirrwarr, die Gestalten gewannen Fleisch und Blut, die Handlung trat überzeugend hervor, das Handwerksmäßige schwand, die Routine versank, statt Lässigkeit Freudigkeit, statt Nebel Licht, ein jeder fühlte sich erleuchtet und gehoben, man kam als Komödiant und ging als Künstler — auch dadurch hat Laube ethisch gewirkt.

Sympathischer als ihr Gatte war Frau Iduna Laube. Sie war in hohem Grade anziehend und bildete in ihrer feinen Art zu der rauhen Außenseite ihres Mannes den schärfsten Gegensatz.

Durch ihr taktvolles Weſen wußte ſie manchen Empfindlichen zu verſöhnen, manche verwundete Eigenliebe zu heilen. Ihr Sohn erſter Ehe, der Politiker und Reichstagsabgeordnete Profeſſor Albert Hänel, hatte viel von der Liebenswürdigkeit ſeiner Mutter geerbt. Seine Vaterſtadt iſt Leipzig, wo ſein Onkel, ein berühmter Romaniſt und Handſchriftenkenner, und ſein Vater als Profeſſor der Medizin lebten. Nach deſſen Tode vermählte ſich ſeine Mutter 1837 mit dem Dichter Heinrich Laube, und tapfer folgte ſie ihrem Gatten zur Haft in das Amtjagdhaus zu Muskau, als er wegen ſeiner burſchenſchaftlichen Beſtrebungen zu einer Strafe verurteilt wurde. Albert Hänel hat ſeinem Stiefvater immer Dankbarkeit bezeigt, ſo noch 1895 in einer Feſtrede bei der Enthüllung des Laube-Denkmals in Sprottau. Der Gelehrte war ſeit 1863 Ordinarius an der Univerſität zu Kiel. In Schleswig-Holſtein war er Mitglied der Landespartei. Nach der Einverleibung der Herzogtümer in das Königreich Preußen wurde er Mitbegründer und Führer der liberalen Partei. Dieſe entſandte ihn ſeit 1867 in das Abgeordnetenhaus ſowohl wie in den Reichstag des Norddeutſchen Bundes und dann in den Deutſchen Reichstag.

Frau Iduna war innig befreundet mit Frau von Hormayr, der jugendlichen Gattin des greiſen Helden und Geſchichtsforſchers Joſef Freiherrn v. Hormayr, der als geborener Tiroler und feuriger Gegner Napoleons 1809 die Befreiung ſeines Vaterlandes durch einen genial und heldenhaft durchgeführten Aufſtand herbeiführte. Nach den Kriegen mit hohen Ämtern geehrt, wurde er ſpäter von dem kunſtſinnigen König Ludwig I. nach München berufen. Hier lernte er die zufällig zu Beſuch anweſende liebliche Tochter des kurioſen Herrn v. Speck aus Leipzig kennen, und ohne Bedenken reichte ſie dem von ſoldatiſcher Romantik umwobenen, ausgezeichneten alten Gelehrten die Hand. Es war ihnen eine glückliche, aber nur kurze Ehe beſchieden, denn er ſtarb ſchon 1848. Die Witwe lebte nun in München in intimer Freundſchaft mit der Tochter Jean Pauls, Frau Förſter, deren Mann bekanntlich des Dichters Biographie geſchrieben hat. Von Zeit zu Zeit machte Frau

v. Hormayr ihrer Geburtsstadt wieder einen Besuch, und hier bei Iduna Laube lernte ich die noch immer schöne Frau kennen. Einst — es war im Hause des Herrn v. Speck — saßen wir an einem Spätnachmittag in dem Erker an der Straße und vertieften uns derart in eine literarisch-ästhetische Unterhaltung, daß die Dunkelheit hereinbrach, ohne daß man es bemerkte. Plötzlich aber rief Frau Iduna:

„Mein Gott, wir sitzen ja im Finstern!"

Fröhliches Gelächter ertönte, und bei der hereingebrachten Lampe floß die Unterhaltung nur um so animierter. Da erfuhr ich denn auch den wunderlichen neuesten Streich des Herrn v. Speck.*) Er besaß ein herrliches Rittergut mit einem wunderschönen Park. Eine seiner Marotten bestand nun darin, daß seine Töchter sich niemals verheiraten sollten. Frau v. Hormayr hatte sich ja bereits von dieser väterlichen Schrulle emanzipiert, doch blieb noch eine Tochter zurück. Als deren Geburtstag nahte, sagte der Vater liebevoll: „Mein Kind ich werde dir eine große Freude machen, aber es soll eine Überraschung werden, deshalb darfst du vorläufig nicht herauskommen" (nach dem Gut). Er selbst aber fuhr täglich hinaus und überwachte dort ein großes Werk, an welchem Architekten und allerlei Handwerker beschäftigt waren. Das Fräulein brannte vor Neugier. An dem ersehnten Geburtstage nahm der Vater sie feierlich bei der Hand und führte sie durch den Park vor ein grandioses Grabdenkmal, auf dem bereits ihr Name prangte:

„Hier liegt Fräulein Amalie v. Speck, geb...., gestorben...."

Doch ich bin ja ganz von unserm Thema abgekommen! Einer meiner ältesten Bekannten aus Schauspielerkreisen ist Anton Ascher, den ich durch Bogumil Dawison in Dresden kennen lernte. Er war damals ein Hauptdarsteller von Charakterrollen am Berliner Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, ehe es ganz zur Posse und Operette überging: ein netter, gutmütiger, ja gefühlvoller Mensch. Eines Tages schilderte er mir, wie er Komödie spielen mußte, während sein Kind im Sterben lag. Er war von

*) Vater oder sogar Großvater des vielgenannten deutschen Botschafters in Washington, Hermann Speck Freih. von Sternburg.

der Erinnerung so hingerissen, daß er in Tränen ausbrach, und doch waren seitdem schon Jahre hingegangen.

Ich muß aber noch einmal auf die beiden Hauptsäulen des königlichen Schauspielhauses in Berlin zurückkommen, auf die beiden aus Polen stammenden, in hoher Künstlerschaft so ähnlichen, im Charakterfach — in und außer der Bühne — so unähnlichen großen Menschendarsteller: Dessoir und Döring.

Der erstere, um sieben Jahre jünger als sein Kollege, wurde durch sein fast leidenschaftliches Bildungsbedürfnis zu mir geführt. Er hatte einige Zeit nach dem Erscheinen des „Leben der Seele" die Abhandlung über den Humor darin gelesen. Daraufhin kam er direkt zu mir und stellte sich vor. Ich empfing ihn freudig, aber mit einer gewissen geheimen Verwunderung. Was wollte der Mann bei mir? Ich sollte es gleich erfahren.

Ohne Umschweife schilderte er mir seinen Bildungsgang, sein Streben und bat mich geradezu um weitere Belehrung. Das erschien mir bei einem Schauspieler so neu, daß ich schon deshalb dem Künstler in jeder Weise entgegenkam. Ich willfahrte allen seinen Wünschen in bezug auf Aufklärung, Kritik, Hinweise usw. So suchte mich Dessoir öfter in meinem Heim auf dem Königsplatze auf, und meine damalige, nicht eben große Studierstube bildete den Schauplatz für unerwartete, hochinteressante Bühnenproben. Zu mancher Frucht reichlicher und reiflicher Überlegung ward hier der Keim gelegt, und mancher Genieblitz erleuchtete hier zum erstenmal das dämmernde Kunstverständnis. Boten doch besonders die Shakespeareschen Gestalten einen unerschöpflichen Stoff dem Komödianten sowohl wie dem Psychologen. Um uns noch ungenierter zu besprechen — denn Dessoir, der unwillkürlich „ins Zeug ging", probierte auch gerne Betonungen und das Metall der Stimme bei gewissen Kraftstellen — bildete sich die Gewohnheit aus, gemeinsam die stillen Alleen des vor der Tür liegenden Tiergartens zu durchstreifen, und im menschenleeren Dickicht, unter alten Eichen, erörterten der Schauspieler und der Philosoph psychologische Dinge und ästhetische Fragen.

Mit dankbarer Genugtuung denke ich an jene Augenblicke zurück; denn wahrlich, es ist nicht genug zu schätzen und zu fördern, wenn der Künstler seine Kunst als eine Wissenschaft betreibt.

Mit Döring war das eine ganz andere Sache. Bei Lutter & Wegner (die berühmte Berliner Weinstube) trafen wir uns zuweilen, nachdem wir uns in höchst amüsanter Gesellschaft kennen gelernt. Es folgten dann auch gegenseitige Besuche, aber das Verhältnis blieb ein mehr äußerliches und hauptsächlich unterhaltliches. Während Dessoir auch außerhalb seines Schauspielerberufes in Grübeln und theoretischem Studium sich nicht genug tun konnte, vergaß Döring am liebsten, daß er Schauspieler sei, und war nur Mensch. Diese Ausspannung mochte einem tieferen Bedürfnis entstammen, denn mehr noch als die Tragik in der Menschendarstellung verlangt die Komik eine Erneuerung der Nervenkraft. Der Humor muß wie natürliches Quellwasser sprudeln. Dörings Humor war stets harmlos, seine Scherze blieben anständig. Als Robert Griepenkerl in Berlin seinen Robespierre später auch öffentlich gegen Entree im „Hôtel de Rome" vorlas, fand hinterher ein kleines Herrensouper statt, bei dem auch Döring anwesend war. Bei Tisch spielte die animierte Unterhaltung auf mehr als ein bloß scherzhaftes Terrain über — Anekdoten wurden erzählt, die mir, der als Mann von Welt und völkerpsychologischer Forscher manches vertragen kann, peinlich waren. Ich beobachtete Döring, der immer wortkarger, immer stiller und ernster wurde. Jetzt forderte man ihn auf, auch etwas zu erzählen. Da sprang er auf:

„Nee! — Der Appetit is mir vergangen."

Sprach's und verließ die Tafel.

Ich folgte ihm und hielt ihn fest, sonst wäre er davongelaufen. Anscheinend unbekümmert saßen wir dann in einer Ecke und rauchten eine Zigarre „zur Desinfektion", wie er vor sich hinbrummte. Man holte uns aber bald reumütig und liebenswürdig aus unserem „Schmoll- und Schmauchwinkel" heraus und

bewies uns von da ab, daß man auch lachen kann, ohne erröten zu müssen.

Dörings wahres Wesen spiegelte sich besonders in seiner Häuslichkeit wider. Er war glücklich verheiratet und lebte mit seiner Frau und deren verwitweten Schwester, einer Frau Bach in traulicher und friedlicher Dreieinigkeit. Beide Damen, Schwäbinnen, die auch ihren anheimelnden schwäbischen Dialekt beibehalten hatten, was ihrer Unterhaltung etwas ungemein Drolliges verlieh, machten dem Hausherrn das Leben leicht und angenehm. Sie waren geistig belebt, dabei heiter, vergnüglich, aber durchaus einfach und hielten ihre Wirtschaft in der Leipzigerstraße, wie es einem gut bürgerlichen Hausstand ziemt: ordentlich, sauber, schlicht und maßvoll. Nichts von dem Aufgetakelten, dem man so oft in Künstler- und Bankierkreisen begegnet, nichts Herausgeputztes, das vornehm aussehen soll und nur protzenhaft wirkt. Dagegen war Dörings Heim bequem und behaglich. In seinen letzten Lebensjahren hatte sein Schüler Gustav Berndal sich ihm in verehrungsvoller Freundschaft angeschlossen, was dem alternden Döring sehr wohl tat. Es herrschte ein Verhältnis zwischen beiden, wie man es selbst bei dem leicht expansiven Schauspielervölkchen nicht oft antrifft.

Berndal, durch den so beliebten und verdienstvollen Künstlerphotographen Gustav Schauer, der dann ganz zur Malerei überging, mit mir bekannt geworden, hatte die soliden Neigungen seines Meisters noch in verstärktem Maße. Er war ein ernster, redlicher Künstler. Sein Fleiß war so groß, daß er ihm fast zum Vorwurf gemacht wurde. Er durchforschte Münz- und Kupferstichsammlungen, studierte Chroniken und Lexika, vertiefte sich in alte und neue Schriftsteller, verweilte in Museen und Bibliotheken — so mag in der Tat ein Zuviel des Wissens seine künstlerische Unbefangenheit und das geistreiche, fast gelehrte Kundtun den unmittelbaren Eindruck beeinträchtigt haben. Trotz ungewöhnlich schöner Mittel — eine hohe kraftvolle Gestalt, ein wohllautendes Organ, eine edle Haltung — erschien er selten hinreißend, aber immer

interessant. Er war ungemein beschäftigt. Kein Schillersches Stück, in dem er nicht eine Hauptrolle hatte, kein Shakespearesches oder Goethesches ohne seine Mitwirkung, von den modernen gar nicht zu reden. Der treffliche Mann wurde zu früh seinem Berufe entrissen. Sein Ende war seltsam. Er war zur Erholung in Gastein. Eines Morgens hörte man einen furchtbaren Schrei aus seinem Zimmer — man stürzt hinein — er war tot.

Gemeinsam mit Döring, Dessoir usw. wirkte der Heldendarsteller Karl Rott aus Wien. Ein prachtvoller Götz von Berlichingen! Ganz im Gegensatz zu Döring ließ Rott außerhalb der Bühne den Schauspieler nie vergessen. Jede Miene, jede Handbewegung, jeder Ton, Gang und Haltung erschienen theatralisch. Selbst seine Stimme verleugnete die auf einen großen Raum dressierte Sprechkunst nie. Den einfachsten Sätzen, die er sprach, verlieh er dadurch Gewicht und Würde. Seine Erscheinung war angenehm und sein Benehmen wohltuend. Ich sah ihn öfter bei meinem Schwager — wenn dieser, aus Paris kommend, zeitweise in Berlin gegenüber dem Schauspielhause wohnte — und er war mir dadurch sympathisch geworden, daß ich so viel von seiner Wohltätigkeit Kollegen und Armen gegenüber hörte. Seine Gutherzigkeit glich manche seiner Schroffheiten aus und machte ihn zu einem der beliebtesten Mitglieder der Bühne."

„Nun, und die Schauspielerinnen —?" wagte ich den Philosophen einmal neckend zu fragen.

„Klara Stich!" rief er sofort und das sanfte Auge leuchtete förmlich auf. „Die hat mich am meisten interessiert. Sie war mit dem Schauspieler Hoppe vermählt gewesen. Ich lernte sie im Hause des Kunsthistorikers Kugler kennen. Sie war Witwe, wohnte in unserem Hause und hatte einen kleinen Knaben bei sich, den sie zärtlich liebte. Sie besuchte mich öfter, um sich seinetwegen pädagogischen Rat zu erholen. Später heiratete sie ihren ungemein beliebten und wirklich liebenswürdigen Kollegen Theodor Liedtke. Auch diesen sah ich nun öfter, und ich hatte ihn sehr gern wegen seiner vornehmen, humoristischen Art, mit der er sein Fach —

Bonvivantrollen — auf eine künſtleriſche Stufe zu heben verſtand. Man merkte ſtets den gebildeten Mann, und wenn man ihm ſpäter vorwarf, ſeinen berühmteren Kollegen Friedrich Haaſe zu kopieren, ſo traf das wohl nur für die Art zu, mit der er, wie jener, die hinaufgerutſchten Manſchetten diskret hervorholte. Und dann — in Verwandlungsfähigkeit war Haaſe der reine Zauberkünſtler, aber Liedtke (er konnte welches Kleid immer tragen) — Liedtke war immer — Liedtke!

Ein Enſemble von Liedtke, Döring und der Frieb-Blumauer gehörte zu dem reizvollſten, was man ſehen konnte. Nicht ohne Rührung kann ich an die „alte" Frieb denken; denn unvergeßlich iſt mir die Art und Weiſe, wie ſie im „Jude von Cumberland" die alte reiche Jüdin gab. Ganz und gar jüdiſch, aber ganz und gar diskret. Jeder Zug Natur, keine Spur Übertreibung. Man konnte vor dieſer Art Vertiefung in eine Rolle nur eine unbegrenzte Hochachtung haben.

Es traf ſich ungemein glücklich, daß jahrzehntelang Döring und die Frieb faſt immer zuſammen ſpielten. Es entſtand dadurch ein Vorbild, das auf die heranwachſende Künſtlergeneration geradezu erzieheriſch wirkte, und zwar ohne daß ſie es merkte, was den pädagogiſchen Erfolg nur verſtärkte.

Bogumil Dawiſons muß ich hier noch gedenken, der mich, ſo oft er nach Berlin kam, aufſuchte und mir, der ich mit dem literariſchen Kreiſe in Dresden immer gern Fühlung behielt, ſtets Grüße überbrachte. Als ich ihn kennen lernte, ſtand er auf der Höhe ſeines künſtleriſchen Schaffens. Seine ſtattliche, impoſante Erſcheinung — ein mächtiger Körperbau, vollbrüſtig und breitſchultrig, zeichnete ihn aus — ließ ihn ſtets die anderen überragen, obwohl er nicht eigentlich hochgewachſen war. Ein liebenswürdiger Geſellſchafter! Mehr noch aber als dies machte ſein tiefes Gemüt ihn mir liebenswert. Ich erwähnte ſchon ſeine Rezitation von Wolffohns „Oſternacht" bei Adelſon. Auch als er mir ſpäter eine rührende Szene aus „Nur eine Seele" vorlas, brach er in Tränen aus und konnte nicht weiter.

Sehr ergreifend verstand auch Josef Weilenbeck — der blinde Meininger Schauspieler — vorzutragen. Zuerst sah ich ihn als „Papst Sixtus“ in Julius Mindings Tragödie und konnte an seine absolute Blindheit nicht glauben; dann besuchte er mich und rezitierte nach Tisch einige Gedichte, darunter eine den Tanz beschreibende „Tarantella“. Das tat er mit solcher Verve und solchem Feuer, daß später meine kleine, damals sechsjährige Nichte an mich herantrat und mir die Frage ins Ohr raunte: „Ist das Theater —?“

Das meiningensche Hoftheater-Ensemble machte damals berechtigtes Aufsehen. Zu seinen verdienstvollsten Mitgliedern gehörte der mit meiner ersten Frau entfernt verwandte Ludwig Chronegk, der als Regisseur unter der Oberleitung des Herzogs selbst das Regiment führte. Es war ein eigentümliches Verhältnis. Herzog Georg widmete sich der Pflege der dramatischen Kunst an seiner Bühne mit der vollen Hingabe eines begeisterten Fachmannes, aus innerstem Drange, und so rücksichtslos er alle Konvenienz durchbrach, als es galt, seiner Herzensneigung zu folgen und die Schauspielerin Ellen Franz zu seiner Gemahlin zu machen (sie erhielt dann bekanntlich den Titel einer Freifrau v. Heldburg), so rücksichtslos widmete er sich der Entwicklung seiner Bühne, die er zu einer Musteranstalt erheben wollte. Mit einem solchen Paar als kunstverständige Beschützer und einer willigen, streng geschulten Schar ausführender Kräfte ließ sich schon mit Lust arbeiten, und Chronegk ging in seinem Berufe völlig auf. Er stammte aus kleinbürgerlicher, kinderreicher Familie: fünf Mädchen und drei Jungen; aber während diese ihre Kindereien trieben, verkleidete sich der kleine Ludwig und deklamierte für sich allein in irgend einem Winkel. Er trieb Schauspielerei, ohne es zu wissen. Ein scharf beobachtendes Mutterauge würde oft genug aus dem Gehaben und Getue ihres Kindes Winke für die Zukunft erhalten. Ich sprach einmal darüber mit Fanny Janauschek — ach! welch ein Abgrund von Wehmut tut sich aus der Vergessenheit auf bei diesem Namen, der einst zwei Welten

mit seinem Ruhm erfüllte! — Wie glücklich strahlten ihre Prachtaugen, als sie mir von ihren Triumphen als Iphigenia, Medea, Antigone, Phädra erzählte, die sie dann vor dem unglücklichen König Ludwig II. in München spielte. Sie schwärmte für ihn. Er sei ein so schöner Mensch gewesen mit seiner Adonisgestalt, den schwarzen Locken und den blauen Augen! Jeden Tag habe er ihr eine Hyazinthe — ihre Lieblingsblume — selbst gepflückt. Ob alles wahr, was aus ihrem Munde kam? Ich glaubte es gern. Ich schätzte die Janauschek als eine große, strebsame Frauenseele. Ihr hoher künstlerischer Sinn mußte Respekt einflößen. Schon ihre Erscheinung war ehrfurchtgebietend; ihre Gesichtszüge so typisch großschnittig und edel, daß die Stadt Frankfurt a. M., in der sie lange gewirkt, ihr Profil als Francofurtia auf die neuen Talermünzen prägen ließ. Auf dem Rigi lernte ich sie kennen — etwa im Jahre 1863 — obwohl sie sehr zurückgezogen lebte und allen Umgang mied. Sie war damals 33 Jahr alt. Dann ging sie nach Amerika und erntete reiche Lorbeeren. Und dennoch — ihre Künstlerschaft hat sich nicht auf der Höhe ihres Talentes, ihre Laufbahn nicht im Geleise ihrer wertvollen Eigenart gehalten; einem Zeitungsberichterstatter in New York sagte sie nach Jahren: „Jetzt bin ich nur noch ein armes, vergessenes, altes Weib, das nicht einmal so viel hat, um seinen Hunger zu stillen.“ Man hat ihr im Elend die mitleidige Hand gereicht; mir ging's aber schwer zu Herzen, daß gerade große Seelen kleinen Forderungen des Lebens oft nicht gewachsen sind.

Selbstverständlich hatte ich während eines halben Jahrhunderts noch oft Gelegenheit, mich in der Welt des Theaters umzuschauen. Von Lina Fuhr, Klara Ziegler und Hermann Hendrichs, bis Sarah Bernhardt, Leonore Duse und Coquelin habe ich die Kunst der Menschendarstellung gern bewundert, aber es ist zwecklos, bloß Namen zu nennen oder flüchtige Begegnungen zu erwähnen, um so mehr, als ich mich, je älter, je länger und mehr mit der sogenannten „neueren Richtung“ im Widerspruche befand; zeigten sich doch schon Tommaso Salvini und Ernesto Rossi

in ihren realistischen Übertreibungen von ihr angekränkelt. Und die Theaterliteratur? Ich brauche nur an die zum Teil künstlich angefachte Ibsen-Begeisterung zu erinnern. Eine ganze Nachfolgeschaft darf man ja überhaupt nicht ernst nehmen, und diejenigen, die nur dem übrigens auch meist künstlich genährten Sinnenkitzel dienen, überleben sich bald; bis auf die Namen verwehen sie wie Spreu.

Zweier Frauen will ich aber noch gedenken, die ich nie gesprochen, die mir aber Stoff zu ernstem Nachdenken gegeben haben, die eine negativ, die andere positiv zu meiner künstlerischen Aufklärung beigetragen haben. Beide fast zu Wienerinnen geworden.

Die eine der beiden Damen sollte ich kennen lernen. Schon in Wien war davon die Rede nach einem meiner Vorträge. Aus Zeitmangel unfähig, Besuche zu machen, hatte ich nähere Bekannte zu einem Herrensouper in den „Österreichischen Hof" versammelt, darunter E. v. Bauernfeld, Leopold Kompert, Johannes Nordmann, den Redakteur der „Neuen Freien Presse", und andere. Wir warteten nur noch auf Adolf Wilbrandt, der mir brieflich sein Kommen zugesagt hatte.

„Wilbrandt? Der kommt nicht!" rief man ungläubig.

„Warum nicht?"

„Der sitzt in Purkersdorf."

„Er sitzt — ist denn das ein Gefängnis?"

Alles lachte. „So ungefähr." Die Scherzreden flogen hin und her, versteckter Anspielungen voll, aber nur dem Eingeweihten verständlich. Endlich erkundigte ich mich etwas erstaunt, warum man jemand, der eine Einladung angenommen habe und offenbar gern angenommen, ohne weiteres der Unhöflichkeit verdächtigte, dennoch wegzubleiben. Da hieß es, auf Wilbrandt sei nicht mehr zu rechnen, Auguste Baudius mit ihren legendarischen Augen habe es ihm angetan. Sie wohne „am Land", und alle Tage fahre er hinaus. Und wirklich, er kam nicht! Als er mich später in Berlin besuchte, entschuldigte er sich, was ich natürlich gelten ließ. Wer wird einem Liebenden, noch dazu einem liebenden Poeten,

böse sein? Er war schon verheiratet und bat, das nächste Mal seine Frau mitbringen zu dürfen — er kam auch wieder — ungezähltemal — aber immer ohne Gattin und mit neuen Entschuldigungen. Allmählich wurde Frau Auguste zu einer Mythe. Als sie später zur Bühne zurückkehrte, sah ich sie spielen; inzwischen hatte aber meine Neigung, sie persönlich kennen zu lernen, erheblich abgenommen. Die für sie geschriebenen Stücke ihres Mannes belehrten mich, daß diese Art Produktion auf das vornehme Talent Wilbrandts keinen guten Einfluß übe. Zuchthausstücke à la „Tochter des Herrn Fabricius" und anderes Gedrückte und Gekünstelte entstellten die edle Dichterphysiognomie und ließen es mich schmerzlich bedauern, daß er seine Kraft in solchen Sensationsstücken verzettelte. (Später erfuhr ich, daß Paul Heyse eine Satire gedichtet habe: „Der Salamander", und Frau Wilbrandt sich durch dieselbe beleidigt gefühlt habe. Als sie dann hörte, daß Paul Heyse Lazarus' intimer Duzfreund sei, mochte sie unwillkürlich ihre Abneigung gegen den ersteren auf den Philosophen übertragen haben.)

Die zweite Wiener Künstlerin, die aber einen positiven Einfluß auf mein Kunstverständnis gehabt, war Charlotte Wolter, die berühmte Hofburgschauspielerin.

Sie kam aus Wien zu einem Gastspiel an das kleine Residenztheater in der Blumenstraße. Ich sah sie als Messalina in Wilbrandts „Arria und Messalina", aber noch bedeutender erschien sie mir in einem französischen Stück, ich glaube es war: „Eine vornehme Ehe", von Octave Feuillet. Es war eigentlich ganz gleichgültig, was sie spielte; denn man vergaß völlig, daß sie spielte. Das war das Neue, Überraschende, Bezaubernde, das sie mich lehrte. Trotz aller Illusion, welche die so ungemein feine und fortgebildete moderne Schauspielkunst im Zuhörer zu erwecken versteht, bin ich mir doch mein Leben lang bewußt geblieben, auf einem Theaterplatz zu sitzen und Schauspieler zu sehen. Bei der Wolter vergaß ich zum erstenmal Theaterplatz und Schauspielkunst.

Sie war nicht eigentlich ſchön, und doch war ſie ſchöner als die Schönſte, denn ſie war echt. Man las es in dieſen ausdrucksvollen Zügen, daß ſie ſich völlig mit ihrer Rolle identifizierte, und man glaubte ihr. Welche Wohltat, einem Menſchen, einem Weibe gar, ſo unbedingt, auf das erſte Wort, auf den erſten Ton hin glauben zu müſſen! —

Charlotte Wolter, ich habe ſie nicht gekannt, aber ich danke ihr eine beglückende Erfahrung.

Neuntes Kapitel.

Kulturgeschichtliches.

Wiesbaden,*) Mitte September 1892.

Wer hat ein schärferes Auge für kulturgeschichtliche Erscheinungen als der Völkerpsycholog? Besonders auf Reisen wird ihm die erfolgreichste Gelegenheit zur prüfenden Beobachtung und kritischen Betrachtung. Rasche Besuche in bedeutsamen Orten sind oft ergiebiger als jahrelanger Aufenthalt: die Kürze der Zeit, die empfängliche Stimmung gestalten alle Beziehungen zielbewußter, energischer und spontaner, der Gedankenaustausch ist aufrichtiger und darum wertvoller. Das Vorgefühl der nahen Trennung läßt Kleines nicht aufkommen und Großes nicht versäumen. Nebensächliches weicht zurück, Wichtiges tritt an seine Stelle. —

„Welche Menschen lernte ich allein in Rom kennen! Im internationalen Friedenskongreß verkehrte ich u. a. mit dem freisinnigen Grafen Guerrieri-Gonzaga, der mir besonders durch seine Frau, eine geborene Hohenemser aus Frankfurt am Main, interessant war. Die Schwiegermutter des Grafen, eine hochgebildete Frau, die viel las und auch gut vorlas, war an einen Bankier verheiratet gewesen, der nur ans Geldmachen dachte, aber nicht aus Habgier, sondern aus Tradition. Er blieb im Gelde stecken, die Frau in Schöngeisterei. Es lag etwas Mittelalterliches in Wesen und Er-

*) Einer herzlichen Aufforderung Steinthals zufolge reiste ich mit ihnen zusammen nach Wiesbaden. Im Kaiserbad begann ich mit Steinthals Tochter eine fröhliche Stubengemeinschaft; links hatten wir „Väterchen mit Muttern", rechts „Onkelchen", dessen Balkonzimmer uns alle zum Frühkaffee und Nachmittagstee gastfreundlich aufnahm.

ſcheinung dieſes Mannes, der an jene geiſtig Geknechteten mahnte, die, von allen übrigen Berufsarten ausgeſchloſſen, gewaltſam zum Geldmachen getrieben wurden, um die Erpreſſungen der Behörden zu befriedigen."

„Erpreſſungen?"

„Ja, vom erſten Regierungsbeamten bis zum Nachtwächter, der abends die Kette vor die Judengaſſe zu legen hatte."

„Das iſt lange her," brummte Steinthal.

„Seit 1820."

„Eine Erinnerung zaubert immer die zweite und dritte heraus. Im Jahre 1857 war ich zum erſtenmal in Frankfurt mit einem Briefchen von Berthold Auerbach — der überall die guten Freunde ſitzen hatte — an B. H. Goldſchmidt. Der Hausherr war verreiſt und ſein Sohn Leo auf der Börſe, aber der meldende Diener ging mit meiner Karte hinein, denn: „Herr Friedmann iſt ja immer zu Hauſe." Ich wurde von einem augenſcheinlich gelähmten Manne mit größter Herzlichkeit empfangen; er erzählte ſofort, wie alle im Hauſe das „Leben der Seele" nacheinander an langen Familienabenden vorgeleſen hätten. Dieſer Friedmann war Maler und faſt gänzlich verarmt in ein Krankenhaus gegangen. Goldſchmidt holte ihn ſofort in ſein Haus, wo er ſein eigenes Zimmer und ſeinen eigenen Diener erhielt. Er bildete den Mittelpunkt der Fürſorge für das ganze Haus und ſorgte ſeinerſeits dafür, daß in regem und regelmäßigem geiſtigen Verkehr gediegene Bücher gemeinſam geleſen und beſprochen wurden. Viele Jahre währte bereits dieſe Gaſtfreundſchaft, der jeder Stachel der Unterſtützungsbedürftigkeit genommen war. Auch jetzt war er es, der ein Dutzend Einladungsbriefchen verſandte, um gemeinſame Freunde zu einem Wiederſehen mit mir aufzufordern, zum andern Tag Mittag um 6 Uhr, ganz als ſei er der Hausherr. Es wurde verabredet, nach dem Eſſen noch beiſammen zu bleiben. Der ſo freundlich Bewillkommnete ſah nun einen Kreis geiſtig angeregter Menſchen um ſich, die ſich der Freude, den ihnen liebgewordenen Autor unter ſich zu ſehen, unbefangen hingaben. Frau Hohenemſer glänzte

in Seide und guter Laune. Anwesend waren u. a. Direktor Löwengaard, Professor Creizenach, Rechtsanwalt Ludwig Braunfels, Dr. Lottmar, der originelle Arzt, der aber nicht mehr praktizierte, sondern als Privatmann ausschließlich seinen literarischen und philosophischen Studien lebte. Interesse erregte die Dame des Hauses, eine hochgewachsene, elegante Frau von reserviertem Benehmen. Sie war sprachkundig, musikalisch, malte, und die Zitate aus den Dichtern flossen glatt und korrekt von ihren Lippen. In Erscheinung fürstlich, aber auch herablassend wie eine Fürstin, blieb sie selbst bei näherer Bekanntschaft unnahbar bis zur Gleichgültigkeit. Sie war aus Brüssel, eine geborene Bischofsheim. Mit ihrem Vater, einem bekannten Bankier, traf ich im Jahre 1872 zusammen, als die Brüsseler Konferenz der sämtlichen europäischen und amerikanischen Komitees zugunsten der rumänischen Juden stattfand. Crémieux aus Paris war Ehrenpräsident, ich und Sir Francis Goldsmith aus London Präsidenten. Dort erschien auch Senator Bischofsheim, ein Mann von vielseitigstem Interesse; er bekundete dasselbe u. a. auch durch seine Spende von 3000 Mark für die Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin; sie war damals neu geschaffen und ohne konfessionelle Schranken für alle Studienbeflissenen geöffnet.

So haben auch der Sohn des Oberpostrates Sachse und ein Herr von Tschirsky dort Vorlesungen gehört. Auch der Bruder Bischofsheims bewies den gemeinnützigen Sinn, der allen wirklich Gebildeten eigen zu sein pflegt: er baute z. B. für die Stadt Nizza auf einem Berge die große berühmte Sternwarte, auf der wegen ihrer günstigen Lage viele und wertvolle Entdeckungen gemacht worden sind. Solche Taten haben ihre wahrhaft kulturgeschichtliche Mission. — In solcher Familie aufgewachsen, empfing die Tochter des Hauses die vorzüglichste Anleitung und Anregung. Dennoch zeigte sich hier die eigentümliche Schattenseite eines Erziehungssystems, das nur die größtmögliche geistige Ausbildung anstrebte.

Ich trat später mit Leo in nähere Berührung, als wir uns in der mild-erhabenen Natur des geselligen Rigi-Kaltbad trafen.

Unsere wachsende Vertrautheit dehnte sich aber nicht auf die Frau aus, die in ihrer kühlen Reserve verharrte. Als dann einst das Gespräch auf Erziehung kam, rief mich Leo zum Richter auf in einer Streitfrage zwischen ihm und der Gattin. Es handelte sich um das Lesenlernen eines vierjährigen Kindes. Ich sprach mich gegen den zu frühzeitigen Unterricht aus, worauf die schöne Frau in wärmerer Art, als ihr sonst eigen war, den entgegengesetzten Grundsatz verfocht, daß man ein Kind nicht früh genug unterrichten könne. Als letzten Trumpf spielte sie die Bemerkung aus, daß sie schon lesen gelernt habe, ehe sie noch drei Jahr alt gewesen sei. Ein sprechender Blick aus Leos blauen Augen enthüllte mir nicht nur den tiefen Gegensatz in der Meinung der Gatten, sondern auch den Grund: er lag in dem Mangel an naiver und natürlicher Hingebung von seiten der Frau. Die allzu frühzeitige Verstandesdressur hatte die Ursprünglichkeit der weiblichen Seele erstickt. Ich betonte mit Absicht: daß wenn die Menschen zu früh mit den Buchstaben verkehren, statt mit den Dingen selbst, sich eine gewisse Maschinenmäßigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Gefühl einstellt. Der Buchstabe darf erst Einfluß üben, wenn die Dinge bereits angefangen, in Herz und Seele hineinzuwachsen.*)

Dies Thema erinnert mich an Professor Barnard aus Massachusetts, der 1866 in Berlin zu mir kam, und dem ich beim denkwürdigen Einzug der siegreichen Truppen Billets für ihn und seine Frau an den Fenstern der Universität verschaffte. Von dem

*) Die Gefahren des zu frühen Unterrichts hat Lazarus in seinen Vorlesungen eindringlich hervorgehoben. Wer reifer ist für das, was er lernt, wird, alles übrige gleichgesetzt, der bedeutendere Mensch werden. Wer mit 7 Jahren etwas aufnehmen soll, wozu die Reife von 9 Jahren erforderlich ist, wird nie reif werden, wenn sich dieses Verhältnis durch seine ganze Lehrzeit zieht; er wird den Schaden der ganzen Art, wie er seine Funktionen vollzogen, nie wieder ausgleichen können. — Lazarus, der spät erst das Gymnasium besuchen konnte, hat in 1¾ Jahren die vier obersten Klassen absolviert! Die Klarheit, die ihn auszeichnet, ist ein Erfolg der Klarheit, mit der er den ihm gebotenen Lernstoff erfaßte.

großartigen und aufregenden Schauspiel erregt, wandte sich das Gespräch zwischen dem amerikanischen Kollegen und mir einem eminent pädagogischen Gegenstande zu: der erzieherischen Macht des Unglücks. — Barnard erbat sich später Ratschläge für die „Ausbildung des ästhetischen Sinnes in den Volksschulen". Ich empfahl vor allen Dingen Aufstellung von Gipsabgüssen klassischer Werke in den Schulsälen und gute, klassische Musikaufführungen einfacherer Stücke, damit die Kinder Auge und Ohr an edlen Formen und Vorbildern üben könnten; als das eigentliche Ziel jeglichen Zeichenunterrichts sollte dann die freie Zeichnung nach der Natur hingestellt werden. Karl Schurz, mit dem ich, als er nach Deutschland zu Besuch gekommen, über ästhetische Erziehung gesprochen und der wußte, daß bereits meine Doktordissertation dieses Thema behandelte, hatte Barnard zu mir geschickt. Später erfuhr ich durch direkte Mitteilung, daß auf Veranlassung Barnards mehrere hunderttausend Dollars für Kunst- und Kulturzwecke in den Schulen von Boston und Umgebung ausgegeben worden seien.

Das Ehepaar Hohenemser war inzwischen nach Paris übergesiedelt. Die Frankfurter konnten sich nach dem Kriege 1866 nicht damit befreunden, daß die Freie Stadt Frankfurt preußisch wurde. Hatte doch Hohenemser bereits Aussicht gehabt, Senator zu werden. So zerschlug sich mancher Traum, und die Bürger konnten noch nicht glauben, daß sie politisch und dadurch in weiterer Folge auch kulturell einen guten Tausch machten. Nur wenige begriffen ihre neue Aufgabe. Ende 1867 wurde ich vom Präsidenten der „Museumsgesellschaft", Medizinalrat Spieß, dringend aufgefordert, einen Vortrag dort zu halten. Im Hinblick auf die weite Winterreise wegen einer flüchtigen Stunde — meine vielverzweigten Obliegenheiten gestatteten mir keine längere Abwesenheit von Berlin — hatte ich wiederholt abgelehnt. Aber Spieß ließ nicht locker. Er bewies mir, daß es meine patriotische Pflicht sei zu kommen! Ich müsse helfen, die über die Annexion durch Preußen wenig erbauten, im Grunde noch immer verstimmten Frankfurter

„zu gewinnen“. Ich wäre der erste preußische Professor, der aufgefordert sei, zu kommen, und wenn ich nicht käme, würde es wieder heißen: Seht! so sind die Preußen! immer hochmütig, immer — na, usw., und bei einem Mann der Wissenschaft würde man das doppelt schmerzlich empfinden. So machte ich mich denn trotz Zeitmangel und Winterkälte im Januar 1868 auf. Professor Creizenach (1818—77), der sich als Dichter und Goetheforscher einen geachteten Namen erworben, hatte mich schon vorher in einem herzlichen Briefe gebeten, wegen der Unwirtlichkeit der Hotels (sehr charakteristisch: jetzt ist das bekanntlich ganz anders!) ein bequemes, ruhiges Zimmer in seiner Wohnung zu benutzen, in welchem ich ganz nach Belieben verweilen oder an der anspruchslosen Geselligkeit des Familienkreises teilnehmen möge. Er berichtete mir, mit welcher allgemeinen Spannung man dem preußischen Professor entgegensah.“

Lazarus kam und sprach unter den bewußten Umständen wahrscheinlich noch eindringlicher als sonst über Lebensdauer. Es zeigt dieser Vortrag — durch ein Stenogramm ist er erhalten —, wie die Philosophie jeden Gegenstand menschlicher Betrachtung universell erfassen soll und so das Band bildet für die übrigen Wissenschaften, die sich allmählich von ihr abgelöst haben. Zugleich ist er charakteristisch für den praktischen Ethiker und Völkerpsychologen und führt zu dem Grundthema seiner Untersuchungen: dem Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit. Alles Hohe kann nur erreicht werden, wenn es zugleich für die Gesamtheit erstrebt wird. Machen wir den Begriff des Menschentums, der Solidarität, zum Kern unseres Denkens, dann dürfen wir uns aller Torheiten eines irreleitenden Kommunismus entschlagen und werden gleichwohl für die Gesamtheit gesorgt haben. — Der mächtige Saalbau war überfüllt und der erhoffte „Gewinn der Gemüter“ so offenkundig, daß alle Beteiligten an jenen Vortragsabend mit Genugtuung zurückdachten. Man ließ den Professor auch nicht so schnell wieder fort, sondern Direktor Löwengaard veranstaltete ein Festsouper, an dem außer dem Präsidenten und dem sonstigen

Vorstand der Museumsgesellschaft noch u. a. der verdienstvolle Hygieniker Georg Varrentrapp (1809—86) teilnahm, weithin bekannt durch Einführung der Ferienkolonien in Deutschland, und der Irrenarzt Heinrich Hoffmann (1809—94), einer der liebenswertesten Menschen, der seinen schweren Beruf mit goldiger, sonniger Gemütswärme zu idealisieren wußte. Von allem „Scherzlichen und Herzlichen" ist sein bisher in 180 Auflagen erschienener „Struwwelpeter" das bekannteste Opus. Eben an jenem Souperabend wurde das reizende Geschichtchen seiner eigenen Brautwerbung kolportiert. Der Vater seiner Erwählten, der ausgezeichnete und hochangesehene Patrizier Donner, maß den jungen Mann, der es wagte, um die Hand seiner Tochter zu bitten, mit strengem Blick: „Und was haben Sie für Aussichten für die Zukunft?"

Hoffmann stutzte einen Augenblick, dann rief er munter: „Ich spiele ein Achtelchen!"

Der Gefürchtete brach in ein schallendes Gelächter aus; aber er besaß Humor und Herzensgüte und — nahm die Werbung an. Er hat es nie zu beklagen gehabt.

Unter den Teilnehmern an jenem Festmahl stand Lazarus der poetisch begabte Advokat Braunfels am nächsten. Er hatte ihn in den sechziger Jahren auf der Tour Berlin—Bern öfter in Frankfurt besucht. Nach dem Vortrage vergingen Jahre, ohne daß sie direkt voneinander hörten. Da sandte 1877 der schon betagte Braunfels ein liebenswürdiges Briefchen, das den anregenden, aber vielfach unterbrochenen Verkehr aufs neue einleitete. Er schrieb:

„Verehrter Freund!

Von Zeit zu Zeit halte ich Rückschau in meiner Lebenschronik und finde da manchen lieben Namen verzeichnet bei dem ein Kreuzchen steht, — tot; — oder ein Pfeil, — fernhin verschwunden; — ein Fragezeichen, — verschollen; — oder ein Flämmchen: er ist noch geblieben. Dem Blick und dem Herzen! — Dann setze ich mich wohl einmal hin und schreibe einem

derer, die mir lebend geblieben, ein Briefchen, das wie Noahs Taube über die Wasserwüste des Daseins hinstreichen und mir ein Ölblatt heimbringen soll, — vielleicht; vielleicht auch nicht....

Hier ist mein Taubensendling, und das Ölblatt soll auf dem Königsplatz in Berlin gewachsen sein.

Wären nicht die Zeitungen, ich wüßte gar nicht, ob Sie noch an der Spree philosophieren, oder ob Sie im Süden Sonne und Lebensfülle aufsuchen. So aber weiß ich, daß ich immer noch nach Berlin schreiben muß.

Lassen Sie mich Ihnen mit gutem Beispiel vorangehen. Ich nehme an, Sie seien es, der eine solche Auskunft von mir gewünscht hätte, und da antworte ich, wie folgt:

Seit ich Sie zum letztenmal gesehen, bin ich nach dem Kalender um ebensoviele Jahre älter geworden, als im Herzen jünger. — Im vorigen Jahre suchte mich eine schwere Krankheit heim, zwei Tage hielt Charons Nachen an meiner Schwelle (vieux style) — ich bin aber, gottlob, wieder heil und frisch, wie Sie aus diesen Zeilen folgern. — —

Es war eine schöne Zeit, als Sie noch Ihr Wirken zwischen Berlin und Bern teilten und mein Zimmer die Haltestelle war, wo Sie zwischen Ankunft und Abgang ein paar kurze, inhaltreiche Stunden verbrachten. Nunquam retrorsum! was nach meiner Auslegung heißt: das Schöne und Gute kehrt nie wieder! —

Eine meiner Studien zum Don Quijote ist erschienen; es ist ein kritischer Versuch über den Amadis von Gallien. Die deutsche Kritik nimmt ihn so freundlich auf, daß die Bescheidenheit, die man zwar nicht hat, aber doch zeigen soll, mir nicht erlaubt, Ihnen zu wiederholen, was sie sagt. Dafür bin ich aber so unbescheiden, Ihnen das Büchlein zu schicken, das Ergebnis mehrjähriger Studien.

So viel für diesmal. Dazu noch einen recht herzlichen Gruß von Haus zu Haus.

Ihr

Braunfels.

Mit um so lebhafterem Interesse verfolgte Lazarus die Cervantesstudien des Freundes, denen er gar nicht so fern stand, wie Braunfels anfangs vermutete, als er ja bereits 1857 Vorlesungen über Cervantes gehalten*) und noch früher in einem Zyklus von Vorträgen die spanische Nationalliteratur behandelt hatte. Cervantes interessierte den Völkerpsychologen in hohem Maße. Um so lieber entsprach er in „mehr als freundschaftlicher Art" Braunfels' Wünschen und denen „seines cervantistischen Kollegen Don Leopoldo Rius in Barcelona." „Ich briefwechsele", schreibt Braunfels, „mit Rius über mancherlei; er sagt mir seine Ansichten über meine Erläuterungen und Deutungen zum Quijote, und ich suche ihm in betreff Calderonischer Bibliographie behilflich zu sein. Wenn irgendwer, so sind wir Literaturkrämer auf gegenseitige Förderung angewiesen."

Braunfels war 1875 zum spanischen Konsul ernannt worden, gegen den Willen des spanischen Gesandten in Berlin. Die Ernennung erfolgte durch den König unmittelbar auf Empfehlung einiger literarischen Freunde. Die Stelle war ihm willkommen, da sie ihm die Verbindungen mit den spanischen Gelehrten ungemein erleichterte.

Die Anerkennung für seine Verdienste um die spanische Literatur blieb nicht aus. Für die Förderung der Herausgabe der alten aragonischen Schriftsteller wurde er — abermals trotz Widerspruch des Berliner Gesandten — zum Komtur erster Klasse mit dem Stern des Ordens Isabellas der Katholischen ernannt — „ein seltsamer Orden für einen Mann vom Stamme Levi". Ein alter, befreundeter spanischer Staatsrat, der zufällig nach Deutschland reiste, überraschte ihn bei froher Tafel mit dem Diplom.

Das Konsulat war ihm anfangs um so angenehmer, als es wenig Arbeit erforderte. Das wurde freilich mit Einführung des neuen Zolltarifs anders. „Seit ich mich zur Ruhe gesetzt habe," schreibt er 1882, „kann ich mich vor dem steten Andrang von

*) Von diesen Vorlesungen sind Stenogramme erhalten; was Lazarus vor fünfzig Jahren gesagt, ist heute noch der Veröffentlichung wert.

Arbeiten kaum mehr retten. In diesem scheinbaren Widerspruch ist volle Wahrheit. Aller öffentlichen Tätigkeit habe ich seit mehr als einem Jahrzehnt entsagt, den Berufsgeschäften fast ebenso lange; ja ich bin seit einigen Jahren aus dem Advokatenstande förmlich ausgetreten. Dafür aber erfordert mein Konsulat, mein Studium und ein sich allzusehr ausbreitender Briefwechsel viel mehr Zeit, als ich zur Verfügung habe, obschon ich durchschnittlich zehn Stunden des Tages meiner besten Freundin Arbeit widme. Als ich Konsul wurde, war die Stelle ein Ehrenposten, der wenig Mühe machte, jetzt ist es ein förmliches Amt, bei dem ich jährlich über 3000 Nummern zu erledigen habe. Meine Hauptbeschäftigung indessen ist — und bleibt noch ein Jahr — der Don Quijote. Der erste Teil ist fertig, vom zweiten ein Fünftel; das Ganze wird, wenn mir gesundes Leben nicht fehlt, zu Ende Oktober fertig werden, da Vorstudien nicht mehr zu betreiben sind. Allein die Pflicht, in jeder kleinsten Einzelheit gewissenhaft zu verfahren, hemmt die geistige Bewegung so sehr, daß ich nie über zwanzig Druckzeilen in der Stunde vollende und gar oft weniger. Ist diese Lebensaufgabe gelöst, so habe ich noch vier kleinere im Sinn; man hofft und will, man plant und legt an, bis plötzlich der Boden versinkt, auf dem man zu bauen gedacht. Und dies wissend, tut man wohl daran, tätig zu sein, als ob man es nicht wüßte."

Im Oktober 1883 konnte Braunfels melden, daß endlich die Arbeit von zwanzig Jahren abgeschlossen war. Im November erschien der Don Quijote. Lazarus war der erste, der die Übersetzung zu Gesicht bekam. „Welche Masse von Studium diesen Druckbogen zugrunde liegt, werden außer Ihnen gar wenige zu beurteilen wissen. Denn in philologischer Hinsicht fehlte es an Vorarbeiten ganz und gar, und die bisherigen Übersetzungen, anstatt Hilfe zu bieten, konnten nur irreführen. Allerdings kenne ich nur die englischen, französischen, italienischen, holländischen, deutschen; aber es ist wohl Grund zu zweifeln, ob die anderen Besseres gewähren. Dreitausend große Fehler, das ist das schöne Ergebnis meiner Vergleichungen."

Braunfels' literarische Interessen beschränkten sich keineswegs auf Spanien. Von seinen germanistischen Studien zeugen seine Übersetzung und Herausgabe des Nibelungenliedes, und außerdem war er journalistisch als Kritiker eifrig tätig. Auch die Schillerstiftung förderte er von Anfang an. Wenn er zu denen gehörte, welche in dem Streite um den Ertrag der Schillerlotterie dem wackeren Serre das Leben schwer machten, so geschah das in gutem Glauben; denn er besaß ein weiches, zart empfindendes Gemüt, das oft genug mit den Forderungen seines Berufes in Konflikt gekommen sein mag.

Braunfels starb 1885 im Alter von 75 Jahren. Seine wertvolle Sammlung spanischer Werke hat die Berliner königliche Bibliothek erworben.

* * *

„Von dem „verpreußten" Frankfurt nach der Freien Reichs- und Hansestadt Bremen: ein gutes Stück Deutschland, das meine Phantasie umspannt; aber die zärtlich-hartnäckige Sympathie, mit der Braunfels und andere neugewonnene Freunde mir anhingen, erinnert mich an einen dort unten an der Weser sitzenden kulturgeschichtlichen Autor: J. G. Kohl (1808—1878), einen der ausgezeichnetsten Schriftsteller auf diesem Gebiet. Früh nach Kurland verschlagen als Erzieher eines Baron Manteuffel, später beim Grafen Medem auf Elley, lernte er in einem fünfjährigen Aufenthalt die seltsam zerklüfteten Verhältnisse des vielgeprüften Landes kennen. Hierauf reiste er durch Livland nach Dorpat und Petersburg, nach Moskau und dem Süden des Riesenreiches und kehrte reich an Erfahrung nach Deutschland zurück. Von hier aus unternahm er nun regelmäßig weitere Fahrten nach Ungarn, Dalmatien, England, Holland, Dänemark, Frankreich, die Schweiz, Österreich, Steiermark, nach dem bayrischen Hochlande, nach Schottland, Irland, Schleswig-Holstein, Istrien, Montenegro, Italien usf. Dieser wahrhafte „Tourist", dem es aber nicht auf Kilometerjagd, sondern auf allgemeine Nutzbarmachung seiner Beobachtungen ankam, hat

die Fülle seiner Anschauungen in eminent völkerpsychologischer Darstellung in einer Reihe wichtiger Schriften veröffentlicht, die mir kulturgeschichtliches Material für unsere Zeitschrift lieferten. Besonders war es ein Buch, das die Aufmerksamkeit erregte und verdiente: „Die natürlichen Lockmittel des Völkerverkehrs". Diese hochbedeutsame Schrift führte zu einem Briefwechsel zwischen uns, der uns gegenseitig wahre Lichtblicke gewährte. Die kulturgeschichtlichen Abhandlungen Kohls gehören zum wertvollsten Bestand des modernen Forschers und sind besonders der Nationalökonomie und Handelskunde zugute gekommen. — Zu dem Interessantesten gehört seine Abhandlung: Weshalb ist Berlin, das ehemalige Fischerdorf, zur Weltstadt geworden? Wodurch konnte es so viele Städte in weitem Umkreis überflügeln? Sein Nachweis der Rolle, welche die Wasserläufe, in deren Mittelpunkt Berlin gelegen ist, dabei gespielt haben, war damals für viele ebenso neu und überraschend, wie er heute für alle Sachverständigen selbstverständlich ist. — Nicht minder lichtvoll ist eine Abhandlung über Geschichte der Geographie der Schweiz. Es wird darin der Nachweis geführt, wodurch Genf zu einem solchen Emporium wissenschaftlicher Schöpfungen geworden ist. Man denke von Calvin bis J. J. Rousseau, von Pictet bis Candolle, Karl Vogt usw. Es war eine Kolonie freiheitlichen geistigen Lebens!

Ich schrieb anläßlich meines Vortrages über Freundschaft zum erstenmal im Februar 1869 an Kohl. Bescheiden antwortete dieser, er selbst habe das Feld der Völkerpsychologie zuweilen mit der Sehnsucht betreten, es näher erforschen zu dürfen, und er gab seiner Freude, mit ihrem „Obergärtner" in Berührung zu treten, durch Zusendung eines seiner Bücher Ausdruck. Unser Verhältnis wurde bald ein sehr inniges. Nachdem er durch längere Zeit mir, dem so viel jüngeren Psychologen, seine Schriften vor deren Veröffentlichung zur Durchsicht eingesandt, fand endlich eine persönliche Berührung in Bremen statt, wohin ich nach der Enthüllung des Herbartdenkmals in Oldenburg gereist war, um liebe Erinnerungen an meine Jugendzeit aufzufrischen.

Mit Gildemeister zusammen habe ich bei Kohl einen der köstlichsten Sonntagvormittage meines Lebens zugebracht. Halb im Scherz, halb im Ernst wurde lebhaft darüber debattiert und mit den mannigfachsten Beispielen und Beweisen illustriert, wie die Völker ihre Fische, ihre Pelze, ihre Pflanzen, ihr Getreide, aber ebenso ihren Schmuck, ja ihre poetischen Formen und dichterischen Stoffe miteinander austauschen. Diese Stoffe und Formen treten ihre Wanderungen an von Volk zu Volk! Die Erzeugnisse des menschlichen Geistes sowohl wie die der guten, alten Mutter Erde kreuzen Hunderte, ja Tausende von Meilen und erstrecken sich über alle Weltteile, alle insgesamt Saatkörner und Triebkräfte wachsender Kultur! Vom biblischen Weinstock abgesehen — welche Unsumme von kulturgeschichtlichen Vorstellungen knüpfen sich allein an die Baumwollenstaude, den Kaffeebaum und die Tabakpflanze!" —

Von den interessanten Briefen Kohls seien nur zwei kürzere hier wiedergegeben, die das Verhältnis zwischen beiden auch an Alter so verschiedenen, aber in ihrer Liebe zur Volkskunde so sympathetischen Männern gemütlich kennzeichnen:

Bremen, 13. August 77.

Hochzuverehrender Herr Professor,

Ihr wertes Schreiben vom 9. August habe ich richtig erhalten und aus ihm mit Freude ersehen, daß Sie sich in einer hübschen, den Studien so günstigen Stille befinden. Von Ihrer so äußerst gütigen Erlaubnis, Ihnen abermals ein Exemplar von den „Lockmitteln" zusenden zu dürfen, bin ich so frei, Gebrauch zu machen. Ich habe das Exemplar zu Ihrer Bequemlichkeit mit weißem Papier durchschießen lassen. Ich bitte Sie, nicht darüber zu erschrecken und zu glauben, daß es mir einfiele, umständliche Auslassungen und weitläufige Kritiken von Ihnen zu erwarten. Ich wollte Ihnen die Sache nur nach Möglichkeit erleichtern, und ich hoffte, so nur um so sicherer diejenigen Bemerkungen, die Sie mir schenken wollen, erhalten zu können. Ich sehe aus Ihrem lieben Briefe, daß Sie dort mit der

Bearbeitung Ihres „Leben der Seele“ beschäftigt sind, und ich fürchte fast, daß ich Ihnen mit meinem Anliegen sehr in den Weg komme. Dies möchte ich gern vermeiden, und ich bitte Sie, sich in keiner Weise einer umständlichen Revision meiner kleinen Schrift zu unterziehen. Jede Bemerkung von Ihnen, und wenn es auch nur eine einzige wäre, würde von mir als etwas höchst Wertvolles und Willkommenes mit dem größten Dank aufgenommen werden!

Einige meiner Freunde sagten mir, sie hätten die Erwähnung der Baumwolle, des Weinstocks, des Tabaks vermißt. Diese und andere Kulturpflanzen hatte ich von vornherein ausgeschlossen, weil ich nur die rohen Naturprodukte in Betracht ziehen und einige Andeutungen darüber machen wollte, wie die Natur mit ihren Gaben den Menschen hinauslockt. Allerdings ist es zuweilen nicht möglich, rohe Natur und Kultur voneinander zu trennen, wie z. B. bei der Kokos- und Dattelpalme.

Sollte die ganze Angelegenheit Sie jetzt zu sehr stören, so bitte ich Sie, die Sache ohne weiteres fallen zu lassen. Es ist auch nicht nötig in diesem Fall, daß Sie sich die Mühe geben, mir das Büchelchen wiederzuschicken.

Das Einzige, was ich mit Zuversicht zu bitten und zu hoffen wage, ist, daß Sie Ihre Wohlgeneigtheit und freundschaftliche Gesinnung unter allen Umständen bewahren Ihrem Ihnen mit aufrichtigster Verehrung ganz getreuesten ergebenen

J. G. Kohl.

Der so herzlich Apostrophierte muß sich dennoch viel Mühe mit dem durchschossenen Exemplar gegeben haben, denn ein Vierteljahr später schreibt der Autor:

Bremen, d. 10. Nov. 77.

„Hochverehrter Herr und Gönner!

Anbei übersende ich Ihnen den neuen und mit Ihrem so äußerst großmütigen und liberalen Beistande korrigierten Abdruck des Ihnen bekannten, ich möchte beinahe sagen unheilvollen

Schriftchens über die Lockmittel. Ich hätte mich mit ihm Ihnen lieber gar nicht wieder präsentiert. Aber die gewöhnlichen Regeln des Anstandes und der Dankbarkeit machten es doch wohl nötig, daß ich damit kam, wenn auch widerwillig. Das Beste, das mir passieren kann, ist, daß Sie mit Stillschweigen darüber hinweggehen und mir trotz allem Ihr mir so äußerst wertvolles Wohlwollen erhalten.

Mit dem freundlichsten Gruße und den wärmsten Wünschen für Ihr Wohlergehen ganz Ihr Ihnen aufrichtig ergebener

J. G. Kohl.

Außer diesen mannigfachen Anregungen verdankte der Völkerpsychologe dem vielseitigen und eifrigen Forschungsreisenden die Bekanntschaft mit dem damaligen Bürgermeister von Bremen, dem Senator Otto Gildemeister (1823—1900). Als immer wiedergewählter Vertreter des Freistaates war er öfter und für längere Zeit in Berlin, und da hat ihn Lazarus zunächst bei dessen Verwandten, dem General Baeyer, gesehen und dann in seinem eigenen Hause.

„Trotz seiner hervorragenden Stellung und bedeutsamen poetischen und politischen Wirksamkeit war er von einer nicht bloß höchst wohltuenden, sondern geradezu überraschenden Schlichtheit des Wesens. Niemand hätte dem kleinen, frischen, überaus natürlich sich gebenden Mann bei der freien Unterhaltung abends angemerkt, daß er in den Frühstunden in seinen immer wieder eingenommenen Zimmern des Hôtel du Nord in Berlin bereits den Pegasus geritten und wenige Stunden später an den Beratungen der hohen Politik im Ministerium und Bundesrat mit leidenschaftlichem Eifer und tiefem Verständnis teilgenommen. Es war ein offenes Geheimnis, daß er durch lange Jahre der Verfasser der hochangesehenen Leitartikel in der Weserzeitung war. Seine Stellung an der Spitze des Bremischen Gemeinwesens zur Zeit der Entstehung des Deutschen Reiches und der darauf folgenden Zollpolitik stellten seiner Energie und Tatkraft schwere Aufgaben.

Beim Zollanſchluß mußte er Bismarck gegenübertreten, der anfänglich glauben mochte, mit dem kleinen Bürgermeiſter umſpringen zu können, wie es ihm beliebte. Gildemeiſter zeigte hier eine Entſchloſſenheit, die ſelbſt vor perſönlichen Reibungen mit dem mächtigſten Mann Europas nicht zurückſchreckte. Seine dauernde Bedeutung liegt aber darin, daß er das Muſter einer eigenartigen Kulturſtrömung iſt, die über Politik und Induſtrie hinausſtrebt und dem modernen Leben ein äſthetiſches Gepräge zu verleihen ſucht. Das führte ihn zu den klaſſiſchen Überſetzungen Lord Byrons. Dieſe gehören zu dem Herrlichſten und Köſtlichſten, das ich kenne, und übertreffen das Original noch an fließender Schönheit. Selbſt ſeine Shakeſpeare-Überſetzungen ſind damit nicht zu vergleichen. Auch den „Raſenden Roland“ verdanken wir ihm. Es ſteckte großes Genie in dem kleinen Manne!“

Seine Briefchen zeigen eine entzückend klare Handſchrift. Bezeichnend für ſeine humane Geſinnung ſind die zuſtimmenden Worte, die er an den Autor nach Empfang des Vortrages „Was heißt national?“ richtet; er ſchreibt am 9. Januar 1880:

„Verehrter, lieber Freund, obwohl ich am Montag auf ein paar Tage nach Berlin komme und Ihnen mündlich für die Zuſendung Ihrer trefflichen kleinen Schrift danken könnte, ſo weiß ich doch nicht, ob ich einen freien Augenblick, Sie zu beſuchen, und das Glück Sie zu treffen haben werde, und halte es daher für ſicherer, ſchwarz auf weiß Ihnen zu ſagen, daß Sie mich ſehr erbaut haben. Daß ich in der Hauptſache ſchon ohnehin Ihrer Meinung war und — was mehr iſt — auch Ihre Geſinnung teile, wiſſen Sie, glaube ich; gleichwohl habe ich aus Ihrer Schrift doch allerlei mir Neues gelernt, was mich höchlich intereſſiert und beglückt hat. Ich habe immer geglaubt, daß gerade für das ſchwerfällige germaniſche Element die jüdiſche Einbürgerung von beſonderem Werte war, iſt und namentlich ſein wird, letzteres nämlich, wenn die Gleichſtellung nicht nur vor dem Geſetze, ſondern auch innerlich vollſtändig (es fehlt doch noch viel daran) durchgeführt ſein wird. Und gerade daß dies letztere leichter geſchehen

wird, als ich manchmal angenommen habe, wird mir durch den Ihre Schrift erfüllenden Geist zur Gewißheit. Aus den beiden anliegenden Leitartikeln unserer Weserzeitung werden Sie Ihrerseits Neues nun wohl nicht lernen; vielleicht nehmen Sie aber doch mit einigem Interesse Kenntnis davon als von einem Zeugnisse, daß Ihre Worte hier auf ein sympathisches Echo rechnen dürfen."

Ein Jahr später dankt er für die beiden Reden „Unser Standpunkt":

„Über das Beste läßt sich am wenigsten sagen. ‚Sehr gut', — viel weiter kommt man nicht, wenn man seinen Eindruck schildern will; was darüber ist, ist meistens nur Amplifikation und bedeutet immer wieder nur ‚Sehr gut'. Aber diese beiden Worte wenigstens muß ich von der Seele los werden, um Ihnen, mein verehrter, lieber Freund, für die beiden Reden zu danken, — ich meine nicht für die Aufmerksamkeit der Zusendung, sondern für den Inhalt. Sehr gut! Jedes Wort muß man unterschreiben. Aber das ist das Wichtigste. Erbaut habe ich mich, wahrhaft erbaut. Was Sie gegen Mommsen über das Verbleiben des gerechten Israeliten bei seiner Gemeinde sagen, hat eine Frage, die ich mir selbst oft vorgelegt hatte, für mich erledigt. Meine besten Segenswünsche begleiten den guten Kampf, den Sie anführen. Sie kämpfen ihn ja für uns alle mit. Herzlichsten Gruß!"

Von besonderem Werte ist folgender Brief, den Gildemeister nach Empfang des 3. Bandes vom „Leben der Seele" schreibt, weil er den Meister der Übersetzungskunst veranlaßt, sich über diese auszusprechen, und zugleich sein reges Interesse an allen Fragen beweist.

„Der Weihnachtsmann brachte mir diesmal die bewundernswerte Gabe, für die ich Ihnen zwiefach zu danken hätte, dem Geber und dem Schreiber. Ich will mich aber mit dem Danken nicht lange aufhalten; man wiederholt schließlich auch bei wärmstem Gefühl immer nur die alten, abgenutzten Ausdrücke, die dem Bedankten wenig sagen, wenn er nicht schon im voraus weiß, wie der andere es meint. Also schönen Dank, herzlichsten, und damit

basta. Der dritte Band ist so recht für mich geschrieben: das sind Probleme, die vor vielen anderen mir durch den Kopf gegangen sind und denen gegenüber ich oft den Mangel, welchen Sie nun so reichlich ergänzen, den Mangel methodischer Forschung, ergänzen. Die Analyse des Taktes, Ursprung der Sitte und namentlich die Psychologie der Kunsteindrücke usw., — das sind so Themata, von denen zu hören ich nicht leicht ermüde. Im vorigen Jahre habe ich in einem hiesigen Vereine einen Vortrag über „Höflichkeit" gehalten, mit allerlei Theoremen, wie sie ein Dilettant zusammenzimmern mag, über die Ursprünge und Entfaltungen des Höflichkeitsgefühls und der Höflichkeitsformen, und Sie können sich denken, wie es mich erfreut hat, beim Lesen Ihres Buches zu sehen, daß ich „in meinem dunklen Drange", wenn auch nicht den rechten Weg, doch so ungefähr die richtige Himmelsgegend gefunden hatte. Ab und an stieß ich mit besonderem Vergnügen auf illustrierendes Detail, das auch mir gedient hatte... Daß Sie in einer Note (S. 149) gelegentlich mich mit Heyse und Geibel interpelliert haben, wurde natürlich als besondere Auszeichnung empfunden. Das betreffende Problem verdient wohl Beobachtung und Nachdenken, aber es ist freilich ein gar flüchtiges und rätselhaftes Wesen, mit dem der Beobachter es da zu tun hat, flatterhafter als der Schmetterling, den man doch erst aufspießt, ehe man ihn untersucht. Ich meine, daß das künstlerische Übersetzen im wesentlichen dem poetischen Prozesse gleicht, insofern auch bei diesem die Gedanken ein Stadium durchlaufen, währenddessen sie noch nicht das Wort angetan haben. Was dem Poeten der zur sprachlichen Schöpfung treibende, nach Form ringende Stoff (im weitesten Sinne) ist, das ist dem Übersetzer der Eindruck, welchen er von einem fremdländischen Poem empfangen hat, und den er nun in der ihm, dem Übersetzer, natürlichen Sprache wiederauszudrücken sucht. Gute Übersetzungen, glaube ich, sind ebenso wie gute Gedichte die Frucht eines inneren Zwanges und Dranges, der dem Menschen keine Ruhe läßt, bis es ihm gelungen ist, das rechte Wort zu finden für das, was er auf dem Herzen hat. Natürlich

geht neben dieſer innerlichen Arbeit das handwerksmäßige Feilen und Leimen her; aber auch dieſes muß, wenn das Wort gelingen ſoll, jederzeit unter dem Einfluſſe desjenigen erſten Bedürfniſſes ſtehen, welches zum Überſetzen trieb. In günſtigen Momenten vollzieht ſich die Schöpfung der neuen Sprachform ſo leicht und ſo ſchnell wie ein Kriſtalliſieren; in anderen Fällen wird der fremde Klang hundertmal durchs Gehirn ſummen, ehe er ſein deutſches Äquivalent findet. Wahrſcheinlich geht es dem Poeten mit ſeinen originalen Konzeptionen nicht anders, und iſt es im Grunde nicht das nämliche, wenn man im gewöhnlichen Leben bald das, was man ſagen will, ſofort ſo, wie man es ſagen will, ſagen kann, bald die Worte dafür ſuchen muß. Wenn man ſagt: „Ich finde gar keine Worte", ſo iſt das doch wohl mehr als bloße façon de parler. Wie es nun eigentlich zugeht, daß beim Überſetzen der Meiſter ſchließlich die Worte findet, welche das wiedergeben, was er mit den fremden Worten empfing, das unterfange ich mich nicht zu erklären. Dieſer Floh, den Sie mir ins Ohr geſetzt haben, wird mich aber noch oft beißen. Hoffentlich reden wir einmal weiter darüber, wenn Sie zu Ihren Penaten zurückgekehrt ſein werden...*) Zum neuen Jahre weiß ich keinen beſſeren Segensſpruch als den alten heidniſchen Valete, in des Worts verwegenſter Bedeutung. In aufrichtiger Freundſchaft Ihr Gildemeiſter." —

„Sein Haus in Bremen war eines der ſchlichteſten, aber durch die kluge und gemütvolle Leitung ſeiner Frau Felicie, der ‚Adoptivſchweſter' Paul Heyſes — ſie war eine Nichte von Frau Klara Kugler und ihre Mutter eine Kreolin — zugleich eines der behaglichſten Bürgermeiſterhäuſer, die man ſich denken kann. 1876 war ich bei ihm in Bremen, und bei dieſer Gelegenheit führte Gildemeiſter mich zu Kohl, der ſo alt und ſchwächlich geworden, daß er faſt nie mehr ausging, aber trotzdem ſeine verantwortungsvolle Stellung als Stadtbibliothekar verwaltete. Mehrere Abende

*) Lazarus weilte, wie wir wiſſen, im Winter 1881 zu 1882 in Nizza.

hintereinander verlebte ich mit Freunden bei Gildemeister. Auch im Jahre 1885, als ich in der „Union", einem kaufmännisch-literarischen Klub, dem vornehmsten Kreise der Stadt, einen Vortrag hielt, hatte Gildemeister Abend für Abend, solange ich mich in Bremen aufhielt, eine kleine, auserlesene Gesellschaft um uns versammelt. Gildemeister war ein überaus klarer Kopf und wußte die heterogensten Stoffe und Empfindungen mit Wärme und Besonnenheit zugleich zu beherrschen.

20. September.

Welche Fülle der Gestalten von kulturgeschichtlicher Bedeutung ließ der heutige Tag wieder vor dem inneren Auge auftauchen! Beim Nachmittagstee scherzte ich: „Von Bremen bis Weimar ist nicht weit" — und richtig ruft Steinthal, der auch angefangen hat, Notizen zu machen:

„Erzähle doch von Liszt!"

Nachdem er seine Zigarre angezündet — die gewohnte zweite und letzte des Tages —, lehnt sich mein Freund behaglich in die Sofaecke und beginnt: „Im Oktober 1861 kam endlich mein längst geplanter Besuch in Weimar zustande. Ich wohnte im ‚Erbprinzen', und der Verkehr mit allen literarischen und künstlerischen Notabilitäten gestaltete sich zu einem förmlichen Fest. Der Hofkapellmeister und Kammerherr Liszt war von allen Weimarer Erscheinungen doch die originellste. Er wohnte bei der Fürstin Wittgenstein und hatte mich in deren Namen zum Diner geladen. Er stand damals im fünfzigsten Lebensjahr und war ungemein rührig und elastisch."

„Nun — und wovon habt ihr euch unterhalten?" half Steinthal ein wenig nach.

„Von sehr verschiedenen und allgemeinen Dingen! Von den Weimarer Verhältnissen kamen wir auf die Wirkung der Musik zu sprechen, und zur Illustration seiner ästhetischen Untersuchungen setzte er sich hin und spielte mir vor. Mir allein, denn ich war verabredetermaßen zu diesem Zweck eine Stunde früher gekommen.

Und wie spielte er! Die tönende, klingende Demonstration zu unseren wissenschaftlichen Erörterungen gehört zu meinen wertvollsten Erfahrungen! Ich habe an jenem Vormittag über Musik vieles gelernt, was sich außerordentlich schwer in wissenschaftlichen Begriffen darstellen läßt; der persönlichen und praktischen Belehrung des Meisters hat meine Abhandlung über die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste in der zweiten Auflage meines Buches große Erweiterung und Verbesserung zu verdanken. — Wir hatten uns mit so feurigem Eifer in unser Thema vertieft, daß die Fürstin endlich gegen 2 Uhr heraufschickte und uns ins Parterre herunterholen ließ. Es war Freitag, also gab es Fasteneſſen, aber gleichwohl ein üppiges Mahl, zu dem in aller Eile mehrere Gäste geladen worden waren. Eine sprühende Unterhaltung ließ die Stunden im Nu verfliegen. Man sprach viel von Völkerpsychologie, damals noch ein neues Thema, und die Nutzanwendung ergab sich von selbst, als wir uns bei Tisch näher auf unsere Nationalität hin ansahen. Da war in erster Reihe unsere Gastgeberin, keine schöne, aber eine reizvolle, mittelgroße Brünette, eine Russin; Liszt: ein Ungar; ein redseliger Italiener, dessen Namen ich vergessen, und unter den Deutschen waren Vertreter aller Stämme: der Komponist und Lyriker Peter Cornelius aus Mainz (1824—1874), Neffe des berühmten Malers, und mein spezieller Landsmann, der Landschaftsmaler Graf Kalckreuth (1820—1894), Begründer und Leiter der Kunstschule in Weimar.

Auch von Zigeunern war viel die Rede, welche in dem viel gelesenen, französisch geschriebenen Buch von Liszt „La Bohême“ eine farbenreiche Schilderung erfahren. — Nach Tisch führte uns die Fürstin in das Liszтzimmer, ganz erfüllt von den Porträts des Gefeierten: Büsten, Gemälde, Zeichnungen, Reliefs, Silhouetten, Photographien, Lithographien, sogar Zeitungsausschnitte, — es war ordentlich komisch, diese Menge Liszt beisammen zu sehen, aber der so Vervielfältigte schien von dieser Komik nichts zu spüren; er gab sich so einfach und natürlich, als hätten wir auf der Schulbank zusammengesessen. Ich sah ihn in Wien 1874 und

zuletzt in Weimar 1880 oder 1881 wieder, immer in gleicher, hingebender Herzlichkeit. Von großer Liebenswürdigkeit war die Fürstin. Sie kannte natürlich die Schweiz und hatte von meinem besonderen und neuartigen Umgang mit den Studenten vernommen. Sie hätte gern selbst studiert, aber es war damals noch nicht Mode.

Bei Hofe, wo mich Dingelstedt vorstellte, war eine ziemlich steife Abendgesellschaft. Selbst der mir persönlich sehr zugetane Großherzog schien präokkupiert. Es mußte etwas in der Luft liegen. Vermutlich war es eben mein Verkehr mit der Fürstin; Liszts Freundin wurde bei Hofe nicht empfangen. Großherzogin Sophie war sehr tugendhaft, und man mochte ein wenig „verschnupft" sein, daß ein deutscher Professor sich so vielseitig im Umgang zeigte. Daß ich auch von dieser freigeistigen, hochgebildeten Frau lernen könne — das fiel niemandem ein.

Von Weimar nach Leipzig ist auch nicht weit! Von den kulturgeschichtlichen Charakterköpfen, denen ich in Klein-Paris begegnete, sei nur das Kleeblatt Julius Fröbel, Karl Andree und Adolf Bastian erwähnt.*) Ein Spaziergang mit den dreien nach dem Connewitzer Walde ist mir unvergeßlich. Andree war nie in Amerika gewesen, hatte aber seinerzeit das Beste über Amerika geschrieben. Er fragte Fröbel:

„Wie seid ihr denn über die Stromschnellen des Saukstroms gekommen?"

Fröbel beschrieb es und machte dabei die originelle Bemerkung, daß bei Fortschaffung der Kähne die meist sehr aufsätzigen männlichen Diener stets williger und zuverlässiger sind, wenn eine Frau die Mieterin des Schiffes ist, und umgekehrt ein männlicher Gebieter weibliche Ruderer haben muß, wenn er schnell und sicher befördert werden will. Es ist das dort eine so alltägliche Erscheinung, daß es feststehende Sitte bei den Reisenden geworden ist, sich stets vom anderen Geschlecht befördern zu lassen. Der-

*) Fröbel lebte von 1805—1893, Andree 1808—1875 und Bastian, der jüngste von ihnen, war 1826 geboren und starb 1905.

gleichen kulturhiſtoriſche Merkmale bildeten das Hauptthema unſerer Unterhaltung, die ſpäter bei Trietſchler (Bierſtube in der Petersſtraße) fortgeſetzt wurde. Andree trank hier mit Vorliebe das goldige, goldene Gold des leichten Plonſchen Bräus und kannegießerte dabei mit den richtigen Leipziger Philiſtern, über die er ſich innerlich natürlich heimlich ergötzte. Kam er dann nach Hauſe und hatte mit den Seinigen den Tee genommen, las er noch im Bett ſtundenlang ſeine griechiſchen und lateiniſchen Lieblingsdichter im Original. Natürlich blieb der Mann immer friſch in bezug auf Bildung und Kulturanſchauung!

Andree hat ſehr viel geſchrieben, nicht nur Bücher, ſondern als Redakteur der Mainzer, Oberdeutſchen, Kölniſchen Zeitung uſw., abgeſehen auch von vielſeitigſter gelegentlicher Mitarbeit an anderen Blättern. Charakteriſtiſch für ihn war: er korrigierte nie; es floß alles druckfertig aus ſeiner Feder. Er war ein echter Braunſchweiger, dem das richtige Deutſch in den Gliedern lag, und er ſprach manchmal förmlich klaſſiſche Feuilletons. Das war ein Glück für ihn, denn er mußte lange Zeit einzig von ſeiner journaliſtiſchen Arbeit leben. So wurde er auch Begründer und langjähriger Redakteur des „Globus“. Sein leichter, trockner Humor machte ihn zu einem der angenehmſten Plauderer. Ein einziges Mal ſah ich ihn tiefernſt —“

Lazarus unterbrach ſich. Sein weiches Gemüt ſpiegelt ſich ſofort in ſeinen Mienen. Steinthal ſah ihn fragend an, aber er wehrte ab: „Das war eine Familienſache, in der ein tiefbekümmerter Vater dem Freunde ſein Herz ausſchüttete.“

Er ſchwieg eine Weile, dann fuhr er fort:

„Ein ungemein beweglicher Geiſt war auch Julius Fröbel, von einer Beweglichkeit zumal in ſeinem politiſchen Leben, die ihn bei früheren Freunden der Unlauterkeit verdächtig gemacht hat. 1805 geboren, naturwiſſenſchaftlicher Schriftſteller, Buchhändler, Profeſſor in Zürich, eifriger Republikaner, beteiligt er ſich am Wiener Aufſtande. Seine Redegabe, ſeine lebhafte Phantaſie und nicht zum mindeſten ſeine auffallend ſchöne, ariſtokratiſche

Erscheinung bezaubern die Volksmassen. Mit Robert Blum und Hermann Jellinek zum Tode verurteilt, verdankt er einer politisch-ethnographischen Schrift, welche Windischgrätz' Gefallen erregt, seine Begnadigung, und er erntet in der Folge nur noch reichere Triumphe als Volksredner. Er durchzieht dann Amerika, wo er die Tochter des bayrischen Ministers und griechischen Staatskanzlers, des Grafen Armansperg, heiratet. Nach Europa zurückgekehrt, tritt er in den Dienst des Ministeriums Thun, geht aber nach dem Kriege von 1866 von der habsburgischen zur preußischen Politik über, wird 1873 Konsul des Deutschen Reichs in Smyrna, später in Algier und lebt dann bald hier bald dort, zumeist im Dienste der Regierungen. In Zürich ist er 1893 gestorben.

Fröbel war überaus anregend. Ein Austausch philosophischer und völkerpsychologischer Gedanken bahnte einen gelegentlichen Briefwechsel zwischen uns an. Er betonte gern, wie verwandt seine Weltanschauung der meinigen sei, weniger auf metaphysischem als auf praktisch-sittlichem Gebiete. Er wollte 1860 für die Zeitschrift für Völkerpsychologie eine Abhandlung: „Der deutsche Nationalcharakter und das politische Schicksal des deutschen Volkes" schreiben. Der Gedanke beschäftigte ihn schon lange, und er besaß wohl die weitgespannte Weltanschauung für dieses Thema, allein es ist nicht zur Ausführung gekommen."

Im Lauf der Unterhaltung fiel das Wort: Instinkt; da sagte Lazarus: „Gerade über den Instinkt habe ich mit Fröbel korrespondiert. Er stimmte nicht mit mir überein, die Grenze sei nicht so scharf, als ich annähme. Auch die Tiere erwürben ihre Sitten allmählich und traditionell; die Erfahrungen einer Tiergeneration gingen auf die folgenden über; dieselben Tierspezies hätten verschiedenen Charakter in verschiedenen Ländern; das hinge offenbar mit Einwirkungen zusammen, die sich allmählich im Tiergeist traditionell ansammeln, und stände in Verbindung mit dem Charakter der die nämlichen Länder bewohnenden Menschen. Als Forster auf einer Insel der Südsee einen Vogel schießen wollte, setzte sich dieser auf seine angelegte Flinte. — Schwerlich würde

ſich jetzt auch der junge, eben ausgeflogene Vogel auf der nämlichen Inſel ebenſo benehmen.

Der drittgenannte Forſcher, der berühmte Berliner Ethnograph Adolf Baſtian, war um 20 Jahre jünger. In Bremen geboren, ging er, 24jährig, als Schiffsarzt nach Auſtralien und machte ſeitdem ausgedehnte Forſchungsreiſen, vorerſt nach Peru, Weſtindien, Mexiko, Kalifornien, China, Oſtindien, Syrien, Paläſtina, Ägypten, Kapland uſw. Seit 1866 gehörte er der Univerſität an, zuletzt als ordentlicher Honorarprofeſſor, allein ſeine akademiſche Lehrtätigkeit ſpielte nur eine untergeordnete Rolle. Sein Lebenswerk iſt das Berliner Muſeum für Völkerkunde; für dasſelbe zu ſammeln und zu ſorgen wurde für ihn zur förmlichen Leidenſchaft. Sein unabläſſiges Mahnen und Drängen und Rudolf Virchows treue Unterſtützung hatten endlich den Erfolg, daß der herrliche Bau an der Königgrätzer Straße in Angriff genommen und 1886 glanzvoll vollendet wurde, ein Vorbild für alle derartigen Inſtitute.

Jetzt lebte er gänzlich in der Rieſenarbeit des Ordnens und Einräumens ſeiner Schätze. Hier haben ſein unvergleichlicher Fleiß und ſeine raſtloſe Hingebung der Wiſſenſchaft unermeßliche Dienſte geleiſtet. Nachdem die Hauptſache aber getan, packte ihn von neuem die Forſchungswut. Er pflegte nun wieder von Zeit zu Zeit aufs ungewiſſe hin zu verſchwinden, gab die erſte Nachricht etwa aus London, die zweite nach einem halben Jahr aus Hinterindien oder aus dem Kongolande. So konnte natürlich nur ein eingefleiſchter Junggeſelle leben. Wann Baſtian eigentlich ſeine unglaublich inhaltvollen, bändereichen Werke niederſchrieb, iſt völlig unerfindlich. Die Summe von Tatſachen und Zitaten, welche er in ſeinen beſchreibenden und reflektierenden anthropologiſchen und kulturhiſtoriſchen Büchern aufgehäuft hat, überſteigt alles und ſtellt alles in den Schatten, was wir von großen Polyhiſtorikern des 17. und 18. Jahrhunderts wiſſen. Wer ſich in dieſes Meer von ungeordneten Daten, unkontrollierbaren Zitaten und ungenannten Quellen ſtürzt, wehe! der wird nie wieder auf

festen Boden kommen! Freilich werden die Leser zumeist schon durch die Formlosigkeit seiner Bücher abgeschreckt. Die Fülle des Stoffes und der Gedanken durchbricht alle Regeln des Stiles und Satzbaues, so daß Bastian als Schriftsteller nicht zur Geltung kommt. Sein Reichtum hat ihn arm gemacht.

Welche Kühnheit entwickelte dieser in allen Äußerlichkeiten mehr als anspruchslose Mann in der Nutzbarmachung aller erdenklichen Wissenschaften und Kenntnisse zur Ergründung und Vervollständigung seiner Spezialwissenschaft, der heißgeliebten Völkerkunde! Religion und Philosophie, Naturgeschichte und Medizin, Sprachen und Sitten, Steine und Pflanzen, Stummes und Redendes, alles machte er ihr dienstbar. Dieser um alles moderne Wesen anscheinend so unbekümmerte Mann war einer der vornehmsten Kulturträger der Neuzeit."

(Die Prophezeiung, der Rastlose werde einmal fern von der Heimat seinen Lebenslauf beschließen, war nicht eben fernliegend. Im November 1903 trat der 77jährige Forscher seine neunte Weltreise an, von der er nicht als Lebender zurückkehren sollte. In Port of Spain, der Hauptstadt von Trinidad, unterbrach der Tod am 3. Februar 1905 seine letzte Fahrt, und auf Wunsch des Kaisers wurden seine Gebeine in deutscher Erde bestattet. Er kam im Oktober in Berlin zur Ruhe. Ob das seinem universalen Geiste entsprach? Bastian gehörte der Welt, und seinem Grabe war Indien so gut Heimat wie sein Vaterland.)

Der Lerneifer, der Lazarus' Beziehungen zu all diesen Männern so wertvoll gestaltete, führte ihn im Sommer 1853 durch Varnhagens Vermittlung als jungen Doktor zum Philosophen Schelling, der über die Deutung der Namen der Kabiren, der Hauptgottheiten auf der Insel Samothrake, geschrieben, welche gerade durch diesen Kultus berühmt geworden ist.

„Wie kam es", fragte Varnhagen interessiert nach jenem Besuche bei Schelling, „daß dieser Gottesdienst sich von den herrschenden Kultusformen der andern griechischen Länder und Inseln so sehr unterschied? In der Tat fehlte ihm der vielbesprochene

und oft geschilderte orgiastische Charakter damaliger Religionsunsitten. Alle anderen Kultusformen besaßen eine ausgesprochen sinnliche Richtung, während dieser auf einer höheren Erkenntnisstufe stand, so zwar, daß die Einwohner anderer Orte und reisende Fremde gerade um dieser religiösen Eigenart willen sich nach Samothrake hingezogen fühlten und eine Propaganda wachriefen, die sich bis nach Gallien usw. erstreckte."

„Wir erörterten die Tatsache, daß Phönizier, Semiten (Araber), die in Geschäften oder aus anderen Gründen auf ihren Zügen Samothrake berührten, ihre eigenen Religionsgebräuche dorthin verpflanzten, sie in neu erstehenden Gemeinden blühen und Einfluß gewinnen sahen auf andere Glaubensformen. In der Tat sind in den drei Namen Actioeros, Actiokersos und Actiokersa hebräische Worte zu erkennen."

„So? Welche denn?"

„Achasch und Ahasveros, das wahrscheinlich Actioveros heißt, eigentlich früher Anchasch, von Nochosch = Zaubern. Actiokersos von Korasch (Stamm: pflügen und bilden = Gebild-schaffen), also der Gott des Landes und der Kunstkultur; Actiokersa ist die weibliche Form." *)

„Ja, ja, merkwürdig, wofür alles sich der Schelling interessierte," meinte Varnhagen etwas unvermittelt. „Es war zu viel in seinem Kopf und zu viel Weitschweifendes und Fernabliegendes. Aber das gerade gefällt dem König. Sie wissen doch? Friedrich Wilhelm will Berlin hochbringen, hoch, immer höher hinauf ins Geistige, Romantische; daß er Tieck hergerufen und Cornelius" —

„Und Rückert."

„Ja, hm, das ist ganz gut, — aber Schelling" — Varnhagen schüttelte vielsagend den Kopf und brach dann das Gespräch kurz

*) Schelling schrieb damals an Lazarus: „Es wäre sehr wünschenswert, wenn auch andere, die des Hebräischen kundig und zugleich philosophisch bewandert sind, sich mit diesen ältesten Mysterien beschäftigen wollten. Von Ihnen erwarte ich noch viel!"

und freundlich ab, als fürchte der diplomatische alte Herr zu viel aus der Schule zu plaudern.

Ich erkundigte mich natürlich bei Lazarus, was diese unausgesprochenen Anspielungen zu bedeuten hatten, und er belehrte mich:

„Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker, wollte durchaus Schelling nach Berlin haben und wußte Alexander von Humboldt dafür zu gewinnen; was dieser aber wünschte, geschah, und so wurde Schelling Mitglied der Akademie mit dem Recht, Vorlesungen an der Universität zu halten. Alle Welt war gespannt, und als Schelling seine ersten Vorlesungen hielt, war das Auditorium überfüllt. Man lauschte mit einer Art andächtiger Ungeduld oder vielmehr mit ungeduldiger Andacht auf das spezifisch Schellingische, auf „die Offenbarung des Absoluten". Statt dessen waren seine Reden ausgeblasene Eier, längstbekannte unmögliche Postulate einer phantastischen Intuition. Man kann aber in der Philosophie mit Gewaltsamem nichts ausrichten."

Ich fragte nach Schellings Erscheinung.

„In Gestalt und Äußerem bot er nichts Besonderes, das bartlose Gesicht, durch eine auffallende große Oberlippe unter einer gar zu nuttigen Nase fast entstellt, war beinahe häßlich. Aber man achtete nicht darauf, wenn man ihn sprechen hörte; denn man sah schließlich nur ein paar wunderbare, strahlende, hellblaue Augen, die bei seinem schneeweißen Haar erstaunlich und faszinierend wirkten."

Als Lazarus von der Ansiedelung eines fremden Religionskultus und einer fremden Nationalität in Samothrake sprach, gedachte er nebenher einer ganz ähnlichen modernen Erscheinung in Leipzig. Vor Jahren kamen einige Rumänen dorthin. Sie bildeten Familien, diese vergrößerten sich; es entstand eine Gemeinde, die einen eigenen Geistlichen aus der ursprünglichen Heimat kommen ließ. Priester und Gemeinde pflegten nun die altheimatlichen Kultusformen, und der Ruf ihrer Frömmigkeit lockte ferne Landsleute her. Alle bilden nunmehr, um ihr würdiges Oberhaupt geschart, mit bürgerlichen Tugenden geschmückt, ihrem ruhigen

Gewerbe nachgehend, einen wertvollen Beſtandteil der übrigen Bevölkerung. Durch den feſten Kern eigenartiger Sitte und angeſtammter religiöſer Treue ſind ſie den Eingeborenen bei aller Anſpruchsloſigkeit ein Vorbild und als ſolches von der gaſtfreundlichen Großſtadt gern wie Adoptivbrüder angenommen. In allſeitiger Pflichterfüllung und harmloſem Lebensgenuß führt dieſe rumäniſche Gemeinde ein friedliches, ſtillbeglücktes Daſein. —

Doch welche wunderliche geographiſch-literariſch-kulturgeſchichtliche Zickzacklinie beſchreiben dieſe Gedenkblätter: von Frankfurt bis Samothrake, von Hohenemſer bis Varnhagen und Schelling! und wieviel Namen dazwiſchen, von denen jeder einzelne ein Typus iſt!

22. September.

Ich ſitze mit meinen Dioskuren auf dem Balkon, das unumgängliche Notizbuch zur Hand. Steinthal hat ſolchen Geſchmack an den geplauderten und diktierten Erinnerungen gefunden, daß er nun immer zum Erzählen animiert. Heute war von Reiſebekanntſchaften die Rede, und Lazarus lachte plötzlich auf:

„Du weißt, Steinthal, wie die Menſchen mich in Anſpruch nehmen; aber ſo etwas von kühner und köſtlicher Naivität war mir noch nicht vorgekommen. Edward Burnet Tylor, deſſen Forſchungen über Kultur- und Urgeſchichte Aufſehen machten, kam nach Berlin, um ſich mit mir über allerhand ſchwebende Fragen auseinanderzuſetzen. Ich war bereits in Bern, und er reiſte mir ſofort nach. Er traf mich aber von Rektoratsgeſchäften und Reiſevorbereitungen ſo überladen, daß ich ihn abweiſen wollte. Es war nun wirklich unterhaltlich, wie er mich Schritt für Schritt zu kaptivieren wußte. Er ſaß ſo drollig vor mir, auf der äußerſten Stuhlkante, immer wie zum Aufſpringen bereit und doch wie feſtgenagelt; ſein hübſches Geſicht, das trotz des langwallenden, braunen Bartes faſt mädchenhaft erſchien, ſah ſo troſtlos aus, die treuherzigen Augen baten ſo unwiderſtehlich, daß ich ſeiner liebenswürdigen Hartnäckigkeit unterlag und ihm — obwohl ſehnſüchtig

nach Ruhe und Einsamkeit — Tag meiner Abreise und Ziel meiner Fahrt mitteilte, damit er, wohlgemerkt, in vierzehn Tagen etwa auch dort eintreffen könne. Jede Einzelheit auf seiner unheimlich langen Liste notierend, nimmt er beschämt und reuevoll über sein langes Bleiben Abschied. Ich reise ab, komme an, und wer empfängt mich dort? Tylor! — Noch vor mir war er abgedampft. Nur ein Engländer konnte so etwas fertig bringen!"

Wir kamen dann auf Italien zu sprechen. Florenz allein eine Fundgrube kulturgeschichtlicher Charakterköpfe! Er erwähnte Karl Hillebrand (1829—1884), dessen fabelhafte Sprachkenntnisse, dessen Doppelprofessur in Paris und Rouen, dessen Schicksale und Bildungsgang ihn zu einem der interessantesten Menschen stempeln, — und Adolf Hildebrand (geb. 1847) der wegen des ähnlichen Klanges des Namens oft mit jenem verwechselt wird: Bildhauer, Sohn des ausgezeichneten Nationalökonomen, den er gerade noch vor seinem Abgang in Bern (1861) schätzen lernte; auch Barzelotti, De Gubernatis, Mantegazza — sie alle lebten in Florenz.

„Aus den Florentiner Tagen ist mir noch eine Versammlung des Circolo in lebhafter Erinnerung. Damals waren etwa 500 Männer der geistigen Elite, aber sehr verschiedenen Standes in den großen, prächtigen Räumen versammelt, um über eine Frage zu debattieren, deren Bedeutung ein Nordländer kaum ermessen dürfte: die Frage, ob der Karneval begangen werden soll oder nicht. Es war dies aber für das wieder emporstrebende Florenz, das sich durch die wachsende internationale Beliebtheit der alten ewigen Roma in seiner Entwicklung als moderne Großstadt mannigfach zurückgedrängt sah, eine Lebensfrage. Die verschiedene Meinung spaltete die Versammlung in zwei große Parteien, von denen jede ihre Ansicht mit echt italienischem Feuer verteidigte. Die einen verfochten die Ansicht, daß der Karneval sich überhaupt überlebt habe, daß es unhistorisch sei, ihn wieder zu künstlichem Dasein aufwecken zu wollen, ja, daß es eine Demoralisation der Jugend, eine Verwilderung der Massen, eine Verführung der ohnehin zu

Exzeſſen geneigten Studentenſchaft bedeute, und ſchließlich — daß er viel Geld koſte. — Die Gegenpartei wollte das alles nicht gelten laſſen: in der Wiederbelebung des Karnevals kehre man im Gegenteil zu den alten hiſtoriſchen Sitten wieder zurück, und der Demoraliſation der Jugend, der Verwilderung der Maſſen, der Verführung der Studenten würde ein Damm entgegengeſetzt, wenn man dem heißblütigen Volk Gelegenheit gäbe, ſeinen Übermut in den harmloſen Späßen und kindlichen Freuden des unſchuldigen Karnevals zu befriedigen. Und was die Koſten anbelange, ſo bringe er im Gegenteil Geld ein; denn er bringe Geld unter die Leute durch Beſchäftigung vieler Tauſende, die jetzt mit müßigen Händen und müßigen Mäulern umherlungerten; er belebe die Induſtrie, locke die Fremden her und verleihe der altberühmten Blumenſtadt neuen Glanz und neue Jugend. So wogte die Diskuſſion hin und her; man geriet immer mehr ins Feuer, und oft ſchien eine Exploſion nahe, ſo erregten wurden die Geſichter, ſo drohend die Gebärden, ſo wild die blitzenden Augen der Italiener. Mehr aber als alles dies, mehr als der Gegenſtand der Diskuſſion intereſſierte mich die Sprache. Noch nie habe ich ſo ſchön ſprechen hören. Das Italieniſche klang bei einzelnen Rednern wirklich wie Muſik und wirkte ſtellenweis faszinierend auf Gehör und Nerven. Übrigens hatte der Reichtum an ökonomiſchen, pädagogiſchen und völkerpſychologiſchen Gedanken, welche in der wogenden Debatte emportauchten — obgleich es ſich nur um ein Narrenfeſt handelte — die Wahrheit des Goetheſchen Spruches erkennen laſſen: „Alles, worauf der Menſch ſich wahrhaft einläßt, wird ihm ein Unendliches.“

Das Geſpräch wandte ſich dann den verſchiedenen Revolutionen und ſpeziell Preußen zu, und Lazarus bemerkte:

„Alle Revolutionen ſind nur echt und wirkſam, wenn ſie ſich gegen ein offenbares Unrecht auflehnen. Die Revolution 1848 wäre matt und ſchwach geweſen, wenn nicht die Schüſſe gefallen wären. Da, da lagen die Leichen, und nun empörte ſich das Volk! Wenn die Revolution dann erfolglos ausging, ſo lag es

daran: die Könige von Preußen waren denn doch zu tüchtig, um einen wirklichen Umsturz zu veranlassen.

Auch in Rußland wird es noch lange dauern, bis die durch die Gebildeten und Studierenden vorbereitete Revolution zum Ausbruch kommt, aber dann freilich wird sie unaufhaltsam um sich greifen ..."

Es kam dann die Rede auf die Stellung des Staatsbürgers zum Gesetz. Das Staatsgesetz dürfe nicht etwas Unerfüllbares verlangen, wagte ich zu bemerken, wie zum Beispiel von jedem Kenntnis der Gesetze, — denn „Unkenntnis schützt vor Strafe nicht!" Wie könne jeder Laie die Gesetze kennen, deren Studium allein das ganze Leben eines Fachgelehrten ausfülle?

Käme es jedoch nur auf einzelne Gesetze an, die jedes Menschenkind wissen müsse, dann möge der Staat selbst uns die Kenntnis vermitteln! So gut es einen Religionskatechismus gibt, solle es auch einen Gesetzeskatechismus geben, der jedem unentgeltlich verabfolgt wird.

„Was soll drin stehen?" fragte er.

„Nun, zum Beispiel: Wer ein Amt hat, muß sich drum kümmern."

„Das wäre gerade so viel, als dekretierte man: von acht bis neun ist eine Stunde."

23. September.

„Gestern hatte ich einiges in petto für Ihr kulturgeschichtliches Heft," lächelte Lazarus, als wir heute wieder beisammensaßen. „Vom sonnigen Süden wollte ich Sie nach dem eisigen Norden führen. Wir sprachen doch von Rußland. Da sieht man es: Bereicherung ist nicht immer Verbesserung. Das erinnerte mich heute nacht an eine interessante Episode aus dem Leben eines ausgezeichneten Menschen: Oskar Mothes.

Er war ein ungemein beweglicher, weitgereister, körperlich und geistig rüstiger Künstler und Kunstschriftsteller, Architekt in Leipzig, der durch seine Tätigkeit und Tüchtigkeit bereits weit bekannt war. Er wird als Professor der Baukunst nach Dorpat berufen und erhält vom russischen Minister den Auftrag, in Reval oder Riga

eine große Kaſerne zu bauen. Pläne und Koſtenanſchläge ſoll er ſelbſt nach Petersburg bringen. Mothes macht ſeine Anſchläge, als ob er für die ſächſiſche Regierung arbeite. Er erforſcht auf das genaueſte die Preiſe von Holz, Stein und Eiſen, berechnet die Arbeitslöhne und ſo weiter und überbringt nun dem Miniſter in Petersburg ſeine ganz genauen Entwürfe, welche jenem ſehr zu gefallen ſcheinen, auch die Koſtenanſchläge empfängt die Exzellenz und ſieht gleich nach der Totalſumme. Das eben noch ſo leutſelige Geſicht verdüſtert ſich jedoch.

„Was ſoll das?“

Der andere errät nicht, was die Unzufriedenheit des geſtrengen Herrn erregt, er verſichert: „Ich habe alle Angaben auf das genaueſte“ —, doch jener unterbricht ihn ſchroff:

„Aber, mein Lieber, dafür baut man bei uns einen Schweineſtall!“ —

Denn natürlich erwartet der Miniſter den zehnfachen Preis des wirklichen Wertes, damit nach altem geheiligten ruſſiſchen Herkommen alle Leute, die bei einem ſolchen Bau die Hände im Spiele haben, dieſelben auch gehörig füllen können.

Die Audienz hat ein Ende. Mothes reiſt ab und hört nie wieder etwas über die Sache. Das ruſſiſche Miniſterium hat für ſolche naive Redlichkeit keine Verwendung.

Jeder, der ſolche Verwaltungsgeſchichten aus Rußland hört, fragt unwillkürlich: Kann nicht der Staat dafür ſorgen, daß dieſes Beſtechungsſyſtem beſeitigt und durch eine ehrliche Verwaltung erſetzt wird?

Eine Antwort aus dem Munde des Kaiſers Nikolaus I. hat mir der Poſthalter von Müncheberg — ſechs Meilen von Berlin an der Straße nach Königsberg — mitgeteilt. Er war früher in ruſſiſchen Dienſten geweſen, dann aber nach ſeiner Heimat zurückgekehrt. Hier hatte er wiederholt Gelegenheit gehabt, die ruſſiſche Majeſtät zu fahren. Der Kaiſer wollte ihm wohl und unterhielt ſich gern mit ihm über die landwirtſchaftlichen Verhältniſſe ſeiner Domänen. Er ließ ihn einmal bei ſich im Wagen

ſitzen und forderte ihn auf zur freieſten Ausſprache über ſeine (des Poſthalters) Erfahrungen in Rußland. Mein Poſthalter läßt ſich nicht lange bitten. Er ſchenkt Majeſtät reinen Wein ein. Er bekennt, daß er die Verhältniſſe nicht länger mitanſehen konnte. Er habe es nicht mehr ertragen und ſei lieber in ſeine beſcheidene Stellung in Müncheberg zurückgekehrt, als ſich durch Verſchweigen gewiſſermaßen zum Mitſchuldigen aller Betrügereien und Beſtechungen zu machen.

„Kann denn dieſer Schwindel nicht endlich aufhören?“ rief ſchließlich der Redliche in voller Empörung, vergeſſend, wen er vor ſich hatte.

Der Kaiſer ſeufzte ſchwer.

„Ja, mein Guter, was ſoll ich machen?“

„Neue Beamte! vom Weichenſteller bis zum Miniſter!“

„Du lieber Gott; die alten ſind ſchon einigermaßen ſatt, aber die neuen ſind noch hungrig, — da wird's noch ſchlimmer!“

Fing doch das Beſtechungsſyſtem ganz von oben an. Großfürſt Konſtantin wurde eines Tages nach der Krim verſetzt. Man kennt die Ehre, dort zu reſidieren. Es war entdeckt worden, daß bei den Stoff- und Kleideranſchaffungen bei Hofe der Großfürſt enorme Prozente von den Lieferanten bezog, Prozente, die gebucht waren und ſeine Haupteinnahme bildeten.

Das folgende Geſchichtchen iſt zu charakteriſtiſch, als daß es unterdrückt werden dürfte.

Ein Hofbeamter verletzt ſich an der Lippe und verlangt ein Talglicht. Man bringt es ihm, aufgeſchrieben aber wird ein Paket Talglichte. Der nächſte Buchführer ſchreibt fünf Pakete, der dritte Beamte fünfzig Pakete, der vierte notiert gewiſſenhaft: ein Zentner Talglichte. Die Rechnung wird präſentiert und natürlich bezahlt.

So iſt es glaublich, daß ein Eiſenbahnverwalter, dem bei einer Reviſion das Fehlen von 500 Eiſenbahnſchienen nachgewieſen wurde, treuherzig verſicherte, die Ratten hätten ſie gefreſſen.“

Zehntes Kapitel.

Paris.

Paris, das unerschöpfliche, birgt so viel des Fesselnden, daß man, wie verzaubert, nicht wieder von ihm loskommt. Der Sehnsuchtstraum, Deutschland und Frankreich, die beiden in der Verschiedenheit ihres Naturells wie ihrer Kultur sich so glücklich ergänzenden Nationen, durch allmähliche Annäherung für eine ehrliche Nachbarlichkeit zu gewinnen, beschäftigt manchen erleuchteten Geist. Jeder neue Schritt, der hüben und drüben im stillen dafür getan wird, erfüllt den Menschenfreund mit hoffnungsvoller Genugtuung.

Lazarus' Beziehungen zu französischen Gelehrten haben seine Überzeugung bestätigt und befestigt, daß besonders die Männer der Wissenschaft die vermittelnden Geistesfäden zu lenken und zu leiten berufen sind. Eine Statistik würde zeigen, welche erstaunlichen Fortschritte die geistige Verbrüderung der beiden Völker in ihren auserlesenen Vertretern seit geraumer Zeit gemacht hat. Im öffentlichen Leben bildet neben dem Verkehr die Kunst, und zwar insbesonders die dramatische Kunst, die Brücke. Die Franzosen kommen in unzähligen Übersetzungen und Gastspielen (von Luguet in den siebziger Jahren bis Sarah Bernhardt 1900) zu uns und wir immer mehr zu ihnen. Man denke an den Erfolg Richard Wagners in Paris! — Und unsere Gelehrten und Tagesschriftsteller gar, sie tauschen auf Kongressen und Konferenzen aller Schattierungen Geistesgrüße aus und bahnen in gemeinsamer Arbeit die so sehr wünschenswerte Verständigung und Versöhnung ihrer Nationen an.

Auch gelegentliche und unſcheinbare Imponderabilien tragen die Keime zu erſprießlicher Verbindung in ſich. Da polemiſiert der Philoſoph Th. Bernard in einem Artikel in der Revue philosophique vom Auguſt 1877 gegen Paul Janet und deſſen Methode, durch voreilige Verallgemeinerung Geſetze aufzuſtellen, und Lazarus gab Bernard recht in ſeinem am 2. April 1878 in der Concordia zu Wien gehaltenen Vortrag: Zeit und Weile.*) Dieſer Vortrag wurde gedruckt und kam dem Franzoſen nach Jahresfriſt zu Geſicht; flugs ſetzt er ſich hin und ſchreibt an ſeinen deutſchen Kollegen:

Montpellier, 18 Mars 80.

Nulle approbation ne saurait m'être plus précieuse que la vôtre, car quelque vif que fût mon désir d'obtenir votre jugement sur quelques-unes des parties de mon travail, j'éprouvais une sorte d'effroi à soumettre à un lecteur allemand un livre aussi élémentaire et sur tant de points nécessairement insuffisants à ses yeux. Etranger à la langue allemande et (sauf les aperçus que je dois aux analyses publiées dans la revue philosophique) aux points de vue, au puissant travail de critique et d'analyse, qui depuis nombre d'années ne cesse de susciter sur tous les points du domaine philosophique tant d'œuvres originales et éminentes, ma modeste ambition a été de porter dans quelques-unes des questions qu'embrassait mon programme, questions généralement très délaissées en France, dans nos livres élémentaires du moins, un peu de clarté et de précision, — etc. Je crois vous avoir signalé quelques chapitres plus particulièrement élaborés et sur lesquels il me serait précieux de ne pas être jugé trop défavorablement par un maître tel que vous, Monsieur. Permettez-moi de vous les rappeler pour le cas où vous voudriez bien y jeter les yeux et — faveur que je n'ose vous demander — m'en dire, sans ménagements, votre pensée! ... Ce qui les fait paraître ou

*) Vgl. Lazarus: Ideale Fragen, S. 251.

un peu neufs ou suffisants ne saurait l'être à aucun degré à vos yeux. — Je suis fier du témoignage inespéré d'une sympathie littéraire que vous voulez bien me donner, et je serais heureux, si les circonstances vous conduisaient à Montpellier, de m'entretenir avec vous des sujets qui vous préoccupent si vivement et m'intéressent beaucoup moi-même. Veuillez etc.

Th. Bernard.

„Indem der franzöſiſche Gelehrte hier der deutſchen Wiſſenſchaft, ihrer Tiefe und Genauigkeit eine ſo offene Anerkennung zollt, beweiſt er ſelbſt eine ſchöne Objektivität, welche durch die Ereigniſſe und Wehen des Jahres 1870 nicht angefochten wurde. Und ſo wie dieſer Philoſoph, zeigten ſich manche andere, als ich bei meinen wiederholten Beſuchen in Paris, in den Jahren 1873, 78 und 84 die mich beruhigende Erfahrung machte, daß die Anwandlungen patriotiſcher Empfindlichkeit vor dem gegenſeitig erfreuenden und befruchtenden Gedankenaustauſch der Bürger der allgemeinen Geiſtesrepublik verſchwanden, wie die Nebel vor der Sonne. Freilich nicht bei allen! — Zu den anders Empfindenden gehörte H. Taine. Mit dem berühmten Hiſtoriker und Literaturkenner, Verfaſſer der „Histoire de la littérature anglaise“, war ich bereits früher bekannt geworden, und wir hatten ſeitdem in freundlicher Weiſe zuſammen verkehrt. Die Veranlaſſung war anfänglich eine rein geſellige geweſen. Als ich im Jahre 1860 in Paris war, trat ich in Verkehr mit einer Reihe angeſehener, den Künſtlerkreiſen angehörender Familien. In dieſen machte ſich beſonders eine Perſönlichkeit bemerkbar durch die ſeltene Vereinigung von großer Einfachheit des Benehmens mit hervorragender Begabung: es war die allſeitig beliebte und bewunderte Pianiſtin Wilhelmine Clauß (geb. 1834), die ſich mit dem Journaliſten Friedrich Szarvady (1822—82) verheiratet hatte, einem aus Ungarn ſtammenden, originellen und vielſeitigen Manne. Szarvady war durch den damals neuen Gedanken eines Annoncenbureaus zu Anſehen und Vermögen gekommen und führte mit ſeiner talent-

vollen Frau ein angenehmes, gastfreies Haus in Paris. Wir waren miteinander auf dem Rigi bekannt geworden.

Dort lernte ich auch später einen jungen Dozenten am Collège de France kennen, Gaston Paris (1839—1903), Schüler des Begründers der romanischen Philologie, Friedrich Diez, für den er zeitlebens die innigste Dankbarkeit bekundet hat; so gab er auch die Diezsche Grammatik der romanischen Sprachen, eines der grundlegenden Werke deutscher Gelehrsamkeit des 19. Jahrhunderts, in ausgezeichneter französischer Übersetzung heraus. G. Paris hat viel und Großes geleistet und den Ruf des ausgezeichnetsten Romanisten erworben. An Anerkennung hat es ihm nicht gefehlt: er ist unter die vierzig „Unsterblichen" aufgenommen und durch den preußischen Orden pour le mérite für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet worden. Er war ein ebenso gelehrter als klarer und angenehmer Schriftsteller und zugleich ein anmutender Gesellschafter. Er lud mich ein, seiner erster Vorlesung und dem darauf folgenden Diner beizuwohnen, das er einer Anzahl seiner Lehrer und Studiengenossen gab, und ich nahm gern solche heitere und gehobene Gelegenheit wahr, meine Personalkenntnis innerhalb einer fremden Nation zu erweitern. Das Diner fand zur gewöhnlichen Zeit, abends 6 bis 7 Uhr statt, im weltbekannten Restaurant Véfour-Véfour aîné ou Café de Chartres, einem Restaurant, das der Franzose als d'un ordre exceptionnel bezeichnet. Es war ein kleiner, aber auserlesener Kreis, ebenfalls d'un ordre exceptionnel, etwa 15 bis 18 Personen, darunter Moritz Block (1816—1901), Nationalökonom, Enzyklopädist, Statistiker, damals Chef des statistischen Bureaus in Paris, der Philolog Michel Bréal (geb. 1832), Professor am Collège de France und seit 1879 Generalinspektor des höheren Unterrichtswesens, Ernest Renan (1823—92), Hippolyte Taine (1828—93) usw.

Besonders erinnerlich ist mir, wie Taine sich mir anschloß. Schon an der ‚deutschen Ecke' hatten wir viel miteinander geplaudert, — man gruppierte sich natürlich, je nachdem man sich mit der Sprache am besten verstand. Als dann der Kaffee in einem

Nebenſalon genommen wurde, ſetzte ſich Taine mit mir auf ein kleines, zweiſitziges Sofa und ließ mich nicht mehr los. Später gingen wir hinunter in die Gartenanlage des Palais Royal. (Véfour liegt an der Rue Vivienne, und nach der anderen Seite geht das Reſtaurant nach dem Hof des Palais Royal.) Während die anderen Herren, animiert durch kulturgeſchichtliche Reminiszenzen der vielgewandelten Lokalität — unvergeſſen ſind die Ausſchreitungen und Ausſchweifungen des famoſen „Regenten“ und ſeiner Nachkommen, denen das Palais zum Schauplatz tollſter und törichtſter Gelüſte dienen mußte — in lebhaftem Geſpräch auf und ab ſpazierten, ſetzten wir beide uns auf eine ſtille Bank. Es war eine herrliche Sommernacht. Die Roſen dufteten aus den Teppichbeeten hinter den Bänken. Wir vertieften uns immer intimer in wiſſenſchaftliche Fragen. Taine hatte einen großen Abſchnitt aus meiner Abhandlung „Zur Lehre von den Sinnestäuſchungen“ (1867) überſetzt, die er dann in ſein philoſophiſches Hauptwerk „De l'intelligence“ aufnahm. Nebenbei war dieſer Überſetzung etwas Lehrreiches zu entnehmen: ſie gelang ſo meiſterhaft, daß ich ihm freudig dankbar geſtand, daß ich ſie faſt lieber geleſen habe als mein Original. Charakteriſtiſch war das Ergebnis des Vergleiches. Daß ſich nämlich aus den angeführten Tatſachen neue wichtige Fragen und ſchwierige Probleme ergeben, verſchweigt Taine; in ſeinem franzöſiſchen Optimismus erwähnt er nur die gefundenen Reſultate.

Unſere pſychologiſch-philoſophiſche Unterhaltung wandte ſich ſchließlich einem ſinnigen, eigentümlichen Gegenſtande zu: dem Verhältnis der Mutter zum Sohn. In unſerem Meinungsaustauſch darüber fanden wir beide, daß kein Verhältnis der Welt dieſen Grad der Vertrautheit und idealen Hingebung trage, als gerade dieſes; weder Schweſter und Bruder, noch Braut und Bräutigam, noch Vater und Sohn, auch nicht Mann und Frau können ſo zueinander ſtehen, ſo ſeelenklar und gemütsverſunken wie Mutter und Sohn. Jede ſeeliſche Vertrautheit iſt hier geſtattet. Ich wies darauf hin, wie ſchon die Bibel dies erkannt, indem Jeſaias, als

er den höchsten Grad erregter, liebereicher Sorge kennzeichnen will, von Gott aussagt, daß, wie eine Mutter den Sohn tröstet, also er sein Volk trösten werde.*) Ich führte aus, daß dieses Verhältnis auch einen unübertrefflichen Gradmesser für die Kultur gebe. Eigentümlich sei es, daß hier die niedrigste Kultur mit der höchsten harmoniere: auf dem niedrigsten Kulturstande, wo der Mann raubend, jagend, fischend tagsüber in der wilden Natur umherstreife, liege in der Hand der Mutter die alleinige Fürsorge für die Erziehung, wenn auch diese vielleicht oft nur in einer unbewußten Bändigung und Sänftigung der rauhen Söhne bestanden haben mag. Ebenso auf der höchsten Kulturstufe; hier dagegen sei der Mensch durch Berufspflichten und politische und öffentliche Tätigkeit gefesselt und die Frau wiederum die intellektuelle Vertraute und dadurch die unmerkliche Leiterin des heranwachsenden Geschlechts. Heil dem Volke, dessen Mütter das Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit haben, wehe dem Volke, dessen Frauen nicht mehr Mütter sein wollen!...

Taine fühlte die Anspielung auf seine eigene Nation. In tiefer Bewegung schlug er beide Hände vor das Gesicht. Das Gespräch führte uns dann noch von den Höhen hinab in weite Niederungen menschheitlicher Entwicklung; es war längst Mitternacht vorüber, als wir uns trennten.

Nach dem großen Kriege habe ich mit Taine nicht mehr verkehrt; er konnte sich dem Chauvinismus nicht entziehen, der im Nichtvergessen und Nichtverzeihenkönnen eine Ehrenpflicht sieht. Auch Professor Erdmann (Halle) hatte mir mitgeteilt, daß Taine, mit dem er früher viel und freundschaftlich verkehrte, sich bei einem Besuche Erdmanns in Paris nach dem Kriege durchaus abweisend benommen habe. Ich vermied es, dieselbe schmerzliche Erfahrung zu machen. — Schade! Schade!

Nun — andere sind dafür unbefangener gewesen: Renan z. B., der mich in besonderem Maße interessierte, seit ich sein

*) Jesaias, 66. 13.

merkwürdiges und auch merkwürdig erfolgreiches Buch „Das Leben Jesu“ gelesen hatte. Bei der phantasievollen Art, mit der er den Heiland auffaßt, bei der bilderreichen, mit malerischen Einzelzügen ausgeschmückten Darstellung hatte man es offenbar mehr mit einem Dichter als mit einem Gelehrten zu tun. Die Lebendigkeit der Details berührt stellenweise fast märchenhaft, als wäre der Autor dabei gewesen, als Jesus geboren wurde, heranwuchs und den Kreis der Jünger um sich versammelte; beschreibt er doch selbst die Eselin, auf der der Heiland ritt! So gestaltete sich auch unwillkürlich das Bild, das ich mir von Renan machte, zu einer Dichterphysiognomie: lang, schlank, mit wallendem Haar und blitzenden Augen, blaß, mit durchgeistigten Zügen; und als ich ihn nun vor mir sah: welche Überraschung! der reine kleine Schustermeister: dick, gewöhnlich und behäbig, nur der Blick und das meist ironische Lächeln verrieten den geistvollen Denker. Diesen Widerspruch zwischen Wesen und Erscheinung findet man gerade bei geistig bedeutenden Männern sehr häufig. Interessant wäre die Untersuchung der Ursachen, man würde gewiß viel daraus lernen und besonders sein Gerechtigkeitsgefühl daran schleifen.

Man konnte gespannt sein, wie Renan nach dem Kriege sich zu seinen deutschen Kollegen stellen würde. Er verstand es aber, selbst als die Wunde noch frisch war, mit den deutschen Freunden und Gelehrten in alter unbefangener Weise zu verkehren. Ich lernte ihn erst im Jahre 1884 näher und gründlicher kennen. Meine Untersuchungen über den Begriff des Volkes, die er sich zu eigen gemacht, ließen uns auch ein paar Worte über den Krieg wechseln. Wir hatten so vielerlei zu besprechen.

Ich hatte ihm im Januar 1880 meinen Vortrag „Was heißt national?“ durch einen Pariser Neffen persönlich überreichen lassen. Renan sagte ihm, meine und auch Steinthals Forschungen seien ihm vollkommen vertraut. Die Judenfrage, die für alle Denker hohes Interesse habe, beschäftigte ihn lebhaft wegen der schrecklichen Bewegungen, die verschiedentlich ausgebrochen seien. (Mein Neffe warf ein, daß ich dieselben längst vorausgesagt habe.) Er

ſchloß nach einigen perſönlichen Bemerkungen mit dem Verſprechen, meine Schrift ſofort zu ſtudieren und mir dann zu ſchreiben."

Bekanntlich hielt Renan im März 1882 in der Sorbonne einen Vortrag: Qu'est-ce qu'une nation? Renan, nach Faguets Urteil der größte Geiſt, der in Frankreich vielleicht ſeit Rouſſeau erſchienen iſt, hat ſelbſt unter ſeinen Werken dieſem Vortrag die höchſte Bedeutung beigemeſſen, ihn vor allem wollte er nicht der Vergeſſenheit anheimfallen ſehen. Allein er hat verſchwiegen, daß ſich derſelbe völlig auf Lazarus' „Was heißt national?" gründet. Was hat dieſer getan, als man ihm dies aus Paris ſchrieb? Er freute ſich, daß Renan Propaganda nicht für ſeinen Namen, ſondern für ſeine Gedanken machte.*) Des deutſchen Philoſophen Selbſtloſigkeit ließ keine Verſtimmung aufkommen. Es iſt dies aus einem Briefe Renans vom 15. März 1883 erſichtlich, aus welchem hervorgeht, daß Lazarus ſich für die Verbreitung Renans in Deutſchland lebhaft intereſſierte, ja mit ihm wegen der Förderung einer deutſchen Ausgabe der Histoire des origines du christianisme in Briefwechſel ſtand.

Wie ſchnell übrigens ſeine völkerpſychologiſchen Gedanken in „Was heißt national?" in Frankreich Eingang fanden, zeigen einige Sätze aus dem Journal illustré, welche ihm im Oktober 1880 durch Freundeshand in dankbarer Reminiszenz an ſeinen Vortrag zugingen: L'unité nationale ne consiste pas dans les rapports matériels des hommes, elle est bien loin d'être uni-

*) Vgl. Leicht: Lazarus, der Begründer der Völkerpſychologie, S. 19 f. — Wie ein Brief des Senators Fr. Greif vom 15. März 1882 ausweiſt, hat Renan nicht einmal Sorge getragen, Lazarus den Vortrag zu übermitteln. Er ſchreibt: „Je viens de recevoir votre très aimable lettre, et par une bonne fortune qui m'a beaucoup aidé dans mon empressement à vous servir, j'ai pu à la même heure trouver M. Renan à son cours du collège. M. Renan a répondu avec beaucoup d'amabilité à ma demande et m'a chargé en même temps de vous transmettre ses sincères compliments. Je vais de ce pas aux Débats chercher les deux numéros qui ont publié la conférence, et je vous les enverrai aussitôt. La conférence paraîtra prochainement en brochure chez Calmann Lévy.

quement une question de territoire, de langue et d'habitudes, comme on l'a trop souvent prétendu. Cette question de nationalité, qui a soulevé tant de débats, elle est plus simple qu'on ne l'a faite. Elle se résume dans la libre volonté humaine, dans le droit des peuples à disposer de leur propre sort, quelles que soient leur origine, leur langue ou leurs mœurs. Si des hommes associés de sentiments et d'idées veulent être frères, ils sont frères. Contre cette volonté, la violence ne peut rien, la fatalité ne peut rien, la volonté humaine y peut tout. Ce qu'une force fatale a fait, la libre volonté le défait.

„Damals trat ich auch dem schon oben genannten Maurice Block näher. Ein Berliner Kind, brachte er es als Herausgeber der Encyclopédie de la Magistrature in zwei Riesenbänden, einem hochnotwendigen Werk, das erst durch ihn geschaffen wurde, zum Mitglied der Académie des Sciences morales et politiques. Seine zahlreichen hervorragenden Werke sind in musterhafter französischer Sprache verfaßt (er kam schon als zweijähriges Kind nach Paris), so seine Abhandlung über die Agrarzölle in den verschiedenen Ländern Europas (1850), sein großartiges Dictionnaire de l'administration française (1856), seine vergleichende Statistik Frankreichs und der europäischen Staaten (1860), von dem Institut mit dem Preise gekrönt. Mehr noch aber als diese und andere seiner größeren Werke ist der in elf oder zwölf Sprachen übersetzte Petit manuel d'économie pratique (1871) von Bedeutung für die Popularisierung volkswirtschaftlicher Kenntnisse. Alles in allem war er einer der rastlosesten Arbeiter auf dem Gebiet geistvoller, großzügiger Nationalökonomie, dabei persönlich einer der angenehmsten Gesellschafter und der natürlichste, liebenswürdigste Mensch. Als ich ihn kennen lernte, war er noch voll sprudelnder Frische und voll Interesse für die völkerpsychologischen Fragen, die im Lauf unserer Unterhaltung auftauchten. Ihm habe ich auch die Bekanntschaft des zweiten bedeutenden Nationalökonomen zu danken: Joseph Garnier (1813—1881). In der Umgebung des sonnigen Nizza geboren und dort aufgewachsen, als es noch italienisch war,

hatte er in den politischen und sozialen Wandlungen, die seine Heimat durchzuleben und zu leiden hatte, völkerpsychologisch vieles gelernt, das seinen Blick schärfte und sein Urteil klärte.

Block veranlaßte auch, daß der Nationalökonom Hippolyte Passy (1793—1880), „ancien ministre", der seine Gelehrte, wie er im Buche steht, und der unter Guizot an der Tagesordnung war, als Präsident der Société d'économie politique mir eine Einladung zu einer Sitzung derselben zukommen ließ. Das war in den Augen der Teilnehmer ein förmliches Ereignis, und als der Präsident mich gar nötigte, als Ehrengast neben ihm zu sitzen, mußte ich wohl oder übel aus allen Blicken lesen: sieh, welche Ehre dir wird, du beglücktes, deutsches Menschenkind! — Diese Sitzung begann — wie alle, es war die Regel — mit einem solennen Diner, selbstverständlich von auserlesenster Zusammensetzung und Zubereitung des Menüs. Die „Komposition" eines solchen gehört bekanntlich bei den nicht bloß feinsinnigen, sondern auch feinschmeckenden Franzosen zu einer der feierlichsten Künste, die es für sie gibt. — Siebzig bis achtzig Personen, alles was irgend mit Staatswissenschaft und Regierung zu tun hatte, war dabei. Wie ungeheuer wichtig es den Parisern erschien, an solcher Sitzung teilzunehmen, ergab sich aus den wohl zwanzigmal in wenigen Tagen an den Gast derselben gerichteten Frage, ob er wirklich jener Sitzung beigewohnt und wie die Art der Einführung gewesen sei. Es entspann sich gewöhnlich folgender, von seiten des Fragenden im Ton höchsten Interesses geführte Dialog:

Herr Professor, ich hörte, Sie sind vergangenen Mittwoch in der Sitzung der Société d'économie politique gewesen?

Jawohl.

Ah! — Waren Sie eingeführt oder vom Präsidenten eingeladen —?

Ich war eingeladen.

Aah! — (Unwillkürliche Verbeugung.) Dann kommt's in den Procès verbal...

Procès verbal (Sitzungsprotokoll), ein Zauberwort, das alle Franzoſen entzückt, das die Mienen aufleuchten läßt. Mit einer Art „Vénération“ ſprach jeder dieſes Wort aus. Im Procès verbal mit ſeinem Namen, mit ſeinem gedruckten Namen verewigt zu werden, welch ein Ziel, aufs innigſte zu wünſchen!

An jenem Abend hielt der damals ſchon ergraute Nationalökonom und Politiker Wolowski (1810—1876), der nach Unterdrückung des polniſchen Aufſtandes 1831 nach Paris geflüchtet war, eine ſeiner glänzenden, ſchneidigen Reden, diesmal über das Papiergeld.

Nach dem Diner wurde der Kaffee in zwangloſen Gruppen in einem anderen Saale genommen. Der bekannte Rechtslehrer und Hiſtoriker Laboulaye (1811—1883), eine Zeitlang als Miniſter von großem Einfluß und in den ſechziger Jahren in Wiſſenſchaft und Politik von hohem Anſehen, zog mich in eine ſtille Ecke auf ein kleines Kanapee. Er hatte ſich eifrig mit dem erſten Bande unſerer Zeitſchrift beſchäftigt und ſprach lange über meine Begründung der Völkerpſychologie; es entſpann ſich zwiſchen uns ein eindringliches Geſpräch über das Weſen und den Einfluß der Ideen auf die geſchichtliche Entwicklung. Vielen ſeiner Landsleute und vollends uns Deutſchen mochte er als ein ſchwärmeriſcher Idealiſt erſcheinen; er ſelbſt hielt ſich für einen ſtarken Poſitiviſten und Realiſten und meinte mir darin ſchroff gegenüberzuſtehen; dieſe ſeine Meinung drückte er ſchließlich mit dem Diktum aus: „Vous, vous êtes Platon, et moi, je suis Aristote!“

Der Deutſche würde ſachlicher ſich ausdrücken: Sie ſind Platoniker und ich Ariſtoteliker; der Franzoſe individualiſiert ſofort und wirkt naiver, aber auch maleriſcher und plaſtiſcher.

Nicht lange nachher iſt Laboulaye, der längere Zeit Deputierter für einen Pariſer Wahlkreis geweſen, einem Radikalen erlegen. Er ſchrieb darauf einen kurzen Dankbrief an die ihm treu gebliebene Minorität der Wähler, darin heißt es:

„Dieſes Land hat nicht die Sitten der Freiheit. Alles wird für die Franzoſen zu einem Schauſpiel. Jetzt iſt die Senſationskomödie in der Mode.“

Sind dieſe Worte nicht auch ein Stückchen Senſationskomödie?

Während Laboulaye aktuell und praktiſch mitten im politiſchen Leben ſtand, blieb ein anderer hervorragender Franzoſe, mit dem ich häufig in Paris verkehrte, als echter Legitimiſt während des Kaiſerreiches dem Staatsleben durchaus fern und lebte nur wiſſenſchaftlichen, insbeſondere philoſophiſchen Studien: Graf Foucher de Careil (1826—1891). Dieſer wahrhaft vornehme Mann iſt einer der wenigen Legitimiſten, die ſpäter Republikaner wurden und politiſch hervortraten. Als franzöſiſcher Botſchafter hat er die Republik in Wien vertreten. Seine wiſſenſchaftliche Tätigkeit erſtreckte ſich namentlich auf Leibniz und Spinoza, und er hat nach ſeinen Studien auf der Bibliothek zu Hannover bisher ungedruckte Schriften von Leibniz herausgegeben. Unſere Beziehungen hatten ſich bereits in Berlin, wo er mich 1857 beſuchte, freundſchaftlich geſtaltet.

In mehr als einer Hinſicht iſt folgender Brief von Intereſſe, den er nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich an mich ſchrieb:

Monsieur,

Je suis bien en retard avec les aimables hôtes de Berlin, et vous êtes le premier à qui je veux dire cela, en y joignant votre bon et philosophique voisin, Monsieur Steinthal. Vous ne pouvez douter, Monsieur, que votre procédé si aimable et dont j'ai eu les marques jusqu'en partant, ne m'ait laissé un bien bon souvenir. Votre science et votre philosophie m'en ont laissé d'autres non moins agréables. J'ai voulu depuis visiter Mr Auerbach à Dresden, mais il était en voyage. Je parle beaucoup à mes amis de France de ce petit cercle de Berlin où se groupe pour moi l'élite future: Vos travaux si consciencieux et si psychologiques ne peuvent manquer à produire un effet réel, et j'attends avec non moins d'impatience la Réfutation de Spinoza*) que les savants recherches de M. Steinthal sur les langues.

*) Lazarus' mehrjährige Spinozaſtudien ſind leider Manuſkript geblieben.

J'en ai parlé à plusieurs amis que j'ai cherché à initier à l'Allemagne philosophique contemporaine, bien persuadé que cette Allemagne est bonne à connaître et que les deux pays ne peuvent gagner qu'à se voir et se visiter sur le terrain des idées, afin de s'entendre, s'il se peut, et de marcher à de nouvelles conquêtes.

Pour le moment d'ailleurs rien de bien nouveau en France, sauf une polémique assez vive dans la Revue Contemporaine contre MM. Taine et Renan, tous les deux convaincus de sophistique et d'athéisme par M. Caro, mon ami, dans un spirituel article du mois de juin, intitulé: L'idée de Dieu dans une jeune école, article dont le Constitutionnel a rendu compte récemment.

Dites à M. Steinthal que je serai heureux de voir sa recension sur Renan, qui doit être parue.

Et vous, Monsieur, recevez la nouvelle assurance de mon estime pour votre caractère et vos travaux.

Cte Foucher de Careil.

à Corbeil, ce 24 juillet 1857.
Seine-et-Oise.

Unvergeßliche Plauderſtunden verlebte ich wiederholt auch mit Michel Bréal, dem Schüler Albrecht Webers und Franz Bopps. Er wurde Renans Nachfolger in deſſen Stellung an der kaiſerlichen Bibliothek, 1864 Profeſſor am Collège de France und an der vier Jahre ſpäter gegründeten École pratique des hautes Études, Direktor der Abteilung für vergleichende Grammatik, dann Mitglied der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, endlich Generalinſpektor des höheren Unterrichtsweſens. Seine zahlloſen ſprachwiſſenſchaftlichen Werke waren uns — Steinthal und mir — ſtets eine Quelle reichſter Anregung. Er war in Deutſchland geboren, hatte auch ſeine Sanskritſtudien, die er in Paris begonnen, in Berlin fortgeſetzt und vereinigte in ſeiner Perſönlichkeit wie im Inhalt ſeiner vielſeitigſten Studien fran-

zösischen und deutschen Geist in glücklichster Mischung. Er steckte voll Anekdoten zur Charakteristik der beiden Nationalitäten. Als wir eines Abends allein saßen in einer stillen Ecke des großen Balkons vom „Café Balcon“ und das Gespräch so recht energisch, behaglich und fruchtbar schon eine ganze Weile daherfloß, erzählte er unter anderem:

Da bekomme ich neulich ein dickes Buch von einem deutschen Gymnasiallehrer aus Gumbinnen oder Meseritz oder dergleichen, eine außerordentlich wertvolle Forschung: Zur Geschichte der lateinischen Sprache. Wenn in Lyon oder Montpellier ein Franzose derartiges zustande gebracht hätte, dann wäre es doch selbstverständlich für ihn und alle Franzosen, die davon erfahren, daß er nach Paris kommt und früher oder später Mitglied der Akademie wird! Der deutsche Gymnasiallehrer aber ist schon zufrieden, wenn er nur sein dickes Buch vor sich sieht, und wird vermutlich bis an sein seliges Lebensende in Meseritz oder Gumbinnen sitzen bleiben!

Wir debattierten noch eine Weile über diese resignierte Selbstbescheidung des Deutschen, dann rief Bréal:

Dagegen haftet uns Franzosen in den Sitten oft etwas Kleinstädtisches an. Meine Schwester — natürlich echte Pariserin — erzählt neulich einer Freundin in größter Erregung: „Denke dir, die Braut meines Bruders (eine Schwester von Ludwig Bamberger) schreibt ihm „Du“! — Nein, was diese Deutschen für sonderbare Menschen sind!“

Bei Bréal konnte man eine wohltuende Übereinstimmung zwischen Geist und Äußerem bemerken. Während der ganzen Unterhaltung konnte ich nicht die Blicke lassen von seinen feingeschnittenen Zügen und dem echt französischen, eleganten, schneeweißen Haar und Schnurrbärtchen. Die dunklen Augen unter den etwas breiten Lidern hatten auch den wechselnden, merkwürdig sprechenden Ausdruck des lebhaften Franzosen.*)

*) Im Frühling 1901 hielt Bréal im Namen des Collège de France am Sarge der von ihrer Freundin Vera Gelo bei dem Attentate auf Professor Deschanel getöteten Studentin Zelenine eine vielbemerkte Rede, in der er Mitleid für die Mörderin erbat.

Als ich 1884 in Paris war, besuchte ich auch James Darmesteter. Dieser ungewöhnlich sympathische Schriftsteller interessierte mich besonders dadurch, daß er die Eigenschaften dreier Nationalitäten in sich vereinigte. Er war gründlich wie ein Deutscher, scharfsinnig wie ein Jude und elegant wie ein Franzose. Noch jung (1849 geb.) hatte er bereits vielfache völkerpsychologische und ethnologische Studien veröffentlicht, die seinen stupenden Fleiß und sein hervorragendes Darstellungstalent bekundeten. Zum Besten, was er geschrieben, gehört seine — wahrscheinlich vollkommenste — Charakteristik Renans. Sein anziehendstes Werk aber sind „Les prophètes d'Israël", erschienen 1892. Ich mußte ihn in einer vom Großstadttrubel weit entfernten, fast ländlich gelegenen Wohnung aufsuchen. Er war seit Jahren leidend und ging nicht mehr aus. Seine Freude über mein Kommen erregte mich um so tiefer, als ich ahnte, daß ich ihn nicht wiedersehen würde. Er starb viel zu früh (1894).

Von den Parisern, mit denen ich in den sechziger Jahren in Berlin verkehrte, sind mir zwei jugendfrische Studenten in bester Erinnerung, von denen der eine bald immer mehr bekannt wurde: George Monod und ein Monsieur de Pomairols besuchten mich. Sie waren zur Vollendung ihrer Studien nach Berlin gekommen und baten mich um meine Förderung. Ich erfreute mich von da ab ihrer liebenswürdigen Anhänglichkeit. Das Haus des deutschen Professors schien ihnen zu gefallen. Herr von Pomairols, eine wahrhafte Prachtgestalt voll männlicher Kraft und Vornehmheit, erregte stets das größte Aufsehen, was uns alle amüsierte. Er war in der Tat ein ungewöhnlich schöner Mensch. Nachdem beide jungen Männer ein halbes Jahr in Berlin eifrig hospitiert hatten, wandten sie sich nach Göttingen, und ich gab ihnen vor ihrer Abreise eine Empfehlung an Lotze mit, — „den berühmten Autor des Mikrokosmus", beeilte sich Herr von Pomairols hinzuzufügen und so seine Sach- und Fachkunde zu bezeugen. Lotzes Antwort ist übrigens für den großen Gelehrten so charakteristisch, daß sie hier mitgeteilt sei:

Hochverehrter Herr Kollege,

Ich danke Ihnen herzlich für die Freundlichkeit, die beiden franzöſiſchen Herren mir bekannt gemacht zu haben; ſie ſind beide jetzt zum Muſikfeſt nach Köln gegangen, doch hoffe ich, ſie bald in Göttingen wiederzuſehen, ohne daß ihr Geſchmack an der Stille unſeres Univerſitätsdörfchens allzuviel gelitten hat.

Da Sie Berlin wieder zu Ihrem Aufenthalt gewählt haben, ſo muß ich vorausſetzen, daß das Geräuſch der großen Stadt melodiſcher für Sie iſt, als für mich das einförmige Geſaus des Windes in meinen Bäumen;*) dennoch entſage ich der Hoffnung nicht, daß irgendein günſtiger Zufall Sie einmal durch das Leinetal führt und mir das Glück Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft gewährt. Helfen Sie dieſem Zufall ſelbſt etwas nach, ſo werden Sie um ſo lebhafter verpflichten Ihren ganz ergebenſten

Göttingen, 8. Juni 68. Lotze.

Alſo ein herzlicher Dankbrief dafür, daß ſein Kollege ihm die beiden Studenten empfohlen hat! Dieſen Eindruck ſchlichter Güte und Zugänglichkeit haben auch die jungen Franzoſen offenbar in ſo hohem Maße von dem Göttinger Philoſophen empfangen, daß George Monod — nachdem er mit lebhafter Befriedigung ſeinen angenehmen und erſprießlichen Aufenthalt in Berlin geſchildert hat — am 15. September von Havre aus berichtet: „J'ai passé a Göttingen un' été très tranquille et agréable. J'ai pu y bien travailler, car rien ne vient y distraire de l'étude. J'ai à vous remercier de la recommandation que vous avez eu la bonté de nous donner pour M. Lotze. Je ne saurais vous dire avec combien d'amabilité, je dirais même d'amitié prévenante et délicate nous avons été reçus! Mon ami a suivi ses deux cours, moi seulement la Praktische Philosophie. Nous allions tous les huit jours à peu près passer la soirée chez M. Lotze,

*) Dieſe Worte zeigen, wie wenig ihn Lotze kannte. Vgl. über das Verhältnis der beiden Philoſophen Leicht a. a. O. S. 53—60.

qui, chez lui, dépouille le philosophe pour montrer un esprit humoristique et original. Je n'ai pas pu bien saisir l'unité de la doctrine et de la tendance de M. Lotze; il déroute à chaque instant l'esprit, en adoptant successivement des opinions qu'on est habitué à rencontrer chez les philosophes les plus opposés. Mais ses vues de détail sont toujours intéressantes, ingénieuses, originales, délicates; et tout cela coule avec une telle abondance, dans un si beau langage, que l'on ne soupçonnerait pas l'effort, si l'on ne voyait son beau visage grave, usé par la pensée et la souffrance. Sa pensée a des chemins et une allure qui lui sont propres, et quoique ses conclusions ne soient ordinairement ni hardies ni nouvelles, les preuves qu'il apporte à l'appui le sont presque toujours, et il combat avec hardiesse et originalité les preuves déjà fournies à l'appui des mêmes opinions. Ce qui m'a aussi frappé en lui, c'est un mélange d'exactitude scientifique et de mysticité métaphysique qui font songer qu'il a été médecin et qu'il est malade, qu'il a écrit une physiologie et qu'il écrit de beaux vers à ses moments perdus. — Par-dessus tout il m'a paru être un esprit „vielseitig", comprenant tout, connaissant tout, s'intéressant à tout, philosophant sur tout, mais ayant renoncé a la continuité systématique, à l'unité sévère des doctrines qui prétendaient à la vérité absolue. L'homme est aussi excellent que le philosophe est intéressant, et je ne saurais assez vous remercier d'avoir été notre introducteur autorisé auprès de lui."

Noch nach Jahren fand ein Austausch freundlicher Aufmerksamkeiten statt zwischen dem Berliner und dem Pariser Professor, denn als solcher fungierte G. Monod an der École des hautes Études, wo er Geschichte des Mittelalters lehrte, — überzeugt, daß das öffentliche Unterrichtswesen in Frankreich sehr ernster Reformen bedurfte (1874). Über seinen Freund, den schönen Herrn de Pomairols, kann er gute Nachrichten geben. Er lebt als glücklicher Gatte und Familienvater (auch Monod stellt sich in dem Briefe als solcher vor) auf seinen ausgedehnten Gütern, hat aber

der Philoſophie noch nicht Valet geſagt und ſchreibt in ſeinen Mußeſtunden an einem Roman. Von Zeit zu Zeit geht er nach Paris und tauſcht mit ſeinem Freunde Erinnerungen aus: „Nous nous sommes remémoré les heures heureuses passées à Berlin chez vous. — L'accueil que nous y avons reçu, n'est sorti ni de notre mémoire ni de notre cœur!“

George Monod hat nach dem Kriege 1870 eine bedeutſame Schrift veröffentlicht, unter dem Titel „Allemands et Français. Souvenirs de campagne“, in der er dem Ernſt der Manneszucht und der ſo häufig hervortretenden Gemütlichkeit der Deutſchen (auch gegenüber ihren doch ſo leidenſchaftlich gegen ſie eingenommenen Quartiergebern), ganz beſonders aber ihrem Benehmen den Kindern gegenüber volle und warme Gerechtigkeit widerfahren läßt. Eine ſeiner Beſchreibungen gilt der Weihnachtsfeier, welche deutſche Soldaten den franzöſiſchen Kindern bereiteten. In ſolchen Zügen ſchöner Menſchlichkeit, die auch in Kriegszeiten alle nationalen Schranken überbrücken und die Herzen verbrüdern, liegt das Tröſtende für die Gegenwart und das Hoffnungsvolle für die Zukunft.

Später hat wiederum G. Monod ſeine menſchenfreundliche Unparteilichkeit bewieſen, indem er ſich in der unglückſeligen „Affäre Dreyfus“ in Wort und Schrift tapfer und gerecht des Märtyrers annahm, gleichſam als einer der Führer der Intelligenz.“

Lazarus wollte ſchließen, aber ich fragte:

„Wie war denn das mit dem Herrn von Weſchniakoff?“ (Kabinettsrat und Vorleſer der ſchöngeiſtigen Großfürſtin Helene von Rußland.)

„Er war der Verfaſſer der Schrift: Sur l'économie des sciences.“

„Hat er der Großfürſtin nicht das ‚Leben der Seele‘ vorgeleſen?“

„Ja, und dabei faßte er den Entſchluß, darüber und über unſere Zeitſchrift in Paris in der Société einen Vortrag zu halten.“

„Das geſchah —?“

„Ja.“

„Aber was war die Folge?“ rief Steinthal jetzt ungeduldig dazwischen. „Alles muß man aus ihm herauspressen! Wurdest du nicht infolge dieses Vortrages zum Ehrenmitglied der Anthropologischen Gesellschaft in Paris ernannt?“

Ein Undefinierbares huschte über Lazarus' Züge.

Ich fragte weiter: „Und die übrigen Pariser Erinnerungen? Wir haben doch nur von einigen Männern gehört, aber der Rest —?“

„Der herrliche Rest!“ Er seufzte lächelnd. „Wo beginnen?“

„Mit dem Louvre ...“ aber Lazarus schüttelte sanft den Kopf: „Wer wollte die Sterne zählen? Von der Kunst in Paris darf man nicht flüchtig erzählen, so wenig wie vom Volksleben. Beide bilden unerschöpfliche Quellen völkerpsychologischer Darstellung. Wer Sonntags oder am Feierabend im Bois de Vincennes sich ergeht, der kann viel lernen, besonders das eine: ohne Vorurteil die wahre Seite eines Volkscharakters ergründen. Auf dem grünen Rasen vergnügt sich der Kleinbürger mit Weib und Kindern in kindlichen Spielen; der Handwerker bis zum ärmsten Arbeiter tummelt sich mit den Seinen, lachend ohne Lärm, fröhlich ohne Frechheit, natürlich und doch gesittet. Es ist ein herzerquickender Anblick, eine Idylle in der Weltstadt. Bei dem Wort Idylle fällt mir eine andere „Idylle“ ein, — ganz anderer Art, so etwas wie Klosteridylle, und doch handelt es sich um einen Weltreisenden. Welche Gegensätze, nicht wahr? Doch in solchen Gegensätzen ist Paris eine wahre Fundgrube.“ — Er sann ein Weilchen, dann begann er:

„Durch Foucher de Careil lernte ich auch den Baron Ferdinand von Eckstein (1790—1861) persönlich kennen, der bereits für unsere Zeitschrift eine außerordentlich gelehrte Abhandlung über den Sitz der Kultur in der Urwelt geschrieben hatte. Seine Untersuchungen über Einflüsse fremder Stämme auf die sanskritischen Völker — wie das Historische im Menschen aufzufassen sei — ältere Ansichten über Geschichte der Menschheit — historische Anschauungen neuerer Zeit — Völkermischungen — Einheit des Menschengeschlechts — Traditionen — usw. usw. bewiesen einen

ungewöhnlichen Ernst und Eifer wissenschaftlicher Forschung. Baron Eckstein war trotz seiner katholisierenden Richtung ein durchaus toleranter und freisinniger Mann, in seiner Erscheinung der vollendete alte Diplomat, dem man die Wechselfälle einer buntbewegten Vergangenheit nicht anmerkte. In Kopenhagen geboren, studierte er in Göttingen und Heidelberg, gehörte dann dem Lützowschen Freikorps in den Feldzügen 1813 und 1814 an. Später trat er in niederländische Dienste und wurde Leiter der Militär- und Zivilpolizei in Gent. Dann vertauschte er den niederländischen Dienst mit dem französischen, war erst Generalkommissar der Polizei in Marseille, darauf (1818—1830) Generalinspektor im Polizeiministerium. Er war ein eifriger Journalist, gründete 1826 die Zeitschrift „Le Catholique", schrieb sein berühmtes Buch „De l'Espagne, considérations sur son passé, sur son présent et son avenir" (1836), machte wertvolle, weite Studienreisen im Orient und begann endlich eine Geschichte der Menschheit! — In der Tat, ein internationales Genie, das seine Fühlfäden von der nordischen Halbinsel über Europa hinweg nach dem mythenreichen Morgenlande hin erstreckte, um schließlich als Pensionär des Klosters St-Jean-de-Dieu in Paris ein beschauliches Dasein zu führen. Seine zwei behaglichen, ebenerdigen Zimmer mündeten direkt in den alten, schönen Klostergarten, dessen erquickende Düfte und lustiges Vogelgezwitscher lieblich hereinströmten in die mit Büchern und Kunstwerken aus aller Herren Ländern sinnvoll ausgestattete Klause des alten Gelehrten.

Wenn Heinrich Heine, der sich an ihm oft satirisch gerieben hat, den stillzufriedenen Sonderling in seiner stimmungsvollen, geistig belebten und naturbeglückten Weltabgeschiedenheit gesehen hätte, der arme berühmte Dichter hätte wohl mit ihm tauschen mögen!" —

Längst ruht auch er, der Vielerprobte, Weitgewanderte! —

Elftes Kapitel.

Äckerleins Keller.

Leipzig, Mitte April 1893.

Äckerleins Keller ist ein moderner Konkurrent von Auerbachs Keller, ein Rendezvous-Platz für alle Fremden, die Klein-Paris kennen lernen wollen, und für alle literarischen Leute, die es bereits kennen und wissen, daß es sich in den lauschigen, dämmerigen, mit bequemen Polsterbänken versehenen Ecken traulich plaudern läßt. Der kleine, von Blattpflanzen umgebene Springbrunnen begleitet das Geplauder mit seinem Gemurmel diskret und anheimelnd zugleich.

Wir hatten wieder streng und fest an der Autobiographie gearbeitet, er war unermüdlich gewesen im Diktieren, denn „es kommen vielleicht Jahre, in denen kein Wort geschrieben werden kann". — Was meinte er damit? Ich wagte nicht zu fragen, aber es machte mich melancholisch. Der Gedanke, daß das Werk unvollendet bleiben könnte, ist trostlos. Es ist nicht daran zu denken, daß er allein es schreibt;*) nicht nur hindert ihn die Masse

*) Mit der Fortsetzung und Vollendung des Werkes hat Lazarus seinen Schüler Dr. Alfred Leicht betraut, der seit Ostern 1880 seine Vorlesungen an der Berliner Universität hörte und auf seinen Wunsch Stenogramme derselben fertigte. Auch die Verzeichnisse zum L. d. S. usw. hat er geliefert und endlich das Register zu den 20 Bänden der Zeitschrift f. Vpf. geschaffen, welches allein das Schlußheft füllt und sie der Benutzung erschließt, denn wer könnte sich in dem Labyrinth ohne Leitfaden zurechtfinden! So blieb Leicht in beständigem Verkehr mit seinem Meister, der ihn 1901 nach Interlaken rief, um sich mit ihm wegen der Biographie zu besprechen. Durch seine Gedenkschrift „Lazarus, der Begründer d. Vpf." hat er sich inzwischen als berufenen Vertreter seiner Ideen legitimiert.

seiner verschiedenartigen Arbeitspflichten, sondern auch seine Zurückhaltung, die eines fortwährenden Ansporns bedarf, damit er aus seiner angeborenen und anerzogenen Wortkargheit über sich selbst herausgehe.

Heute nun lud er mich ein, mit ihm in Äckerleins Keller zu essen. „Zur Aufheiterung", wie er freundlich lächelnd bemerkte; denn was ich von den Entbehrungen seiner Gymnasialjahre erfahren, hatte mich schmerzlich bewegt. Im Frühjahr 1845 gestaltete sich zwar sein Leben etwas behaglicher, teils durch Zutun wohlwollender Menschen, teils durch vermehrte Unterrichtsstunden, die er in Mathematik und so weiter erteilte, so auch dem Sohn seines Wirtes, wofür er von diesem wenigstens ein heizbares Zimmer erhielt; allein seine Nerven haben bis auf den heutigen Tag die Folgen des damaligen, bei völlig ungenügender Pflege angestrengtesten Doppellebens zu spüren. Die Nächte verwandte er zum Selbstunterricht, die Tage zu seinen Gymnasial- und Universitätsstudien und zum Unterrichtgeben.

Selbst als wir beim Essen saßen, konnte ich noch nicht heiter sein; da erzählte er mir von drei Soupers, die er hier, bei Äckerlein, mitgemacht.

Gustav Freytag hatte ihn zur Fortsetzung „sokratischer Gespräche" bereits einigemal eingeladen, ohne daß Lazarus kommen konnte. Da schrieb Freytag am 13. Mai 1868 von neuem: „Heute wage ich, Sie an Ihr gütiges Versprechen zu mahnen, und bitte Sie hierdurch artigst und ergebenst, mir morgen, Donnerstag abend 8 Uhr, in Äckerleins Keller das Vergnügen Ihrer Gegenwart bei einem kleinen Abendbrot gönnen zu wollen. Meine Hausfrau wird Ihnen dort ihre Entschuldigung machen, daß wir Freunde in die Fremde laden; diesmal hat ein beabsichtigter Aufbruch nach Schlesien unsere Häuslichkeit unter Decken und in Kisten verschlossen."

Zu diesem Souper fanden sich noch des Gastgebers vertrauter Freund, der Verlagsbuchhändler Hirzel, Michael Bernays (1834—1897) und einige andere Literaturfreunde ein.

Von allen intereſſierte Lazarus Bernays am meiſten. Freytags äußerſt zuvorkommende, aber etwas künſtliche Art (ſchon obiges Briefchen iſt dafür charakteriſtiſch) und Hirzels zwar joviale und intelligente, aber immer ſchweizeriſch gemeſſene und zurückhaltende Natur zogen ihn weniger an als Michael Bernays' Individualität. Schon deſſen Vater und Bruder weckten intereſſante Erinnerungen; war doch der erſtere jener vielgenannte, vielbewunderte und vielangefochtene Hamburger „Chacham",*) der einſt als zwanzigjähriger Münchener Student und Schüler Schellings liberale Ideen in ſich ſog und ſpäter als Verfaſſer der halb myſtiſchen, halb rationaliſtiſchen Zeitſchriftſtudie über das alte Teſtament: „Der bibliſche Orient" galt. Die ſeltſamen Wandelungen ſeines elaſtiſchen Geiſtes gaben eine Zeitlang viel zu reden und zu rätſeln. — Der Bruder Michaels, der um zehn Jahre ältere Jacob (1824—81), war ein ausgezeichneter Philolog, deſſen Abhandlungen über die ariſtoteliſche Theorie des Dramas wohl am bekannteſten geworden ſind. Auch in Jacob walteten einige intereſſante Gegenſätze: einerſeits ein frommer Jude orthodoxer Richtung und in Lazarus' Hauſe ein oft und gern geſehener Gaſt der Freitagabende mit ihrer ſchönen Sabbatfeier, an denen er gelegentlicher Tiſchnachbar Paul Heyſes war, andererſeits der geliebte und verehrte Freund, der dem ganzen damaligen freiſinnigen wiſſenſchaftlichen Kreiſe in Bonn, Ritſchl — an deſſen Stelle er Oberbibliothekar wurde — Fr. G. Welcker uſw. aufs innigſte anhing.

Der gelehrte Literarhiſtoriker Michael Bernays, bedeutend durch ſeine Goetheſtudien — er gab ein vielgeleſenes dreibändiges Werk heraus: „Der junge Goethe" —, war beſonders durch zwei Dinge in der gebildeten Welt Deutſchlands bekannt: erſtens durch ſeine ungewöhnliche rhetoriſche Begabung, die in ſeinen gelegentlichen literariſchen Vorträgen glänzend zutage trat; zweitens durch ſein rieſenhaftes Gedächtnis, vermöge deſſen er als ein unfehlbarer „Goethekenner" galt. Dies gab ſpäter Veranlaſſung,

*) Eigentlich „der Weiſe".

daß Lazarus, der das pſychologiſch ebenſo anziehende als ſchwierige Thema über die Dankbarkeit zu behandeln beabſichtigte,*) eine briefliche Anfrage an M. Bernays richtete. Er empfing folgende Antwort, welche ſowohl als Zeugnis der bedingungsloſen Wahrhaftigkeit des Schreibers, wie auch als ungewollte, aber deſto wirkſamere Kritik eines einſeitig übertreibenden Goethekultus hier verewigt werden mag:

Hochverehrter Herr Kollege!

Goethes wirkliche Anſichten und Ausſprüche über Dank und Undank finden Sie zuſammengeſtellt in den Riemerſchen Mitteilungen über Goethe, 1, 99—102. Mein Freund G. v. Loeper hat in dem eben erſchienenen dritten Bande der Goetheſchen Gedichte S. 264 zu der zahmen Xenie „Wen die Dankbarkeit geniert“ noch einiges Brauchbare geſammelt. Sollten Ihnen die Bücher nicht zur Hand ſein, ſo würde meine Frau mit ihrer zierlichen Hand Ihnen alles Dienliche daraus aufzeichnen. Möglich, daß Goethe einmal in derber Tiſchlaune dem Undank paradoxe Lobſprüche geſpendet. Was wollten dieſe aber verfangen gegen die ſeinen Werken einverleibten zahlreichen, von tiefem Ernſt getragenen Äußerungen? Beſonders die umſtändliche Darlegung im zehnten Buche von Wahrheit und Dichtung erſchien mir ſtets als ein merkenswertes Kapitel der Goetheſchen Ethik.

Daß Sie mich als einen ſogenannten „Goethekenner“ anrufen, iſt wohl nur im Scherz geſchehen. Ich bin der rückſichtsloſeſte Gegner und Verächter alles Gemeinde- und Zunftweſens, ſobald es ſich im Gebiete der Kunſt oder Wiſſenſchaft geltend machen will. Die Goethezunft wäre aber ſicherlich die allerletzte, in die ich mich einſchreiben möchte. Hoffentlich haben Sie mich ihr im Ernſt auch niemals beigezählt! Es würde mich ſchmerzen, wenn ein von mir ſo gründlich verehrter Mann wie Sie mein beſcheidenes, aber auf ernſte Ziele gerichtetes Be-

*) Lazarus tat dies in einem am 16. Februar 1885 gehaltenen Vortrage, deſſen Veröffentlichung geplant war, aber leider bisher unterblieben iſt.

ſtreben ſo gründlich verkennen wollte. Ich trachtete darnach, in das Studium der neueren Literatur die Methode einzuführen, die ich mir ſelbſt im Studium des klaſſiſchen Altertums angeeignet. Ich habe über Goethe im philologiſchen Sinne gearbeitet; ich glaube mit ſeinen Werken nicht oberflächlich bekannt zu ſein; aber ich habe ihn nie anders ſtudiert, als irgend einer der großen Dichtungsmeiſter, mit denen ſeit den Tagen Homers und der altteſtamentlichen Propheten Gott der Herr die Menſchheit beglückt hat, von mir ſtudiert worden iſt. — Mit einer Art von luſtigem Abſcheu blicke ich auf die in widerlicher Überfülle fortwuchernde Goetheliteratur, welche das kaum deutlich gewordene Bild des Menſchen und Dichters allmählich wieder umdunkeln wird! — Man ſollte die Mißwörter „Goethekenner, -forſcher, -verehrer“ nur noch zu Zwecken humoriſtiſcher Verhöhnung gebrauchen. — Dem verehrten Steinthal hätte ich ſo gern einmal mündlich gedankt für die Ausgabe der ſprachphiloſophiſchen Werke Wilhelm von Humboldts. Glauben Sie, daß er Kenntnis hat von einem franzöſiſchen Auszug aus dem Werke über Hermann und Dorothea, den Humboldt ſelbſt angefertigt? Der umfangreiche Aufſatz ruht ſeit Jahren unter meinen Papieren.

Mit dem Ausdruck wahrer Verehrung

Ihr Bernays.

München, 9. Februar 1883.

Einen zweiten Äckerlein-Abend verlebte Lazarus als Gaſt von Czermak.

Der berühmte Phyſiolog Czermak (1828—73) hat den Kehlkopfſpiegel in die Medizin eingeführt und ſich dadurch einen unſterblichen Ruf erworben, abgeſehen von ſeinen ſonſtigen Verdienſten für die praktiſche Medizin und die wiſſenſchaftliche Welt überhaupt. Für Leipzig, wohin er 1869 gekommen, nachdem er in Graz, Krakau, Peſt und Jena mannigfach gewirkt, beſaß er noch die beſondere Eigenſchaft eines wiſſenſchaftlichen Wohltäters,

indem er auf eigene Kosten ein Institut (Auditorium mit Optatorium) für die physiologische Wissenschaft gründete, welche er zu einem Gegenstand gründlicher Bildung für Studierende aller Fakultäten entwickeln wollte. Er schwärmte geradezu für die Verbreitung der Physiologie als allgemeines Bildungsmittel. Zu diesem Behufe ließ er also in seinem großen Garten einen Rundbau mit fünfhundert amphitheatralisch aufgebauten Sitzplätzen aufführen, in welchem durch optische Apparate die Gegenstände des Unterrichts anschaulich gemacht wurden.

Seine weiteren großangelegten und tiefgreifenden Pläne kamen infolge seines unerwarteten Hinscheidens nicht so zur Ausführung, wie es seiner lebhaften Phantasie und seiner Begeisterung für Erhöhung eines volkstümlichen Bildungsstandes vorgeschwebt hatte. Nach seinem Tode wurde das Institut, der testamentarischen Bestimmung seines genialen Schöpfers gemäß, der Universität als Geschenk vermacht, die es abbrechen und auf Universitätsgrund — auf den Komplex für naturwissenschaftliche Gebäude — übertragen ließ.

Czermak war ein eifriger Experimentator mit hypnotisierten Tieren, und er führte schon damals den später wissenschaftlich so erfolgreich angewendeten, aber auch vielfach gemißbrauchten Beweis, daß unter denselben Bedingungen wie bei einzelnen Menschen auch bei Tieren echte hypnotische Erscheinungen zustande kommen. Er popularisierte seine Meinungen und Forschungen darüber in zwei Vorträgen, die er in mehreren Gartenlaubenartikeln (1873 Nr. 7—11) veröffentlichte und Lazarus mit der dringenden Bitte schickte, ihm so bald als möglich seine „etwaigen kritischen Bemerkungen" zu schreiben, denn er bereite eine Broschürenausgabe vor, mit köstlichen Illustrationen nach direkten photographischen Aufnahmen hypnotisierter Tiere; vielleicht könnte er noch etwas von dem benutzen, was ihm Lazarus zu sagen habe. In der Tat machte dieser ihm darauf einige Bemerkungen. Es kam darin u. a. ein Satz vor: „Tatsächliche Beobachtungen sind noch keine beobachteten Tatsachen", für welchen ihm Czermak in seiner warmherzigen

Weise ganz besonderen Dank aussprach. „Sie haben, fügte er hinzu, damit überaus treffend und ganz allgemein das wahre und doch falsche Zeugnis charakterisiert, von dem ich nur einen speziellen Fall unter der Bezeichnung ‚ungenau beobachtete Tatsache' behandelt habe." Diese Gartenlaubenartikel — die Gartenlaube war damals das verbreitetste und beliebteste Familienjournal — wurden in Petersburg ebenso gelesen wie in Leipzig und kamen auch dem „Zauberkünstler" und Prestigiateur Bosko zu Gesicht. Ein sonderbares Zusammentreffen knüpfte sich daran. Bosko schrieb an Czermak, er würde sich bei seiner nächsten Reise durch Deutschland die Ehre geben, ihn zu besuchen, um ihm zu zeigen, daß er (Bosko) alle die spiritistischen Erscheinungen und hypnotischen Gedankenlesereien usw. genau nachahmen und ihm Experimente vorführen könne, die ihn in ein „ungeahntes Geisterreich" versetzen würden. Wirklich kam Bosko nach Leipzig und verfügte sich in Czermaks Behausung, wo ihm sofort eine eigentümliche Menschenbewegung auffiel. Er fragte nach dem Herrn des Hauses und bekam die Antwort: er sei eben an diesem Vormittag (16. September) gestorben.

Als Lazarus aber seiner Einladung in Äckerleins Keller folgte, war Czermak noch ein blühend gesunder Mann, dessen stattliche Erscheinung angenehm auffiel. Sein schönes, vollbärtiges Gesicht zeichnete sich besonders durch eine energisch geschwungene, wohlgeformte Nase aus, auf die er fast eitel war, denn — so behauptete er — sie zeige die größte Ähnlichkeit mit der Nase Galileis. Czermak zeigte übrigens nicht bloß hohe wissenschaftliche Begabung, sondern auch bemerkenswerte gesellige Talente. So hatte er — überdies ein Meister des Zuhörens und im Anregen von Gesprächen — die Tugend der Gastfreundschaft zu einem wahrhaft edlen Sport ausgebildet. Er mußte jeden Winter einige große Gesellschaften geben, seine spezielle Liebhaberei aber waren die kleinen Mittag- oder Abendtafeln bis zu etwa 12 Personen. Zu einer wahren Virtuosität hatte er das Prinzip der Tischordnung ausgebildet. Es war sein Ehrgeiz, die Gäste so nach ihrer Eigen-

art zu setzen, daß sie sich am besten miteinander unterhalten konnten. Er führte infolgedessen viele Jahre eine Art Album, in welchem für jedes Datum einer solchen Gesellschaft das ovale Abbild des Speisetisches mit den Namen aller daran sitzenden Gäste verzeichnet war, in der genauen historischen Reihenfolge, die er ihnen zugewiesen. Von Zeit zu Zeit nahm er sich in seinen Mußestunden diese Annalen seiner Gastfreundschaft wieder vor, um nachträglich in der Erinnerung daran nachgenießend zu schwelgen.

Für das liebenswürdige Naturell Czermaks sowohl wie für eine Zuneigung zu Lazarus mag folgendes reizende Gedichtchen sprechen:

Zum 31. Dezember 1872.

In einer Stadt bei schlichten Wirten
Erschien mit jeder jungen Messe,
Sobald die ersten Ballen schwirrten,
Ein Mann von Geist und Interesse.

Er war nicht in der Stadt geboren,
Doch wußte man, woher er kam,
Und nicht war seine Spur verloren,
Sobald der Mann auch Abschied nahm.

Beseligend war seine Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch seine Würde, seine Höhe,
Nicht hemmte sie Vertraulichkeit.

Er bracht' Gedankenblumen — Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Geisteslichte,
In einer glücklichern Natur.

Und teilte jedem eine Gabe:
Dem Früchte, jenem Blumen aus.
Die Frau, der Mann, sogar der Knabe,
Ein jedes ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste;
Doch lud ich zum Silvester ihn,
Mir reicht er dann der Gaben beste:
Sich selbst — indem er stets erschien!

J. Cz.

Am lebhafteſten iſt Lazarus der dritte Äckerlein-Abend im Gedächtnis geblieben durch die äußerſt angeregte, vielſeitige und geiſtig in die Tiefe gehende Unterhaltung, wie deren die elegant-gemütlichen Kellerräume wohl ſelten zu hören bekommen haben. Es war um die Mitte der ſiebziger Jahre, als ſich hier eine kleine, ſehr kleine Tafelrunde um den Gaſtgeber, den berühmten Philologen Ritſchl (1806—76) verſammelte. Sein hervorragender Schüler (und ſpäterer Nachfolger) Profeſſor Otto Ribbeck war, von Kiel kommend, ebenfalls als Gaſt anweſend, ferner Czermak, Dr. Fleiſchl, nachmaliger Herausgeber von Czermaks hinterlaſſenen Schriften, und Georg Ebers. Ritſchl hatte für Lazarus etwas Bezauberndes. Seine hinreißende Liebenswürdigkeit war nur das äußere Merkmal einer bedeutenden Perſönlichkeit; noch mehr fühlte ſich das Gemüt des Philoſophen und Menſchenfreundes angezogen durch des Mannes echte, urſprüngliche Humanität. Ein kurzer Brief liegt noch vor, der außerdem eine dritte, gerade für den Adreſſaten feſſelnde Eigenſchaft zeigt: Ritſchls gütigen Humor, der auch die Nadelſtiche des Lebens nicht nur launig erträgt, ſondern liebevoll ſänftigt. Er ſchreibt:

Hochgeehrter und — wenn Sie geſtatten —
lieber Herr Profeſſor!

Geſtern abend fand ich, zwar meine Abweſenheit bedauernd, doch zu freudiger Überraſchung Ihre Karte vor. Heute nun hatte ich nichts eiliger, als Sie unmittelbar nach dem Schluß meiner Vorleſung um 6 Uhr in der Katharinenſtraße Nr. 6 aufzuſuchen (beiläufig geſagt in demſelben Hauſe, in welchem ich 1825 als junger Student 4 Treppen hoch reſidierte). Aber „verlorne Liebesmüh!“ Unten von einem Hausmann zwei Treppen hoch geſchickt, oben von einem Markthelfer eine Treppe tiefer zurückgewieſen, habe ich alle vielverſchlungenen Gänge und Korridore durchforſcht und durchfragt, aber weder das „Suchet, ſo werdet ihr finden“, noch „Klopfet an, ſo wird euch aufgetan“ bewährt gefunden, zu meinem verdrießlichſten

Leidweſen. Alſo, bitte ſchön, ſpringen Sie mir bei mit einem wohltätigen Ariadneſaden!

Mit herzlichem Gruß

Ihr ſehr ergebener

F. Ritſchl.

Donnerstag, 4. Mai 71. Abend 7 Uhr.

Nun muß man wiſſen, was das zu bedeuten hatte, daß ſich der damals ſchon Fünfundſechzigjährige auf ſolche Entdeckungsreiſe begab, in jenem alten, hohen, winkligen und korridorreichen Leipziger Hauſe, in deſſen Parterreräumen ſich die ſog. „Börſenhalle“, ein mächtiges Reſtaurant, befand. — Schon ſeit 20 Jahren faſt unfähig zu gehen, machte Ritſchl gar keine Beſuche mehr, ſondern fuhr ausnahmsweiſe nur in einer Droſchke vor und ſchickte ſeine Karte hinein. Dabei litt er ſo peinlich an eiskalten Füßen, daß er ſtets, auch wenn er ſich hinausbegab, in dem Wagen eine Wärmflaſche bei ſich haben mußte. Unter ſolchen Umſtänden war es geradezu etwas Ungeheures, daß Ritſchl ſich dennoch entſchloß, ſeine langjährige Gewohnheit aufzugeben, und durch nichts konnte Lazarus ſeine Zuneigung beſſer bewieſen ſehen, als durch dieſes perſönliche Umherſuchen treppauf, treppab!

Jener Abend alſo, der ihn als Ritſchls Gaſt zu Äckerlein führte, blieb ihm unvergeßlich. Ritſchls äußerſt geiſtvolle Art zu ſprechen, gründete ſich auf eine immenſe Gelehrſamkeit, und gemütlich bei Auſtern und Champagner plaudernd, empfing man die lichtvollſten Einblicke in alle möglichen Wiſſensgebiete. Köſtlich war ſein Eifer, wenn es galt, Geiſtesverwandte zuſammenzuführen oder gleichgeſtimmte Menſchen, die ſich noch nicht kannten, perſönlich anzunähern. Um 8 Uhr war man bei Äckerlein zuſammengekommen. Gegen Mitternacht, bei fröhlichem Gläſerklang, kam auf einmal das Geſpräch auf Myſtik und Myſtiker, von da auf Jakob Böhme, von dieſem auf einen modernen Charakter, der manche Züge des myſtiſchen Theoſophen in ſich trug, obwohl jener ein Schuhmacher war und dieſer Schulrat: Graffunder. „Kennen Sie ihn?“

fragte Ritſchl, und als Lazarus verneinte, rief er lebhaft: „Den müſſen Sie kennen lernen. Kellner!“

Der Gerufene kam.

„Schreibzeug!“

Das Gewünſchte wurde gebracht. Ritſchl nahm ſeine Viſitenkarte heraus, notierte die genaue Adreſſe Graffunders auf, damit Lazarus bei ſeiner Heimkehr nach Berlin ihm ſchreiben könne, er ſei da, dann würde jener ſchon kommen; denn er (Ritſchl) habe ihm bereits ſo viel vom Philoſophen erzählt, daß er ihm ſchon wie ein alter Bekannter ſei. Und nun begann er ſeinerſeits den Reſt des Abends, der ſich bis gegen Morgen erſtreckte, mit einer Charakteriſtik Graffunders auszufüllen, welche die Zuhörer höchlichſt intereſſierte; denn Graffunder gehörte zu den merkwürdigſten Individualitäten der Zeit, und Ritſchl, ihm auf das innigſte ergeben, kannte ihn genau. Sie waren alte Freunde und Geiſtesgenoſſen. Der hochgebildete, freigeſinnte Mann konnte als ein zeitgenöſſiſcher Vertreter jener myſtiſchen Richtung gelten. Einzelne Aufſätze von ihm, z. B. ‚Über den Unterſchied von Inkarnation und Inſpiration‘, waren Zeugniſſe einer ungewöhnlichen Vertiefung ſeines religionsphiloſophiſchen Geiſtes. Ritſchl zitierte manche Äußerung Graffunders, welche Lazarus viel zu denken gab, und die er als wertvolle Frucht dieſes ungemein angeregten Abends dauernd in der Erinnerung aufbewahrte. — Er ſagte nach Jahren über dieſe beiden Männer:

„Ritſchl und Graffunder ſind für mich zwei Naturen, die ganz zuſammengehören. Sie waren durch ein halbes Jahrhundert miteinander eng verbunden, und doch ſtellten ſie den größten Gegenſatz dar, den man ſich nur denken kann, namentlich, was ihre Beziehung zur äußeren Welt betrifft. Der eine, trotzdem er eine Reihe von Jahren Schulrat und Geheimer Rat im Miniſterium war, Mitglied des ſtatiſtiſchen Bureaus uſw., blieb ſeinem innerſten Weſen nach eine durchaus einſam wandelnde Erſcheinung. Er hat auf die Welt, auch auf die des Geiſtes, faſt gar keine Wirkung ausgeübt, aber auch von ihr nichts empfangen, von ſeiner Zeit und ſeiner Um-

gebung nichts genossen. Die Bibel und Homer, Plato und Jakob Böhme, Spinoza und Thomas a Kempis spielten in seinem inneren Leben eine größere Rolle als die Poesie und Pädagogik seiner Zeit, als die Schulen, die er inspizierte, als die statistischen Tabellen, die er redigierte, und alle die dem Tage dienenden Arbeiten im Ministerium des Innern.

Auf der anderen Seite der einflußreiche Forscher, der Mann, der die ganze Gelehrtenwelt, insbesondere die philologische, die Universitäten und Gymnasien des Deutschen Reiches und weit darüber hinaus mit seinem Geiste beherrschte, namentlich auch durch seinen persönlichen Verkehr mit seinen Jüngern in ganz ungewöhnlichem Maße befruchtete. Sein durch Lehrtätigkeit und wissenschaftlich-literarische Produktion überreich ausgefülltes Leben bedarf hier der Schilderung nicht. Bietet doch darüber die genaueste Kunde das in zwei Bänden erschienene biographische Denkmal, das ihm Ribbeck errichtet hat, — ein Werk pietätvoller und dankbarer Liebe, der genauesten Kenntnis des tiefsten Eindringens des selbst zum Meister gewordenen Jüngers in den Geist seines Lehrers!" *)

Als Lazarus nach vierzehn Tagen nach Berlin zurückkehrte, wurde ihm berichtet, daß ein kleiner Herr dagewesen, der sich Graffunder genannt habe und wiederkommen wolle. — Ritschl hatte ihm bereits geschrieben und ihm den Besuch dringend ans Herz gelegt. So lernten sie sich kennen und — lieben; dies Wort war bei Graffunder kein konventionelles. Seine Briefe erquicken

*) Ribbeck sagt, daß in Ritschls weichem Herzen ein Keim von Mystik schlummerte, der sich besonders in späteren Jahren regte und sich in mannigfachen, freilich immer nur vorübergehenden Versuchen weiterer Entwicklung verriet. Sollte nicht diese Richtung dem Einfluß des älteren, von theologisch-philosophischen Studien durchdrungenen Freundes zuzuschreiben sein? Alfred Graffunder (1801—75) war 1828 nach Erfurt zur Leitung des Volksschulwesens im dortigen Regierungsbezirk berufen worden, und aus dem herzlichen Verkehr in Ritschls Elternhause (der Vater war Pfarrer in Erfurt) entwickelte sich die brüderliche Freundschaft mit dem jungen Philologen. (Ribbeck I, 120.)

durch den Hauch der Liebe, der jede Blattſeite durchweht, auch wenn kein einziges Gefühlswort darin vorkommt; mag deshalb wenigſtens dies oder jenes Wort hier eine Stelle finden. Nach einem Vortrag des Philoſophen in der Singakademie zu Berlin ſchreibt ihm Graffunder:

„Ich habe geſtern die Andacht Ihrer Zuhörer (nicht das Klatſchen!) geteilt. Sie können einer nicht vorübergehenden Wirkung gewiß ſein.

Da ich meinen Kindern oft geſagt, daß gewiſſe orthodoxe Geiſtliche nicht gewahr würden, wie tief ſie im Materialismus ſtecken, ſo können Sie ſich denken, daß ich bei Ihrem Ausdruck, daß das Dogma des Materialismus und der Materialismus des Dogmas auf einem Baum gewachſen wären, an meine eigene Bemerkung erinnert wurde."

Da es ſich traf, daß Graffunder bei den häufigen Abweſenheiten Lazarus' von Berlin „ſein Fenſter zu" fand, ſchrieb er deſto öfter. Einige Briefe leſen ſich wie wiſſenſchaftliche Exzerpte.

„Sind Sie hier?

Ich finde in der Augsburger Allgemeinen Zeitung folgendes Zitat eines Rezenſenten von D. Fr. Strauß' „Der alte und der neue Glaube":

Es iſt immer ſchlimm, eine große welthiſtoriſche Erſcheinung lediglich aus zugeſpitzten kritiſchen Geſichtspunkten zu betrachten und aus antidogmatiſchen Grundſätzen ein Urteil zu bilden. So wenig wie aus Dogmen die große Wirkſamkeit auf viele Jahrhunderte und Nationen hervorfließt und erklärt werden kann, ebenſowenig iſt mit der Zerſetzung dieſer Dogmen die ganze Natur und Realität dieſer Erſcheinung vernichtet.

Nicht, weil der Rezenſent den Nagel auf den Kopf trifft und ich in den vielen apologetiſchen Antiſtraußfedern keine an ſolchem Pfeil gefunden, ſondern um mein bißchen Pſychologie eventuell zu korrigieren, frage ich: Haben Sie das geſchrieben?*)

*) Graffunders Vermutung war richtig.

Und als Nachwort:

Es ist sehr übel, daß D. Fr. Strauß das Beispiel einer rückläufigen Entwicklung gibt. Wie willkommen bequem für viele!"

Der in sich gekehrte Mann konnte es auf die Dauer in dem immer bunter und lauter sich gestaltenden Großstadttreiben Berlins nicht aushalten. Am 20. Juli 1873 schreibt er:

Mein teurer Freund!

Sollten Sie, obschon Professor der Philosophie, Jakob Böhme nicht besitzen, so sagen Sie mir, wo ich ihn für Sie niederlegen kann; ich habe ihn in 16 wohlerhaltenen Bändchen (Druck 1730 mit allen eingelegten Zeichnungen) und werde ihn nicht mehr studieren.

Ich habe alles Zerbrechliche packen lassen, obwohl ich mein Abschiedsgesuch erst diese Woche einreichen werde. Daß mir das leicht wird, liegt in der Auflösung aller der Grundsätze, die bei meinem Eintritt in den Dienst wie Dogmen galten. In früherer Zeit wäre ich schwer aus Preußen gegangen und in fremden Dienst unmöglich.

Eigentlich wollte ich Ihnen einen Brief schreiben, aber allerhand häusliche Unaufschiebbarkeiten rufen mich ab. So geht's in der ganzen Welt: im Vordergrunde ist es geschäftig, es regt sich der „ganze Plunder des bewegten Marktes durcheinander", und im Hintergrunde arbeiten die Gedanken, die alles regieren, was an sie nicht denkt.

Ich hoffe, im September übersiedeln zu können.

Ihr bewegter

Graffunder.

Auf Veranlassung seines Sohnes, des Majors Graffunder, der „die helfende Güte Lazarus'" kannte, schickte dieser dem Freunde sein Bild, damit er es in die Fremde mitnehme. Der innig Erfreute sendet dafür das seine mit der Bitte: „Lege deine gute Meinung in den Mangel der Erscheinung!"

Die folgenden Briefe sind aus Rudolstadt datiert:

„Hier ist heute Reformationsfeier, und alle Welt geht in die Kirche, da man nicht wie in Berlin den Sonntag abwartet, um Gott zu danken, daß er „das helle Licht des Evangeliums hat aufgehen lassen". Er erwähnt, daß die Predigten gewissenhaft und korrekt, aber gar so prosaisch sind: „aus Furcht nicht verstanden zu werden —?" Dann fragt er, wie Lazarus mit dem Anfange seiner Universitätsvorlesungen und mit der Kollegialität zufrieden sei: „Werden diese (die Professoren) Ihre ungeschminkten Absichten erkennen? — Hegel war gegen Spinoza gerecht, er mußte es wohl. Über Mendelssohn sprach er nicht ohne Bitterkeit. Jedenfalls werden Sie Freunde gewinnen, welche — wie ich — durch Ihr Herz für Ihre Begabung eingenommen werden. Kann der Neid gegen einen Juden anderes nicht aufbringen, so ist er mit der Voraussetzung der Eitelkeit bei der Hand und sieht sogar ihr Gegenteil dafür an. Gott wird mit Ihnen sein! —"

Er beschreibt die Lage seiner neuen Wohnung:

„Durch Aussicht auf die Berge nach allen Seiten und die unmittelbare Nähe eines auch im Winter bequemen Spazierganges ist die Lage des Hauses reizend. Seine Zimmer sind freilich kleiner, als die äußere Ansicht vermuten läßt; aber wo ein Geheimrat als Eigentümer gewohnt hat, wird auch einer als Mieter wohnen können, und die Vermieterin weiß von den Berliner Vermietungskautelen nichts; ich nehme von den Früchten des Gartens, was ich brauchen kann, sogar den Spargel; verkauft wird nur, was ich übrig lasse. . . Rudolstadt liegt ganz wie im Garten; ich bin bis heute (da es zum erstenmal den ganzen Tag regnet) täglich auf den Schloßberg und noch höher hinaufgestiegen; man ermißt in einer Stunde durch einsame, auch nach dem Regen feste und trockene Waldgänge weiteste Augenfernen auf Berge hinter Bergen und wieder Berge und über die mäandrische Saale hinaus sonnige nnd schattige Täler. — Hier geh ich nun im Walde für mich hin, und mit der Seele suchen ist mein Sinn, — zu suchen, was ich immer werde missen, obwohl es mit mir spricht, wie mein

Gewissen. Am meisten das, was wir nicht sehn, zu lieben, — — o, das Gebot ist nur zu sonnenklar: der Mensch ward aus dem Paradies getrieben, weil Sehnsucht stärker ist, als Liebe war."

Er berichtet über seinen Umgang mit dem Generalsuperintendenten Leo, „der sich schon nach Ihrer Vorlesung: ‚Ein psychologischer Blick in unsere Zeit' erkundigt hat", mit dem Garnisonprediger Sommer, „der sehr charakteristische Gedichte in Thüringer Volkston herausgegeben", dem Professor Anemüller, „der eine ansehnliche, viele Handschriften enthaltende Bibliothek mit Einsicht zu verwalten scheint. Was mich für den inwendigen Menschen hier erwartet, weiß ich noch nicht. Sorgen Sie, daß ich erfahre, wenn ein Blitz oder ein Krach in die Gedankenwelt fährt, oder wenn jemand ihre Geschichte schlagend entwickelt. Ob so etwas noch von mir erlebt werden wird? Gegensätze gibt es genug, wenn sie nur reiner wären!! —"

Die weiteren Rudolstädter Briefe sind so überreich an Gedanken und feinsinnigen Bemerkungen, daß es eine Art Entweihung wäre, Sätze aus dem Zusammenhang zu reißen; nur etwas Äußerliches aus seinem Leben (er starb etwa zwei Jahr später) mag erwähnt werden:

„Die kleinstädtische Geselligkeit halten wir uns fern; ich will meine Frist nicht an nichts verlieren und lade selbst das Befremden auf mich, bei Hofe mich nicht zu melden. Sereniſſimus hat mich auf dem Schloßberg angeredet, und Prinz Adolf, ein trefflicher Herr in meinem Alter, hat mich auf meinem Zimmer überrascht, da ich in Pantoffeln saß. Ich nehme vom Alter den Vorwand, mich gar nicht zu genieren."

Lazarus möchte ihm manches erweisen, aber Graffunder antwortet: „Ich würde mich schämen, Anspruch auf Zeitaufopferung an Sie zu machen, während Sie für die Zukunft arbeiten, die ich nicht mehr sehen werde. Seit meiner Jugend sehe ich aus nach dieser Zukunft, die kommen wird, um allen Wirrwarr zu lösen! Zwar werden noch nicht alle von Gott gelehret sein, aber es werden doch viele wieder bei Gott in die Schule gehen."

Genug! Es gibt einen Reichtum, der entmutigt. Nur noch Lazarus' Äußerung nach einem Gespräch über Graffunder als Einrahmung des Charakterbildes:

„Solche Männer wie Graffunder bezeugen am meisten den Reichtum des geistigen Lebens in einer Nation; sie bilden einen Überschuß über diejenigen Kräfte, welche nur rezeptiv verbraucht werden. Auf der Mitte zwischen geistiger Konsumtion und Produktion stehend, bedeuten sie vielleicht für die Kreise, in denen sie lebendig verkehren, mehr Erfolgreiches, als wenn sie positiv für die Allgemeinheit geschaffen hätten.

Man träte solchen Männern zu nahe, wenn man sie und die kleinen Werke, die sie geschaffen, mit dem Worte Dilettantismus in abfälligem Sinne bezeichnen wollte. Ihr Eigenleben ist oft energischer und gehaltvoller als das eines wirklichen Künstlers oder Gelehrten; nur die spezifische Kraft der Gestaltung fehlt ihnen. Sie entziehen sich der Statistik und darum auch der Charakteristik der Völker; könnte man sie aber zählen oder zeichnen, würden sie oft mehr bedeuten als die, welche in Bibliotheken und Museen einen Ehrenplatz gefunden."

Major Graffunder besuchte Lazarus in Schönefeld nach dem Tode seines Vaters von Arnstadt aus, wohin er gezogen, am 15. September 1875, Lazarus' Geburtstage. Er blieb dort den ganzen Tag, und ihre Gespräche feierten in Wehmut den teuren Dahingegangenen. Nach seiner Rückkehr übersandte dann der Major die sämtlichen Werke Jakob Böhmes, von denen früher die Rede war. Die kleinen, in Leder gebundenen Bändchen erhielten einen Ehrenplatz in der Schönefelder Bibliothek, und nie konnte ihr jetziger Besitzer sie sehen, ohne mit Rührung des seltenen Mannes zu gedenken, der durch viele Jahrzehnte sich liebevoll darein versenkt hatte.

Major Graffunder folgte seinem Vater bald nach.

Ein anderer bereits genannter Teilnehmer an jener unvergeßlichen Tafelrunde in Ackerleins Keller, der Philolog Otto Ribbeck (1827—1898), verdient wohl ein besonderes Blatt in den

Lebenserinnerungen. An Gemütswärme und Hingebung dem Naturell von Lazarus verwandt, nahm er durch lange Jahre an dessen Wohl und Wehe, an seinem Streben und Wirken den innigsten Anteil. Als Steinthal ihm seinen tiefsinnigen Gratulationsbrief zu Lazarus' fünfundzwanzigjährigem Doktorjubiläum übersendet, schreibt Ribbeck am 7. Dezember 1874 nach einer brüderlich liebevollen post festum Gratulation: „Gerade so alt wie Ihr Doktorhut ist meine Freundschaft mit Paul, also auch meine Kenntnis von Ihnen; auch gesehen habe ich Sie zuerst in jenem Winter am Heyseschen Teetisch, wo ich als schüchterner, schweigsamer, blasser Gast zwischen Tante Marianne und Tante Gedicke saß! — Erst in Bern schlug dann die Flamme eines schönen persönlichen Verhältnisses zu Ihnen auf." — — Und weiterhin:

„Immer werde ich stolz darauf sein, daß es mir damals gelungen ist, der Völkerpsychologie und ihrem Begründer den ersten deutschen Lehrstuhl bereiten zu helfen, der sich unterdessen zu einer weittragenden Kanzel erweitert hat. Sie haben schon im Mittelalter in Fülle, was Sie sich in der Jugend gewünscht haben mögen, und doch haben Sie auch noch den ganzen Segen der Hoffnung auf immer reichere Ernten. So gebe und erhalte Ihnen Ihr Genius alles, was Ihr Leben schmückt und hebt!"

Das gemeinsame Berner Jahr (1860—1861) hatte die Freundschaft der beiden Männer fest gefügt. Mit innigem Behagen gedachte Lazarus noch in seinen letzten Lebensjahren der Abende, an denen er mit Ribbeck Jean Paul gelesen. „Wir mußten oft innehalten, weil wir Tränen lachten. Ribbeck ging 1861 nach Basel, von da schon im nächsten Jahre nach Kiel. Der Wunsch, mich wieder als Kollegen zu besitzen, veranlaßte ihn 1867 und 1871 zu vergeblichen Bemühungen, mich für die Kieler Universität zu gewinnen. Seine Briefe aus jenen Jahren legen ein rührendes Zeugnis seiner treuen Freundschaft ab. 1872 folgte er selbst einer Berufung nach Heidelberg. Ein öfteres Wiedersehen war uns erst wieder seit 1877 vergönnt, als Ribbeck den durch Ritschls Tod erledigten Lehrstuhl in Leipzig übernahm.

Zu gelegentlichen Beſuchern von Äckerleins Keller zählte ein halbes Jahrhundert hindurch der „alte Drobiſch“ (1802—1896), ein Wahrzeichen Leipzigs, deſſen Univerſität dieſer verdienſtvolle Vertreter der Herbartſchen Philoſophie länger als 70 Jahre zierte! Täglich konnte man ihn (wie Kant ſeinerzeit in Königsberg) zu beſtimmter Stunde um die Promenade in Leipzig ſpazieren ſehen, meiſt einſam. Mir kommt es ſo vor, als ſei er von jeher der „alte“ Drobiſch geweſen; ob ich ihn im Jahre 1850 oder 1885 auf der Promenade ſah, immer iſt es derſelbe gemeſſene Gang, dieſelbe ſchlichte Geſtalt mit dem ſchönen, regelmäßigen Geſicht und denſelben gedrehten, ſilbergrauen Locken. In meinen jüngeren Jahren war ich öfter mit ihm bei Hartenſtein (1808—1890), oder wir drei vereinigten uns auf längeren Spaziergängen zu wiſſenſchaftlichen Geſprächen.

Zu Drobiſch' fünfzigjährigem Doktorjubiläum (1873) war ich im Auftrage der Herbartianer Deutſchlands und Öſterreichs mit Siebeck bei ihm. Wir hatten uns einige Tage vorher angemeldet, und die Antwort, in der mir Drobiſch eine Stunde für den Empfang vorſchlug, iſt recht charakteriſtiſch für ſeinen echt beſcheidenen und herzlichen Sinn.

„Ich wage es nicht“, fügte er bei, „dieſe mir zugedachte ehrenvolle Auszeichnung abzulehnen; vielmehr wird es mir, wie wenig ich mich derſelben auch würdig fühle, höchſt erfreulich ſein, Sie zu empfangen. — Im voraus dankbar für Ihre meine philoſophiſchen Beſtrebungen weit überſchätzende wohlwollende Geſinnung bin ich verehrungsvoll Ihr ganz ergebener Drobiſch.“

So ſchrieb er an einen mehr als 20 Jahre jüngeren Freund. Das allerliebſte Briefchen zeigt noch ganz die zierlichen, klaren Schriftzüge, deren er ſich zeitlebens mit wirklich äſthetiſchem Feingefühl befleißigte.

Drei Jahre ſpäter konnte ich ihm zu ſeinem fünfzigjährigen Profeſſorenjubiläum gratulieren, das durch Begründung der Drobiſchſtiftung ausgezeichnet worden iſt. Mit zitternder Hand entſchuldigte er damals die Kürze ſeines Dankbriefes mit dem

angegriffenen Zustand, der ihm ‚von den Aufregungen dieses dritten Jubiläums zurückgeblieben ist'.

Es waren ihm noch mehr der Jubiläen und weitere zwanzig Jahre in Gesundheit des Geistes und Körpers vergönnt. Bis ins hohe Alter blieb er der rüstige Spaziergänger, und erst als Vierundneunzigjähriger ist er von hinnen gewandert." —.

Die halb geflüsterten nachdenklichen Unterhaltungen über Gott und die Welt, über Kunst und Natur und tausenderlei Völkerpsychologisches sind nun verstummt ... eine andere Generation hat von Äckerleins Keller Besitz ergriffen, eine flüchtige Gesellschaft, die die Kellner in Atem hält, über Töff-Töff und Ringkämpfe lärmt und sich selber zu verspotten scheint.

Zwölftes Kapitel.

Berliner Erinnerungen.

Montag, 6. Juni.

Gestern Steinthal wieder hier; heute mittag fährt Lazarus nach Zwickau zur Jahresversammlung des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik. Auf gut Glück ging ich nach dem Anhalter Bahnhof und hatte die Freude, ihn kurz vor der Abfahrt zu sehen und zu sprechen.

Das Kind, das die Hände nach dem Mond ausstreckt, ist töricht; aber was erreichbar, warum soll ein Menschenkind es sich nicht gönnen?

Er war so freudig überrascht, daß er mich bat, ihn übermorgen auf dem Bahnhof abzuholen, er wolle unterwegs Notizen machen und sie mir dann geben. Wir müssen die Möglichkeit unserer flüchtigen Begegnungen mehren, um für die Fortführung der Erinnerungen Stoff und Zeit zu gewinnen; wenn es auch nur kurze Zettel sind, mit nur wenigen Worten, die er mir einhändigt, ihr Inhalt gibt mir stets zu denken und zu fragen. Beim nächsten Wiedersehen wird das Betreffende dann erläutert. Daß er nicht in seinen vollbesetzten Sprechstunden damit in Anspruch genommen werden darf, versteht sich von selbst.

So gab er mir heute folgende Briefblätter, die er längst für mich eingesteckt.

Ferdinand Schmidt, der verdienstvolle Jugendschriftsteller, schreibt am 4. Februar 1870: „Jetzt nimmt meine Weltgeschichte — leider eine zu schwere Last für meine Schultern — mich gänzlich hin. Aber dennoch fühle ich mich beseligt, auf dem heiligen Boden

der Geschichte mich bewegen zu können, derart, daß ich Rede und Antwort geben muß. Wieviel Lehre habe ich schon aus der Beschäftigung mit der Geschichte empfangen! Nach der großen Wanderung werde ich gestärkt auf mein heimatliches Feld (der Jugenderzählungen) zurückkehren. Die Fragen aber:

Was macht ein Volk groß?

Was bringt es zurück?

stehen mir in Flammenschrift vor den Augen; aber auch die Antworten sind in deutlichen Umrissen vor meinem Blick aufgetaucht. Eine der glanzvollsten Antworten haben Sie freilich in Ihrer letzten geschichtlichen Abhandlung gegeben, in der Sie fragen, was denn die Attilas für die Welt Segensvolles hinterlassen haben.*) — Wie diese Rede voll Nährstoff für das innerste Seelenleben ist, ist es auch die von Ihnen in Leipzig gehaltene, am Schluß der Synode, die mir und meinen Freunden Stunden der Weihe bereitet hat. Möge der gütige Gott Sie noch lange mit Kraft und Gesundheit segnen!"

Ferdinand Schmidt gehört auch zu denen, welchen mein gütiger Freund die Wege geebnet hat. „Es ist mir manchmal gelungen," so erzählte er in seiner anspruchslosen Weise, „jemand einen Dienst

*) Schmidt meint die Schlußworte in der Rektoratsrede „über die Ideen in der Geschichte": „Wie reich und groß und mächtig mochten doch auch jene Völker sich dünken, welche so geräuschvoll auf der Erde erschienen und so spurlos wieder von ihr verschwunden sind! Wie ein Sturmwind brausten die Hunnenscharen über Asien und Europa dahin, daß sie bis in die Berge, an die Ozeane drangen; aber nicht im Sturmwind ist Gott! Wie ein verzehrend Feuer ergossen sich die mongolischen Horden schier über einen großen Teil des Erdballs, aber mit dem Tritt ihrer Rosse und ihrem Schlachtgeschrei ist auch ihr Ruf verhallt: nicht im Feuer ist Gott! Aber jene kleinen Völkerschaften im Osten, Norden und Westen des Mittelmeeres, welche Kunst und Wissenschaft gepflanzt und gepflegt und die religiöse Vertiefung des Menschengeistes angebahnt haben, sie bilden noch heute die Quellpunkte der Geschichte der Menschheit, sie füllen noch heute mit Reichtum den Geist der Kulturvölker, sie bilden die Größe der Gesinnung, und die von ihnen erkannten Ideen beherrschen noch als Zielpunkte alles Strebens die vorzüglichsten Geister: in der Stimme eines sanften Säuselns ist die Erscheinung alles Göttlichen auf Erden."

zu erweiſen. Eines Tages kam dieſer Schmidt zu mir, ein prächtiger Menſch, pflichttreu und aufopfernd. Er war damals Lehrer an einer Berliner Volksſchule, und ſeine Schüler hingen ihm an. Ich hatte mehrere ſeiner Jugendſchriften beſprochen, und darum wandte er ſich an mich, wie er ſagte „mit einer großen Bitte". Er möchte gern die preußiſche Geſchichte für die Jugend bearbeiten, und das könne er nicht machen neben der Schule. Mit den Vorſtudien brauche er wenigſtens drei Jahre, und wovon ſolle er während derſelben leben? Nun habe ihm jemand, dem er meine Rezenſion gezeigt, geſagt, der König leſe „Die Zeit" (das war neben der Staatszeitung ein mehr unparteiiſches Regierungsblatt) und zuweilen ſelbſt die darin enthaltenen Bücherbeſprechungen. Wenn ſpeziell von mir eine ſolche Beſprechung in der „Zeit" ſtünde, würde von befreundeter Seite dafür geſorgt werden, daß ſie angeſtrichen werde und dem König unter die Augen komme. Ich konnte mit gutem Gewiſſen darauf eingehen.

Nicht zwei Monate gingen ins Land, da kam Schmidt beglückt wieder mit der Nachricht, daß er auf drei Jahre mit vollem Gehalte beurlaubt ſei.

Dankbar unterrichtete er mich über den Fortgang ſeiner Arbeit auch nach meiner Überſiedlung nach Bern. Meine Antrittsrede mache ihn reifer für das Verſtändnis des Kulturlebens. „Mit Gottes Hilfe hoffe ich, Ihnen mehr und mehr zeigen zu können, daß Ihre mir gewidmeten mündlichen und ſchriftlichen Worte auf kein dürres Land gefallen ſind."

Und als er 1864 den Schluß ſeiner preußiſchen Geſchichte ihm nach Bern ſandte, da ſchrieb er: „Möchten Sie mit mir zufrieden ſein! Die Arbeit war mir Gottesdienſt. Vier Jahre hindurch habe ich ununterbrochen an dem Buche gearbeitet, zu dem ich mich außerdem jahrelang vorher vorbereitet hatte." Er gedenkt der einſt in ſeinem Hauſe verlebten Stunden: „Sie ſind mir Weiheſtunden, deren Erinnerung mir fortgeſetzt Segen bringt."

Welcher Schätzung ſich Schmidt mit Recht erfreute, geht daraus hervor, daß auch der alte Böckh über ſeine Bearbeitung der Odyſſee

anerkennend geschrieben hat, und der Verleger druckte Böckhs und Lazarus' Empfehlung immer nebeneinander ab.

Die oben erwähnten Besprechungen der Schmidtschen Bücher — im Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes 1855 und 1857 gehen auf Wesen und Bedeutung der Jugendschriften überhaupt ein. „Gute Jugendschriften gehören zum Schwersten und zum Besten, was die Literatur hervorzubringen vermag." Rühmend wird besonders Schmidts Bearbeitung der Odyssee hervorgehoben. „Halte man nur die Kinder verschont von den läppischen Jugendschriften, welche nur ein diminutiver Abklatsch der Romane der Erwachsenen sind, und gebe ihnen gleich nach dem Studium der Märchen die epischen Dichtungen so vieler Nationen, und sie werden edler und kräftiger gedeihen. Gegen die Robinsonaden hat gewiß niemand etwas einzuwenden, und doch, wenn sie überhaupt wert sind, mit den epischen Dichtungen verglichen zu werden, bieten sie, ganz dem modernen Geist entsprungen, nur das Bild der Glücksfälle und Erfindsamkeit des weltumsegelnden Individuums nebst der Kenntnis der Erdoberfläche der noch ungebildeten, halbwilden Nationen. Die Epen aber lehren die Geschicke der Nationen und die Gründung ihrer Bildung, die Kenntnis der Sitten und Gesittung des Kreises der Völker, welche die Erzieher aller gebildeten Nationen geworden sind. Ferd. Schmidt hat die der Kindheit angemessene Form gefunden; er zeigt, daß er ein ebenso edles, lehrhaftes Gemüt besitzt, als die rechte Kenntnis, wessen das Kind bedarf und was ihm erziehlich heilsam ist.

Die Struwelpeterei ist natürlich ein unglücklicher pädagogischer Irrtum. Wir haben in bezug auf Jugendschriften noch eines Gesichtspunktes zu erwähnen, nicht bloß weil er für die Schriften von Schmidt günstig ist, sondern weil er einen viel verbreiteten und tief eingerissenen Fehler bei vielen anderen aufzudecken Gelegenheit gibt. Auch die Schrift soll dazu beitragen, ja in vielen Fällen muß sie es allein, den Schönheitssinn des Kindes zu wecken, zu befestigen. Die Schönheit hat das Eigene, von der Wahrheit und Sittlichkeit Unterscheidende, daß sie am wenigsten der Anschauung

des Gegenteils und des Negativen bedarf, um das Positive zu klären und anschaulich zu machen. Genau erwogen läßt sich sogar zeigen, daß die öftere Betrachtung des Häßlichen und Ungeordneten nicht nur nichts zur Empfänglichkeit und dem Bewußtsein der Schönheit beiträgt, sondern sogar beide abzustumpfen geeignet ist. Schon das Böse und Falsche als abschreckendes Bild sollte verhältnismäßig viel weniger in die Seele des Kindes eindringen als das anregende und anziehende Bild des Guten und Wahren. Man darf ohnehin voraussetzen, daß das Kind von beiden Gegensätzen durchschnittlich gleichviel im Leben sieht und hört. Von dem Schönen im höheren Sinne sieht das Kind aber im gewöhnlichen Leben selten etwas, die Mittel der Erziehung müssen es ihm bieten.“*)

Mit wahrer Teilnahme sprach er auch von dem Literarhistoriker Werner Hahn, dessen lebendig geschriebenen, von freiheitlichem Geist erfüllten Lehr- und Lesebücher trotz mehrfacher Auflagen dennoch zu wenig gewürdigt worden sind. Vielleicht zum Teil deshalb vielfach mit dem Leben kämpfend, nahm er oft Lazarus' nimmermüde Freundlichkeit in Anspruch; aus den vorliegenden Briefen geht hervor, wie sehr er ihn um Empfehlungen bat, um Förderung seiner Vorlesungen, um Vermittlung bei der Schillerstiftung usw. — 1816 geboren, erreichte er doch trotz manchem Ungemach ein Alter von 74 Jahren: ein Leben, bescheiden an Freuden und äußeren Ehren, aber reich an redlichem Ringen.

Ein redlicher Kämpfer war auch Schulze-Delitzsch. Seine mächtigen, großzügigen Schriftzeichen — drei Worte auf der Zeile — füllen mehrere Blättchen; in einem derselben lädt der prächtige Volksmann und verdienstvolle Reichstagsabgeordnete zu einer Partie nach Potsdam ein, um bei ihm mit Karl Gutzkow, Max Ring und anderen Freunden einen Abend zuzubringen. — Nebenbei bemerkt, es gibt kleine Witze, die, obwohl hundertmal wiederholt,

*) Für die Notwendigkeit einer ästhetischen Erziehung ist Lazarus seit seiner Doktordissertation (De educatione aesthetica) eingetreten.

immer die Gemütlichkeit der Stimmung erhöhen. Lazarus konnte nicht an dem Grenzstädtchen Delitzsch vorüberfahren, ohne zu bemerken: „Station Schulze!“

Wunderlich kontrastiert mit den weitausgreifenden Zügen von Schulze-Delitzsch' kräftiger Hand die kleine, zierliche, äußerst korrekte Schrift von Varnbüler, dem Schwiegervater des Freiherrn von Spitzemberg, des liebsten Freundes von Lazarus. Von beiden wird später die Rede sein.

Wer war Ihr liebster Lehrer? fragte ich ihn einmal.

„In Berlin? Böckh.“ Und sofort erzählte er mir eine Anekdote, ihn und seinen großen Lehrer, den kleinen Böckh, köstlich kennzeichnend: Er wollte, mitten aus seinen Studien heraus, Berlin plötzlich verlassen und eine Hauslehrerstelle in Oppeln annehmen, um das Geld zum Wiederaufbau des im Hause seiner Eltern in Filehne eingestürzten Schornsteins zu verdienen. Er trug Böckh, der gerade Dekan war, die Sache vor und fragte, was zu tun sei, um die sechs Taler zu ersparen, welche Exmatrikulation und später die neue Immatrikulation erforderten.

Der alte Gelehrte ging erst eine Weile schweigend mit seinem Pfeifchen im Zimmer auf und ab und sann über den Kasus nach. Endlich stellte er sich vor den bescheiden Harrenden hin und schnauzte ihn an:

Gehen Sie doch bloß in die Ferien! — Daß Sie gleich ein ganzes halbes Jahr wegbleiben wollen, brauchen Sie uns ja nicht auf die Nase zu binden! —

Der Name Böckh war uns besonders vertraut durch das Freundschaftsverhältnis zu dessen Sohne Richard (geb. 1824), dem berühmten Statistiker, der uns treu geblieben ist und diese Treue auch betätigt hat. Auf Lazarus' Veranlassung wäre er ihm beinahe in die Schweiz als Vorstand des eidgenössischen statistischen Bureaus gefolgt; denn jener war der Vermittler zwischen Böckh und Schenk, und die Wahl sollte schon dem Bundesrate vorgeschlagen werden. Im letzten Augenblicke scheiterten die Verhandlungen an den Bedingungen. — Die Zeitschrift für Völkerpsychologie

verdankt Böckh einen ihrer schönsten Aufsätze „über die statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität", der die Geistesverwandtschaft der beiden Freunde zeigt.

* * *

8. Juni.

Nur wie im Fluge konnte ich ihn heute bei der Ankunft begrüßen, aber zur Entschädigung gab er mir ein ganzes Päckchen Notizblätter, sein Verhältnis zum Hutverein betreffend. Es sei kulturgeschichtlich interessant und vielleicht in seiner Biographie zu verwenden:

„Anfang der vierziger Jahre, als die Hoffnungen der Berliner, der neue König Friedrich Wilhelm IV. werde endlich die heiß ersehnte und längst versprochene Verfassung geben, grausam enttäuscht worden, machte sich in der Bürgerschaft allerlei Streben kund, durch persönliches freies Auftreten zu demonstrieren und sich gegen altgebräuchliche behördliche Bevormundung und polizeiliche Einengung aufzulehnen. Diese Opposition hatte etwas Ansteckendes, sonst ganz sanfte und gesittete Untertanenseelen begannen zu rebellieren, man konnte es an allen Ecken und Enden beobachten. So war eines Tages im großen Kaffeesaal bei Kroll eine Gruppe junger Leute, die, unter den vielen Versammelten an einem Tisch beisammen, alle — ob durch Zufall oder Verabredung — den Hut auf dem Kopf behielten. Andere Gäste remonstrierten gegen diese Neuerung und wollten sie nicht dulden. Es gab einen scharfen Streit, doch blieb es bei einem bloßen Wortgefecht. Ein Teil der Anwesenden hatte indes für die Huthelden Partei genommen, und kurz entschlossen fand man sich sofort zusammen zur Gründung eines „Hutvereins".

Persönliche Freiheit des Benehmens, auch wenn sie niemand verletzt, war etwas durchaus Neues, Oppositionelles und darum hier psychologischer Grund zur Vereinigung. Der junge Verein gedieh und gewann zahlreiche und begeisterte Anhänger; bald aber

erkannte man, daß dieser lediglich oppositionelle Zweck zu eng sei, und der Verein machte politische und literarische Belehrung zu seiner Aufgabe. Um diese Zeit trat auch ich ihm näher. Der Hutverein versammelte sich in einem hübschen Gartensaal des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters etwa zweimal in der Woche und ließ von jedem, der die Lust und das Zeug dazu hatte, Vorträge halten. Einer der meist begehrten Redner war ich selbst. Zur Seite des fortbestehenden Hutvereins bildete sich dann mit ernster, überwiegend politischer Tendenz der Verein der Freimütigen.

Ich habe nachmals manchen Herrn Stadtverordneten und auch Stadtrat im Berliner Rathause gesehen, der seine Tirocinien in diesem Verein gemacht hatte. Der bekannte Julius, der 1848, sofort nach der Revolution, seine erst angestaunte und dann vielbestürmte Zeitungshalle in der Jägerstraße gegenüber der Bank (geradeüber dem gleichfalls vielbestürmten Wurstkeller von Riquet!) gegründet hatte, dann der spätere Abgeordnete Faucher, Ottensosser, nachmals Professor in Zürich, und andere mehr gehörten zu den besonders beliebten Vortragenden, weil auf ihre Reden Diskussionen folgten. Und wer hätte in jenen Zeiten nicht gern diskutiert?!"

Obwohl Lazarus noch Student war — im ersten Semester! — gehörte er zu den fleißigsten Vortragenden, der zielbewußt am meisten auf direkte Belehrung der buntgemischten, jungbürgerlichen Gesellschaft hinsteuerte. Er wählte die verschiedensten Themata und bereitete sich auf dieselben eifrig und ernsthaft vor.*)

*) Man bedenke, wie er als Student lebte! Im Sommer 1848 ist er Redakteur der Bürgerwehrzeitung, er unterrichtet Erwachsene und Kinder: Abraham Hochmuth, einen der hervorragendsten Rabbiner Ungarns, im Lateinischen und Griechischen, den Vater der bekannten Berliner Porträtmalerin Betty Wolff im Französischen. (W. erzählte später, daß er am meisten doch von dem jungen Studenten gelernt habe.) Dies geht neben seinen weitverzweigten Studien her. Täglich z. B. widmete er sich mit seinem Bruder hebraistischen Studien, und ebenso regelmäßig las er jahrelang täglich im Plato.

Noch dreißig Jahre später haben solche alten Berliner, wie der treffliche Buchhändler Danz, der in den Leipzigerstraßen-Kolonnaden in der Nähe des Spittelmarktes ein Antiquariat besaß, und über dessen Loyalität sich manches bücherverkaufende Studentlein freuen konnte, — der Friseur Schwarz in der Jerusalemerstraße, der frühere Schauspieler und dann Bierwirt Donny am Dönhoffsplatz und andere mehr, bei ihrer naiven, aber zweifellosen Teilnahme an dem Wege, den er in der Wissenschaft zurückgelegt, ihm die Erinnerung an sein Wirken im Hutverein zu dankbarem Ausdruck gebracht. Es war dies eine Stichprobe für seine persönliche Wirkung auf viele damaligen aufstrebenden jugendlichen Elemente, die ihm stets überaus lieb und wertvoll blieb. Er selbst teilte noch folgendes mit:

„Der brave Hutverein ist bei der nun wirklich ernsthaft eintretenden politischen Bewegung von 1848 von der Bildfläche verschwunden, und der „Verein der Freimütigen", dessen Name und ursprüngliche Tendenz manche Hoffnungen erweckte, geriet allmählich immer mehr in das ungefährliche Fahrwasser eines rein literarischen und geselligen Amüsements.

Daß ich in den ersten zehn Jahren, seit ich ausstudiert hatte, keinerlei Amt bekleidete — auch die Ehrenämter kamen erst allmählich —, hat die Universalität meiner Bildung, nach welcher ich leidenschaftlich und doch äußerst besonnen strebte, wesentlich ermöglicht. Ich behielt nun Zeit und Muße, mich täglich nach meinem Ermessen in allerlei Literaturen umzutun. Das auf Ausbildung und Ausgestaltung des völkerpsychologischen Gedankens stetig gerichtete Streben machte zugleich den vielseitigsten Umblick über alles Menschliche ebenso notwendig, wie die literarische Richtung auf Psychologie — inmitten jener zehn Jahre ist das Leben der Seele erschienen — die analytische Forschung erheischte. Die Cyklen von Vorlesungen, die in jenen Jahren, sei es im Rütli, sei es vorher schon im Verein junger Kaufleute, von mir gehalten wurden, dienten mit voller Absicht der Konzentration und festen Ordnung in meinen Studien, zum Beispiel der Cyklus

über die epiſche Poeſie, welcher, von den Chineſen anfangend, durch Indien, Perſien, Europa — bis zur Kalewala der Finnen führte. Alle Epopöen wurden mit den befähigtſten Mitgliedern des Vereins durchgeleſen und durchgeſprochen, und es läßt ſich denken, wie pädagogiſch wichtig und zugleich geiſtſtärkend nnd herzerfreuend es für die jungen Leute war, über die Grenzen ihres immerhin einſeitigen Berufes hinweg ſich in Weltliteratur und Weltweisheit umzutun. In der Erweiterung ihres Horizontes lernten ſie die Wahrheit des Satzes kennen: Erſt wenn man den Geiſt eines Volkes durch ſeine Literatur erfaßt hat, kann man wahrhaft für ſeine Bedürfniſſe ſorgen.

Der Verein junger Kaufleute wurde etwa 1849 oder 1850 gegründet und vom Direktor der Handelsſchule in beſtem Geiſte geführt. Er hieß Schweitzer, ein ausgezeichneter Mann; ſeine großen Verdienſte um die geiſtige Hebung der kaufmänniſchen Welt wurden damals in den beteiligten Kreiſen warm anerkannt. Ob er auch eine ſpätere literariſche Würdigung gefunden hat?

Die Geſchichte der Entwicklung der Berliner Induſtrie und des Berliner Handels nennt wohl die Namen der Miniſter Rother, Beuth und die Begründer der rieſenhaft anwachſenden gewerblichen Inſtitute, den Maſchinenkönig Borſig, auch wohl Jürſt (Nickelgeſchirr), Ravené und manche andere von Bedeutung und Anſehen, aber nicht diejenigen, welche die wirkenden Kräfte wirklich vorbereitet und herangebildet, deren es zur Erhöhung der Gewerbs- und Verkehrstätigkeit bedurfte. Dieſe erſten beſcheidenen Erzieher eines großen, wichtigen Standes, die Falk (bei Gerſon), Friedberg (bei Bleichröder), Jannaſch, Göde, Jung uſw. haben nicht bloß ſich ſelbſt eine hohe Bildung verſchafft, ſondern durch Beiſpiel und Belehrung ganze Generationen junger Männer mit ſich emporgehoben. Sogar der „alte Zunz“ hatte durch meine Vermittlung im Verein junger Kaufleute einige Vorträge gehalten. Man kann daran die Vielſeitigkeit der Themata ermeſſen. Direktor Voß hat ſich durch ſeine lehrreichen Vorträge daſelbſt, durch ſeine führende Leitung und ſeinen Einfluß in bezug auf die Haltung des Vereins

die größten Verdienste erworben. Neben der kaufmännischen Fortbildung wurde zwar auch eifrig die Unterstützung der stellenlosen oder kranken Mitglieder gepflegt, — am nachdrücklichsten aber entwickelte sich die gemeinsame Tätigkeit im Verein in geistiger Beziehung, so daß derselbe geradezu einen akademischen Charakter annahm und die besten Lehrkräfte nicht nur Berlins, sondern auch von außerhalb für seine Vortragsabende gewann."

Später.

Erfüllt von dem in wenigen Blättern niedergelegten reichen Inhalt, las ich in Nachschlagebüchern über jene Zeit und traf auf den Namen Lassalle. Die Nachweise, die ich suchte, fand ich aber nicht. Meine Frage z. B., ob Lassalle, der damals in Berlin war, nicht auch dem Verein näher getreten sei, wurde verneint. Lassalle habe gegen den „dritten Stand", der durch sein vereintes Wirken für die Kapitalmobilmachung so erfolgreich war, ein gewisses Vorurteil gehabt und stets nur den vierten Stand im Auge gehabt. Diesem und diesem allein wollte er ein Reformator sein, und so wurde seine willkürliche Konsequenz zur unwillkürlichen Einseitigkeit. Mein Freund erläuterte mir den Inhalt einiger seiner Notizen noch folgendermaßen:

„Bei Josef Lehmann, der das 25jährige Fest des Bestehens der von ihm begründeten angesehenen Zeitschrift „Magazin für die Literatur des Auslandes" feierte, lernte ich den so interessanten, schnell berühmt gewordenen Schöpfer der deutschen Sozialdemokratie kennen. Seine eigenartige und anziehende Persönlichkeit, die später selbst einen Bismarck zu gewinnen wußte, seine Abenteuer, seine fortwährend wachsende Tätigkeit zur Ausgestaltung des deutschen Sozialismus, nebenher sogar die fieberhafte literarische Beschäftigung usw. hatten aller Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Zudem erzählte man sich von dem persönlichen Eintreten Böckhs beim Minister des Innern gegen Lassalles drohende Ausweisung. Der alte Gelehrte scheute sich nicht, für den jungen Agitator energisch Partei zu nehmen — der Gerechtigkeit wegen. Freilich

schätzte er ihn schon wegen seines Buches über die Philosophie Heraklits. Durch seine persönliche Bemühung machte er die Ausweisung rückgängig. Daran erkennt man auch Böckhs Einfluß überhaupt. Man erwartete jeden Augenblick in Berlin, daß er Kultusminister werden würde, und man hätte es ihm und sich gegönnt. Wenn nur die Hofkamarilla nicht gewesen wäre! Wenn Böckh einen Bittbesuch machte — gleichviel ob beim Polizeipräsidenten oder Kultusminister —, konnte keiner „nein" sagen, und bei ihm war das in Berlin viel kolportierte Wort entstanden: „Mein Herr So und So, vergessen Sie nicht, daß Sie vorgestern als mein Schüler zu meinen Füßen gesessen haben!"

Ehe man sich bei dem damaligen literarischen Gedenkfest des „Magazins" zu Tisch setzte, promenierte die Gesellschaft in dem langen, schmalen Saal bei Arnim Unter den Linden. Ich kannte Lassalle wohl von Ansehen, hatte ihn aber noch nicht gesprochen; dieser ging mit einem alten gemeinsamen Bekannten, dem Abgeordneten Franz Duncker, lebhaft gestikulierend auf und ab. Ein schönes Männerpaar, beide gleich hochgewachsen, Duncker mit dem wallenden Bart und Haupthaar, Lassalle, noch stattlicher, eine elastische, imposante Erscheinung. Wenn man in sein Gesicht sah, erkannte man sofort die außerordentliche innere Bewegung in diesem Kopfe, der eine seltene Vielseitigkeit der Inhalte bis zu schöpferischer Produktion in sich verarbeitete. Während ich nun gerade mit Lehmann plauderte, trat Lassalle heran und ließ sich vorstellen. Von da ab unterhielten wir uns eingehend, indem wir zunächst unsere Verwunderung austauschten, welche an das damals neueste Werk von Lassalle „Über das Recht der Westgoten" sich knüpfte.

Ich war nämlich verwundert, daß der klassische Philolog, der über Heraklit geschrieben, sich bis an die Säulen des Herkules begeben, um dort Licht über das Rechtsleben zu verbreiten, und er seinerseits war verwundert, daß ich mit der ganzen Materie nicht unbekannt schien. Wie sehr die Auflösung dieser Verwunderungen das Gespräch ins Hohe und Weite führte, ist offenbar.

Josef Lehmann war mir schon früher genannt worden. Ich war Student, als ich ihn durch Meyerbeer im Mai 1846 kennen lernte. Ich hatte eine Empfehlung von meinem teuren braunschweigischen Lehrer Griepenkerl an Meyerbeer, den ich bereits bei einer musikalischen Abendunterhaltung im Hause Griepenkerls persönlich kennen gelernt hatte.

Meyerbeer, der damals Ecke Behren- und Wilhelmstraße wohnte — in einem Parterregartenzimmer nach einem Hofgärtchen hinaus —, lud mich ein, dahin zu kommen. Er war sehr liebenswürdig. Er ließ Kaffee durch einen Diener bringen, wir setzten uns gemütlich in bequeme Armsessel und kamen ins Plaudern. „Ich kann augenblicklich freilich nichts für Sie tun, da ich nächstens in die Einsamkeit flüchte, eine Oper zu schreiben, die mir schon in den Gliedern liegt und mir keine Ruhe läßt, und dann gehe ich sofort nach Paris, sie dort aufzuführen; aber ich gebe Ihnen eine Empfehlung an meinen Freund Lehmann, der wichtiger für Sie ist als ich.“ Mit dieser Empfehlung — nachdem wir noch lange über Griepenkerl gesprochen — wanderte ich zur Ritterstraße hinaus. Es existierten in dieser damals völlig ländlichen Straße etwa nur sechs bis acht Häuser, alles übrige war noch Köpenicker Feld.

Hier also, in dieser weltentlegenen, unwirtlichen Gegend wohnte Lehmann parterre. Wie freundlich ich aufgenommen wurde, kann man sich denken. Lehmann, der als Verwaltungsrat der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn (auf welche die Berliner ihren Witz gemacht hatten: die niederträchtig-merkwürdige Eisenbahn) immer zwischen Berlin und Glogau hin- und herfuhr, erklärte es als ein halbes Wunder, daß ich ihn getroffen. Übrigens wurde ihm das Wohnen in Berlin bald zu teuer, und er siedelte ganz nach Glogau über. Wir hatten dann wenig persönliche Berührungspunkte mehr, nur daß wir uns bei Michael Sachs häufiger sahen. Nachdem die erste Auflage des „Leben der Seele“ erschienen, hat Lehmann — wieder einmal in Berlin — im „Magazin für die Literatur des Auslandes“ eine sehr eingehende Besprechung geliefert, in der er

sich als ein äußerst einsichtsvoller und warmer Anhänger des Buches zu erkennen gab.

Das Freundeskleeblatt Josef Lehmann, Michael Sachs und Moritz Veit hat schon oft eine literarische Beleuchtung erfahren. Zumal die beiden letzteren verband eine völlige Übereinstimmung der geistigen Interessen.

Sachs zeichnete sich durch hohe, vielseitige Bildung und außerordentlich weltmännische Gewandtheit aus. Selbst im exklusiven Kreise der Aristokraten war er ein beliebtes Mitglied. Im Griechischen und Lateinischen war er ungewöhnlich beschlagen. — Als wir einst zugleich zur Erholung in Franzensbad weilten, wo sich ein Kreis bedeutender Männer zusammengefunden hatte, las er mir in den stilleren Teilen der Anlagen die Dichtungen vor, die ich dann nach seinem Tode als Stimmen vom Jordan und Euphrat mit einem Vorwort herausgegeben habe. Sachs war einer der fesselndsten Redner und Prediger, Philosoph und Dichter zugleich."

Die Charakteristik, die jene Vorrede von dem eigenartigen Manne gibt, läßt seine Bedeutung und Originalität deutlich erkennen. Sachs steckte voller Gegensätze, aber fast interessanter noch als diese selbst ist die Kunst der Darstellung und die Pietät feinfühliger Freundschaft in folgenden Sätzen:

„Das Leben überrascht uns zuweilen mit der beglückenden Lehre, daß es neben dem Genie der Entdeckung, des Wissens und der Kunst ein Genie der Persönlichkeit gibt: ein solches war Michael Sachs. Verborgen war er niemand, aber vielen unverständlich. Unbegreiflich schien es, daß ein Mann, heimisch im Geist des klassischen Altertums, auf der Höhe humanistischer Bildung seiner Zeit, vertraut mit der Entwicklung der Philosophie, so abschließend sich verhalten konnte gegen alle Forderungen der Gegenwart in bezug auf das Judentum selbst und seine Lebensformen. Kleine Beweggründe, Amtsrücksichten, Pastoralklugheit lagen ihm fern; sie hatten keine Stätte in seinem edlen Gemüt. Auch waren ihm philosophische Gedanken nicht ein totes Material; in seinem

Denken war Leben, und sein Leben war voller Gedanken. Was ihn hob und was ihn hemmte, war aus gleicher Quelle: er war ein Dichter."

Und weiterhin:

„Sachs war im Urteil erstaunlich frei von jeder Tradition, frei wie ein griechischer Philosoph, selbständig, kühn gegen alles Hergebrachte, Gebräuchliche, allgemein Geltende. Aber in seiner Praxis wendet er diese Freiheit nur gegen den neuerdings hergebrachten, nachgebeteten, äußerlich religiösen Liberalismus; er ist so kühn und so freisinnig — orthodox zu sein."*)

Die innige Freundschaft, die Michael Sachs und Moritz Veit vereinte, trennte auch der Tod nicht. Sie sind im selben Jahre geboren (1808) und starben wenige Tage nacheinander (1864). Von ihrem Bund legen der Nachwelt die Stimmen vom Jordan Zeugnis ab. Auch Veit, der einer der verdientesten deutschen Buchhändler**) geworden ist, weil die akademische Laufbahn für den Juden aussichtslos war, besaß eindringende wissenschaftliche Kenntnisse und poetische, namentlich lyrische Begabung. Sein juristischer Scharfblick ließ ihn eine für den Buchhandel überaus ersprießliche Tätigkeit entfalten, und auch als Politiker — er gehörte bereits der Deutschen Nationalversammlung 1848 an — hat er im Abgeordnetenhause eine Rolle gespielt und durch seine patriotische Gesinnung Achtung erworben. Ein unter Preußen geeintes Deutschland war seine Sehnsucht. Sein geselliges Haus war ein Mittelpunkt des geistigen Lebens der Hauptstadt.

Gleichsam auf der Wildbahn nebenher laufend, vervollständigt Karl Werder (der Kolumbuswerder), Professor und nachmals

*) Das Ersuchen, in einer neuen Auflage die auf Sachs' Orthodoxie bezüglichen Worte zu ändern oder zu streichen, konnte Lazarus, der das in seiner Vorrede entworfene plastische Charakterbild aufs reiflichste erwogen und in herzlichster Verehrung für den heimgegangenen Freund geschrieben hatte, selbstverständlich nicht erfüllen, und so ist dieselbe auf Veranlassung des Sohnes von Sachs ganz weggefallen.

**) Die Firma Veit & Co., seit 1858, als er sie verkaufte, in Leipzig, hat wiederholt den Besitzer gewechselt, aber an ihrem geachteten Namen festgehalten und ist heute noch hervorragend.

Geheimrat, obenerwähntes Kleeblatt zu einem vierblättrigen, das manchem Glück brachte. Die Begeisterung für die Hegelsche Philosophie hatte früh die Freundschaft zwischen Werder und Veit gefestigt, welcher an dessen Wirksamkeit einen wahrhaft liebevollen Anteil nahm, natürlich auch Werders Verleger wurde. Dieser fehlte nie bei den Gesellschaften des gastfreundlichen Buchhändlers.

Literatur, Poesie, liberale Weltanschauung und Humanität knüpften die Fäden zwischen diesen vier verschiedenartigen Berufsmenschen: der eine Redakteur, der andere Prediger, der dritte Buchhändler, der vierte Professor. Diese vier gleichgesinnten und gleichgestimmten echten Berliner Figuren repräsentierten das damalige geistige Bild der emporstrebenden Hauptstadt in glücklichster Ergänzung. Lehmann besonders interessierte wegen seines reinen deutschen Stiles, im Gegensatz zu manchem falschblühenden, übertünchten ausländischen Phrasenschwall. Unter der Intelligenz von Berlin zählten diese vier zu den wichtigsten Namen. Bemerkenswert ist, daß sie von Alexander von Humboldt außerordentlich begünstigt wurden. Alle vier waren mit ihm befreundet. Daß Lehmann schon mit 27 Jahren unter Friedrich Wilhelm III. als Jude Redakteur der offiziellen Preußischen Staatszeitung wurde, dazu mag in der Tat Humboldt mitgewirkt haben, ebenso wie er es war, auf dessen Veranlassung Werder dem König Friedrich Wilhelm IV. seinen Kolumbus vorlesen durfte, worauf er von da ab immer häufiger an den Hof gezogen wurde und seinerseits mancherlei Einfluß gewann.

Das Verhältnis zwischen Werder und Lazarus*) war ein überaus eigenartiges. Werder hätte den Jahren nach fast sein Vater sein können, er war sein Lehrer, aber er benahm sich wie ein zärtlicher jüngerer Bruder. Charakteristisch schreibt er einmal:

*) Er hörte bei Werder im W.-S. 1846—47 Anthropologie und Psychologie, 1847—48 Logik und Metaphysik. „Diese Psychologie freilich war nur Hegelsche Dialektik.“ Werder ist das nicht zu Bewußtsein gekommen. „Und der hat bei mir Psychologie gehört“, erklärte er stolz, nachdem er Lazarus' in die Tiefen gehenden Vortrag „Über natürliches und künstliches Denken“ in der medizinisch-psychologischen Gesellschaft angehört hatte.

„Da ich das Maß meiner Liebe zu Ihnen an Ihrer Güte meſſe, ſo hoffe ich, daß die Laſt meiner Bitten und Aufträge Ihnen nicht zu ſchwer fallen wird.“ Und ein andermal:

„Teurer, innig verehrter Freund! Soeben erhalte ich Ihren Brief. Nur wiſſen ſollen Sie, daß ich ihn habe. Kein Wort mehr. Wir leben fortan wohl mit einander.“

Werder, der ſich am Hofe großer Beliebtheit erfreute, bemühte ſich zunächſt, natürlich ohne ſeines Freundes Vorwiſſen, daß ihm die durch Jürgen Bona Meyers Berufung nach Bonn erledigte Profeſſur an der Kriegsakademie angeboten werde. Darauf beziehen ſich die folgenden Worte:

Und bravo, Etzel!*) Auch den beſuch' ich jetzt einmal; fürchten Sie keinen Mißgriff von meiner Seite! — — Auch die Leute ſind des Beſten wert. Darum, ſolang die Berufung noch nicht da iſt,**) muß dazu getan werden. Gott mit Ihnen! Ihre Zurückkunft ſoll mir ein Feſt ſein!

Von ganzer Seele der Ihrige

Werder.

Berlin, 20. April 1868.

Als ich einmal auf das Kapitel Takt zu ſprechen kam, erzählte er folgende kleine Situation: „Werder beſucht mich eines Tages, findet mich mitten in der Arbeit am Schreibtiſche. Ich unterbreche mich natürlich und wende mich zu ihm. Das Geſpräch führt ihn auf eine Stelle im Byron (Gildemeiſter). Er will ſie mir zeigen, muß ſie erſt ſuchen; er blättert haſtig hin und her, ohne zu finden. Da wende ich mich wieder meiner Arbeit zu, damit er, ohne durch mein Warten und Zuſehen nervös zu werden, weiter ſuchen könne. Er verſtand mich und dankte mir für eine Aufmerkſamkeit, welche einem minder Feinfühligen als Unhöflichkeit hätte erſcheinen können.“

*) Direktor der Kriegsakademie, der nachmals alles aufbot, Lazarus zu feſſeln, aber auch die Berufung an die Berliner Univerſität vorzubereiten und zu fördern.

**) Sie erfolgte am 13. Mai 1868.

Werder war eine ungemein impulsive Natur. Sympathie und Antipathie traten bei ihm gleich kräftig in die Erscheinung. So besaß er eine Animosität gegen den Dramatiker und überaus fleißigen und originellen Autor der „Geschichte des Dramas", Julius Leopold Klein, dessen großartiges, leider ein Torso gebliebenes Werk hauptsächlich auf Lazarus' Veranlassung durch die Schillerstiftung subventioniert wurde. Des Philosophen Haus war fast das einzige, in das der etwas menschenscheue Gelehrte, der sich meist in den Vororten von Berlin versteckte, gern ging. Hier traf er einigemal mit Werder zusammen. Beide waren Gegner geworden seit dem berühmten Prioritätsstreit wegen Auslegung des Hamlet. Sie begegneten sich also diesmal dort in einer Abendgesellschaft. Wie ein angeschossener Löwe ging Werder durch alle Zimmer hin und her, um nur dem gehaßten Antagonisten auszuweichen, der sich übrigens gar nicht um ihn kümmerte. Drollig war auch Werders Vorsicht in hygienischer Beziehung. Er lebte immer in der Furcht sich zu erkälten. Sein Diener mußte ihn stets mit einem ganzen Rüstzeug von Vorbeugungs-Kleidungsstücken begleiten, resp. wieder abholen. Ging er zum Beispiel im Winter zur Universität, dann hatte er außer dem Pelz noch einen Überzieher, Überschuhe, Shawl, Puls- und Ohrenwärmer, oft auch einen Fußsack mit und ähnliches mehr. Nach und nach, wenn er im Lauf seiner Vorlesung warm wurde, schälte er sich successive aus seinen Siebensachen heraus, eine Prozedur, deren verschiedenen Stationen die Studenten mit verständnisinniger Vergnüglichkeit zusahen. Nach Schluß verfügte er sich langsam nach dem Sprechzimmer, wartete hier seine allmähliche Abkühlung ab, und endlich wagte er sich peu à peu ins Freie, mit oder ohne Pelz usw., je nachdem das Thermometer draußen und drinnen es zu erfordern schien. So trieb er es auch, wenn er sich auf Spazierwegen, in Gesellschaft, im Theater oder Konzertsaal befand, daher denn alle diese Vergnügungen, anderen ein Labsal, ihm zur Mühsal wurden. Er brachte es doch bei dieser Lebensweise, trotz seiner schwächlichen Konstitution, auf volle sechsundachtzig Jahre.

Daß der alte Herr bis zuletzt die kleine Schwäche einer gewiſſen zu weit getriebenen Sorgfalt für ſein Äußeres bekundete, mag mit ſeinem Schönheitsſinn entſchuldigt werden. Trotz ſeiner zierlichen Figur bedurfte er der „polniſchen Sohlen“ nicht, die er angeblich in ſeinen Stiefeln trug, um etwas höher zu erſcheinen, ebenſowenig des durch Haarwickel künſtlich gekräuſelten Haares und der roſig angehauchten Wangen, um bei jung und alt den Eindruck eines wohlkonſervierten Fünfzigers zu machen.

In der Kunſt des Vortrags war Werder Meiſter, und ſeine aufs ſorgfältigſte vorbereiteten Vorleſungen füllten oft das größte Auditorium der Univerſität. Selbſt die mit gewiſſer Feierlichkeit umkleideten äußeren Vorbereitungen, wie er z. B. den Mantel abwarf, die goldene Uhr vor ſich legte und mit ſeinen dunklen Augen ſeine Hörer muſterte, erzeugten Spannung. Mit leiſer Stimme ſetzte er ein, die zunächſt nicht vermuten ließ, wie machtvoll ſie den Saal beherrſchen konnte, denn er verſtand, mit ihr weiſe hauszuhalten. Originell ſahen ſeine Hefte aus: ſie glichen den Notenheften der Muſikſchulen mit ihren Randbemerkungen über Heben und Senken der Stimme, Kunſtpauſen, verſchiedene Tempi uſw. Alles kreuz und quer angeſtrichen mit Blei-, Blau- und Rotſtiften, die alle ihre ſymboliſche und mnemotechniſche Bedeutung hatten, mit ſcheinbar improviſierten Einſchiebungen, dazu eine tolle Geſellſchaft von Ausrufungs- und Fragezeichen und allen erdenklichen Interpunktionskünſten. So bot ſein Manuſkript zugleich ein photographiſches Abbild der Töne. Er hütete aber auch ſeine Blätter, wie nur eine ängſtliche Glucke ihre buntgefiederten Küchlein!

Soviel Poſe auch in Werders Auftreten war, ſo echt war ſein Gemüt. Die ganze Wärme desſelben tritt zutage in der Fürſorge für ſeine verarmten Eltern, ſeine „alten, müden Kinder“, und in der zarten, ſinnigen Liebe, die er ſeiner Couſine Caroline, der Gemahlin des Generals von Fidler, bewahrte, neben der er beigeſetzt worden iſt. Sein Grab iſt durch ein vom Kaiſer Wilhelm II. gewidmetes Monument ausgezeichnet (Amico Im-

perator), das Haus, in dem er 50 Jahre wohnte, durch eine Gedenktafel. Zu seinen Lebzeiten hat ihm selbst die hohe Gunst, deren er sich bei vier preußischen Königen in gleichem Maße erfreute, nicht zu äußeren Ehren verholfen. Der Jahrzehnte hindurch gefeierte akademische Lehrer, dem nicht nur die studierende Jugend zuströmte, ist 55 Jahre Extraordinarius gewesen! Nach dem Rücktritt des Ministers Altenstein, unter dem er eben noch (1838) Professor geworden, war die Zeit der Hegelianer vorbei. Auch seine Hoffnung, Küstners Nachfolger, Generalintendant der Königlichen Schauspiele in Berlin zu werden, für welche Stellung er wie geschaffen war, erfüllte sich leider nicht.

Werder war der einzige Hegelianer, dem Lazarus als Student wertvolle Anregungen verdankte. Er behandelte Hegel stellenweise sehr von der ästhetischen Seite, bot feine Reflexionen und war immer geistvoll, wenn er die Dichter heranzog; hatte er doch vorzugsweise literarische Interessen.

Im übrigen hat Lazarus die Vorlesungen jener Schule „als Sport" getrieben. Was ihm die Hörsäle nicht boten, erwarb er durch eindringliche Privatstudien, zum Teil im Verein mit Freunden, denen er zugleich Lehrer war. Insbesondere schloß sich ihm Wilhelm Wehrenpfennig an, der sogar in dasselbe Haus zog, und allabendlich widmeten sie mehrere Stunden der Kritik der reinen Vernunft. In einem kleinen Kreise, dem Friedrich Eggers als ältester, Paul Heyse als jüngster angehörte, erklärte Lazarus Braniß' vornehme Geschichte der Philosophie. „So ein Mittelding eines Kameraden und Lehrers befindet sich vielleicht im glücklichsten Zustande und zugleich gedeihlichsten für das Gelingen der eigenen Arbeit." Was er als philosophische Wahrheit erkannte, das hat er durch fruchtbare Kritik in sich selbst errungen.

Spaßhaft waren dem jungen Studenten die philosophischen Teeabende bei Gabler; als scholastisch und untief erkannte er damals bereits Michelet, den Begründer der Berliner philosophischen Gesellschaft. (Er sagt so oft „gleichsam", schrieb er seinem Braunschweiger Lehrer Griepenkerl, weil er nur gleichsam denkt.)

Dieser getreueste und vielseitige Hegelianer hatte im Gegensatze zu dem bequemen Werder aufs eingehendste Hegel zu erfassen gestrebt, allein selbst innerhalb der Schule galt er nicht viel. Über 60 Jahre hat er seinen Meister überlebt, neben dem er schon als Professor lehrte. Wie Werder ist er 1893 gestorben, 92 Jahre alt!

Lächelnd erzählte Lazarus von Michelet, bei dem er Philosophie der Geschichte gehört, an dessen Disputatorien er 1846—1848 teilgenommen hat: „ausgezeichnet fleißig", wie das Abgangszeugnis besagt. Diese Übungen waren ein geistiges Turnier; es beteiligten sich etwa 10 bis 12 wirklich Philosophie Studierende daran, unter ihnen sehr tüchtige Leute, wie der Platoniker Susemihl, der spätere Altonaer Gymnasialprofessor Kirchhoff, ein sehr eifriger Disputax und ausgezeichneter Satiriker, der sich leider in einseitige Studien über die griechische Bühne verrannte. So gab es interessante Gespräche. Michelet freilich spielte eine wenig beneidenswerte Rolle. Er mischte sich viel mehr ein, als der Leiter darf, und wenn er die vorgetragenen Ansichten rekapitulierte, so verwirrte er sie durch Zufügung seiner Gründe gewöhnlich so, daß der Redner sich verwahrte und erklärte, lieber ins gegnerische Lager überzugehen. Dasselbe wiederholte sich, wenn Michelet zu Beginn der Stunde eine Art Protokoll über die vorhergehende gab. Jeder von den Genannten sah sich veranlaßt, Einspruch gegen das Referat zu erheben. Zum Glück fühlte Michelet seine Schwäche nicht. „Deshalb ist er so alt geworden." Die Folge freilich war, daß die Studenten in Scharen kamen, um sich zu amüsieren, sie gingen wie ins Theater. Nach zwei, drei Stunden mußte man in ein großes Auditorium übersiedeln. Für die aktiv Beteiligten waren jene Konversatorien eine treffliche Schule des Witzes und der Schlagfertigkeit.

Nicht ohne Schalkhaftigkeit wurde das Charakterbild des „guten, alten Papa", wie mancher ihn bezeichnete, durch die Mitteilung vervollständigt, daß er dreimal verheiratet gewesen sei; er hat es also an Mut nicht fehlen lassen. Als er das dritte Mal sich in Hymens Fesseln begab („vieux style" würde Braunfels sagen),

war er sogar achtundsiebzig Jahre alt; wieder Witwer geworden, ließen ihn seine Angehörigen nicht mehr allein auf die Straße gehen, angeblich aus Fürsorge seines hohen Alters wegen; in der Tat aber fürchteten sie, er könnte eines schönen Tages wieder verlobt nach Hause kommen.

Wenn von spezifisch Berliner Persönlichkeiten die Rede ist, die zur geistigen Elite der Reichshauptstadt gehören, dürfen Virchow und Mommsen nicht fehlen. Daß beide mit Lazarus im besten kollegialen Einvernehmen standen, versteht sich bei dem Grad ihrer gegenseitigen Hochschätzung von selbst. Letzterer sagte einmal zur Charakterisierung Virchows:*)

„Der stetige und tätige Liberalismus ist der Goldgrund seines Lebensbildes."

Mommsen, der Schleswig-Holsteiner, hat fast ein halbes Jahrhundert lang Berlin angehört, das ihn und seinen Freund Moritz Haupt der nationalen Bewegung der Jahre 1848 und 1849 verdankte; denn beide Männer waren wegen ihrer Teilnahme an derselben 1850 ihrer Leipziger Professur entsetzt worden. Mommsen hatte dann zunächst in der Schweiz eine Zuflucht gefunden und war über Breslau in die Hauptstadt gekommen. Er stand dem Völkerpsychologen nicht nur durch die Vielseitigkeit seiner im übrigen stillen und schlichten Lebensschicksale nahe, son-

*) Nach Jahren war es mir vergönnt, den berühmten und ausgezeichneten Mann in dem lieblichen Mühlbach im Pustertal persönlich kennen zu lernen. Er kam gerade von irgend einem Kongreß in Pest, von der Reise ermüdet und verstimmt durch sein Vergessen des wichtigen Manuskriptes eines Vortrages, den er demnächst halten wollte und von dem er keine Abschrift besaß. Er hatte es irgendwo liegen lassen. Wortkarg saß er in der Gaststube inmitten seiner von Berlin und Prag herbeigeeilten Familie und löffelte nachdenklich seine Suppe. Plötzlich sah er Lazarus unweit sitzen. Wie ein Jüngling sprang er auf, stürzte auf ihn zu mit Ausrufen heller Freude, schüttelte ihm die Hände und setzte sich zu uns. Vergessen war Ermüdung, Verstimmung, ja selbst das Mittagessen, so daß endlich ein Enkelchen abgesandt wurde, dem ausgerückten Großpapa zu melden, der Braten würde kalt. Wir haben dann nach einigen Tagen die Wiedersehensfreude mit dem glücklich eingetroffenen Manuskript miterleben dürfen.

dern besonders durch seinen klaren und kräftigen Widerstand gegen gewisse häßliche Auswüchse der Intoleranz. Er hatte sich den freudigen Beifall der aufgeklärten, gebildeten Welt durch seine rückhaltlose Bekämpfung der antisemitischen Hetze immer mehr erworben. Vielfach haben beide Männer Gelegenheit gehabt, obwohl andersgläubig, aber in Dingen der Humanität und Gerechtigkeit völlig einig, sich über wichtige Kulturfragen zu besprechen. Oft habe ich seinen Namen aus dem Munde meines verehrten Lehrers und Freundes vernommen, aber bei der Flüchtigkeit unserer Begegnungen nie, wie ich es gern gewünscht, Persönliches über den großen Gelehrten erfragt.

Albert Berner,*) der hochangesehene Kriminalist und wahrhaft liebenswerte Mensch, muß hier auch genannt werden. Obgleich nur sechs Jahr älter als Lazarus, war er doch als junger, neubackener Professor dessen Lehrer im Strafrecht geworden. Als Kollegen begegneten sie sich häufig, da ihre Vorlesungen ziemlich auf dieselbe Stunde fielen; ohne einige herzliche Worte ging es dabei nie ab. Während Mommsen trotz aller Kollegialität doch immer etwas Fremdes im Wesen hatte, was vielleicht mit seiner Kurzsichtigkeit zusammenhing, die ihn auch zuweilen bei seinem zerstreuten Vorüberhasten einen Gruß übersehen ließ, zeigte sich Berner bei jeder Gelegenheit teilnehmend und zutraulich. Einmal begegnete er uns im Universitätsgarten. Berner kam, Lazarus ging, noch leidend von dem Fall, der ihm den rechten Arm auskugelte; da klopfte ihm Berner wie einem Kinde die Wangen und sagte fast zärtlich:

„Sie! Sie! machen Sie, daß Sie gesund werden. Männer wie Sie müssen immer fest auf dem Posten stehen."

Wie fest Lazarus auf dem Posten stand, wenn es Pflichterfüllung galt, zeigt, daß ihn seine Angegriffenheit und ein lang-

*) Aufsehen erregte seinerzeit Berners vielbesprochener Vortrag: „Judentum und Christentum und ihre Zukunft", der später, 1891, als umfangreiche Broschüre im Druck erschien.

wieriges, äußerst schmerzhaftes Heilverfahren nicht hinderten, mit dem Arm in der Binde noch 40 Universitätsvorlesungen zu halten!

Welche Gegensätze doch, selbst innerhalb eines bestimmten Kreises! — Da fragte ich unlängst einmal nach Eduard von Hartmann.

Ich habe immer die Marotte gehabt, wenn Lexika und dergleichen mich nicht genügend aufklärten, nicht zu ruhen und zu rasten, bis ich auf Umwegen endlich einen Wegweiser fand. Hartmann gab so viele Rätsel auf: Offizier, dann Philosoph, Pessimist und Naturwissenschaftler; als Denker vielen unsympathisch und doch einer der erfolgreichsten; ja selbst das Äußerliche: ein schöner Mann und ein gelähmter Mann. So gelegentlich fragte ich denn und erhielt folgende Antwort:

„Er war damals noch unberühmt, aber er hatte soeben sein Aufsehen erregendes Buch: „Die Philosophie des Unbewußten" veröffentlicht, als ich eines Tages ein dringliches Billet von ihm erhielt, daß er gern für unsere Zeitschrift einen Artikel schreiben möchte. Indessen wäre es ihm durch seine körperliche Unbeweglichkeit unmöglich (er war schon damals wegen eines Knieleidens ans Lager gefesselt), zu mir zu kommen. Ich willfahrte seiner Bitte, ihn zu besuchen, um das Nähere zu besprechen, und fand ihn auf dem Sofa liegend, den gelähmten Unterkörper durch eine Decke verhüllt: ein stattlicher Mann mit seinem damals schon über die Brust wallenden Bart. Wir besprachen seine Absicht, die „Philosophie des Unbewußten" mit der Völkerpsychologie auseinanderzusetzen und sowohl ihre Grenzen als ihr Verhältnis zu beleuchten. Bald darauf — Hartmann hatte sich offenbar sehr beeilt, denn kaum vierzehn Tage waren seitdem verflossen — traf das Manuskript (Über das Wesen des Gesamtgeistes) bei mir ein. Aber welch ein Manuskript! Von einem Umfange, etwa acht Bogen, um ein ganzes Heft der Zeitschrift damit zu füllen. Schon aus technischen Gründen war es unmöglich, die Arbeit zu bringen, am wenigsten bei einem Unternehmen, das sorgfältig

darauf bedacht sein mußte, sich ein fest begründetes Leseſtammpublikum zu erhalten. Redaktionelle Rücksichten also zwangen uns zur Vorsicht und Zurückhaltung, aber noch ein anderes verbot die Aufnahme des Artikels. Weit über zwei Drittel des Textes bestand aus Zitaten und Auszügen aus den Artikeln der Zeitschrift selbst, und zwar in einer für uns höchst schmeichelhaften, aber eben deshalb für die beiden Herausgeber nicht angemessenen Einkleidung: „Sehr treffend bemerkt Steinthal", — „in seiner gewohnten Tiefe sagt Lazarus", — „der ausgezeichnete Gelehrte Steinthal", — „der meisterhafte Stil Lazarus'" — und so fort! —

„Sie werden, so schrieb Hartmann in dem Begleitbriefe vom 15. März 1869, aus der Engigkeit, mit welcher ich mich an Ihre Darlegungen anschließe, ersehen, wie hoch ich dieselben schätze und wie lebhaft ich mit Ihren Bestrebungen und Leistungen sympathisiere. Da Sie es vermeiden, über die metaphysische Seite der Hauptfrage mehr als Andeutungen zu geben, so ist mir freilich noch nicht ganz klar, inwieweit meine prinzipiellen Ansichten von den Ihrigen abweichen. Indes sind der Anknüpfungspunkte jedenfalls so viele, daß ich mich der Hoffnung hingebe, Sie von meinem Buche noch nähere Kenntnis nehmen zu sehen, und möchte ich mir erlauben, Sie speziell auf Kap. VI, VII und X aufmerksam zu machen. Vielleicht haben Sie dann später noch die Güte, eine Art Anzeige von meinem Buche in Ihrer Zeitschrift zu bringen, welche sich an meinen Aufsatz leicht anknüpfen ließe, falls Ihnen dasselbe zu einer eigentlichen Rezension zu fern zu liegen scheint.

Was den beifolgenden Aufsatz betrifft, so werde ich gern bereit sein, Stellen zu ändern, in denen ich etwa Ihren Sinn nicht richtig gefaßt haben sollte."

Ich besprach mich mit Steinthal, und auch er fand es gänzlich unstatthaft, Sätze, welche durchaus nur als Reklame für uns beide wirken mußten, in unserer eigenen Zeitschrift abzudrucken. So ging ich denn nochmals zu Hartmann und brachte ihm sein Manuskript zurück. Offen und ohne Umschweife setzte ich ihm den

Grund der Ablehnung auseinander. Lachend brachte ich unsere Bedenken vor, um dem Gespräch jede Peinlichkeit zu nehmen,*) aber Hartmann wollte sie nicht wahr haben. Der Erfolg unseres Gespräches war endlich die freundschaftliche Übereinkunft, daß Hartmann den Artikel in einer anderen Zeitung bringen sollte. Monate gingen darüber hin, und er ließ nichts wieder von sich hören, bis eines Tages in der von Fichte und Ulrici herausgegebenen Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (Bd. 58) sein Artikel erschien; daß heißt jene zwei Drittel, welche durch ihre übergroße Liebenswürdigkeit unsere Bedenken erregt hatten, waren gestrichen, dagegen das letzte Drittel, in welchem Hartmanns Glaubensbekenntnis über seine Auffassung der Völkerpsychologie dargestellt war, und in der er, päpstlicher als der Papst, eine real existierende Volksseele behauptet (während ich selbst nur die Realität der Individuen und ihnen gegenüber die Einheit der Funktion angenommen hatte), von welcher die Einzelnen Teile sind, welche entstehen und vergehen, kommen und scheiden, wie die Atome in einem Organismus, der trotz seines Stoffwechsels seinen Charakter und seine Funktionen beibehält.

So stellte Hartmann seine Auffassung dar und schlug also einen ganz anderen Weg ein.

Er hat nie wieder eine Anknüpfung mit uns gesucht, und ich bin ihm nie wieder begegnet; bei gewissen späteren Auslassungen seinerseits mußte ich aber oft genug der Worte Schillers im „Tell" gedenken: „Daß du ihn schwach gesehen, vergibt er nie."

„Warum ist Hartmann eigentlich so populär?"

„Zwei Dinge haben ihn populär gemacht: er besitzt nicht nur viel naturwissenschaftliche Kenntnisse, sondern er verwertet sie auch und imponiert dadurch den Tausenden, die durch sein Buch erst solche Dinge kennen lernten; sodann tritt er als Schüler Schopenhauers auf und entspricht dadurch einer durch die ganze

*) Ein Glück, daß nicht Steinthal diese heikle Mission übernommen! Er in seiner zufahrenden, sarkastischen Kurzangebundenheit hätte wahrscheinlich bei dem empfindlichen Hartmann arg angestoßen.

Zeit strömenden pessimistischen Neigung und skeptischen Anschauung."

„Er hat viel Erfolg gehabt" —

„Ja, und doch habe ich Mitleid mit ihm, dem erfolgreichen Manne" . . .

Noch über ein paar andere Berliner Berühmtheiten einige Worte.

In alten Manuskripten fand sich ein Brief von Dr. Hemsen, datiert vom 21. Juli 1857, der einen langen Wunschzettel enthielt wegen literarisch-biographischen Materials zur Abfassung einer Lebensbeschreibung von Karl Ph. Moritz. Lazarus war deshalb zu Varnhagen von Ense gegangen.

„Varnhagen wohnte damals in Berlin in der Mauerstraße 36 (später siedelte die Familie des Bankiers Jacques in dieses ihr gehörende und von ihr künstlerisch ausgebaute und eingerichtete Haus über; sie bewohnte das Hochparterre und erste Stock, während zeitweise im zweiten Stock Gans Edler zu Putlitz, der liebenswürdige Lustspieldichter und treffliche Novellist, sein Heim aufgeschlagen hatte). Varnhagen gab mir bereitwilligst so reiche und so befriedigende Auskunft, daß ich Dr. Hemsen vielerlei davon mitteilte, worauf er weiter bauen und forschen konnte. Mit großem Vergnügen gedenke ich dieser Begegnung. Der alte Diplomat empfing mich außerordentlich liebenswürdig: ein mittelgroßer, schlanker Mann von 72 Jahren, aus dessen feinen, durchgeistigten Zügen noch jugendliche Munterkeit und Teilnahme sprachen. Nachdem er mich aus seinem Parterrezimmer hinausbegleitet, verweilte er noch mit mir in dem mit Oberlicht versehenen Hausflur, und obwohl ich, der eine Ermüdung oder Erkältung des alten Herrn befürchtete, mich wiederholt von ihm verabschiedete, ging er immer weiter mit mir, allmählich ein Stück Treppe hinunter, und hier, auf einem Absatz derselben, blieb er noch plaudernd und fragend stehen, und es dauerte wohl noch eine halbe Stunde, ehe er mich dann endlich entließ. Unser im gemütlichsten Plauderton gehaltenes Gespräch war wirklich, wie man zu sagen pflegt, vom Hundertsten ins Tausendste geraten.

Varnhagen hatte ich vier Jahre vorher die Bekanntschaft mit Schelling verdankt. Ich erbat damals Aufklärung über die Deutung der Namen Actioeros, Actiokersos und Actiokersa, der Hauptgottheiten auf Samothrake. Da Varnhagen dieselbe nicht geben konnte, gab er mir ein „Privatbriefchen", wie er es nannte, an Schelling, das ich ihm senden solle. Das geschah, und ich erhielt von Schelling eine freundliche Antwort mit der Aufforderung, zu ihm zu kommen."*)

Bei einem Gespräch über den früheren Museumsdirektor G. Fr. Waagen sagte mir mein gütiger Berichterstatter ungefähr folgendes:

„Durch Friedrich Eggers als Redakteur des Deutschen Kunstblattes bin ich mit den damaligen drei größten Kunstgelehrten Berlins bekannt geworden, deren Namen als Mitherausgeber den Titel desselben zierten: Kugler, Waagen und Schnaase.

Ich habe Waagen nur in seinem Alter, aber in ungewöhnlicher Frische und Rüstigkeit gekannt. Er hatte alle Kunstsammlungen Europas, nicht bloß die öffentlichen, sondern auch alle irgendwie bedeutenden privaten gesehen. Dies bildete die tatsächliche Grundlage seines Ruhmes: Wie es auch sonst mit ihm stehen mochte, quantitativ war er der größte Kunstkenner Europas. Nur Spanien hatte er noch nicht gesehen, bei den damals schlechten Reiseverbindungen leicht erklärlich. — Aber die Sehnsucht, sein Wissen zu vervollständigen, ließ ihm keine Ruhe. Noch in seinem dreiundsiebzigsten Jahre reiste er nach Spanien, um dort die sämtlichen Kunstschätze im Laufe von sechs bis acht Monaten zu studieren. Unvergeßlich bleibt mir unser Gespräch über diese Tatsache bei seinem Besuch, den er mir nach der Heimkehr machte. Ich rühmte seine Dauerkraft, und er nahm das Kompliment schmunzelnd entgegen. „Ja, die heutige Generation, die kann so was nicht!"

*) Vgl. über Lazarus' Beziehung zu Schelling das Kapitel „Kulturgeschichtliches" (S. 246 f.).

Darauf entgegnete ich: „Ja, unter der ‚heutigen‘ Generation gibt es auch keine Siebziger. Aber wie war es denn, als Sie jung waren, Herr Geheimrat? Galten denn Sie und Ihre Genoſſen nicht auch als ſchwächlich in den Augen der damaligen Alten?“

„Herr Gott! woran erinnern Sie mich: In meinem dreißigſten Jahre glaubte kein Menſch und am wenigſten ich ſelbſt, daß ich die vierzig erreiche, ſo kränklich und gebrechlich erſchien ich damals. Dann ſetzte ſich, wie man zu ſagen pflegt, die Natur, und ich war dreißig Jahre lang nie krank und wurde immer kräftiger. So ging es auch mit unſerem König Wilhelm. Mit dreißig Jahren galt ſeine Lunge als gefährdet, da er Blut ſpuckte, und wie rüſtig iſt er heute noch!“

Waagen ſtarb — wie ein Soldat auf ſeinem Poſten — auf einer Kunſtreiſe nach Kopenhagen (1868), wo er unter anderem das neugegründete Muſeum beſichtigen wollte.

Über Kugler ein andermal mehr, über Schnaaſe nur folgendes: Er war nichts weniger als ſchön: blaugraue Haut, pockennarbig, mit einer großen, hellen Narbe — von einem Studentenduell her — auf der Wange; aber jeder ſah mit Freude, ja mit wirklichem Behagen in dieſes Geſicht, wenn er ſprach; ſo deutlich redeten Herz und Geiſt aus ſeinen Zügen. Schnaaſe war eine echte, deutſche Gelehrtengeſtalt unſerer Zeit. Seines Zeichens Juriſt und als ſolcher bis zum höchſten Gerichtshof, dem Obertribunal, emporgeſtiegen, hat er zugleich während ſeiner Dienſtjahre die erſte große Geſchichte der bildenden Künſte in acht ſtarken Bänden geleiſtet, welche immer als ein Meiſterwerk gelten wird.“

16. Juni, abends.

Heute keine guten Nachrichten über ſein Befinden, und vorhin kam der Portier, Herr Profeſſor ſei unten im Wagen, ob ich nicht herunter kommen könne. Ich eilte hinab. Er war zu matt, um die Treppen zu ſteigen, er wollte mir aber ein Päckchen Papiere zur Abſchrift geben, der Gute! Wenn er doch erſt in ſeinem Schönefeld wäre!

Mittwoch, den 22. Juni.

Heute großer Einzugstrubel wegen Ankunft der italienischen Majestäten. Man kritisiert so oft den kühlen, skeptischen und sarkastischen Charakter des Berliners, und doch wie kindlich kann er sein! Stundenlang wartet er mit Hunderten wie festgenagelt am Rinnstein, um Majestät vorbeifahren oder -reiten zu sehen, und heute, da es deren zwei oder drei gibt, rennt das Volk wie toll. Auch ein psychologisches Rätsel!

Das erinnert mich an eine kleine, aber merkwürdige Straßenszene: Ich ging vor einigen Jahren, vom Potsdamer Platz kommend, links die Leipziger Straße hinauf, des brausenden Straßenlärms nicht achtend, wie man in wogenden Wellen ihres Rauschens nicht achtet; die Blicke gesenkt, hastete ich dahin. — Plötzlich wird mein Gehör frappiert, durch eine jäh eintretende Stille! — Das Brausen und Rauschen hört auf — befremdet sehe ich auf und hemme den Schritt. Um mich herum war eine Veränderung eingetreten. Die Passanten standen still, die schreienden Kinder, die schwatzenden Frauen, die knallenden Peitschen, das ganze Getöse und Gesumme, das Rollen der Räder, die Hufschläge der Pferde, das Klingeln der Bahn — alles war jäh verstummt, als ob ein plötzlicher Zauberschlaf sich auf die Welt gelegt... Warum? Weshalb? Ich konnte nichts Besonderes bemerken, nur daß alle hinüberstarrten nach der rechten Seite, wo das Herrenhaus ist — selbst die Kutscher auf dem Bock, welche ihre Pferde angehalten hatten, erhoben sich von ihren Sitzen, alle Mienen gespannt, ernst, fast düster, wie hypnotisiert. — Was war geschehen? Vielleicht ein Unglück? Ein so großes, daß es alle sprachlos machte? — Ich trat an die Bordschwelle des Trottoirs, um die Situation zu überschauen, folgte der Richtung der Blicke und bemerkte nun drüben eine hohe, breitschultrige Gestalt, wie aus Eisen gehämmert, steif und starr dahinschreiten, einsam, fest auftretend, jeder Schritt ein dumpf dröhnender Ton — Bismarck.

Er war bereits im Portal des Herrenhauses verschwunden, als man immer noch wie im Bann einer Vision verharrte. End-

lich löſte ſich die Spannung, und der Straßenlärm wachte wieder auf, aber es war doch ſehr auffallend: nirgends ein Gruß, ein Ruf, ein Lächeln. —

Dieſer größte Mann unſerer Zeit wurde von den Berlinern nicht geliebt.

25. Juni.

Ich ſtieg heute in die Pferdebahn, Ecke Link- und Potsdamerſtraße, und nachdem ich Platz genommen, ſehe ich in der entgegengeſetzten Ecke ihn! den Gütigen, der mir freundlich zulächelt, aber keine Miene macht, mich anzuſprechen. Natürlich rührte ich mich nicht, aber in mir wogten die Fragen: Warum ſpricht er nicht? Wie geht es ihm? Warum iſt er ſo ernſt, ſo blaß? Und hundert Fragen noch zuſammengedrängt in wenige Sekunden. In ſolchen Augenblicken erlebt man es, wie unbeſchreiblich ſchnell die Gedanken jagen. Wie endlos lang ſchien heute die Potsdamerſtraße! Bei jeder Halteſtelle fürchtete ich, er könne ausſteigen, und ich würde nicht einmal ſeine ſanfte Stimme gehört haben. Erſt am Botaniſchen Garten merkte ich, daß er nach Schöneberg wolle. An der Kolonnenſtraße ſtieg ich aus. Er auch. Sollte mein ſchüchterner Abſchiedsblick ihn gerührt haben?

„Wohin wollen Sie?“ fragte er. Der Ton klang merkwürdig weich.

„Nach dem Kirchhof, Blumen auf das Grab meines Mannes zu legen.“

„Ich mache in der Maison de santé einen Beſuch bei einem unglücklichen Mann, einſt ſo lebensfriſch und lebensluſtig. Wie manche heitere Stunde habe ich mit ihm in Bern verlebt! Erzählte ich nicht ſchon von dem Abſchiedsmahl, das mir Profeſſor Biermer bei meinem Scheiden von Bern gab? Und jetzt: ein Sterbender. Er will von mir Abſchied nehmen“....

Er grüßte, ich wandte mich zum Gehen und blieb doch ſtehen. Auch er zögerte, da wagte ich zu bitten:

„Nicht zu lange da bleiben! Der Schmerz ſchadet!“

Er lächelte wieder — das reſignierte Lächeln, das ich ſchon an ihm kenne. Er verſchwand im Portal des Krankenhauſes, und ich eilte den ſtaubigen Weg zum Kirchhof entlang, kaufte raſch einen Kranz, ſchmückte das Grab, entfernte einige welke Efeublätter, warf noch einen flüchtigen Blick zurück und kehrte zur Halteſtelle zurück. So ſtand ich nun, eine Beute gemiſchter Empfindungen: Erinnnerung an den Toten, Sorge um den Lebenden. Da klingelte die Pferdebahn, und auch er erſchien, und wir nahmen wieder Platz, diesmal uns gegenüber, denn es war noch niemand weiter im Wagen.

Ich ſah ihn an.

„Tot," antwortete er, „dieſe Nacht geſtorben! Ein braver Menſch iſt dahingegangen. Ein liebevoller Vater, ein ausgezeichneter Gatte, ein wahrer Bürger, wie er ſein ſoll." Er erzählte mir — ſich oft unterbrechend — während der ganzen Fahrt: „Trotz angenehmſter Stellung als einflußreicher, vielgeſuchter und beliebter Kliniker in Zürich beſchäftigten ihn mancherlei Zweifel und Fragen, in denen ich ihm ein freundſchaftlicher Ratgeber war. Biermer hatte ſo ziemlich das Höchſte erreicht, was ein Fremder in der Schweiz erreichen konnte; dennoch zog es ihn, der aus der Würzburger mediziniſchen Schule hervorgegangen, immer wieder nach Deutſchland zurück. Obwohl er eine Einnahme von etwa 50,000 Frs. jährlich hatte — 50 bis 100 Frs. für eine kurze Konſultation war nichts Seltenes — und ihm von allen Seiten Ehrungen erwieſen wurden, fühlte er ſich in Zürich nicht heimiſch. Er konnte ſich als Kliniker dort nicht ſo recht ausleben und ausgeben. Dazu kam ein gewiſſes Gefühl der Dankbarkeit für den Miniſter Falk, der ihn nun zum zweitenmal nach Deutſchland rief. Er ging 1874 nach Breslau, wo ihm gleichfalls eine reiche, ja anſtrengende Betätigung winkte. Das Scheiden von der Republik wurde ihm aber doch ſchwer! Der definitive Entſchluß ging ihm ſehr nahe. Hatten ihm doch Stadt und Kanton Zürich das Bürgerrecht honoris causa verliehen, und fürchtete er dasſelbe preisgeben zu müſſen und auch ſeinen Söhnen den Vorteil zu entziehen, den ſie vom Bürgerrecht der freien Schweiz

hatten. Dazu kam, daß seiner Ansicht nach die Züricher Spital- und Universitätsverhältnisse viel besser organisiert waren als die Breslauer und er als Arzt und Kliniker in Breslau bei ungünstigeren Umständen, wie er selbst sich ausdrückte, viel mehr strapaziert werden würde. Aber trotz alledem folgte er seinem Pflichtgefühl, das ihn zur Heimat drängte, und ich half ihm bei dieser Rückkehr mit Rat und Tat so gut ich konnte. So war ich ihm wieder nahe, und unsere Freundschaft befestigte sich noch mehr. Als ein langwieriges Leiden ihn endlich zwang, die Heilanstalt in Schöneberg aufzusuchen, wandte er sich an mich, den er als Tröster zu sich berief. So habe ich den plötzlich Vereinsamten wiederholt besucht, heute nun zum letztenmal!"

Am Potsdamer Platz stiegen wir aus; er wollte in das am Tor befindliche Telegraphenamt, dem Sohn, der als Richter in Aschersleben ansässig ist, den Hingang des Vaters melden. Stumm reichten wir uns die Hand, wohl von demselben Gedanken bewegt: Wie lange noch ist dem Menschen auf Erden Frist gegönnt? Muß er nicht eilen, die Zeit zu nutzen, die ihm bleibt?

26. Juni.

Heute steht in der Vossischen ein Nekrolog über Anton Biermer. Interessant für uns Berliner ist, daß er sich in seinem Studiengang besonders an Virchow anschloß und daß sein Lieblingsgebiet die Mikroskopie war. Er bemühte sich, mit Hilfe des Mikroskops neue Anhaltspunkte für die Erkennung von inneren Krankheiten festzustellen. Es ist übrigens ein tragisches Verhängnis, daß oft gerade die schärfsten Diagnostiker und erfahrensten Therapeuten sich selbst nicht zu helfen wissen.

Am ersten Julisonntag.

Die Bendlerstraße mit dem Blick auf die üppigen Kronen der dichtbelaubten Kastanien, welche den Schmuck der Königin Augusta-Straße bilden, ist einer der angenehmsten Spazierwege des Berliner Geheimratsviertels, von dem Riesenspinnennetz des

Großstadtverkehrs wohltuend umgangen. Besonders in lauschig grüner Abenddämmerung herrscht hier ein Vogelgezwitscher zwischen den in Vorgärten blühenden Rosen und Magnolien, daß alles weltstädtische Toben und Treiben meilenweit entfernt scheint.

Zahme Finken holten sich von dem buntblumigen Balkon Fanny Lewalds die vom Mittag übrig gebliebenen Brosamen. Die nach dem Tode ihres Gatten, des von ihr so überaus geschätzten Adolf Stahr, immer mehr in sich gekehrte alternde Schriftstellerin ging wenig mehr aus, doch gern empfing sie Besuche. Lazarus hielt es für seine Pflicht, von Zeit zu Zeit die kränkelnde Frau zu besuchen, aber doch nicht oft genug für ihre Sehnsucht nach geistiger Anregung. Wehmütige Briefchen wie folgende wiederholen sich oft:

„Daß ich Ihren Besuch neulich versäumt, habe ich bitter beklagt. In Ihrem Durcheinander-Wirbeln von Geschäften, Gesellschaft und Gelehrtenberuf hat man es einem so allseitig beanspruchten Manne wie Sie, verehrter, liebster Herr Professor, zehnfach zu danken, wenn er für den Einzelnen eine Stunde frei macht und sie ihm zuwendet. Ich bin ganz stolz darüber und wäre sehr erfreut, Ihrer Güte wieder einmal teilhaftig zu werden. Sie aber um einen Abend zu bitten, wage ich nicht mehr; ich bin es gewohnt, die Antwort zu erhalten, daß man ‚die nächsten zehn, vierzehn Tage keinen Tag frei hat', und muß mich vertrösten, wie mit so manchem anderen."

In ihrem 75. Jahre schreibt sie: „Die Morgenstunden muß ich zum Arbeiten benutzen, denn nun vier Fünftel meines dreibändigen Romans — Familie Darner — zusammen sind, kommt eine Art nervöser Angst über mich, die mich nicht rasten und ruhen läßt, ehe ich ihn fertig habe. Sie zu ermutigen, auf gut Glück zu mir herauszukommen, wäre eine Vermessenheit. Es ist das eine der Schattenseiten der Großstadt, daß sie uns des Umgangs mit Gleichgesinnten so sehr und immer mehr beraubt, je mehr wir desselben bedürfen. Wollen Sie mir ein Stündchen zuwenden, dann bitte! bitte! Es müßte eine Unmöglichkeit sein, wenn ich sie nicht

benutzte. Ich bin gegen abend immer zu Hause, wenn ich nicht auswärts esse oder ins Theater gehe.“ Trotz dieser unsicheren Perspektive klettert der so herzlich Aufgeforderte wiederholt die drei Treppen zu seiner alten Freundin hinauf, um sie regelmäßig nicht anzutreffen. „Ich kenne, klagt sie, nichts Dümmeres als den Zufall, der mich immer Ihre Besuche versäumen läßt, nachdem ich manchmal monatelang fast nicht aus dem Hause gegangen!“

Auch das letzte Briefchen, wenige Monate vor ihrem Tode, beklagt den bösen Zufall, es enthält zugleich ein charakteristisches Berliner Hausfrauenbild:

17. April 89.

„Sie waren bei mir, und ich habe es nicht erfahren! Das ersehe ich aus der Karte, die man mir eben mit der Zeitung ins Haus bringt. Das hätte mir in Rom, wo man die Reinmacheleidenschaft nicht hat, nicht geschehen können! Als ich Ostern 81 zu meinem Diener vom Hotel M. in Rom, nachdem man den ganzen Winter an Fensterputzen nicht gedacht hatte, die Bemerkung machte: Man könnte wohl einmal die Fenster waschen! — entgegnete er gelassen: é véro, si potrebbe! — aber es geschah deshalb doch nicht sogleich, und unser Behagen litt nicht Abbruch dadurch. Bei mir aber würden meine Leute irre an mir werden, hätte ich mich zu meiner Bequemlichkeit der Osterreinmacherei widersetzt. Und so wusch meine Kammerjungfer auf dem Balkon stehende Pflanzen, und die Köchin putzte auf der Hintertreppe Fenster. So hörten beide das Klingeln nicht, und ich habe Ihren so rasch und freundlich gegönnten und versäumten Besuch zu beklagen. Lassen Sie mich diese Häufung ungeschickter Zufälle nicht entgelten und kommen Sie bald wieder!!

Ich versuchte es, heute mittag auf den Balkon hinauszutreten, fand es aber viel zu rauh, stieg also pflichtmäßig meine Treppen einmal hinunter und hinauf — was seit etwa acht Tagen täglich geschieht — und sitze nun wieder still und blase mutlos Trübsal.“

Im August starb sie, eine brave Frau und gemütvolle Schriftstellerin, deren bis ins hohe Greisenalter nie versiegende Arbeits- und Erfindungskraft immer erstaunlich bleiben wird.

* * *

Nachts, 12 Uhr.

Heute nachmittag reizvolle und doch beklemmende Situation, Illustration zu Varnbülers Bemerkungen über die öffentliche Meinung.

Es klopft. Ich öffne. Anna*) steht vor mir, Pfiffi drängt wedelnd herein. Mein froher Willkommengruß erstirbt mir auf den Lippen, so ernst und blaß sieht sie aus. „Ich muß mit dir sprechen."

Sie setzt sich, nimmt Pfiffi auf den Schoß und gesteht mir, wie meine Leipziger Reisen sie beunruhigen. Sie habe absichtlich den Hund mitgebracht; das unschuldige Tier solle uns eine Ablenkung sein, wenn wir uns etwa erzürnen sollten.

Halb lachend, halb empört rief ich aus: Aber Anna, was willst du mit diesen dunklen Andeutungen?

Wahrheit will ich! Ich beschwöre dich —

Das ist nicht nötig. Auch ohne Beschwörung rede ich die Wahrheit, wo und wann ich kann.

Warum fährst du so oft nach Leipzig?

Um ein Werk zu vollenden, zu dem ich hier keine Zeit und kein Material habe.

Mit wem verkehrst Du dort?

Hauptsächlich mit Lazarus, der mir eben dieses Werk teils diktiert, teils mir Briefe, Notizen, Dokumente, Tagebücher, Zeitungen, Ausschnitte und allerhand sonstiges zur Verfügung stellt.

Ihre Miene verlor den gespannten Ausdruck, und ihre Wangen färbten sich allmählich. Sie ließ Pfiffi herab, aber ich nahm ihn nun auf.

*) Anna Remy, Schwester meines ersten Mannes Dr. Max Remy.

Und wo wohnſt du?

Bei der Familie des Hausbeſorgers, der mir zwei kleine Stuben abgetreten hat. Du warſt ja mit Marie bei mir, du weißt es ja! Erſt muß man durch die Küche, dann durch das Schlaf- und Wohnzimmer der Leute, um zu mir zu gelangen.

Und auf der anderen Seite des Hauſes?

Liegt vorerſt das Bureau der Verwaltung, und daneben befinden ſich die Stübchen, die Lazarus bewohnt, wenn er der Hausangelegenheiten wegen alle Vierteljahre nach Leipzig muß. Jede halbe Stunde, die ihm Beſuche und Geſchäfte frei laſſen, wird zur gemeinſamen Arbeit benutzt.

Und woher weißt du, wann er hinreiſt?

Eine Karte, eine Depeſche, ein Bote benachrichtigt mich — mein Kofferchen iſt ſtets gepackt. Da ſteht es.

Und die Welt?

Welche Welt?

Die böſe Welt...

Die laß ich laufen. Mißtrauen und Verleumdung verachte ich und werde ihnen die Arbeit an Lazarus' Biographie nicht zum Opfer bringen. Sieh her — ich zeigte ihr die im Koffer verwahrte umfangreiche Rolle, eng beſchriebene Seiten: Gedanken, Erlebniſſe, Erfahrungen, Beobachtungen, alles belehrend und erhebend. Wann und ob das einmal veröffentlicht wird? Wer weiß es! Aber es iſt das Beſte, was ich vom Leben habe.

Sie hielt das Manuſkript in Händen, ſah es ſtaunend an, und ihre Augen füllten ſich mit Tränen.

Nebenher ſchreibe ich auch ſeine Lebenserinnerungen auf. Am 1. März z. B. kam Lazarus in Leipzig an, am Abend des 2. reiſte ich nach Berlin, am Tage des 2. März aber hat er ein ganzes Kapitel über Rückert teils diktiert, teils erzählt.

Als Anna ging, nahm ſie Abſchied für lange. Die Schweſtern reiſen nach Tirol, wo Marie Alpenblumen malen will.

Vor der Abreiſe wollte ich klar ſehen. Gottlob! jetzt iſt mir ſo leicht!

Sie küßte mich und murmelte:
Gott segne dich!*)
Lange saß ich nachdenklich. —
Wir müssen uns damit zufrieden geben, daß reine Menschen an uns glauben.

---

*) Das Verhältnis von Anna Remy zu Lazarus war das einer steigenden Verehrung. Rührend ist es, daß an sie sein letzter längerer Brief (Februar 1903) gerichtet ist. Sie, die gläubige Christin, beschäftigte sich eingehend mit seiner „Ethik des Judentums" und wandte sich an ihn mit der Bitte, ihr zum besseren Verständnis so mancher schwebenden religiösen Fragen zu verhelfen, über die messianischen Prophezeiungen, über Bibel und Babel, über das Verhältnis von Christentum und Judentum und die verschiedenen Richtungen innerhalb desselben. Lazarus kam diesem Wunsche in einer Weise nach, der ihre Erwartungen überstieg. „Die ideale Lauterkeit der Gesinnung", so schrieb sie mir, „und das tiefe religiöse Gemüt, das aus allem spricht, was dein Mann schreibt, macht ihn mir im höchsten Grade verehrungswürdig."

Dreizehntes Kapitel.

Wiener Erinnerungen.

1. Auguſt.

Steinthals haben es richtig durchgeſetzt, daß ich hierher nach Schönefeld kam; bin heute auf dem Bahnhof fröhlich empfangen und bald in das blumengeſchmückte „Roſenſtübchen“ geführt worden. In acht Tagen will unſer von ſchwerer Erkrankung geneſender Lazarus nachkommen.

Herrenalb, 12. Auguſt.

Wir reiſten alle zuſammen nach Frankfurt und Karlsruhe, von dort im offenen großen Krugſchen Landauer durch Wieſen und Wälder nach Herrenalb, wo wir unter Militärmuſik durch die zum Nachmittags-Promenadenkonzert verſammelte Kurgeſellſchaft fuhren und in Villa Broſius abſtiegen. Natürlich waren wir angemeldet, und ich wurde wieder unter Steinthals eingeſchachtelt. Hier erholte ſich unſer Rekonvaleszent und konnte bald wieder ohne Führung gehen. Da die anderen aber Langſchläfer ſind und wir beide Frühaufſteher, ſo bildet ſich die Gewohnheit der Morgenſpaziergänge. Erquickt von Wieſen- und Höhenduft, den Blick auf die herrlichen Schwarzwaldberge, erzählt er wieder aus ſeinem Leben. Das wird vormittags getreulich von mir aufgeſchrieben und nachmittags in Gegenwart der anderen behufs Prüfung und nachträglicher Ergänzung vorgeleſen.

Da er weiß, wie gern ich noch immer an Wien denke (hat er doch ſelbſt im lieben Landhäuschen meiner Mutter in Perchtoldsdorf einige frohe Stunden verlebt!) brachte er diesmal u. a. einige

uns alle interessierende Ausschnitte aus früheren Nummern der „Neuen Freien Presse“ mit, um daran seine Erinnerungen zu knüpfen.

Die schöne Kaiserstadt an der „blauen“ Donau bot unserem Philosophen mehreremal und zwar je in einem anderen Jahrzehnt seines Lebens Gelegenheit zu wertvoller Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntnis. Mehr noch als das aufstrebende Berlin trug Wien damals einen internationalen Charakter, und die temperamentvolle Art der Wiener, Neigung und Freundschaft kund zu tun und Feste zu feiern, beides ließ ihn oft und gern längere Zeit dort bleiben. Unvergeßliche Gastfreundschaft wurde ihm bei wiederholtem Anlaß feierlicher und festlicher Tage geboten.

Das erste Mal rief die 500jährige Stiftungsfeier der Universität Wien, 1865, Teilnehmer von nah und fern herbei. Dankbar gedenkt er der glücklichen Fügung, daß er bei dieser Gelegenheit unter den Abgeordneten der österreichischen und außerösterreichischen Universitäten Träger auserlesener Namen persönlich kennen lernte, mit denen er bisher noch gar nicht oder nur aus der Ferne Fühlung hatte. Einige wenige mögen hier genannt sein:

Heinrich Ahrens, Rechtsphilosoph, 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments, aus Leipzig; der berühmte Kliniker Heinrich von Bamberger, Professor in Würzburg, nachmals in Wien; Wilibald Beyschlag, erst Hofprediger in Karlsruhe, dann Professor in Halle, Führer der sogenannten Mittelpartei und Begründer des „Evangelischen Bundes“; der würdevolle Rechtsgelehrte Georg Beseler, der das Rektorat der Berliner Universität dreimal bekleidet hat und der Deputation angehörte, die Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anbot; Karl Credé, ein geborener Berliner von der französischen Kolonie, ausgezeichnet als Lehrer und Schriftsteller, ein Menschenalter hindurch Professor der Geburtshilfe in Leipzig; Heinrich Wilhelm Dove, Physiker, der berühmte Begründer der neueren Meteorologie; Julian Dunajewski, damals Rektor aus Krakau, später hervortretend als Abgeordneter im Reichsrat, Mitglied des Polenklubs und zuletzt — österreichischer Finanzminister!

Ein alter Bekannter war Adolf Fick, der ausgezeichnete Phyſiolog und Forſcher auf dem vielverzweigten Gebiet der Nerventätigkeit, der Anatomie der Sinne, der Ernährung uſw.; er war 1862 bis 1868 Profeſſor in Zürich, dann in Würzburg und mit Lazarus in mannigfache wiſſenſchaftliche Berührung gekommen. Mit warmer Anerkennung gedachte letzterer auch ſeines Kollegen aus Baſel Franz Gerlach, bekannt durch ſeine trefflichen philologiſch kritiſchen und hiſtoriſchen Arbeiten, vorzüglich das klaſſiſche Rom und die alten Römer behandelnd. Eine ungemein ſympathiſche Geſtalt war der Geh. Kirchenrat Karl von Haſe, der alte Burſchenſchafter, Autor der Evangeliſchen Dogmatik, der Neuen Propheten, vor allem der monumentalen Kirchengeſchichte. Er war ein ſtreitbarer Herr und hat bereits ſechs Jahre vor Strauß mit freier Kritik ein „Leben Jeſu“ geſchrieben. Bei Haſes Geiſtesgenoſſen, dem eifrigen Kritiker des Jeſuitenordens Johannes Huber verweilten wir mit beſonderem Intereſſe. Er war 1830 in München geboren, dort hat er ſtudiert und gelehrt, dort wurde er ein begeiſterter Schüler Döllingers. Aber ſein Freiſinn duldete ihn nicht lange bei der Theologie. Er wandte ſich der Philoſophie zu und wurde mit 25 Jahren Profeſſor derſelben. Als die freiheitliche Bewegung im Altkatholizismus emporkam, berichtete er an Lazarus 1871: „Für jetzt teile ich Ihnen nur mit, daß wir ſchon in den nächſten Tagen mit verdoppelter Anſtrengung die Agitation beginnen werden, daß die Dinge zwar noch wenig hoffnungsvoll, aber auch nicht hoffnunglos ausſehen. — — Döllinger, welchen man durch allerlei Einflüſterungen gutmeinender Freunde ſchwach machen wollte, wird demnächſt mit verjüngter Kraft vorgehen. In unſerer ernſten Sache fehlt es nicht an Verdunkelungen des Horizontes, auch das Märtyrertum kündigt ſich an. . . .“ Was er beklagt, iſt, daß das Volk wohl gern auf Ideen höre, aber ſchwer zur offenen Agitation zu bewegen ſei. Trotz aller Schwierigkeiten und Hemmniſſe ſtand er treu und furchtlos zur Seite ſeines hochverehrten Lehrers Döllinger; mit Lazarus blieb er bis zu ſeinem Tode (1879) eng befreundet.

Er lächelte wieder — das resignierte Lächeln, das ich schon an ihm kenne. Er verschwand im Portal des Krankenhauses, und ich eilte den staubigen Weg zum Kirchhof entlang, kaufte rasch einen Kranz, schmückte das Grab, entfernte einige welke Efeublätter, warf noch einen flüchtigen Blick zurück und kehrte zur Haltestelle zurück. So stand ich nun, eine Beute gemischter Empfindungen: Erinnnerung an den Toten, Sorge um den Lebenden. Da klingelte die Pferdebahn, und auch er erschien, und wir nahmen wieder Platz, diesmal uns gegenüber, denn es war noch niemand weiter im Wagen.

Ich sah ihn an.

„Tot," antwortete er, „diese Nacht gestorben! Ein braver Mensch ist dahingegangen. Ein liebevoller Vater, ein ausgezeichneter Gatte, ein wahrer Bürger, wie er sein soll." Er erzählte mir — sich oft unterbrechend — während der ganzen Fahrt: „Trotz angenehmster Stellung als einflußreicher, vielgesuchter und beliebter Kliniker in Zürich beschäftigten ihn mancherlei Zweifel und Fragen, in denen ich ihm ein freundschaftlicher Ratgeber war. Biermer hatte so ziemlich das Höchste erreicht, was ein Fremder in der Schweiz erreichen konnte; dennoch zog es ihn, der aus der Würzburger medizinischen Schule hervorgegangen, immer wieder nach Deutschland zurück. Obwohl er eine Einnahme von etwa 50,000 Frs. jährlich hatte — 50 bis 100 Frs. für eine kurze Konsultation war nichts Seltenes — und ihm von allen Seiten Ehrungen erwiesen wurden, fühlte er sich in Zürich nicht heimisch. Er konnte sich als Kliniker dort nicht so recht ausleben und ausgeben. Dazu kam ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit für den Minister Falk, der ihn nun zum zweitenmal nach Deutschland rief. Er ging 1874 nach Breslau, wo ihm gleichfalls eine reiche, ja anstrengende Betätigung winkte. Das Scheiden von der Republik wurde ihm aber doch schwer! Der definitive Entschluß ging ihm sehr nahe. Hatten ihm doch Stadt und Kanton Zürich das Bürgerrecht honoris causa verliehen, und fürchtete er dasselbe preisgeben zu müssen und auch seinen Söhnen den Vorteil zu entziehen, den sie vom Bürgerrecht der freien Schweiz

hatten. Dazu kam, daß seiner Ansicht nach die Züricher Spital- und Universitätsverhältnisse viel besser organisiert waren als die Breslauer und er als Arzt und Kliniker in Breslau bei ungünstigeren Umständen, wie er selbst sich ausdrückte, viel mehr strapaziert werden würde. Aber trotz alledem folgte er seinem Pflichtgefühl, das ihn zur Heimat drängte, und ich half ihm bei dieser Rückkehr mit Rat und Tat so gut ich konnte. So war ich ihm wieder nahe, und unsere Freundschaft befestigte sich noch mehr. Als ein langwieriges Leiden ihn endlich zwang, die Heilanstalt in Schöneberg aufzusuchen, wandte er sich an mich, den er als Tröster zu sich berief. So habe ich den plötzlich Vereinsamten wiederholt besucht, heute nun zum letztenmal!"

Am Potsdamer Platz stiegen wir aus; er wollte in das am Tor befindliche Telegraphenamt, dem Sohn, der als Richter in Aschersleben ansässig ist, den Hingang des Vaters melden. Stumm reichten wir uns die Hand, wohl von demselben Gedanken bewegt: Wie lange noch ist dem Menschen auf Erden Frist gegönnt? Muß er nicht eilen, die Zeit zu nutzen, die ihm bleibt?

26. Juni.

Heute steht in der Vossischen ein Nekrolog über Anton Biermer. Interessant für uns Berliner ist, daß er sich in seinem Studiengang besonders an Virchow anschloß und daß sein Lieblingsgebiet die Mikroskopie war. Er bemühte sich, mit Hilfe des Mikroskops neue Anhaltspunkte für die Erkennung von inneren Krankheiten festzustellen. Es ist übrigens ein tragisches Verhängnis, daß oft gerade die schärfsten Diagnostiker und erfahrensten Therapeuten sich selbst nicht zu helfen wissen.

Am ersten Julisonntag.

Die Bendlerstraße mit dem Blick auf die üppigen Kronen der dichtbelaubten Kastanien, welche den Schmuck der Königin Augusta-Straße bilden, ist einer der angenehmsten Spazierwege des Berliner Geheimratsviertels, von dem Riesenspinnennetz des

Großstadtverkehrs wohltuend umgangen. Besonders in lauschig grüner Abenddämmerung herrscht hier ein Vogelgezwitscher zwischen den in Vorgärten blühenden Rosen und Magnolien, daß alles weltstädtische Toben und Treiben meilenweit entfernt scheint.

Zahme Finken holten sich von dem buntblumigen Balkon Fanny Lewalds die vom Mittag übrig gebliebenen Brosamen. Die nach dem Tode ihres Gatten, des von ihr so überaus geschätzten Adolf Stahr, immer mehr in sich gekehrte alternde Schriftstellerin ging wenig mehr aus, doch gern empfing sie Besuche. Lazarus hielt es für seine Pflicht, von Zeit zu Zeit die kränkelnde Frau zu besuchen, aber doch nicht oft genug für ihre Sehnsucht nach geistiger Anregung. Wehmütige Briefchen wie folgende wiederholen sich oft:

„Daß ich Ihren Besuch neulich versäumt, habe ich bitter beklagt. In Ihrem Durcheinander-Wirbeln von Geschäften, Gesellschaft und Gelehrtenberuf hat man es einem so allseitig beanspruchten Manne wie Sie, verehrter, liebster Herr Professor, zehnfach zu danken, wenn er für den Einzelnen eine Stunde frei macht und sie ihm zuwendet. Ich bin ganz stolz darüber und wäre sehr erfreut, Ihrer Güte wieder einmal teilhaftig zu werden. Sie aber um einen Abend zu bitten, wage ich nicht mehr; ich bin es gewohnt, die Antwort zu erhalten, daß man ‚die nächsten zehn, vierzehn Tage keinen Tag frei hat', und muß mich vertrösten, wie mit so manchem anderen."

In ihrem 75. Jahre schreibt sie: „Die Morgenstunden muß ich zum Arbeiten benutzen, denn nun vier Fünftel meines dreibändigen Romans — Familie Darner — zusammen sind, kommt eine Art nervöser Angst über mich, die mich nicht rasten und ruhen läßt, ehe ich ihn fertig habe. Sie zu ermutigen, auf gut Glück zu mir herauszukommen, wäre eine Vermessenheit. Es ist das eine der Schattenseiten der Großstadt, daß sie uns des Umgangs mit Gleichgesinnten so sehr und immer mehr beraubt, je mehr wir desselben bedürfen. Wollen Sie mir ein Stündchen zuwenden, dann bitte! bitte! Es müßte eine Unmöglichkeit sein, wenn ich sie nicht

benutzte. Ich bin gegen abend immer zu Hause, wenn ich nicht auswärts esse oder ins Theater gehe.“ Trotz dieser unsicheren Perspektive klettert der so herzlich Aufgeforderte wiederholt die drei Treppen zu seiner alten Freundin hinauf, um sie regelmäßig nicht anzutreffen. „Ich kenne, klagt sie, nichts Dümmeres als den Zufall, der mich immer Ihre Besuche versäumen läßt, nachdem ich manchmal monatelang fast nicht aus dem Hause gegangen!“

Auch das letzte Briefchen, wenige Monate vor ihrem Tode, beklagt den bösen Zufall, es enthält zugleich ein charakteristisches Berliner Hausfrauenbild:

17. April 89.

„Sie waren bei mir, und ich habe es nicht erfahren! Das ersehe ich aus der Karte, die man mir eben mit der Zeitung ins Haus bringt. Das hätte mir in Rom, wo man die Reinmacheleidenschaft nicht hat, nicht geschehen können! Als ich Ostern 81 zu meinem Diener vom Hotel M. in Rom, nachdem man den ganzen Winter an Fensterputzen nicht gedacht hatte, die Bemerkung machte: Man könnte wohl einmal die Fenster waschen! — entgegnete er gelassen: é véro, si potrebbe! — aber es geschah deshalb doch nicht sogleich, und unser Behagen litt nicht Abbruch dadurch. Bei mir aber würden meine Leute irre an mir werden, hätte ich mich zu meiner Bequemlichkeit der Osterreinmacherei widersetzt. Und so wusch meine Kammerjungfer auf dem Balkon stehende Pflanzen, und die Köchin putzte auf der Hintertreppe Fenster. So hörten beide das Klingeln nicht, und ich habe Ihren so rasch und freundlich gegönnten und versäumten Besuch zu beklagen. Lassen Sie mich diese Häufung ungeschickter Zufälle nicht entgelten und kommen Sie bald wieder!!

Ich versuchte es, heute mittag auf den Balkon hinauszutreten, fand es aber viel zu rauh, stieg also pflichtmäßig meine Treppen einmal hinunter und hinauf — was seit etwa acht Tagen täglich geschieht — und sitze nun wieder still und blase mutlos Trübsal.“

Im August starb sie, eine brave Frau und gemütvolle Schriftstellerin, deren bis ins hohe Greisenalter nie versiegende Arbeits- und Erfindungskraft immer erstaunlich bleiben wird.

* * *

Nachts, 12 Uhr.

Heute nachmittag reizvolle und doch beklemmende Situation, Illustration zu Varnbülers Bemerkungen über die öffentliche Meinung.

Es klopft. Ich öffne. Anna*) steht vor mir, Pfiffi drängt wedelnd herein. Mein froher Willkommengruß erstirbt mir auf den Lippen, so ernst und blaß sieht sie aus. „Ich muß mit dir sprechen."

Sie setzt sich, nimmt Pfiffi auf den Schoß und gesteht mir, wie meine Leipziger Reisen sie beunruhigen. Sie habe absichtlich den Hund mitgebracht; das unschuldige Tier solle uns eine Ablenkung sein, wenn wir uns etwa erzürnen sollten.

Halb lachend, halb empört rief ich aus: Aber Anna, was willst du mit diesen dunklen Andeutungen?

Wahrheit will ich! Ich beschwöre dich —

Das ist nicht nötig. Auch ohne Beschwörung rede ich die Wahrheit, wo und wann ich kann.

Warum fährst du so oft nach Leipzig?

Um ein Werk zu vollenden, zu dem ich hier keine Zeit und kein Material habe.

Mit wem verkehrst Du dort?

Hauptsächlich mit Lazarus, der mir eben dieses Werk teils diktiert, teils mir Briefe, Notizen, Dokumente, Tagebücher, Zeitungen, Ausschnitte und allerhand sonstiges zur Verfügung stellt.

Ihre Miene verlor den gespannten Ausdruck, und ihre Wangen färbten sich allmählich. Sie ließ Pfiffi herab, aber ich nahm ihn nun auf.

*) Anna Remy, Schwester meines ersten Mannes Dr. Max Remy.

Und wo wohnst du?

Bei der Familie des Hausbesorgers, der mir zwei kleine Stuben abgetreten hat. Du warst ja mit Marie bei mir, du weißt es ja! Erst muß man durch die Küche, dann durch das Schlaf- und Wohnzimmer der Leute, um zu mir zu gelangen.

Und auf der anderen Seite des Hauses?

Liegt vorerst das Bureau der Verwaltung, und daneben befinden sich die Stübchen, die Lazarus bewohnt, wenn er der Hausangelegenheiten wegen alle Vierteljahre nach Leipzig muß. Jede halbe Stunde, die ihm Besuche und Geschäfte frei lassen, wird zur gemeinsamen Arbeit benutzt.

Und woher weißt du, wann er hinreist?

Eine Karte, eine Depesche, ein Bote benachrichtigt mich — mein Kofferchen ist stets gepackt. Da steht es.

Und die Welt?

Welche Welt?

Die böse Welt...

Die laß ich laufen. Mißtrauen und Verleumdung verachte ich und werde ihnen die Arbeit an Lazarus' Biographie nicht zum Opfer bringen. Sieh her — ich zeigte ihr die im Koffer verwahrte umfangreiche Rolle, eng beschriebene Seiten: Gedanken, Erlebnisse, Erfahrungen, Beobachtungen, alles belehrend und erhebend. Wann und ob das einmal veröffentlicht wird? Wer weiß es! Aber es ist das Beste, was ich vom Leben habe:

Sie hielt das Manuskript in Händen, sah es staunend an, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Nebenher schreibe ich auch seine Lebenserinnerungen auf. Am 1. März z. B. kam Lazarus in Leipzig an, am Abend des 2. reiste ich nach Berlin, am Tage des 2. März aber hat er ein ganzes Kapitel über Rückert teils diktiert, teils erzählt.

Als Anna ging, nahm sie Abschied für lange. Die Schwestern reisen nach Tirol, wo Marie Alpenblumen malen will.

Vor der Abreise wollte ich klar sehen. Gottlob! jetzt ist mir so leicht!

Sie küßte mich und murmelte:
Gott segne dich!*)
Lange saß ich nachdenklich. —
Wir müssen uns damit zufrieden geben, daß reine Menschen an uns glauben.

---

*) Das Verhältnis von Anna Remy zu Lazarus war das einer steigenden Verehrung. Rührend ist es, daß an sie sein letzter längerer Brief (Februar 1903) gerichtet ist. Sie, die gläubige Christin, beschäftigte sich eingehend mit seiner „Ethik des Judentums" und wandte sich an ihn mit der Bitte, ihr zum besseren Verständnis so mancher schwebenden religiösen Fragen zu verhelfen, über die messianischen Prophezeiungen, über Bibel und Babel, über das Verhältnis von Christentum und Judentum und die verschiedenen Richtungen innerhalb desselben. Lazarus kam diesem Wunsche in einer Weise nach, der ihre Erwartungen überstieg. „Die ideale Lauterkeit der Gesinnung", so schrieb sie mir, „und das tiefe religiöse Gemüt, das aus allem spricht, was dein Mann schreibt, macht ihn mir im höchsten Grade verehrungswürdig."

Dreizehntes Kapitel.

Wiener Erinnerungen.

1. August.

Steinthals haben es richtig durchgesetzt, daß ich hierher nach Schönefeld kam; bin heute auf dem Bahnhof fröhlich empfangen und bald in das blumengeschmückte „Rosenstübchen" geführt worden. In acht Tagen will unser von schwerer Erkrankung genesender Lazarus nachkommen.

Herrenalb, 12. August.

Wir reisten alle zusammen nach Frankfurt und Karlsruhe, von dort im offenen großen Krugschen Landauer durch Wiesen und Wälder nach Herrenalb, wo wir unter Militärmusik durch die zum Nachmittags-Promenadenkonzert versammelte Kurgesellschaft fuhren und in Villa Brosius abstiegen. Natürlich waren wir angemeldet, und ich wurde wieder unter Steinthals eingeschachtelt. Hier erholte sich unser Rekonvaleszent und konnte bald wieder ohne Führung gehen. Da die anderen aber Langschläfer sind und wir beide Frühaufsteher, so bildet sich die Gewohnheit der Morgenspaziergänge. Erquickt von Wiesen- und Höhenduft, den Blick auf die herrlichen Schwarzwaldberge, erzählt er wieder aus seinem Leben. Das wird vormittags getreulich von mir aufgeschrieben und nachmittags in Gegenwart der anderen behufs Prüfung und nachträglicher Ergänzung vorgelesen.

Da er weiß, wie gern ich noch immer an Wien denke (hat er doch selbst im lieben Landhäuschen meiner Mutter in Perchtoldsdorf einige frohe Stunden verlebt!) brachte er diesmal u. a. einige

uns alle interessierende Ausschnitte aus früheren Nummern der „Neuen Freien Presse“ mit, um daran seine Erinnerungen zu knüpfen.

Die schöne Kaiserstadt an der „blauen“ Donau bot unserem Philosophen mehreremal und zwar je in einem anderen Jahrzehnt seines Lebens Gelegenheit zu wertvoller Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntnis. Mehr noch als das aufstrebende Berlin trug Wien damals einen internationalen Charakter, und die temperamentvolle Art der Wiener, Neigung und Freundschaft kund zu tun und Feste zu feiern, beides ließ ihn oft und gern längere Zeit dort bleiben. Unvergeßliche Gastfreundschaft wurde ihm bei wiederholtem Anlaß feierlicher und festlicher Tage geboten.

Das erste Mal rief die 500jährige Stiftungsfeier der Universität Wien, 1865, Teilnehmer von nah und fern herbei. Dankbar gedenkt er der glücklichen Fügung, daß er bei dieser Gelegenheit unter den Abgeordneten der österreichischen und außerösterreichischen Universitäten Träger auserlesener Namen persönlich kennen lernte, mit denen er bisher noch gar nicht oder nur aus der Ferne Fühlung hatte. Einige wenige mögen hier genannt sein:

Heinrich Ahrens, Rechtsphilosoph, 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments, aus Leipzig; der berühmte Kliniker Heinrich von Bamberger, Professor in Würzburg, nachmals in Wien; Wilibald Beyschlag, erst Hofprediger in Karlsruhe, dann Professor in Halle, Führer der sogenannten Mittelpartei und Begründer des „Evangelischen Bundes“; der würdevolle Rechtsgelehrte Georg Beseler, der das Rektorat der Berliner Universität dreimal bekleidet hat und der Deputation angehörte, die Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anbot; Karl Credé, ein geborener Berliner von der französischen Kolonie, ausgezeichnet als Lehrer und Schriftsteller, ein Menschenalter hindurch Professor der Geburtshilfe in Leipzig; Heinrich Wilhelm Dove, Physiker, der berühmte Begründer der neueren Meteorologie; Julian Dunajewski, damals Rektor aus Krakau, später hervortretend als Abgeordneter im Reichsrat, Mitglied des Polenklubs und zuletzt — österreichischer Finanzminister!

Ein alter Bekannter war Adolf Fick, der ausgezeichnete Physiolog und Forscher auf dem vielverzweigten Gebiet der Nerventätigkeit, der Anatomie der Sinne, der Ernährung usw.; er war 1862 bis 1868 Professor in Zürich, dann in Würzburg und mit Lazarus in mannigfache wissenschaftliche Berührung gekommen. Mit warmer Anerkennung gedachte letzterer auch seines Kollegen aus Basel Franz Gerlach, bekannt durch seine trefflichen philologisch kritischen und historischen Arbeiten, vorzüglich das klassische Rom und die alten Römer behandelnd. Eine ungemein sympathische Gestalt war der Geh. Kirchenrat Karl von Hase, der alte Burschenschafter, Autor der Evangelischen Dogmatik, der Neuen Propheten, vor allem der monumentalen Kirchengeschichte. Er war ein streitbarer Herr und hat bereits sechs Jahre vor Strauß mit freier Kritik ein „Leben Jesu" geschrieben. Bei Hases Geistesgenossen, dem eifrigen Kritiker des Jesuitenordens Johannes Huber verweilten wir mit besonderem Interesse. Er war 1830 in München geboren, dort hat er studiert und gelehrt, dort wurde er ein begeisterter Schüler Döllingers. Aber sein Freisinn duldete ihn nicht lange bei der Theologie. Er wandte sich der Philosophie zu und wurde mit 25 Jahren Professor derselben. Als die freiheitliche Bewegung im Altkatholizismus emporkam, berichtete er an Lazarus 1871: „Für jetzt teile ich Ihnen nur mit, daß wir schon in den nächsten Tagen mit verdoppelter Anstrengung die Agitation beginnen werden, daß die Dinge zwar noch wenig hoffnungsvoll, aber auch nicht hoffnunglos aussehen. — — Döllinger, welchen man durch allerlei Einflüsterungen gutmeinender Freunde schwach machen wollte, wird demnächst mit verjüngter Kraft vorgehen. In unserer ernsten Sache fehlt es nicht an Verdunkelungen des Horizontes, auch das Märtyrertum kündigt sich an. . . ." Was er beklagt, ist, daß das Volk wohl gern auf Ideen höre, aber schwer zur offenen Agitation zu bewegen sei. Trotz aller Schwierigkeiten und Hemmnisse stand er treu und furchtlos zur Seite seines hochverehrten Lehrers Döllinger; mit Lazarus blieb er bis zu seinem Tode (1879) eng befreundet.

Gleichfalls aus München kam Max Pettenkofer. Dort war ihm soeben der auf sein Betreiben errichtete Lehrstuhl der von ihm begründeten Wissenschaft der Hygiene übertragen worden. Seine Arbeiten über den Einfluß der Boden- und Wasserverhältnisse auf die Entwickelung der Seuchen, insbesondere seine Untersuchungen über die Cholera haben seinen Namen auch in den Kreisen bekannt gemacht, die nicht wissen, daß er das Holzgas erfunden, das Hämatinon neu dargestellt und sich um die Herstellung des Aventuringlases verdient gemacht hat. Aufsehen erregte in den siebziger Jahren sein vielbesprochenes Restaurationsverfahren für alte Ölbilder, das alsbald in den bayrischen Staatssammlungen eingeführt wurde. Hochbetagt, in seinem 83. Jahre, endete Pettenkofer, der einer der größten Wohltäter der Menschheit geworden ist, selbst sein Leben. Es war die Furcht vor Geistesschwäche, die den rastlosen, geistig noch völlig rüstigen Mann mit Schwermut erfüllte, die ihn an seinem Arbeitstische zur Waffe greifen ließ.

Noch einen dritten Charakterkopf entsandte die bajuvarische Hauptstadt, den Staatsrechtslehrer Josef von Pözl (1814—1881), damals Prorektor, wie Beseler Mitglied des Frankfurter Parlaments, später Präsident der zweiten bayrischen Kammer, seit 1871 Mitglied des Reichsrates. Bekannt sind seine Lehrbücher des bayrischen Verfassungs- und Verwaltungsrechts und die berühmte „Kritische Vierteljahrsschrift", die er mit Arndts und Bluntschli herausgab.

Aus dem schönen Bonn kam der verdienstvolle Mathematiker und Physiker Professor J. Plücker, der, nachdem er in Berlin und Halle gewesen, wieder nach seinem geliebten, fröhlichen Rheinlande zurückkehrte. (Er starb drei Jahre später, 1868.) Eine interessante Figur war der Architekt Hugo von Ritgen, Professor aus Gießen, der sich als praktischer Baumeister vielfach betätigt und insbesondere durch die Wiederherstellung der Wartburg und um die Begründung des Germanischen Museums verdient gemacht hat.

Als vielgereiste und weitgewanderte Männer, welche mit dem Völkerpsychologen mancherlei Erfahrungen austauschten, sind be-

sonders zu nennen der Geolog Ferdinand Roemer aus Breslau, der Historiker Heinrich Ritter v. Zeißberg aus Lemberg, später in Wien — sein Hauptwerk ist „Die polnische Geschichtschreibung des Mittelalters“ —, und Viktor Ritter v. Zepharovich aus Prag, erst fünfunddreißig Jahr alt und schon berühmt als Mineralog.

Doch wer könnte sich die Namen aller merken, die es wohl verdienten, genannt zu werden als würdige Söhne der Wissenschaft, die da von allen Weltgegenden herbeieilten, um das Jubiläum der Wiener alma mater froh-feierlich zu begehen! Das waren einige der ersten Ankömmlinge. Viele, die eine weitere Reise zu machen oder deren Ferien noch nicht begonnen hatten, kamen in den nächsten Tagen an.

Die Wiener Universität war glänzend, doch keineswegs vollzählig vertreten; am bekanntesten in weiteren Kreisen waren Karl von Littrow,*) Direktor der Wiener Sternwarte, der Anatom Josef Hyrtl, die beiden Politiker und Professoren der Rechte Josef Unger**) und Anton Glaser (1831—1885) — später das treu und brüderlich sich in die Hände arbeitende Ministerpaar — und der Slavist Franz von Miklosich (1813—1891).

Als origineller Mensch verdient Hyrtl besonderes Interesse. 1811 in Eisenstadt in Ungarn geboren, studierte er früh unter Professor Czermak, der ihn unterstützte. Schon im zweiten Jahre seiner anatomischen Tätigkeit wurde ihm nach Professor Mayers Tode der Auftrag, das anatomische Museum zu ordnen. Im Jahre 1837 wurde er Professor der Anatomie in Prag; 1845 kam er nach Wien zurück, um seiner Wissenschaft durch die ganze feurige Energie

*) Der älteste Sohn des ausgezeichneten Astronomen Josef Johann v. Littrow. Seine Mitarbeit an der vom General Baeyer begründeten „europäischen Gradmessung“ hatte gerade um jene Zeit Lazarus' besondere Aufmerksamkeit erregt, der in Berlin von Baeyer selbst vielfach davon gehört hatte.

**) Unger (geboren 1828) galt als Reformator der Wiener Universität; seine Schrift über die Neugestaltung derselben war ein Jahr vorher (1864) erschienen.

seiner Tätigkeit und seine geniale und begeisterte Art der Arbeit und Forschung als Kliniker neuen Glanz zu verleihen. Sein größter Kummer war, daß in Wien damals noch kein anatomisches Gebäude existierte. Seine Lehrbücher der Anatomie erlebten zahlreiche Auflagen. Sein Werk „Die Korrosionsanatomie", in welchem er viele bis dahin unbekannte anatomische Verhältnisse mit Hilfe seiner ausgedehnten Korrosionsmethode aufdeckte, eröffnete späteren Forschungen ein noch unbebautes Feld von größter Wichtigkeit und unermeßlicher Bedeutung. — Er lebte bei Wien in dem schon erwähnten Perchtoldsdorf, unweit des mächtigen alten Glockenturms, der noch von den Türkenkriegen her historische Grandezza bewahrte. Hier besaß der alte Gelehrte ein den Blicken der Außenwelt völlig entzogenes, hochummauertes, efeuumsponnenes eigenes Grundstück, in dessen grün umbuschter, lauschiger Verstohlenheit sein Haus sich völlig verbarg. Volle zwei Jahrzehnte der Ruhe waren ihm daselbst vergönnt.

Seine Gattin Auguste geb. von Gaffron (in Braunschweig geboren 1818) war gleichfalls ein Original. In guten alten Traditionen erzogen, erschien sie als das Musterbild einer fürsorglichen und hingebenden Hausfrau, aber noch mehr als das: ihrem Manne als ein wahrhaft verständnisvoller „guter Kamerad". Nur wenigen war es vergönnt, das seltene Paar in seiner ängstlich gehüteten Zurückgezogenheit zu belauschen. Zu diesen wenigen gehörte meine Mutter, deren poetische Neigungen sich mit denen von Frau Auguste sympathisch berührten. Das Eingangstor vorn am abschüssigen Kirchplatz — den er als guter Perchtoldsdorfer Bürger aus eigenen Mitteln mit doppelten Baumreihen und augerfreuendem Rasen bepflanzen ließ — blieb fast immer geschlossen. Ja, Hyrtl selbst machte stets den Umweg nach der Höhe, wo im Seitengäßchen ein verschwiegenes Pförtchen in der Mauer sich befand, um nicht allzu sichtbar vorn herauszutreten und gleich der Gefahr entgegenzugehen, von allen Seiten begrüßt zu werden. Er hing gern seinen Gedanken nach; das wußte man, und auch wenn er seine Spaziergänge bis in die rückwärts von seinem Tuskulum gelegenen waldigen

Höhen ausdehnte, wich man ihm rücksichtsvoll aus. Wehe, wenn er einmal eilig nach Wien mußte und sich dem zur Bahn nach Liesing fahrenden Omnibus anvertraute! Dann schaute er so brummig vor sich hin, daß kaum einer ihn anzureden wagte. Und doch war er einer der gütigsten Menschen! Die Leute vom „Schwarzen Adler", in dem er sich gern zu einem „Echten" einfand, wußten davon zu erzählen. Manch Anliegen verschämter Not trat hier leise an ihn heran; und wenn er im traulichen Kreise am Stammtisch hörte, daß irgendwo zu helfen sei, tat er still das Seine, während die anderen noch lange darüber deliberierten. Hier ging er auch oft aus seiner Wortkargheit heraus und konnte von hinreißender Liebenswürdigkeit sein. Von seinem Humor und seiner schlagfertigen Geistesgegenwart wird noch die Rede sein.*)

Kulturhistorisch bezeichnend ist, daß bei dieser 500jährigen Jubelfeier — obwohl die Stiftungsurkunde des Königs am 12. März (1365) vollzogen war — das Gedenkfest an diesen Akt erst am 31. Juli begangen wurde. Warum diese Verschiebung? Weil die Herren Klerikalen sich dahinter gesteckt hatten. Die Universität war ihnen überhaupt von jeher ein Dorn im Auge. Am liebsten hätten sie das ganze Fest verhindert, das hieß aber ihrer ohnehin schwankenden Popularität einen Stoß versetzen. So mußten sie der so gern Feste feiernden Haupt- und Residenzstadt das Vergnügen schon lassen; aber sie wollten ihm einen Stempel aufdrücken, der es verkirchlichte: nicht das Datum der tatsächlichen königlichen Stiftung, sondern der 31. Juli, der Tag der päpstlichen Bestätigungsbulle, wurde als offizieller Festtag festgesetzt. Viele freisinnige Professoren, auch von der Wiener Universität selbst, nahmen deshalb an der Feier nicht teil. Zimmermann z. B. war tief erzürnt und blieb dem ganzen Feste fern.

*) Er starb im hohen Alter von 84 Jahren im Sommer 1894. Sein bedeutendes Vermögen vermachte er zum größten Teil gemeinnützigen und wohltätigen Anstalten und der Wiener Universität für Stipendien für Mediziner. Das Andenken an diese eigenartige Persönlichkeit verdient noch lange fortzuleben.

Schade, daß Kaiser Franz Joseph sich dieser kirchlichen Demonstration nicht entzog und lieber den historischen faux pas beging, nicht die königliche Tat seines Ahnherrn, sondern die päpstliche Sanktion bejubilieren zu lassen. Aber freilich, er blieb im Grunde nur konsequent, und Konsequenz ist auch eine Mannestugend, werden seine Lobredner sagen.

Am Vorabend der Feier versammelte man sich in den zum Empfangsbureau hergerichteten Amtsräumen der Universität, wo man seine Legitimation abgab, Bekanntschaften machte und Wiedersehen feierte. Alte und neue Kollegen trafen sich hier zu ungezwungener Vorbesprechung und gemütlicher Verabredung für die nächsten vielversprechenden Tage. Welch ein fröhliches Kommen und Gehen, Begrüßen und Händedrücken dieser unbekannten und bekannten Gelehrten, unter denen manch markanter Typus, viele originelle Physiognomien und unter den bärtigen alten Herren wahrhaft schöne Erscheinungen die Aufmerksamkeit des Beobachters nicht nur, sondern auch des einfachen Mannes von der Straße fesselten! Es liegt etwas Kindliches, aber Schönes darin, daß der echte Wiener bei allem beteiligt ist, was seine Vaterstadt angeht, und wenn seine Universität Feste feiert, so erzählt er Frau und Kind davon und nimmt sie mit, um ihnen von irgend einer Rampe oder Treppe aus die würdigen Männer zu zeigen, von denen er zwar nicht viel, aber das weiß, daß sie gar kluge und gelehrte Herren sind, die man ehren müsse.

Als nun auch Lazarus da im Bureau mit herumstand, trat auf einmal ein Kollege an ihn heran:

Bitte, Herr Professor, tun Sie mir den Gefallen — Sie werden gesucht, wie eine Stecknadel —, setzen Sie sich hier auf dieses sogenannte Sofa und bleiben Sie da sitzen, bis ich wiederkomme.

Was ist denn?

Ach, der Miklosich, der Franz von Miklosich, der Hofrat von Miklosich —

Nun, weiter?

Der Slaviſt Mikloſich, na, Sie wiſſen doch?

Ja, alſo?

Er möchte Sie gern kennen lernen, ich bringe ihn her, bitte, nur ſitzen bleiben. — Er rannte fort.

Freilich kannte der alſo Feſtgebannte den Genannten, mit dem er ſchon ſeit ungefähr zehn Jahren in literariſcher Beziehung ſtand. Die Zeitſchrift für Völkerpſychologie hatte ihm manche wertvolle Anregung zu danken. Der Kollege kehrte nun mit einem ſtämmigen älteren Herrn zurück, der, als er des Wartenden anſichtig wurde, die Hände in die Hüften ſtemmte und dabei lachend in die klaſſiſchen Begrüßungsworte ausbrach:

„Sie ſind aber noch ein verflucht junger Kerl!“

Er hatte ſich offenbar den Begründer der Völkerpſychologie, den Deputierten der Univerſität Bern als einen mindeſtens mittelalterlichen, ehrwürdigen Herrn vorgeſtellt und ſah ſich nun erſt einem vierzigjährigen gegenüber, den die Schlankheit der Geſtalt und das lichtblonde Haupt- und Barthaar noch jünger erſcheinen ließen.

Bei der Empfangsfeier im Redoutenſaal der Hofburg war der Hof durch einen Erzherzog vertreten. Seine ganze Beteiligung beſtand im Daſitzen und Zuhören. (Die Hohenzollern hätten es wohl anders gemacht.)

Hyrtl war Präſident. Wegen übergroßen Andrangs hatte man ſich geeinigt, für ſämtliche deutſchen Univerſitäten einen Redner zu hören, und dann ſollten die verſchiedenen Überbringer der Diplome je einige kurze Worte ſagen. Nun hatte der Hiſtoriker Waitz, damals in Göttingen, nachmals in Berlin, für die Geſamtuniverſitäten geſprochen, ſehr gelehrt, ſehr ſachlich, aber trocken. Der Beifall war größer bei ſeinem Auftreten als bei ſeinem Abgang. Nach ihm kam der alphabetiſchen Ordnung gemäß ein Profeſſor für Abo, Finnland, hoch im Norden, er war unbedeutend; dann illuſtrierte Gerlach, für Baſel, alles ableſend, die Beziehungen zur Wiener Univerſität dadurch, daß er die Geſchichte aller Beſuche, welche je irgendein beliebiger Habsburger, Kaiſer oder Prinz, im

Lauf der Jahrhunderte Basel abgestattet hatte, mit einer historischen Gründlichkeit und Genauigkeit vortrug, welche bei allen Zuhörern einen unauslöschlichen Eindruck hervorrief durch ihre unsägliche Langweiligkeit. Darauf kam Beseler für Berlin an die Reihe: sehr akademisch und repräsentativ. Endlich, nachdem sich eine Art Apathie auf die Versammlung niederzulassen drohte, begann Lazarus, natürlich in freier Rede, mit einer kollegialen Artigkeit für die Vorredner und bemerkte, daß immer nur von deutschen Universitäten die Rede gewesen, während doch drei schweizerische Hochschulen vertreten seien: Basel habe gesprochen, Zürich werde noch sprechen, „und ich überreiche die Gratulation für Bern. Die Schweizer sind vergessen worden, — dieses Vergessen ist der Triumph des deutschen Geistes!"

Alles verstand die einfache Wahrheit: die reine Wissenschaft kennt keine nationalen Unterschiede; aber auch die freundliche Wendung, die ein Versehen, das den anderen hätte verstimmen oder verlegen machen können, in einen Vorzug wandelte, ließ einen Beifall losbrechen, der kein Ende nehmen wollte. Der Bann war gebrochen.

Der Redner überreichte nun dem Präsidenten die Rolle; dieser gab sie weiter, erhob sich und verließ zum allgemeinen Staunen seinen Platz, schritt auf Lazarus zu, umarmte und küßte ihn. Einen Moment herrschte das Schweigen der Überraschung, dann aber entfesselte diese spontane Zärtlichkeit des als sehr zurückhaltend, ja als schroff und abweisend bekannten Hyrtl einen wahren Jubel. Nun hieß es allgemein: Bern hat den Vogel abgeschossen!*)

*) Der Berner „Bund" gedenkt in einem damals erschienenen Aufsatze dieser Szene und nimmt Lazarus' Worte aus Mißverständnis zum Ausgangspunkt einer Gegenüberstellung von deutsch und schweizerisch: der gefeierte Gelehrte habe darauf hingewiesen, daß auch in der Schweiz deutsche Hochschulen bestehen und daß der deutsche Genius, zerrissen in der Politik, doch eins sei im Gebiete der Wissenschaft. Charakteristisch wegen ihres maßvollen Tones sind am Schlusse die Worte der Resignation: „Dürfen wir uns verwundern, daß ein der Schweiz mit großer Liebe zugetaner Gelehrter die schweizerischen Hochschulen als deutsche bezeichnet, wenn in der Tat

Diese freudige, dankbare Stimmung für den Berner Delegierten hielt an und äußerte sich fortan in den verschiedensten Sympathiekundgebungen, deren Beschreibung und Aufzählung der dadurch Beglückte wohl in vertrautem Kreise zum besten geben konnte, hier aber lieber verschwiegen werden soll. Nur eines Vorganges mag später noch gedacht werden.

Abends fand noch ein Konzert statt, das der Kaiser den Gästen zu Ehren gab. Vorher aber versammelten sich eine größere Anzahl der Professoren bei Breyng und Mebus, dem beliebten Wiener Weinrestaurant. Hier saß man zwanglos an langen Tafeln, und bei jedem Kuvert lag, statt des üblichen Feststräußchens, ein dickes, großes Buch, ein wahrer Wälzer. Es war die Gegengabe der Wiener Universität: der erste Band der „Wiener Universitätsgeschichte", das erste Säkulum ihres Bestehens behandelnd, also das 14. Jahrhundert. Natürlich drehte sich das Gespräch um dieses gewichtige Opus, und mancher Witzbold erwog die Schwierigkeit des Transportes, und was die heimgebliebene Gattin dazu wohl sagen würde. Man scherzte über die mutmaßliche Verwendbarkeit desselben und machte drollige Vorschläge; da zeigte Lazarus aber auch die ernste Seite der Sache, indem er meinte, zwölf solcher Bände — so viel waren beabsichtigt — könne der moderne Forscher, wenn er nicht gerade Historiker wäre und das zu seinem Spezialfach gehöre, unmöglich durchlesen. Ein zusammenfassendes Werk von etwa 300 Seiten und nur die wichtigsten Jahre behandelnd, das erschiene wohl für den Nichthistoriker allein angemessen.

Waitz dagegen vertrat die Ansicht, alles müsse gedruckt werden, man könne nicht genug Dokumente und Urkunden und

---

deutsches Wissen und deutscher Fleiß ganz vorwiegend es sind, die dieselben beseelen, wenn dagegen von schweizerischen Gedanken, von schweizerischem Talent, ja sogar Interesse in unseren Hochschulen weniger zu verspüren ist?" — Daß sich übrigens der Repräsentant Berns bei der Begrüßung „durch seine eminente Rednergabe hervorgetan", nimmt der „Bund" als etwas Selbstverständliches hin: „Das kommt uns von Professor Lazarus gar nicht unerwartet."

dergleichen veröffentlichen. Diese persönliche Meinungsverschiedenheit führte zu allgemeinen Prinzipienfragen. Nun war der Zündstoff gegeben, um die Geister immer mehr zu erhitzen. Heißer noch als Liebe und Haß brennt das Feuer heiliger Rechthaberei in jungen und alten Schülern der Sapientia! Die Debatte wurde immer feuriger. Wer noch gleichgültig zur Seite gestanden, wurde nun herangelockt, und um die Kampfhähne der Wissenschaft bildete sich eine Korona von Zuhörern, die, unwillkürlich zur Teilnahme hingerissen, zustimmend oder abwehrend, sarkastisch oder rein praktisch für das Für und Wider Partei ergriffen. Es ist nicht schwer zu erraten, wer die Majorität auf seiner Seite hatte. Es kostete dem Betreffenden nicht wenig Mühe, seinen Anhängern endlich zu entschlüpfen.

Als man sich dann am Spätabend nach dem Konzert zum Abendessen wieder zusammenfand, begegnete Lazarus von neuem eine Freundlichkeit, die er nicht vergaß; die Professoren hatten gemeinsam an einem Tisch Platz genommen, die jüngeren Dozenten an einem anderen; wieder wogte die Unterhaltung im munterſten Fahrwasser, als die jungen Leute, auch Studierende darunter und Freunde derselben, ihm durch zwei Deputierte eine Schale darreichen ließen, auf der aufgehäuft ihre sämtlichen Visitenkarten lagen, mit der Bitte, ihren Tisch mit seinem Besuch zu beehren. Natürlich folgte der Aufgeforderte der originellen Einladung. Aber auch manche seiner Kollegen wetteiferten in Liebenswürdigkeit dem jüngeren Berner Delegierten gegenüber. So sagte Littrow zu ihm, indem er ihn gemütlich unter den Arm faßte: „Kollege, es gibt hier noch viele, die Sie näher kennen lernen möchten. Sie werden nicht viel herumkutschieren wollen, und große Gesellschaften kann ich nicht veranstalten; aber ich will es machen wie die Norddeutschen: ich will Ihnen ‚einen Kaffee‘ geben, und da haben Sie zwischen Streuselkuchen und Apfelsinentorte Zeit, alle Herzen zu gewinnen!“ Lachend sagte jener zu und lernte bei dem so heiter improvisierten Kaffee u. a. den berühmten Baumeister des 1869 abgebrannten Dresdner Hoftheaters kennen: Gottfried Semper (1803—1879).

Semper war seit 1834 Professor an der Dresdner Akademie und war durch den Neubau des Museums beschäftigt, als die Revolution ausbrach und seine Beteiligung ihn zur Flucht zwang. Er war dann in England an der Londoner Weltausstellung beteiligt und lebte seit 1853 als Direktor der Bauschule am Polytechnikum zu Zürich, dessen großartiger Bau sein Werk war. So gab es für die beiden künstlerisch gestimmten und freisinnig gesinnten Männer genug Anknüpfungspunkte; auch vielerlei politische Reminiszenzen tauschten sie aus. Hübsch ist die bekannte Episode aus dem Maiaufstand 1849 in Dresden: Semper war empört über den unzweckmäßigen Aufbau der Hauptbarrikade: „Wenn man schon einmal revolutionieren will, muß man es auch geschickt machen!" Sein Architektenherz ließ ihm keine Ruhe; nachdem er sich mit der „provisorischen Regierung", seinen Freunden, herumgezankt, begab er sich zur Hauptbarrikade zurück, errichtete starke Seitenstützen und befestigte sie derart, daß sie sogar dem Geschützfeuer der Truppen widerstand. Fr. Pecht sagte später darüber: „Als das Trauerspiel des Kampfes begann, als die von Richard Wagner geläuteten Sturmglocken ihr manchen bis zum Wahnsinn reizendes Geheul erschallen ließen und selbst Frauen wie die Schröder-Devrient das Volk zum Kampfe antrieben, konnte da Semper noch zurück? Die Uneinnehmbarkeit seines Bollwerkes, das mittels Durchbrechens der Häuser umgangen werden mußte und zu allerletzt in die Hände der Truppen fiel, zeigte sich dann allerdings. Er selbst hatte drei Tage lang an seiner Verteidigung als gemeiner Scharfschütze teilgenommen und war dann zur Errichtung eines neuen, das den Rückzug decken sollte, abberufen worden. Hier hielt er als Kommandant bis zum letzten Augenblick aus."

Semper entfloh nach Frankreich; er stand im Begriff, nach Amerika auszuwandern, als sich ihm in England ein neuer Wirkungskreis eröffnete.

Der große Baumeister war ein universaler Geist, der insbesondere wegen seiner humanistischen Bildung eine interessante Persönlichkeit war.

Auch ein Enkel aus der berühmten alten Familie der Tschudi von Glarus war anwesend; leider habe ich überhört, welcher von den drei Brüdern es war, ob Johann Jakob, der ausgezeichnete Naturforscher, Weltreisende und Minister, oder Friedrich, der Schriftsteller und besonders um das Erziehungswesen verdiente Staatsmann, oder Iwan, der Kenner der Alpen und tüchtige Inhaber der Buchhandlung Scheitlin & Zollikofer. Man braucht nur diese Namen zu nennen, um zu erkennen, wie die Republik ihre Söhne zu vielseitiger Tätigkeit erzieht! —

Das schier unzertrennliche Paar Unger und Glaser fehlte gleichfalls nicht, und bei letzterem versammelte sich einige Tage später ein kleiner, intimer Kreis, hauptsächlich zu wissenschaftlicher Unterhandlung, dem erwünschten Ruhepunkt im Trubel der Festivitäten. Eine gastfreundliche Aufmerksamkeit erwies auch Dr. Lyharzič*) dem Berner Kollegen. Er stellte ihm für acht Tage seine Equipage — deren er zwei hielt — zur Verfügung, und so konnte Lazarus ohne Übermüdung und Zeitverlust seine Visiten und zahlreichen Gegenbesuche angenehm erledigen und nebenbei die Kaiserstadt und ihre im ersten schüchternen Frühlingsgrün sich schmückende Umgebung bewundern. Dr. Lyharzič logierte während der Wiener Festtage ausnahmsweise in seiner Stadtwohnung. In Währing bewohnte er mit seiner Familie sein Landhaus, ein vornehmes, altes, mitten im Garten gelegenes Gebäude. Heute ist davon wohl nichts mehr zu sehen; haben doch die Vorstädte der sich immer weiter ausdehnenden Hauptstadt ihre Gärten und Baumanlagen zum Opfer bringen müssen und so ihren ländlichen Charakter mehr und mehr eingebüßt. Damals aber bestand noch die von Vogelsang und Blumenduft erfüllte Herrlichkeit, und hier in seinem schönen Gartenpalast gab Lyharzič Dove zu Ehren, der bei ihm wohnte, ein glänzendes Fest, bei

*) Mediziner. Er hatte ein umfangreiches naturwissenschaftliches Werk „Über die Gesetze des Wachstums" mit vielen Illustrationen veröffentlicht, das nur den Fehler hatte, für eigentliche Lehrzwecke zu teuer zu sein: es kostete 120 Gulden.

dem hauptsächlich Naturforscher, etwa fünfzig bis sechzig Personen, darunter Fick, Pettenkofer u. a. m., anwesend waren.

Unvergeßlich blieb allen Teilnehmern ein Abend in dem großen Saal des Riesenetablissements „Neue Welt“ in Hietzing. Es war zu diesem Fest, das zwei Tage später die Stadt Wien den fremden Gästen gab, absichtlich der reizende, beliebte Vorort gewählt worden (bekanntlich nach einem Jahr die Residenz des erblindeten Exkönigs Georg von Hannover), weil man ein großartiges Gartenfest geplant hatte, aber ein wolkenbruchähnlicher Regen ließ alle Veranstaltungen zu Wasser werden. So zog man denn in den großen, fast unübersehbaren Saal, wo die Ehrengäste an einer langen Tafel Platz nahmen und die jüngeren Leute sich nach Belieben an kleinen, runden Tischen gruppierten. Es war schon weidlich gegessen, getrunken und getoastet worden. Man hielt es nicht mehr auf den Plätzen aus, es bildeten sich lebhaft plaudernde Kreise, und es schien nicht mehr möglich, für einen Redner die nötige Ruhe und Aufmerksamkeit wieder herzustellen. So wogte das geräuschvolle Meer des allgemeinen Stimmengewirres hin und her. Indessen sollte Dove noch programmäßig eine Rede halten, und wer verzichtet gern aufs Wort? Er fing an, wurde aber nicht gehört. Lazarus hatte abgelehnt zu sprechen, sich als einer der Jüngsten entschuldigend. Er hielt sich still zurück, aber da kam auch schon Hyrtl an und raunte ihm zu:

„Kollege, Sie müssen sprechen! Sie sind der einzige, der uns Ruhe schafft, und Dove muß gehört werden.“

„Aber —“

„Nichts da! Kommen Sie, reden Sie, was Sie wollen, steigen Sie auf den Tisch! Wenn man Sie sieht, sind alle still.“

So zuredend nahm Hyrtl den sich Sträubenden unter den Arm und drängte ihn zur Ehrentafel zurück. Auf dem kurzen Gang von nur wenigen Schritten überlegte Lazarus, was er sagen wolle, und immer gern anknüpfend an das, was der Vorredner gesagt, fand er es schnell; denn unmittelbar vorher hatte ein Wiener Theolog gesprochen und gemeint: die Wissenschaft müsse zwar fort-

schreiten, sie gehe aber oft auch zu weit, und da müsse man ihren Fortschritt hemmen.

Um gesehen zu werden, war nun Hyrtl auf den Tisch gestiegen und hatte den nicht mehr Widerstrebenden mit hinauf gezogen. Jetzt rief er mit lauter Stimme in den Saal:

„Der Lazarus ist auferstanden!"

Natürlich erfolgten Gelächter und fröhliche Zurufe. Alles drängte heran, und als es ruhiger geworden, begann der Redner damit, daß er keine Rede halten, sondern nur eine kleine Geschichte erzählen wolle.

Eine Geschichte! Eine Geschichte! tönte es durch den Saal, und die eben noch so zerstreute, lärmende Gesellschaft sammelte sich und wurde mit einem Male mäuschenstill.

„Ein Bäuerlein aus dem Flachlande (aha!) kam neuerdings auf seiner Fahrt über einen Berg. Auf der Höhe desselben fand er eine Tafel, auf der ein Radschuh abgebildet war und auf der zu lesen stand: An diesem Berge muß bei Strafe gehemmt werden. Das Bäuerlein nickte und fuhr vorsichtig wieder hinunter, und als er am folgenden Tag wieder des Weges kam, legte er am Fuße des Berges den Hemmschuh an.

Was machst du da? fragten verwundert die Leute, und er antwortete:

Ich habe gelesen, daß man an diesem Berge hemmen soll.

Da lachten die Leute und riefen:

Ja, Bäuerlein, hemmen mußt du, aber erst, wenn du oben bist!"

Mit einigen kurzen, einfachen Worten des Wunsches für einen ungehemmten Fortschritt der Wissenschaft und der Wiener Universität schloß Lazarus seine improvisierte kleine Geschichte. Er selbst war so erregt, daß er den Beifallssturm kaum hörte und nicht verstand, warum von der anderen Seite des Tisches mehrere junge Leute kamen und ihn anfaßten; er meinte, um ihm vom Tisch herunter zu helfen, statt dessen aber hoben sie ihn auf ihre Schultern und trugen ihn so von Tisch zu Tisch. Vergeblich bat

der Überraſchte, man möge ihn herunterlaſſen; ſie hielten ihn feſt, und überall wurde ihm mit den friſch gefüllten Gläſern zugetrunken und ſtürmiſche Lebehochs gebracht auf die Völkerpſychologie, auf den ungehemmten Fortſchritt, auf den Lehrer der Jugend, und ſo weiter, und ſo weiter! Die blitzenden Augen, die ſtrahlenden Mienen, die freudigen Zurufe ringsum zeigten ihm, wie ſehr er aus der Empfindung aller geſprochen; es war ein Zuſammenſchluß der Seelen, wie er es ſo oft als das Beglückendſte im Leben hingeſtellt.

Noch jetzt, nach dreißig Jahren, da er von der Wiener Jubelfeier erzählte, gedachte er dieſes Vorganges nicht ohne tiefe Bewegung; er gehörte zu den aufregendſten, aber beſeligendſten Augenblicken ſeines Daſeins.

* * *

Einige Jahre ſpäter führte ihn die Hochzeit in einem befreundeten Hauſe und 1873 die Weltausſtellung nach Wien. Er hatte bereits Londoner und Pariſer Ausſtellungen ſtudiert, und ſeine erfreulichen Erfahrungen und Beobachtungen auf dieſer Wiener Ausſtellung in betreff des Fortſchrittes auf dem Gebiet der Hygiene und des Erziehungsweſens — von Naturwiſſenſchaftlichem und Gewerblichem ganz zu ſchweigen — würden ein beſonderes Kapitel erfordern. Wie ſo oft, verbietet ſich auch hier das Wandern ins Weite.

Auch durch kürzere Beſuche — einmal galt es einen Prediger kennen zu lernen, der für Berlin kandidierte, ein anderes Mal einem philanthropiſchen Werk, zuweilen auch Geſchäftsſachen — wurden gern die alten Beziehungen wieder aufgefriſcht. Daß jedesmal neue geknüpft wurden, verſteht ſich bei der fröhlich-unbefangenen, naiv hingebenden Art der unverfälſchten Wiener von ſelbſt. Die laſſen nicht locker, wenn ſie erſt jemand in ihr Herz geſchloſſen. Zu den intereſſanteſten Figuren gehörte Franz Liſzt, den Lazarus hier wiederſah.

Es war auf jenem Hochzeitsball des Barons Todesko, der ſeine jüngere Tochter verheiratete. Unter den etwa fünfhundert

Gästen war alles anwesend, was irgend Namen und Stellung hatte, vom Ministerpräsidenten Beust, der eine Zeitlang für den deutschesten Mann galt, bis zum jüngsten Gesandtschaftsattaché. Der entfaltete Luxus war ungeheuer, das Arrangement aber fein und verständig. Geschmackvolle Buffets waren in den verschiedensten Sälen aufgestellt, so daß jedes unschöne Drängen vermieden wurde. Zu den Kuriositäten gehörte, da es mitten im Winter keine frischen Erdbeeren gab, daß die Tafeln mit Erdbeertöpfen garniert waren, die alle voll köstlicher Früchte hingen. Hunderte solcher Töpfe mußten für den kurzen Genuß dieses einen Abends sorgfältig in Treibhäusern großgezogen werden.

Lazarus führte die ältere Tochter Todeskos, die Gemahlin des Baronet Worms in London, zu Tisch, die ihm vorplauderte, daß ihre Anwesenheit hier eine Überraschung gewesen sei. Niemand habe gewußt, daß sie kommen würde, und damit sie nicht in irgend einem Hotel erkannt oder sonst ihre Anwesenheit bemerkt und verraten würde, habe sie einen Salonwagen genommen und genügend Dienstpersonal, Friseur, Kammerfrauen, Diener usw. mitgenommen. Unterwegs habe sie Toilette gemacht, und so sei sie direkt hierher auf den Ball gefahren und mitten in der Gesellschaft erschienen, als man ihr gerade nach London telegraphieren wollte. Nun sah er sich seine Nachbarin erst etwas näher an und bemerkte, wie wunderschön sie sei: eine hohe, volle Gestalt mit prachtvollem Haar und einem reizenden Gesicht, das ungefähr an das der Sängerin Lola Beeth erinnerte, nur war es nervös belebter und besonders die Augen unruhiger und feuriger. Sie war so schön, daß ihre Photographie in allen Kunsthandlungen Londons hing, und wer sie nicht kannte, das Bild für irgend eine Kopie eines Gemäldes von Tizian oder Rubens halten mochte. Während des Diners empfing und expedierte sie fortwährend Telegramme durchaus nichtigen Inhalts, das gehörte zu ihren Lebensgewohnheiten. Das Telegraphieren ist überhaupt in Wien sehr beliebt; der kritisch gestimmte psychologische Beobachter dürfte sagen: weil die Leute zu bequem zum Schreiben sind.

Einige Tage darauf fand eine Nachfeier auf dem Landgute der Todeskos ſtatt (wenn ich nicht irre in Perchtoldsdorf). Da durfte ſich der alte Baron etwas ungenierter gebärden. Er ſah wie ein biederer Kaſſenführer aus, und ſein harmloſes Vergnügen war das allabendliche Kartenſpiel mit den Schauſpieldirektoren Anton Aſcher und Franz Jauner. Er liebte den Umgang mit Theaterleuten überhaupt. In der ganzen Familie war nur ein Mitglied, das im Pſychologen ein wärmeres Intereſſe erweckte: der einzige Sohn des Hauſes, der im blühenden Alter von 22 Jahren einem traurigen Geſchick anheimfiel. Als er eines Tages im Viererzug durch einen Eiſenbahnübergang fuhr, ſcheuten die Pferde vor der heranbrauſenden Lokomotive und ſchleuderten ihren Lenker zu Boden. Mit ſchweren Kopfverletzungen wurde er heimgebracht. Der befreundete Billroth*) behandelte ihn, er ſchien bald geheilt; da plötzlich brach eine Gehirnkrankheit aus, und in wenigen Stunden war er tot.

Als Lenbach einmal die ganze Familie in Lebensgröße der Reihe nach malte — eine Koloſſalaufgabe nicht nur in bezug auf das Metermaß der Bilder —, brachte er ſie alle ſo ziemlich raſch fertig, bis auf das ehrſame Haupt des Hauſes, den Baron. Der Künſtler zögerte und zögerte mit der Ausführung, aber der alte Herr blieb immer noch als Skizze in den Anfängen ſtecken. End-

---

*) Theodor Billroth, geb. 1829 zu Bergen auf Rügen. Als früherer Direktor der chirurgiſchen Klinik in Zürich gehörte er zu Lazarus' dortigen Freunden, die ſich viel Mühe gaben, dieſen von Bern nach Zürich zu ziehen. Im Juni 1864 ſchrieb Lübke: „Billroth ſagte mir geſtern triumphierend und voll Freude, der Beſchluß, Dich zu berufen, ſei gefaßt worden. Nun will ich nicht Dir, ſondern zunächſt mir und uns überhaupt gratulieren und will Dich herzlichſt bitten: Komm! Du wirſt hier von manchem mit offenen Armen empfangen und von allen in kurzer Friſt liebgewonnen werden." — Auch ſpäter, als Billroth (1867) nach Wien berufen worden, ſtand er mit dem Philoſophen mehrfach in perſönlichem Gedankenaustauſch über humanitäre Reformen in Hoſpitalpflege und Kriegsfällen. 1870 fand dann der geniale Chirurg ein weites Feld, ſeine Theorien praktiſch auszuüben. Er iſt bereits 1894 geſtorben.

lich stellte ein Freund den Maler zur Rede, und dieser rief unmutig: „Was soll ich denn mit dem Holzhändler anfangen?“

Einen wirklichen Holzhändler hätte sein Genie wohl schneller fertig bekommen.

Diese gelegentlich mitgeteilten wenigen Züge aus der genannten Familie charakterisieren die moderne Lebensführung gewisser Kreise, die so ganz von der guten alten bürgerlichen Gewohnheit abweicht. Der Philosoph, der durch verschiedene Umstände — der junge, aus Leipzig stammende Gatte der reizenden Wienerin war sein Mündel gewesen — in nähere Fühlung mit diesen Kreisen geriet, sagte sich oft: Wenn diese Leute nur wenigstens glücklich gewesen wären! Aber sie waren es weniger als die Mittellosen, die jene um ihre Titel und Reichtümer beneideten.

Eine etwas gehaltvollere Lebensführung verstand die allseitig beliebte Frau Wertheimstein mit Geschick und Glück durchzuführen. Auch sie hatte einen offenen, gastfreien Tisch für ihre Freunde in ihrer Villa in Döbling bei Wien, aber ihre Gastfreundlichkeit bekundete einen mehr künstlerischen Zuschnitt, der die luxuriöse Aufdringlichkeit vermied und desto freiere Gemütlichkeit im besten Sinne des Wortes gestattete. Als Lazarus eines Tages bei ihr weilte, waren auch Levin Schücking und der Berliner Professor Oskar Liebreich anwesend, und es entspann sich eine eigenartige Debatte, in der die Weltdame, der Romancier, der Mediziner und der Philosoph eine feine Mischung verschiedenartigster Kunst- und Weltanschauungen aufs Tapet brachten. Den stimmungsvollen Hintergrund für unbefangene Geselligkeit und gemütlichen Gedankenaustausch bildete gewöhnlich das als Empfangssalon eingerichtete Gewächshaus, dessen edle Pflanzenfülle die Gastgeberin selbst hegte und pflegte.

* * *

Im April 1878 folgte Lazarus der Einladung des Schriftstellerverbandes „Concordia“ zu einem Vortrage im Bösendorfer

Saale.*) Die wissenschaftlichen „Leseabende“ derselben bildeten sich zu einer markanten Wiener Institution aus; besonders wurde in ihnen, der Richtung der Zeit gemäß, die Naturanschauung popularisiert: auf Brehm folgte Haeckel, auf diesen Lazarus. Statt unserer eigenen Worte sei ausnahmsweise einmal ein Zeitungsreferat aus der „Neuen Freien Presse“ zitiert:

„Vor einem aus den besten Kreisen Wiens zusammengesetzten Publikum hielt heute Professor Lazarus seinen mit großer Spannung erwarteten Vortrag. Es war kein leichter Standpunkt, den der Redner einzunehmen hatte; fast dasselbe Publikum lauschte andächtig seinen Worten, das eine Woche vorher Haeckel mit Beifall überschüttet hatte, dasselbe Publikum, von dem Haeckel mit gutem Grunde erwähnt hatte, daß es zuerst und am intensivsten von allen Städten Deutschlands die Lehren Darwins und seiner Schule aufgenommen und propagiert hatte. Daß heute der Redner das Auditorium zu wiederholten Malen zu lebhaftem Beifalle hinriß, rechtfertigt die viel angefochtene Anschauung, daß auch heute noch die rein spekulative Philosophie mit ihren idealistischen Vertretern einen ehrenvollen Platz neben den Lehrern der materiellen Philosophie, die sich auf den Errungenschaften der modernen Naturwissenschaften aufbaut, behaupten könne. Allerdings war die geist- und humorvolle Darstellung des gewählten Themas, die meisterhafte Behandlung der Rede, die hinreißende Wärme der Überzeugung danach angetan, auch Verfechter anderer Richtungen zu gewinnen. Ausgehend von dem Satze des heiligen Augustin, daß er nur dann wisse, was Zeit sei, wenn er nicht darum gefragt werde, lud der Vortragende seine Zuhörer ein, ihm zu folgen und mit ihm nachzudenken über den objektiven, abstrakten Begriff der Zeit. Von den Vorstellungen der Alten ausgehend, welche die Zeit als zerstörendes und vernichtendes Element auffaßten, bis auf Kants aprioristische Theoreme von Zeit und Raum wurden die Gedanken

*) Dieser Vortrag „Zeit und Weile“ ist weiter ausgeführt in den „Idealen Fragen“ erschienen.

der erleuchtetsten Geister zweier Jahrtausende kritisch betrachtet. Es wurde nachgewiesen, daß von Aristoteles, welcher der richtigen Auffassung der Zeit sehr nahe gekommen, der sich jedoch von der Idee der Zeit als einer zerstörenden Kraft nicht emanzipieren konnte, bis auf Lavoisier, den Begründer der modernen Chemie, die Entwicklung des Begriffes „Zeit" äußerst wenig Fortschritte gemacht; er zeigte, daß durch Lavoisier, der die Zerstörung alles Bestehenden auf den Prozeß der Oxydation zurückführte, der demnach die Rolle, die bisher der Zeit zugewiesen worden war, auf chemische Entwicklungen zurückführte, ein totaler Umsturz aller bestehenden Theoreme über Zeit erfolgte. Wenn die Zeit nicht die zerstörende, wenn sie überhaupt keine Kraft ist, was ist sie dann? Die Zeit ist nichts, weder ein Wesen, noch eine Kraft, noch ein Prozeß. Vom „Nichts" gibt es aber keine Anschauung; das innere Gebilde, welches das „Nichts" uns darstellt, ist nur eine Vorstellung. Der Unterschied von Anschauung und Vorstellung wird mit einem Bilde trefflich und schlagend dargetan. Lazarus geht nun auf die Kantsche Definition von Zeit und Raum über, die er nach zwei Richtungen bekämpft, indem er insbesondere auf die langsame individuelle und historische Entwicklung des Begriffes „Zeit" aufmerksam macht. Neben den objektiven Begriff Zeit stellt Redner den subjektiven Begriff Weile und erörtert Langeweile und Kurzweil. Er macht darauf aufmerksam, daß bloß die germanische Rasse diese subjektive Auffassung des Verstreichens der Zeit terminologisch richtig bezeichnet, daß weder die orientalischen Völker, noch das klassische Altertum, noch die moderne romanische Rasse diesen Begriff sprachlich zu bezeichnen wissen. In launiger Weise wird Langeweile und Kurzweil geschildert und erklärt, insbesondere auch darauf hingewiesen, daß nicht bloß der Mangel von Vorstellungen den Begriff der langen Zeit erwecke, sondern auch sich drängende Vorstellungen weittragender Bedeutung einen verflossenen Zeitraum weit länger erscheinen lassen können, als der Kalender ihn fixiert. Letzteres wird schön mit Goethe belegt, dem in seiner „Italienischen Reise" die Woche, in der er „Faust,

durchlas, als ein Monat der Zeit nach erſcheint. Zum Schluſſe geht Redner auf die Ewigkeit über. An Spinoza anknüpfend, der alle Begriffe „sub specie aeterni“ betrachtet wiſſen will, ſchließt er mit einer Apologie der Benützung der Zeit, die uns zu werktätigen Gehilfen der Ewigkeit macht. Lebhafter, minutenlanger Applaus wurde dem mit geiſtvollen Aperçus durchtränkten Vortrage ſowohl am Schluſſe als auch wiederholt während einzelner Redepauſen zuteil.“

Tags darauf fand zu Ehren des Gaſtes im Grand Hôtel ein Kneipabend der „Concordia“ ſtatt, dem Miniſter, Reichstagsabgeordnete, Profeſſoren, Künſtler, Literaten uſw. beiwohnten. Derſelbe fiel überaus glänzend aus. Neben Lazarus ſaßen der Finanzminiſter Baron von Hofmann und der Präſident Johannes Nordmann. Letzterer hatte in ſeiner Willkommenrede u. a. geſagt:

Ich begrüße in unſerem Ehrengaſte den Mann, der ſich in einer Zeit, die von einer alle Reſultate der Ziviliſation und Kultur gefährdenden, grauſam brutalen Gewalt beherrſcht wird, unſerer armen Seele und mit ihr der Ethik angenommen hat. Durch fremde Vandalen und durch eigenen Unverſtand ſind auf italieniſchem Boden die herrlichſten Bildwerke griechiſcher Kunſt vernichtet worden; der ſchönſtgeformte kriſtalliniſche Marmor wandert für den gemeinſten Bedarf in die Kalkgruben. Dieſem frevelhaften Vandalismus fielen namentlich zahlreiche prächtige Plaſtiken der Pſyche zum Opfer, von denen ab und zu Fragmente und verſtümmelte Glieder ausgegraben werden. Ein ähnlicher brutaler Vorgang, wenn auch nicht in ſo greifbarer Weiſe, ſpielt ſich in unſerer Zeit ab, und auch heute wieder iſt es die Pſyche, unſere arme Seele, die darunter am meiſten zu leiden hätte, wenn ſich nicht Forſcher und Denker fänden, die ihr Urbild retten und aus den verſtreuten Gliedern herſtellen.

In ſeiner Erwiderung bemerkte der Gefeierte:

„Gemeinſchaft der Seelen iſt der ſicherſte Beweis für die Seele ſelbſt, und ich glaubte ſie geſtern zu empfinden, als ich einer großen Anzahl von Perſonen beiderlei Geſchlechts, den

wenigſten bekannt, gegenüberſtand und doch das Leuchten der Seelen aus den Augen ſah. Keine Seele war in meinen Augen eine arme, keine eine verlorene, welche zu retten ich mich irgend bewogen gefühlt hätte, ſondern jede war reich, und jede hat mich beſchenkt mit dem Echo, welches ſie mir entgegentönen ließ, ſchweigend und dennoch deutlich genug. Der Herr Präſident hat einen Ton angeſchlagen, auf welchen ich nicht gefaßt war, er hat an allgemeine Gedanken des Kampfes in unſerer Gegenwart angeknüpft. Ich hätte gemeint, daß es zur Signatur dieſes gemütlichen Abends nicht eben beitragen würde, daß wir in den Kampf eintreten. Ich rühme ihn indes als einen guten, wackeren Deutſchen. Sie hatten die altbekannte Sitte, jeden ernſten und wichtigen Gegenſtand zwiefach zu beraten, einmal in der Nüchternheit und das andere Mal beim Glaſe. Daß uns alſo hohe und wichtige Fragen hieher begleiten würden, akzeptiere ich mit Vergnügen; nur daß wir ſie in der Form der Gemütlichkeit beſprechen, möchte ich von Ihnen erbitten.

Inter leges silent arma. Wenn die Trinkgeſetze herrſchen, dann ſollen die Waffen ſchweigen. Das Altertum hatte eine wunderbare Anſchauung von dem Verhältniſſe des Kampfes unter Männern. Wenn zwei Feinde miteinander gerungen hatten, haben ſie nachher einander die Hand gereicht. Allein das iſt der Vorzug einer größeren Gemeinſchaft, daß, wie ſcharf auch die Gegenſätze in den Einzelnen und in den Momenten des Kampfes ſein mögen, daß es daneben eine große Vereinigung gibt, in welcher die Geſamtheit zuſammenkommt, die Gegenſätze nicht auftreten. So iſt es zu halten in den großen Kämpfen der Wiſſenſchaft, daß man danach trachte, das ganze Reich geiſtiger Arbeit wie eine Concordia anzuſehen, in welcher man gelten läßt, daß Gegenſätze vorhanden ſind, gelten läßt nicht bloß, ſondern für notwendig hält. Es iſt ein höchſt intereſſantes Geſetz in der Natur, daß alle Bewegung gegen Friktion kämpft. Jedes Argument erzeugt, weil es geiſtiger Art, ſein Gegenargument; man wird zur Befeſtigung ſeiner eigenen Meinung nie kommen, es ſei denn, daß Gegner entgegengeſetzte Meinungen aufgeſtellt haben. So danken wir denn den

Gegnern, daß ſie mithelfen zur Rettung deſſen, was zu retten uns wirklich am Herzen liegt. Unſere Aufgabe iſt es, das Werden der geiſtigen Güter zu verfolgen. Es iſt ja ſo vieles, was vormals Ethik war, heute nicht mehr Ethik, und wir müſſen inſofern mit unſerer Wiſſenſchaft auch kritiſch arbeiten. Allein das, worauf es ankommt, iſt, daß wir das Entſtehen der Wahrheiten wie der Irrtümer verfolgen müſſen. Wer weiß, wie ein Knoten gemacht iſt, kann ihn auch am leichteſten löſen. Sei es uns vergönnt, daß wir den ſehr verſchürzten Knoten der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu löſen berufen ſind!"

Unter der Reihe der Toaſte — ſelbſtverſtändlich erſchienen alle Teilnehmer höchſt redeluſtig — feſſelte jener des Naturforſchers Brehm (wer kennt nicht Brehms „Tierleben"?) durch eine Fülle von belehrenden und geiſtreichen Bemerkungen. Er ſollte demnächſt einen Vortrag über kirgiſiſche Gebräuche halten und gab launig jetzt ſchon einen kleinen Vorgeſchmack davon. „Wenn eine kirgiſiſche Hochzeit gefeiert wird, da gibt man dem Bräutigam einen Mentor zur Seite, der über die gute Sitte zu wachen hat. Die jungen Leute aber haben eine wahre Feuerprobe auszuſtehen. Vorbereitet ſind die Frauen des Ortes, wohin ſie gehen ſollen, vorbedacht ihre Reden und zugeſpitzt ihr Wortpfeil. Jede Frau ſucht ſich einen Jüngling aus, redet ihn an, und der Jüngling muß augenblicklich antworten und kräftig antworten, und wenn er es nicht kann, dann zwickt, kneipt und pufft man ihn hinaus aus der Verſammlung und gießt ihm einen Eimer Waſſer über den Kopf. Ein ſolcher Jüngling bin ich, nur hoffe ich, daß Sie mir den Eimer Waſſer erſparen werden. (Heiterkeit.) Trotz der Mentoren, die ich hier erkenne, ſtehe ich jetzt beinahe wortlos vor Ihnen; denn ich habe noch keine Gedanken, ich muß ſie erſt faſſen. Reden aber muß ich — denn ſonſt droht mir der Eimer. Was ſoll ich ſagen nach ſolchen Reden, wie wir ſie heute vernommen? Wie ſoll ich die Sitte wahren? Als ich geſtern buchſtäblich zu den Füßen dieſes Meiſters der Rede (Lazarus) ſaß, da habe ich mir geſagt, daß ich ein Schüler bin der Rede, der nicht wert iſt, des Meiſters

Schuhriemen zu lösen, und als ich heute hier hörte, wie die Philosophie mit Recht sich auf den Thron setzte und die Naturwissenschaft so manchen Hieb erhielt, da sagte ich mir im stillen nicht: „Du bist verletzt", sondern: „Dir ist gesagt worden, was du dir vielfach selbst schon gesagt hast". Die Naturwissenschaft ist und soll nichts anderes sein als ein Zweig der Philosophie, und alle diejenigen, welche Naturforscher sind, mögen sie studiert haben, was sie wollen, mag sie die Fakultät der Medizin zum Doktor gesprochen haben oder eine andere — in dem Augenblicke, wo sie ihrer Wissenschaft dienen, kehren sie zur Urmutter zurück, stellen sie sich wieder unter deren waltende Fittiche; mögen sie es zugestehen, mögen sie es leugnen: die Weltweisheit, die Philosophie ist es, der sie dienen. Nur in der Naturwissenschaft spricht man von einer Naturphilosophie. Sie hat geblüht in den zwanziger und dreißiger Jahren und ist zur Seite geworfen worden, um neu aufzuleben in anderer Gestalt. Ich gehöre dieser Richtung nicht an, und noch mehr: ich maße mir nicht an, ein bestimmtes Urteil darüber zu fällen, denn ich bin nichts weiter als ein Sammler von Tatsachen.

Wofür ich sammle, wofür Tausende von Naturforschern sammeln, das ist dem einen mehr bewußt vielleicht als dem anderen; alle aber sammeln eifrig, häufen Tatsache auf Tatsache, in der Hoffnung, daß die alte Mutter der Weisheit sich dieser Tatsachen bemächtigen, sie klären und für das allgemein Menschliche verwerten werde. So glaube ich auch, daß die Naturwissenschaft — und möge sie auch auf die Wege geraten, welche die Philosophie ihre Wege nennt — doch fort und fort der Philosophie Dienste leistet, vielleicht großartigere Dienste, als man gewöhnlich annehmen mag. Auch die heutige Philosophie — ich habe das aus einem für mich unendlich lehrreichen Gespräch entnommen, welches ich das Glück hatte, im Rollwagen mit Lazarus zu führen — hat erst diese gewaltige Bedeutung errungen, die gestern uns alle hinriß, seitdem sie zurückgekehrt ist zur Natur, will sagen zur Methode der Naturforschung. In diesem Sinne

erkenne ich die Philoſophie als unſere Meiſterin, und ſolche wird ſie meines Erachtens immer bleiben. Aber eine Bitte habe ich: daß die Philoſophie nicht vornehm herabblicken möge auf uns, die Sammler, daß ſie, wie wir in ihr die Mutter erkennen, uns erkennen möge als eines ihrer Kinder. Es gibt ja auch ungeratene Kinder und ſolche Kinder, die man für ungeraten hält, aus denen aber doch noch einmal etwas werden kann. (Heiterkeit.) Werfen Sie alſo die Naturwiſſenſchaft nicht ganz zu den Toten! Leben wird ſie immer, ſammeln wird ſie fort und fort, und bemächtigt ſich dann die Philoſophie ihrer, bemächtigt ſich ſolch ein Geiſt, wie wir ihn heute unter uns ſehen, der Tatſachen, die wir geſammelt, dann ſagen wir: Auch wir haben arbeiten helfen an dem gewaltigen Baue, den dieſe erſten Geiſter zimmern, und deshalb bitte ich Sie, anzuſtoßen auf die Einheit aller Wiſſenſchaften, insbeſondere aber auf die Einheit der Naturwiſſenſchaften und der Philoſophie."

Es folgte noch eine lange Reihe von Toaſten. Leopold Kompert hob die Verdienſte der Völkerpſychologie um die deutſche Poeſie hervor und brachte Lazarus von dieſem Geſichtspunkte ein Hoch aus.

Profeſſor Zimmermann, der zu des Philoſophen intimſten Wiener Freunden gehörte, zog eine Parallele zwiſchen dem Haeckel- und dem Lazarus-Abende. Er ſagte unter anderem: „Dort, wo der eine geſchloſſen hat, mit dem Seelenleben in der Natur, dort hat der andere begonnen, mit dem Leben der Seele. Bis an die Grenze des bewußten Seins hat uns der Naturforſcher geführt, in die Tiefe des Bewußtſeins iſt der Pſycholog hinabgeſtiegen. Wie die Arbeiter von den entgegengeſetzten Enden eines Tunnels beginnen, einander nicht ſehen und doch in der Mitte zuſammentreffen, ſo, meine Herren, kommt die Naturwiſſenſchaft dem Philoſophen, kommt der Philoſoph der Naturwiſſenſchaft entgegen."

Lazarus nahm noch einmal das Wort, dankte zunächſt den Vorrednern und fuhr dann fort:

„Jedes Stück Wiſſenſchaft macht die Seele reicher. Aber das, was die theoretiſche Erkenntnis gibt, iſt wenig; Selbſterkenntnis

ist das Wichtigste, aber man muß erst etwas zu erkennen haben. Wenn die Völker erst reicher und tiefer an Geist geworden sind, dann werden sie alle Völkerpsychologen. Vielleicht gibt es Völkerpsychologie in unserem Jahrhundert erst seit und weil es eine Presse gibt. Die Anschauung vom Volksgeiste, vom ganzen Lebensgeiste eines Volkes konnte in vergangenen Zeiten nicht aufkommen, wo man eine unmittelbare Anschauung von dem Ineinanderwirken der Geister nicht hatte, wo nur verstohlen, geheim und tropfenweise in Büchern die Gedankenzüge von dem einen zum andern gingen. Das ist jetzt anders, wo wir ein öffentliches Bewußtsein haben und sehen, wie es gleichsam vor unseren eigenen Augen täglich erzeugt wird in den Journalen und in der Presse. Was nützte alles Korn, welches gesät und geerntet wird, wenn kein Müller und Bäcker da wäre, es zu mahlen und zu Brot zu backen? Eine wie köstliche Einrichtung ist es in unserer Zeit, daß an jeglichem Morgen das fertig gebackene Brot auf unserem Tische erscheint, das andere für uns gemahlen und gebacken haben. Und Wien hat für Bäckerei einen ganz besonderen Geschmack. Die Presse nun bringt auch jeden Morgen das frische Brot des Geistes auf den Tisch, welches in den geheimen Werkstätten des Geistes, wie in den Tiefen der Erde das Korn, gewachsen ist. Hier erscheint es täglich gemahlen und gebacken, frischweg zu genießen. Und diese Wiener Bäckerei des Geistes, sie lebe hoch!"

Nach humorvollem Ernst kam der Scherz durch die echt wienerischen Vorträge des Männergesangvereins und das bekannte „Kärntner Quartett" zur Geltung. Der Improvisator Weyl brachte seine Gelegenheitsbänkel, welche der Liebling der Wiener, der Komiker Blasel, vortrug, und zuletzt erregte „Professor Herrmann" — in weiten Kreisen als wirklich gebildeter Mann und salonfähiger Prestidigitateur bekannt — durch seine frappierenden Kunststücke staunende Heiterkeit.

Das „Bänkel" bildet in Wien eine stehende volkstümliche Huldigung für irgend einen zu Feiernden, der es sich gefallen lassen muß, in unverfälschtem Wiener Dialekt vom Podium herab angesungen zu werden. Es huldigt freilich nicht immer, es ver-

ſpottet auch, nicht bloß Perſonen, ſondern auch politiſche Zuſtände, ſoziale Verkehrtheiten, behördliche Übergriffe, allerhand Scheinweſen und Schlendrian. Es hat eine alte Geſchichte hinter ſich und zeichnet ſich vor ſeinem Nachahmer auf der Bühne, dem Couplet, durch friſche Natürlichkeit aus. Angeſichts dieſer gelehrten Geſellſchaft tat es diesmal ſelbſt gelehrt, und Blaſel ſang hochdeutſch; ſein Anfangsvers lautete:

„Selbſt die Zeit, die alte,
Nimmt jetzt bei der Falte
D' Philoſophenzunft, und die doziert:
Daß laut Analyſen
Längſt ſchon klar bewieſen,
Daß die Zeit hat niemals exiſtiert!
Sie darf nimmer wagen,
Frech an allem z' nagen,
Wie ſie leider das bisher getan;
Treu und dienſtbefliſſen
Hat ihr ausgeriſſen
Dr. Lazarus den kecken Zahn."

An den Kneipabend ſchloſſen ſich zu Ehren des Gaſtes Diners, Soupers, Empfangsſoireen uſw., dem Wiener unerläßliche Bedingung eines menſchenwürdigen Daſeins, dem Pſychologen erwünſchter Anlaß zu mannigfacher Anregung und Erfahrung. Gutgelaunt ſchildert ein Feuilletoniſt dieſe Gaſtereien und bemerkt: „Die Brüder Wilhelm und David Gutmann, die den Schlüſſel zum Kohlenkeller für ganz Wien in der Hand haben, die beiden Männer, die es durch glückliche Kombinationen und ausdauernden Fleiß zu mehrfachen und reellen Millionären gebracht, bildeten das Hauptquartier für den Gaſt aus dem Norden, und in den Palais dieſer beiden Kohlengewaltigen verſammelten ſich zu wiederholten Malen die Philoſophiebefliſſenen der Reſidenz. Andere Familien folgten nach, und Profeſſor Lazarus wurde nicht nur im Hörſale gefeiert, ſondern auch im eleganten Salon — und mit Recht. Die Gedankentiefe des intereſſanten Mannes wirkte auf unſere Kreiſe ebenſo belehrend, wie deſſen Liebenswürdigkeit im Umgange, und die Concordia hat einmal einen Kernſchuß ins Schwarze getan,

indem es ihr gelang, den Berliner Gelehrten nach Wien zu bringen."

„Die Weisheit hast du gemacht populär,
Weit und breit keine Dummheit mehr.
Die Wiener begeistern sich für Philosophie,
O, nimmer hätte ich dies geglaubt — nie!
Wie sie alle lauschten auf Hegel und Kant,
Ich hab' meine Wiener ja gar nicht erkannt!"

rief ein gutmütiger Spötter bei einem solchen Gutmann-Diner. — Als nach der Heimkunft des Gelehrten noch ein Dankbrief als Begleitung zu einem Lazarus gewidmeten Prachtalbum der Stadt Wien von seiten des Concordia-Vorstandes eintraf,*) antwortete der also Geehrte:

„Gewiß ist ein stündiger Vortrag in der Fülle geistiger Lebensbewegung einer großstädtischen Bevölkerung an sich eine unbedeutende Sache, aber bescheidene Tatsachen können zeitgeschichtliche Symptome wertvoller Stimmungen werden. Machte ich doch in Ihrem Kreise die beglückende Erfahrung, daß trotz der vorwiegend materiellen Strebungen und Strömungen unserer Zeit auch in unseren Tagen ein Stück geistiger Arbeit lebhafte Zustimmung gewinnen und um die Geister ein ob auch flüchtiges, doch inniges Band schlingen kann."

* * *

1881 tagte in Wien der Internationale literarische Kongreß, gleichzeitig mit ihm der Deutsche Schriftstellerverband.

*) Die Redner bekamen, da die Vorträge den Zweck hatten, die Kasse des Vereins zu füllen, kein Honorar, wohl aber wurden die Hotelrechnungen beglichen. „Die Concordia, so erzählte Lazarus einmal launig, hat mit mir besonderes Glück gehabt; sie erzielte mit mir die größten Einnahmen und hatte keinen Pfennig Ausgaben. Wenn aber einer von den Herren etwa acht Tage blieb, in seinem Hotel den Wirt spielte und seine Gäste mit Austern und Champagner traktierte — Haeckel und Brehm taten das nicht —, so kam der Vortrag der Concordia teuer zu stehen." Als Lazarus 1897, also fast 20 Jahre später, zum letzten Male in Wien weilte, da waren die ersten, die ihn am Morgen nach seiner Ankunft besuchten, die Herren vom Präsidium der dankbaren Concordia.

Ein buntes, zum Teil kampfluſtiges Heer von Literaten ſtrömte da von allen Seiten, beſonders von Frankreich und aus Ungarn zuſammen. Es war ein pikanter Gegenſatz, daß zum Ehrenpräſidenten des Schriftſtellerverbandes der ſanfte, milde Lyriker Hermann Kletke einſtimmig gewählt wurde. Kletke, eine längere Zeit Chefredakteur der Berliner „Voſſiſchen Zeitung", war eine ungemein ſympathiſche Perſönlichkeit. Schon als Siebzehnjähriger ſtand er im literariſchen Leben, und ſeine frühen Gedichte erweckten ihm treue Anhänger. 1813 in Breslau geboren, ging er 1837 nach Wien, und im anregenden Umgang mit Lenau erhielt ſeine Muſe neue Nahrung. Aber das lebensluſtige Wien befriedigte ihn nicht. Er ging nach Berlin, wo der gefürchtete Satiriker und Kritiker Rellſtab ihn liebgewann und förderte. Dieſer machte ihn ſogar zum Redakteur der bald zweihundertjährigen „Königlich privilegierten Berliniſchen Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen", ein ehrenvolles und einflußreiches Amt, das indeſſen Kletke ſeinem eigentlichen Dichterberufe entfremdete und in die journaliſtiſche Preſſe zwang. Während ſein anmutiges Talent wie ein Veilchen im Schatten verkümmerte, vermochte er den Anforderungen der Leitung eines ſo großen politiſchen Tageblattes ſo wenig nachzukommen, daß man ihm vorwarf, der Spitzname „Tante Voß" käme auf ſeine Rechnung. Er war zu gütig, um ſchneidig zu ſein, und daß er nicht Nein ſagen konnte, wurde ihm oft zum Verhängnis. Man ſah es für beide Teile als eine Art Erlöſung an, als Kletke 1880 ſein Amt niederlegte und nur noch die Sonntagsbeilage behielt.

Dieſer liebenswürdige Mann war nun auf dem Präſidentenſitz ganz an ſeinem Platz. Für äußerliche Repräſentation wie geſchaffen — er war von hoher Geſtalt, das bärtige Antlitz von langen Locken umwallt —, ging von ſeiner Perſönlichkeit zugleich ein Hauch taktvoller Beſchwichtigung aus, der bei den oft lebhaften Debatten beſänftigend und beruhigend wirkte.

Man ſah in den Verſammlungen auch einflußreiche Männer aus der Kunſt- und Theaterwelt, darunter den hochgebildeten Weimarer Generalintendanten Baron von Loën.

Gleich in der ersten Sitzung nahm Lazarus die gute Gelegenheit wahr zu einer Ansprache zugunsten einer regeren Beteiligung der deutschen Schriftsteller an der Schillerstiftung. „Diese ebenso praktische wie launige Rede machte ersichtlich großen Eindruck", berichtete der Korrespondent der Vossischen Zeitung, „und wird hoffentlich eine um so nachhaltigere Wirkung ausüben, als er in demselben Sinne dann auch am Abend auf der Festkneipe des internationalen Kongresses sprach und durch eine Rede voll zündender Gedanken einen wahren Beifallssturm erregte. Er und mit ihm Berlin haben jedenfalls bis jetzt auf beiden Kongressen den Vogel abgeschossen. Da Sie seine Rede Ihren Lesern wohl selbst resümieren werden, bemerke ich hier nur kurz, daß er den Kongreß als eine Versammlung von Friedensstiftern feierte, in der jedes einzelne Mitglied eine Volksseele repräsentierte. Mir fiel unwillkürlich das „mit Zungen sprechen" (γλώσσαις λαλεῖν) der Bibel ein, als Lazarus mahnte, wie die Anwesenden, obwohl vielfach ihre Sprachen gegenseitig nicht verstehend, sich doch alle als Schüler Homers und Äschylos', Platos und Sokrates' fühlten, wie sie samt und sonders verständnisinnig aufblickten, so wie auch in ganz fremder Sprache das Wort „Idee" oder „Ideal" genannt wurde. Das war kein akademischer Vortrag; es war da, wie bei dem Spiele Liszts, das elektrische Hinüber und Herüber fühlbar, wo der Vortragende zu immer neuen und immer entzückenderen Wendungen belebt wird, indem er aus den Augen der Hörer die enthusiasmierende Wirkung seiner Improvisation ablesen konnte. Er sagte u. a.:

„Heute wissen wir, daß ideale Zustände errungen und erarbeitet werden müssen. So wenig wie in der Geschichte der Menschheit ein einzelner die Wahrheit gefunden hat oder in aller Zukunft finden wird, so wenig wird sie ein einzelnes Volk finden. Selbst wenn es sich um das Heil und Wohl irgend eines Volkes handelt, wenn es sich darum handelt, seine eigene Individualität auf die höchste Stufe emporzubringen, selbst dann wird dieses Ziel nicht erreicht, es sei denn, daß dieses Volk von allen Völkern lernt.

Denn wer von allen lernt, kann alle lehren. Ein Volk, welches hoch genug steht, offenen Sinn und offenen Geist zu haben, um das Wahre und Echte zu suchen, woher und von wem es komme, dieses Volk kann für sich selbst und eben damit, weil es sich zur höheren Vollkommenheit aufgeschwungen hat, für die übrigen Völker und für die Menschheit wirken.

Aber nicht von den Griechen allein haben wir gelernt; wir von den germanischen und romanischen Völkern, die wir allen in Europa bestehenden literarischen Gesellschaften angehören, haben von den Römern gelernt, was Politik und Recht heißt.

Und eines ist uns noch gemeinsam. In allen Kirchen, in allen Tempeln, welchen Glaubens sie sind, werden dieselben Psalmen gesungen, und dieselben Lob- und Dankgesänge schließen mit dem Ruf: Hallelujah! Es sind dieselben Gedanken, welche vom Endlichen ins Unendliche erheben und wie das Wort Idee gemeinsam sind. Und es gibt noch ein Wort, das gemeinsam ist unter allen Völkern, und das ist das Wort Amen. Wenn ein Mensch erwärmt ist von religiösen Gedanken, dann drückt sich schließlich das Ganze in diesem einen Worte zusammen aus, durch dieses eine Wort, welches Treue und Glauben bedeutet, welches Wahrheit bedeutet, Wahrheit dessen, was ist und was wir wünschen. In jedem Falle sagt man „Amen". Das ist die Gemeinsamkeit in allen Kulturvölkern, und deshalb können sie miteinander tagen, voneinander lernen. Wahrlich, die Individualität wird dadurch nicht verschwinden zwischen verschiedenen Völkern. Nicht gleich sollen sie werden, aber auf gleicher Höhe sollen sie stehen.

Schon von jedem einzelnen Volke kann man kurzweg sagen: das Maß der Kultur wird gemessen nach dem Maße der Individualiät, welche in jedem derselben ausgebildet wird, und so ist das Maß der Kultur Europas abhängig von der Individualität, welche in den einzelnen Völkern vorhanden ist. Ich erinnere Sie: wir denken alle nach dem allgemeinen Gesetze der Logik. Aber je mehr von diesem allgemeinen Gesetze wir in uns haben, desto individueller

ist unser Denken, sind wir befähigt, eigene, neue Gedanken zu schaffen. Darum geht mein Wunsch dahin: Diese Versammlung ist nur ein kleiner Anfang, aber derselbe Geist regt sich in verschiedenen Kreisen. In eben diesen Wochen sind die Vertreter der Medizin in England, die Vertreter der geographischen Wissenschaft in Venedig, die Orientalisten in Berlin beisammen gewesen. Sie sehen, es ist überall ein und dasselbe Streben in den einzelnen Fächern. Diejenigen aber, welche vorzugsweise das Gemeinsame, das Ganze in jedem Volke vertreten, die eigentlichen Schriftsteller, die Poeten, die Vertreter der Nationalliteratur, welche bedeutet, daß etwas aus dem Geiste der Nationen kommt und in den Geist der Nationen zurückströmt, diese vorzugsweisen Vertreter der Literatur sind heute im Kongresse versammelt. Und es wird weiter gehen; es werden mehr und mehr Vertreter kommen und ihre Gedanken austauschen, und auf diese Zukunft hin richte ich den Gruß an den Internationalen Schriftstellerkongreß."

Nachdem sich der Beifall gelegt — mein Freund hat ihn nicht erwähnt, aber aus den Blättern ersah ich ihn — bemächtigte sich Adolphe Belot seiner Hand und versicherte ganz ernsthaft, er könne kein Deutsch, aber er habe doch fast alles verstanden. Kein Wunder! denn er habe kein Auge abgewendet und durch Blick, Ton und Gebärde immer erraten, was der Redner gemeint habe.

Interessant war das Fest, das die „Wiener Allgemeine Zeitung" den Kongreßteilnehmern gab in den prächtigen Räumen eines im Prater gelegenen großen Etablissements. In allen Sprachen wurde getoastet! Adolphe Belot verstieg sich in seinem Pariser Idiom zu einer höchst schmeichelhaften Parallele zwischen Paris und Wien, welche die Anwesenden höchlich belustigte; Alfred Friedmann antwortete in tadellosem Französisch, der Vertreter des italienischen Unterrichtsministeriums de Marchi sprach deutsch und half sich gelegentlich mit Latein aus; Johannes Ziegler, der beliebte Feuilletonist, parlierte gar skandinavisch. Dann hörte man holländisch, polnisch, englisch: Mr. Campbell Clarke vom Daily Telegraph, spanisch: Manuel Ocampo von La Plata und Baron

Carlos Gagern, auch rumäniſch, ungariſch, italieniſch uſw. Schließlich nahm auch Lazarus noch das Wort und charakteriſierte die erſtaunlich fortſchreitende Schnelligkeit der Gedankenverbreitung durch die Preſſe. Sie iſt ein Kennzeichen für das neunzehnte Jahrhundert. Die Zeitungen bringen uns morgens zum Kaffee neue Nachrichten aus der ganzen Welt. Die Journal-Spürnaſen finden alles heraus, und in 24 Stunden hat man es vor ſich. Als er im Herbſt 1873, nach der Wiener Ausſtellung, in einer völkerpſychologiſchen Vorleſung in Berlin Mittwoch abend zwiſchen 6 und 7 Uhr eine Bemerkung über die Verſchiedenheit der Volkscharaktere an die geſehene Kunſtausſtellung anknüpfte, wurde dieſe Bemerkung bereits am Freitag abend von einem Regierungsvertreter in einer öffentlichen Verſammlung in Wien zitiert; er hatte ſie morgens in ſeiner Zeitung geleſen.

Der Berichterſtatter, der das Feſt ſchildert, bemerkt nebenher, Lazarus ſei der Mittelpunkt dichter Gruppen geweſen. Keiner wird daran zweifeln, der da weiß, welche faszinierende Wirkung ſeine milde, humorvolle und doch ehrfurchtgebietende Perſönlichkeit auf alle ausübte. Die Jugend war ihm von jeher ganz beſonders ergeben! Das reizvolle Verhältnis zwiſchen ihm und der Studentenſchaft in Bern wird einmal an anderer Stelle geſchildert werden. Aber auch die Wiener ſtudierende Jugend hatte ihn ins Herz geſchloſſen. Gern erinnerte er ſich, wie im Jahre 1878 zwei junge Männer im Auftrage eines kleinen Studentenvereins zu ihm kamen, welche unter ſich einen Zirkel bildeten zum Studium der Völkerpſychologie, eine Stichprobe, wie der Begriff der Völkerpſychologie ins Bewußtſein der Gebildeten übergegangen war und weiterlebte. Daran ſchloß ſich eines Sonntags ſein Beſuch der akademiſchen Leſehalle; die Bibliothek, die Leſe- und Studierſäle, beſonders aber das rege wiſſenſchaftliche Leben und Treiben in dieſem ſtudentiſchen Kreiſe befriedigten ihn in hohem Grade. Einige Zeitungen brachten die Worte, die er beim Abſchied vom Ausſchuß des Vereins ſprach:

„Wenn ein Forſtmann an einer wohlgepflegten Schonung vorübergeht, dann geht ihm das Herz auf; denn er ſieht im Geiſte

die jungen Pflanzen zum ſtattlichen Walde heranwachſen. Auch mich, der ich mich einen treuen Gärtner im Garten der Jugend nennen darf, erfüllt es mit herzlicher Freude, ein ſo kräftiges Blühen der in Ihrem Vereine verſammelten ſtudierenden Jugend wahrgenommen zu haben. Ich bin überzeugt, daß auch Sie gleich der hoffnungsvollen Schonung zu Bäumen emporſchießen werden, aus welchen tüchtige Gelehrte und treue Bürger Ihres Landes werden.“

* * *

Nach einigen Tagen, nachdem er uns alles dies zum beſten gegeben, wollten wir gern noch mehr hören; das unruhige Berliner Leben geſtattet ſolche behaglich verweilenden Erzählungsſtunden nicht; hier aber in unſerer Schwarzwaldidylle macht es ſich ganz von ſelbſt, daß er erzählt und wir zuhören. Neulich am gemütlichen Teetiſch berichtete er weiter:

„Wiener Erinnerungen knüpfen ſich auch an Iſchl. Mehreremal — zuerſt im Jahre 1858, dann 1867 — war ich dort mit bekannten Wiener Perſönlichkeiten zuſammengetroffen. 1870 konnte ich durch die Depeſchen, die ich direkt von Wolffs Telegraphenbureau erhielt, Nachrichten vom Kriegsſchauplatz geben, die beſonders Herrn von Boſchan als großen Börſenmann intereſſierten. Genaue Tatſachen zu erfahren war ſchwer. Die öſterreichiſchen Berichte galten als gefärbt, und vor dem Hotel, in welchem der Berliner Profeſſor wohnte, ſtanden immer 25 bis 30 Perſonen, auf authentiſche Nachricht wartend. In dem berühmten Kurort fanden angenehme Begegnungen ſtatt mit Moritz Hartmann, Baron von Mundy, dem rumäniſchen Miniſter Majorescu, Dingelſtedt, dem genialen Hiſtorienmaler Alfred von Canon, deſſen Werke ſeit der Wiener Weltausſtellung immer mehr Bewunderung erregten. Canon war ein geborener Wiener. Unvergeßlich iſt mir ein Genrebild: Mädchen bei Dalp mit Fiſchen im flachen Korb. Aber er malte auch mit blendender Technik groß-

artige Wandgemälde, auch für Privatpaläste wie das David Gutmannsche Haus in der „Heugasse“ — dem elegantesten Stadtteil. Bei der Einweihung wurde der Künstler sehr gefeiert. Ich hatte ein interessantes ästhetisches Gespräch mit ihm; gemütlich in einem entfernten Boudoir in einer dämmerigen Sofaecke sitzend, mit einer Zigarre zwischen den nervösen Fingern, setzte mir der Maler seine philosophisch-religiösen Ansichten auseinander, die ihn oft in seinen Gemälden zu einer nicht immer klaren Symbolik verführten. Eine seltsame Mischung in seinem Charakter machte ihn für mich als Psychologen zu einem anziehenden Rätsel: er war ein Grübler und zugleich ein Naturmensch trotz der raffinierten Sinnesfreuden, denen er gern huldigte. Auch dafür hatte man eine Erklärung: Canon gehörte zu den ringenden Künstlern — sie sind ein Typus — welche, wenn sie das eigene Ideal nicht voll erreichen, fast unwillkürlich einen Ersatz in gesteigertem Lebensgenuß suchen, und indem sie zu ergiebig leben, kürzen sie ihr Leben. Er starb 1885, erst 56 Jahre alt!“ — Er sann eine Weile nach, dann fuhr er fort: „Ungleich charaktervoller und reicher in der eigenen Ausgestaltung seines Lebens war Moritz Hartmann, der glühende Kämpfer für Freiheit und Volksrecht, der, bald tiefernst, bald satirisch (Reimchronik des Pfaffen Mauritius), trotz Gefahren und Verfolgungen immer und überall seinen politischen Idealen tatkräftig Geltung zu verschaffen suchte. Dabei in Wesen und Benehmen so beschaffen, daß ich, der ihn genau kannte, von ihm sagen darf: Er ist der liebenswürdigste Mensch, den ich je gekannt. Es gibt eine Liebenswürdigkeit, die sich immer gleich bleibt, immer anziehend und versöhnlich wirkt, und die doch nur Produkt der Erziehung, der Gewöhnung, des Willens ist; wertvoller und beglückender indessen ist die Liebenswürdigkeit, die ungewollt aus dem Gemüt entsprießt; sie ist wie der Sonnenstrahl, wahrhaft wärmend und belebend; diese besaß Hartmann im höchsten Grade.*)

*) Eine Persönlichkeit wie die Hartmanns verdiente eine eingehende Darstellung; die Lexika sind zu dürftig, und die dankenswerte Monographie von E. Ziel hält sich in den Grenzen des literarischen Essays.

Baron v. Mundy lebte gleichfalls in Wien. Er war hervorragend durch seine vielleicht einzig dastehende Kenntnis der Irrenverhältnisse und Irrengesetze aller Länder. Er hatte sich als Philanthrop die Irrenkunde zum speziellen Studium erwählt. Vielfach durch Griesinger angeregt, wandte er sich ganz besonders praktischen Reformen zu. So stellte er 1867 in Paris Zellen für Tobsüchtige aus, Einzelzellen mit Guttaperchawänden u. dergl., was die Kranken vor Selbstbeschädigung schützen sollte. Auch die neuerdings überall eingeführten Unfallstationen, die Wärmstuben u. a. m. sind zum Teil seiner Anregung und seinem Einfluß zu danken. In unserer von Griesinger und mir begründeten Berliner medizinisch-psychologischen Gesellschaft brachte ich manche der Reformvorschläge des Wiener Philanthropen erfolgreich zur Sprache.

Ein ausgezeichneter österreichischer Kavalier war ferner Graf Eugen Kinsky (geb. 1818). Aus dem alten berühmten Geschlecht stammend, war er ein Hauptvertreter des aufgeklärten modernen Zeitgeistes. Gegen den morschen Absolutismus kämpfend, wo er nur konnte, wußte er selbst in einer glänzenden Versammlung von Parlamentariern, in welcher Männer wie Mühlfeld, Berger, Giskra saßen, durch seine treffenden Kritiken, seinen Geist und sein Wissen allseitige Anerkennung zu erringen. Seine Kenntnisse auf staats- und volkswirtschaftlichem und finanziellem Gebiet waren hervorragend. Bekannt ist seine Ironie und Schlagfertigkeit. Als im Reichstag eines Tages ein Abgeordneter „vom juristischen Standpunkt aus" einen Antrag unklar fand, rief Kinsky spöttisch: „Ich bin nicht Jurist genug, um die Sache unklar zu finden!" Als ich ihn einmal wegen eines Offiziers befragte, antwortete Kinsky, den echten „weanerischen" militärischen Leutnantsjargon nachahmend:

„Dös Mistviech lest philosoph'sche Bicher!" —

Häufige Berührung hatte der Philosoph, wie wir gesehen, von jeher mit Dichtern. In Wien und Ischl verkehrte er gern mit Eduard von Bauernfeld, dessen Lustspiele teilweise geradezu

an den franzöſiſchen Meiſter Scribe erinnern. Sein Schauſpiel „Aus der Geſellſchaft“ verurſachte für die hochmütig-engherzige Kleingeiſterei der Wiener „Geſellſchaft“ geradezu eine Revolution auf den Brettern, die die Welt bedeuten. In Iſchl las der Dichter ſein Manuſkript „Der Alte vom Berge“ bei Lazarus vor, der zu dieſem Zweck eine Kaffeegeſellſchaft gab, bei der auch der „alte Deſſauer“, Muſiker und intimſter Freund Bauernfelds, und Schubert — das bekannte Freundſchaftskollegium —, ferner der Abgeordnete Ignaz Kuranda (Begründer der Grenzboten), ein Arzt, kaiſerlicher Rat Dr. Fürſtenberg, eine Frau Beifuß mit ihrer Tochter (nachmaliger Gattin des Bürgermeiſters von Wien, Grübl) und ihr Bruder Dr. Heinrich Jacques teilnahmen. Bauernfeld war „begierig wie ein Jüngling“, Lazarus' Urteil vor der Drucklegung einzuholen. — Leider ſind von ſeinen Briefen nur wenige erhalten, einer datiert vom 17. Februar 1872:

„Daß Sie ſich meiner erinnern, iſt mir Ehre und Freude zugleich. Für die Überſendung Ihres trefflichen Vortrages*) bin ich Ihnen dankbar. Ja wohl bedarf es der Sammlung und der Ergänzung, und das deutſche Volk hat ſich geſammelt; Männer wie Sie werden das Ideale, die Gemütskraft wach erhalten und zur nötigen Ergänzung beitragen. Bei uns iſt leider noch Chaos, das Materielle droht obendrein, und der beſſere Einzelne iſt mehr Ausnahme als Ausdruck des Ganzen. Gott beſſer's! —

Wir haben uns ſeit Iſchl leider nur ein einziges Mal und nur flüchtig berührt. Ich bin ſeitdem „offiziell“ ein Siebziger geworden! Mein noch älterer Freund Deſſauer, an welchem Sie, wie ich weiß, Anteil nehmen, kränkelt leider den ganzen Winter. Ein heftiger und äußerſt ſchmerzlicher Anfall machte uns ſehr beſorgt.“ Nach einigen Krankheitsdetails fährt er fort: „Ich habe im vorigen Monat ein paar hundert Briefe, Telegramme, Adreſſen uſw. erhalten, von denen ich viele zu beantworten, auch zahlloſe Beſuche zu erwidern habe. Wenn Sie mit Auerbach zuſammentreffen, ſo

*) „Ein pſychologiſcher Blick in unſere Zeit.“

teilen Sie ihm diese meine Bedrängnisse in meinem Namen gefälligst mit. Er möge nicht übel nehmen, daß ich seinen liebenswürdigen Brief noch nicht beantwortet habe." Wieder fragt er, ob man sich nicht in Ischl wiedersehen könne. Darauf fand in Ischl jene Vorlesung statt. Leider erblindete der Dichter in späteren Jahren. Es war ein großes Glück für ihn, daß das Schwesternpaar Fröhlich, das ihm seit Jahrzehnten das Hauswesen führte, trotz Alter und eigener Gebrechlichkeit in rührender Treue zur Seite stand.

* * *

Nachtrag. Der „Politische Volksverein" in Wien, unter dem Vorsitz des verdienstvollen, für alles Gute und Schöne begeisterten Dr. Hermann Fialla, lud uns im Winter 1896—1897, den wir Lazarus' schwankender Gesundheit wegen in Nizza verlebten, zu Vorträgen ein. Wir nahmen die Einladung an und reisten über Meran, das wir wegen unserer geplanten Übersiedelung kennen lernen wollten. Es war am letzten Märztage, und das Bozener Tal prangte in rosigem Frühlingsschmuck. In Meran gar blühten der Flieder und die Kastanie! Es erfüllte uns die Seele mit Hoffnungsfreudigkeit. — So fuhren wir nach Wien. Tiefbewegt gedenke ich jenes Abends, da wir feierlich-freundlich auf dem Bahnhof vom Präsidium des Vereins empfangen — die liebenswürdige Frau Julie Fialla hatte sich mir zu Ehren angeschlossen — und nach unseren mit herrlichsten Blumen geschmückten schönen Zimmern im Grand Hôtel geleitet wurden. Von da ab, zwei Wochen lang, gestaltete sich alles zu einem ununterbrochenen Huldigungsfest für Lazarus. Von früh 9 Uhr an versammelten sich befreundete und begeisterte Menschen um ihn, die ihn begrüßen wollten, und staunend sah ich, wie frisch und fröhlich er diesem liebevollen Andrang standhielt. Eine Gehobenheit der Stimmung herrschte, die mich ahnen ließ, daß jeder noch den vollen Eindruck dieser sanften, rührenden Persönlichkeit in sich aufnehmen wollte, ehe es zu spät sei ....

Unsere beiden Vorträge fanden am 11. und 13. April statt. Lazarus sprach über die „völkerpsychologische Bedeutung des Judentums", und ich schilderte meine religiöse Entwicklung („Ein Seelenkampf"). Der „Große Musikvereins-Saal", der 2065 Sitzplätze und mehrere Logenreihen enthielt, war so voll, daß die Zuhörer, die nicht Platz gefunden, in mehrfachen Reihen an den Wänden standen. Gern möchte ich die köstlichen Tage und die ergreifenden Abende schildern, nach denen man in den beteiligten Kreisen, ja nach Jahren noch, in der Presse von den „Lazarus-Wochen" sprach, aber ich bescheide mich, im Sinne meines bescheidenen Mannes, und muß auf damalige Zeitungsberichte verweisen. Nur so viel: die Aufnahme, die wir gefunden, gehört zu den letzten großen und schönen Eindrücken, die er noch erlebt hat. —

Kennzeichnend in mehrfacher Beziehung ist ein Brief aus jenen Tagen von dem Gesandten und Minister a. D. Dr. Karl von Scherzer, der ihm nachmals ein eingehendes Feuilleton in der „Neuen freien Presse" gewidmet hat. Der ausgezeichnete und so vielfach verdienstvolle Gelehrte schreibt:

Görz, 15. April 1897.

Verehrtester Herr und Freund!

Es drängt mich, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin meine Freude, Bewunderung und Genugtuung darüber auszusprechen, daß Sie den Mut und die Lust hatten, in dem antisemitisch verseuchten Wien einige Vorträge über Ihre religiösen Grundsätze zu halten. Wäre ich nicht von einem katarrhalischen Leiden befallen gewesen, so hätte ich sicher die Reise von hier nach Wien nicht gescheut, um den beiden Vorträgen beizuwohnen. Ich hoffe, diese erbärmliche antisemitische Bewegung hat in Wien ihren Kulminationspunkt erreicht und ist im Niedergang begriffen. Was ist doch aus dem Wien des 1848er Jahres geworden!!

Sie wissen wohl, daß ich seit einigen Monaten nach 42jähriger amtlicher Tätigkeit in den Ruhestand getreten bin und mich — vorläufig — in Görz bei Triest niedergelassen habe.

Vielleicht beehren Sie auf der Reise nach dem Süden Gorizia und gönnen uns das Glück eines Wiedersehens, sowie die Ehre, die persönliche Bekanntschaft Ihrer Frau Gemahlin zu machen.

Mit Herz und Hand

in treuer Ergebenheit Ihr Scherzer.

Scherzers Worte über den Antisemitismus gewinnen noch höhere Bedeutung, wenn man bedenkt, welch ein reifer Geist er war. Wie kaum ein anderer war er berufen, ein Urteil zu fällen. Selten ist ein Leben so reich gewesen wie das dieses Mannes, der es vom Setzerlehrling zum Minister gebracht hat. Das Aufsehen, welches seine Berichte über einen dreijährigen Aufenthalt in Amerika erregt hatten, veranlaßte seine Teilnahme an der berühmten Novaraexpedition. Auf drei Weltreisen hat er sich als hervorragender Forscher bewährt. Im Handelsministerium und als Generalkonsul in Smyrna und London, in Leipzig und Genua hatte er Gelegenheit, seine Fähigkeiten zu betätigen. Mit 78 Jahren fuhr der praktische Völkerpsycholog das letzte Mal über den Ozean nach Brasilien. Er erfreute uns 1901 in Meran durch seinen Besuch. Der noch immer auffallend stattliche Achtzigjährige war von erstaunlicher Rüstigkeit, fast Jugendlichkeit. Ein Jahr nach Lazarus ist Scherzer zu der Ruhe eingegangen, die er sich im Leben nicht gegönnt hat.

Als 1899 der „Politische Volksverein" zu Lazarus' 50jährigem Doktorjubiläum in Wien eine Festfeier veranstaltete und dem durch Leiden in Meran gefesselten Jubilar eine Einladung und eine Adresse sandte, antwortete dieser nach seinen einleitenden Dankesworten:

„Es ist mein Stolz, wenn ich glaube, daß Sie bei aller Herzensfreundlichkeit für mich doch nicht sowohl meine Person ehren, als den Gedanken huldigen wollen, die uns verbinden, und den Gesinnungen, die uns vereinen.

Es ist jetzt keine Zeit, frohe Feste zu feiern: aber alle Vereinigungen, alle Zusammenkünfte sind jetzt gut, ob festlich heiter oder arbeitsernst, ob praktisch gerichtet oder theoretisch verwertet, alle Zusammenkünfte sind Kontrollversammlungen! — Die zum Kampfe berufen sind — und alle sind berufen! — sollen sich treffen, ihrer Einheit und Zusammengehörigkeit inne werden, sie sollen einander den Mut und die Ausdauer stärken, den Gedanken Klarheit und Richtung, den Plänen Energie geben und ganz besonders die Zuversicht befestigen auf endlichen Sieg, auf den Sieg, der dem Besiegten noch wertvoller ist als dem Sieger, — auf den Sieg der Gerechtigkeit!"

Vierzehntes Kapitel.

Schönefeld.

Schönefeld! ein Wort, welches das Lieblichste umschließt, das Lazarus und mir in den ersten Frühlings- und Sommermonaten nach unserer Hochzeit (April 1895) geworden, ehe im Herbst ein schwerer Unfall ihn heimsuchte.

Seltsame Fügung: in Herrenalb, wo kleinlicher Mißdeutungen wegen mir eine Lüge zugemutet wurde — lügen konnt' ich nicht, aber ich zog mich zurück —, erlitten Lazarus' Mitteilungen eine jähe Unterbrechung.

Zwei Jahre hindurch, vom Sommer 1893 bis 1895, wurde nichts aufgeschrieben, aber gerade übelwollender Unverstand förderte das Verständnis zwischen Meister und Schülerin.

Nach unserer Einkehr in den idyllischen Landsitz wurden die Aufzeichnungen fortgesetzt. Durfte ich bisher nur zagend und zögernd an die Niederschrift gehen, so konnte ich nun desto freier und fröhlicher die Erzählungen und Bemerkungen meines Gatten zu Papier bringen. Form und Inhalt haben darunter gewiß nicht gelitten. —

Wenn man nordwärts die Schornsteine Leipzigs hinter sich gelassen, trifft man auf eine alte Lindenallee. Die Bäume sind zum größeren Teil so zersplittert und verwittert, daß viele der klaffenden Stämme nur noch durch Eisenringe zusammenhalten. Längst verdienten sie durch jüngeren Nachwuchs ersetzt zu werden. Wenn ich recht gehört habe, ist es der Patronin des Ortes, Baronesse von Eberstein, die von ihrem dort benachbarten

Stammschloß aus unsichtbar und unnahbar ihre alten verbrieften Rechte nachdrücklich zur Geltung brachte, zu danken, daß den alten Riesen kein Zweiglein gekrümmt wurde. Dafür ließen sie sich die eiserne Umarmung so gut gefallen, daß ihre Kronen jahraus, jahrein lustig grünten. Verwundert schweift des Wanderers Blick von den fast metergroßen, mit Lehm verklebten Wunden der oft ganz abenteuerlich verbeulten und verbogenen Stämme hinauf zum duftenden Blätterdach, in dem Tausende von Sperlingen zwitschern und Scharen von Bienen die Blüten umschwärmen und ihre süße Nahrung finden.

Rechts und links Kornfelder — im Herbst Stoppeln, von denen aus die Knaben jauchzend ihre Drachen steigen lassen. Am Ende der Allee ein Stück gekrümmte Dorfgasse, um die Ecke und über die breite Hauptstraße weg ein von schlichtem Zaun umhegtes, durch hohe Bäume verdecktes ausgedehntes Grundstück. Ragende Kronen alter Linden, Akazien, indischer Götterbäume und allerart Koniferen verraten, daß es da drin gar lauschig und schattig sein müsse. Das weit zurückliegende Wohnhaus ahnt man mehr, als daß man es sähe. Begrenzt wird das Grundstück auf der einen Seite durch einen kleinen Park, dessen poetische Verwilderung einen hübschen Gegensatz bildete zu der ordnungsgemäßen Pflege des Gartens.

Geht man den Privatweg, der sanft ansteigend Garten und Park voneinander trennt, hinauf, so kommt man über Wiesen nach Abtnaundorf. Überall wird der Horizont begrenzt durch Bäume und vielerlei Gebüsch, überall blumenpflückende Kinder, muntere Jugend. Allzu munter! aber dennoch nicht störend, denn wir liebten die Kinder. Durch die Landschaft dehnt sich eine blendend weiße Chaussee, — wie überflüssig daliegend, weil selten befahren. Der Hauptverkehr des Ortes war von hier aus unsichtbar, unhörbar; alles in allem ein Bild ländlicher Ruhe und Weltabgeschiedenheit.

Das war die Nachbarschaft des bescheidenen Sommersitzes, den Lazarus sich 1873 erwarb, um einmal im Jahr auf kurze Zeit vom Großstadttrubel auszuruhen; nicht von der Arbeit, denn er

hat gerade hier die schwierigsten Probleme durchdacht und die tiefsten Gedanken entworfen. Hier bearbeitete er im Sommer 1877 seine gewichtigste psychologische Monographie „Geist und Sprache“ und vier Jahre später den dritten Band seines „Leben der Seele“, hier auch sind seine Vorträge und Abhandlungen als „Ideale Fragen“ redigiert und vereinigt worden und entstand später sein „Jeremias“; hier verfaßte er den ersten Band seiner „Ethik des Judentums“, den ich ihm — er umfaßte im Manuskript etwa 1000 Seiten — in druckfertige Reinschrift brachte. Und welcher Briefwechsel wanderte von hier aus in alle Weltgegenden!

Aber auch ein anderes belebte diese Idylle: eine grenzenlose Gastfreundschaft. Wer von den Freunden hat sie nicht einmal genossen?

Das langgestreckte alte Haus bot nur im Parterre die eigentliche standesgemäße Wohnung, die aus wenigen Zimmern bestand und einem hübsch in Weiß dekorierten, direkt in den Garten führenden Salon. Südwärts befand sich die geräumige, mit hohen Glaswänden und breiter Freitreppe versehene Veranda. Im nördlichen Anbau waren die große Küche und bequeme Wirtschaftsräume mit Kammern und Kämmerchen untergebracht. Im ersten Stock jedoch, zu welchem eine altehrwürdige Wendeltreppe hinaufkletterte, reihten sich an einem breiten, hellen Korridor entlang mehrere entzückend gemütliche Stübchen, deren Fenster von allen Seiten ins Grüne guckten. Einige größere Zimmer mit wunderhübscher Aussicht nach der Westseite beherbergten Steinthals eigene sommerliche Wirtschaft und Einrichtung, denn er und seine ganze Familie hatten hier ein für allemal ihr festes Sommerquartier, natürlich unentgeltlich. Es war ihm und seinen Angehörigen dadurch eine Gastfreundschaft geboten, die mehr als alle kostspieligen Badereisen und mit Hotelleben verbundenen Erholungsfahrten den schrankenlosesten, erquickenden Naturgenuß sicherte und zugleich den beglückenden, ungestörten Umgang mit seinem Schwager ermöglichte. Als fröhliche Zugabe wurde dann noch Steinthals die anregende und angenehme Unterhaltung gewährt mit all den interessanten Menschen,

welche Schönefeld beſuchten. Wahrlich, all das durch ein ſeltenes Geſchenk des Schickſals, das ihm und den Seinen durch ein Menſchenalter hin einen Lazarus zur Seite gab! —

Oſtwärts konnte man die Sonne zwiſchen zwei am Eingangstor des maſſiven Gartenzaunes ſtehenden mächtigen Pappeln aufgehen ſehen, Pappeln, ſo himmelhochragend und laubreich, wie ein menſchliches Auge ſie ſelten geſehen. Südlich über der Veranda lag das Roſenſtübchen, ſo benannt nach ſeiner Tapete, die auf hellem Grund zierliche Roſenſträußchen zeigte: danach waren der Stoff der Gardinen, Bettdecken, Möbelüberzüge, Waſchtiſch- und Toilettentiſch-Falbeln uſw. gewählt worden. Das Ganze machte einen ſo lieblichen, mädchenhaften Eindruck, daß hier nur das „ſchöne" Geſchlecht reſidierte. Die Fenſterchen ſahen über den ſchönſten Teil des Gartens hinaus, über ſamtne Raſenflächen, umſäumt von edlen Lorbeer-, Myrten- und anderen ſeltenen und ſchönen Pflanzen. Die Anlage der gewundenen, durch Gebüſch hin und wieder verdeckten Wege war ungemein klug und kunſtgemäß, das Werk eines wahrhaft gebildeten Gärtners, wenn ich nicht irre, namens Krauſe. Inmitten eines Raſenteppichs, von Oleanderbüſchen umgeben, thronte ſymboliſch eine ſchöne „Gaſtfreundſchaft".

Noch köſtlicher aber als im Roſenſtübchen war es im Reſeſtübchen, das den großen Vorzug wahrhaft erquickender, ſchattiger Kühle hatte, während jenes durch ſeine allzu verſchwenderiſche Sonnigkeit in bezug auf die Temperatur oft einem Schmortöpfchen auf glühenden Kohlen nicht unähnlich war. Aber im Reſeſtübchen, auch in den Farben wohlthuend dunkel gehalten, wie blieb es da friſch und kühl! Von den Fenſtern konnte man direkt in die Krone einer roten Kaſtanie ſteigen, deren Zweige diesſeits ſich immer ſo recht freundſchaftlich zutulich ins Zimmer drängten.

Dieſes trauliche Gemach hatte ſeinen Namen von ſeinem hauptſächlichſten, oft monatelang dort hauſenden Bewohner, dem Oberſt Ernſt Reſe.

Er war Lazarus' Studiengenoſſe in Braunſchweig und Berlin geweſen. Von Haus aus Philolog und Hiſtoriker, kam er durch

den Holſteiniſchen Krieg zum Militär und war dabei geblieben. Man hielt ihn, um ſeine hervorragenden wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und Fähigkeiten im Dienſt des Offizierbildungsweſens zu verwerten, darin feſt. Er beſuchte die Kriegsakademie, diente vor der Front und im Generalſtabe, war dann Direktionsmitglied der Kriegsakademie und ſchließlich Leiter des Plönſchen Kadettenhauſes.

„Reſe hätte das Zeug zum Schriftſteller gehabt", bemerkte Lazarus einmal zu mir, als ich mich anerkennend über den Briefſtil ſeines Freundes äußerte, „insbeſondere zum militäriſchen. Seine Briefe über die erſten Hefte unſerer Zeitſchrift für Völkerpſychologie waren ſo eindringend und lehrreich, daß ich ſie wohl hätte abdrucken mögen."

„Warum geſchah es nicht?"

„Unmöglich", lachte er. „Sie waren zugleich viel zu witzig und viel zu ſchlagfertig und kritiſch — er hätte uns einige unſerer beſten Mitarbeiter weggegrault. Nein, nein, das ging nicht an."

Alljährlich war Reſe während ſeines Urlaubes Gaſt in Schönefeld, wo er ſich ſo wohl fühlte, daß es ihm zur zweiten Heimat wurde. Ein Brief von Lazarus über Schönefeld an ſeinen Reſe kennzeichnet ſo anſchaulich ſeine Liebe zur Natur, daß er hier verewigt ſei:

Schönefeld bei Leipzig, 7. September 1873.

Mein lieber Reſe!

Ich glaube in Nauheim war's und im Mittſommer, wo ich Dir von der erſten Hälfte unſeres Sommerlebens erzählt und den Plan der zweiten mitgeteilt habe. Die Badezeit, welche etwas über drei Wochen gedauert und am 6. Auguſt beendet war, iſt glücklich verlaufen — folgt Bericht über die Zuſtände ſeiner immer kränkelnden erſten Frau Sara, dann fährt er fort: „Alle die mediziniſchen und Sanitätskontroverſen aber ſind ſo gut wie vergeſſen, ſeit wir hier auf unſerem Landſitz ſchnell eingelebt waren. Geſtern ſind es volle vier Wochen, ſeit wir das hieſige Kantonement bezogen haben, und ſie zählen zu den ſchönſten und glücklichſten, die ich erlebt habe. Du weißt, daß

wir uns immer danach sehnen, Dich bei uns zu haben, daß Du unser Leben teilen mögest und das unsrige durch Deine Teilnahme noch mehr gestärkt und genossen werde; aber selten war diese Sehnsucht in mir so stark wie jetzt. Ja, weshalb denn? was ist denn los? Beinahe gar nichts, als daß uns eben wohl ist.

Von allem, was man landschaftliche Schönheit nennt, mußt Du in Deiner Phantasie gleich absehen; wir sitzen einfach in der ländlichen Stille eines ganz ländlichen Hauses in der glanzlosen Ebene nahe bei Leipzig; ein wackerer Droschkengaul fährt uns von hier in 20 Minuten nach der Katharinenstraße Nr. 6. Aber wir wohnen ganz bequem im Parterre unseres Hauses, dessen ganzer erster Stock unbesetzt ist; von allen Seiten ist es vom Garten umschlossen, und unser Blick fällt immer ins Grüne. Der Garten, von mittlerer bürgerlicher Größe und Schönheit, mündet in die Dorfstraße, so daß wir nicht das Gefühl der Einsamkeit haben; aber das Haus selbst — nebst Gärtnerhaus, Gewächshäusern, Stallung ꝛc. — liegt so weit zurück, daß wir keinem Nachbar sichtbar sind. Geradeaus von unserer Veranda blicken wir nur auf Rasenflächen, die von Blumenboskets unterbrochen, von Bäumen und Gesträuchen dicht und tief umschlossen sind; zur Seite liegt der Blumen- und Gemüsegarten. Schattige Plätze sind für jede Tageszeit zu finden. Eine besondere Erquickung aber bietet ein kleiner Park, dessen Bäume etwas über ein Menschenalter — zu 30 Jahren gerechnet — haben, der nicht größer ist, als daß man alle seine Pfade in 12 bis 15 Minuten durchmessen haben kann, aber so voller Abwechslung und von so sinniger Ordnung gepflanzt, daß ich noch alle Tage neue Schönheiten darin entdecke. Alles aber, Garten und Park, ist wiederum von Feld und Wiesen umgeben, die zwar nicht uns gehören (nur nach einer Seite haben wir ein gut Stück Feld), aber das Auge erfreuen und Staub nur als eine ferne Erinnerung erscheinen lassen. — — Vieles von unserem Wohlbefinden wird auf Rechnung der Neuheit zu setzen sein, und ich lerne den Sinn des alten biblischen Militärgesetzes innig be-

greifen, daß, „wer einen Weinberg erworben und noch nicht Lese gehalten, für ein Jahr vom Kriegsdienst befreit bleibt" — weil sein Herz in der Heimat ist.

Ist es nicht ein eigenes Schicksal, daß ich in dies gelobte Land der süßen Sommerstille und Ruhe nur hineinsehen darf? — daß gerade in dem Jahr, in welchem ich diesen Sitz gekauft habe, die Professur endlich gekommen ist, die mich ihn in der Folge zu genießen wahrscheinlich ganz verhindern wird? Dennoch bin ich weit davon entfernt zu murren. Weiß ich doch, daß der gegenwärtige Genuß nicht bloß durch die vorausgesehene Entbehrung in den nächsten Jahren, nicht bloß durch die Hoffnung auf eine spätere Zukunft, sondern am meisten durch die Beziehung auf die nächste Lehrtätigkeit erhöht und geweiht wird. Ich lebe jetzt gleichsam im Brautstande meiner Professur; nirgends besser und nirgends fruchtbarer könnte ich ihn verleben. Unter einer großen Linde am Rande meines Gartens, mit dem Blick auf meinen nahen und hinter Wiesen auf einen fernen Park, habe ich ein einfaches Podium bauen lassen. Dort sitze ich an regenlosen Tagen, prüfe, ordne und ergänze ein Heft über Psychologie. Mir gegenüber sitzt ein der Stenographie kundiger Student, den ich bereits für meine Collegia in Berlin angeworben habe; auftauchende Gedanken werden sofort hingesprochen und (ohne die oft leidige Störung des eigenen, langsamen Schreibens) festgehalten. Mit dem Privatkolleg über Psychologie bin ich seit gestern fertig; das Publicum über Völkerpsychologie zu bearbeiten, will ich morgen anfangen.

Nicht wahr, mein Geliebter, Du findest es recht, daß ich meinen Brief an Dich auf einen solchen Tag verschoben habe? Nun kannst Du in der Phantasie anschaulich und froh mit uns leben, aber auch unsere Sehnsucht begreifen, Dich bei uns zu haben.

Ich habe Dir den Vormittag geschildert, der in fester Arbeit von 9—1 Uhr dauert, nachdem vorher ein frischer Gang

in Garten und Park auch das „Kind“*) im ungenierteſten Negligé beweglich gemacht hat und das im Freien genoſſene Frühſtück oft durch ein wenig Lektüre gewürzt war.“ Er erzählt weiter, wie er dann nachmittags von 4—7 Uhr in Leipzig ſeinen „weltlichen Geſchäften“ obzuliegen hat, und fährt dann fort: „Jeder Abend bringt ordentlich eine frohe Heimkehr und wird dann meiſt ganz im Freien verlebt; nicht ſelten ſind befreundete Gäſte da, und noch ſpät wird, wenn meine Frau den Penaten ihre drei Partien „66“ geopfert hat, der Tag mit leichter Lektüre beſchloſſen. Welche Stimmung ich dann ſuche und finde, wird

*) Wie charakteriſtiſch für Lazarus' humoriſtiſche Liebenswürdigkeit, ſeiner um mehr als 20 Jahre älteren Lebensgefährtin gerade dieſen Koſenamen zu geben! — Sie ſtarb im März 1894. Für Lazarus bedeutete dies eine Erlöſung. Angeſichts der mit ihr getriebenen tendenziöſen Verhimmelung muß dieſe Wahrheit einmal ausgeſprochen werden, um ſo mehr, als er ſie ſelbſt in ſeiner grenzenloſen Güte verſchleierte und auch ſeine intimſten Freunde nie ahnen ließ, was er während der 44 Jahre ſeiner Ehe gelitten hat. Ihre Briefe an ihn enthüllen einen erſchreckenden Egoismus. Nur ein Beiſpiel: „Meine heutige Nacht war durch eine Dummheit eine ſchlechte. Es war 1 Uhr — ich hatte noch zu kämpfen, ſchlief alſo noch nicht —, da mit einem Male wird in einer Weiſe geklingelt, daß mir das Herz faſt ſtill ſteht. Ehe noch geöffnet werden konnte, wiederholte ſich der Wahnſinn dreimal. Endlich kam die verdammte einliegende Depeſche, mit der ich nichts Beſſeres anzufangen weiß, als ſie Dir ſchicken. Ich wollte ſie erſt hier an einen des rumäniſchen Comités ſchicken; allein dieſes hätte doch ohne Dich keine endgültige Meinung abgegeben, und ſo müſſen die Herren warten.“ — Der Notſchrei ihrer Glaubensgenoſſen hat die noch Wachende geſtört. Das allein beklagt ſie! — Im übrigen enthält der Brief — und das iſt ſtereotyp — nichts als Aufträge, zumeiſt diktiert von der Sorge um ihr leibliches Wohl. So gehörte es u. a. zu Lazarus' Pflichten, wo immer er auch war, allerhand Ärzte aufzuſuchen, um ſie über ihren Zuſtand zu befragen, obwohl ſie ſchrieb: „Schon vorher weiß ich: ſie wiſſen niſcht.“ Selbſt nach einer leeren Weinkiſte ſoll der Philoſoph recherchieren: „Es wäre doch hundsſöttiſch, ſollte ſie verloren ſein ... Ich weiß, Du biſt überlaſtet, und ich mache Dir noch mehr Mühe. Aber ich bin nun einmal ſo.“ — In ſeinen vornehmen und unverdroſſen geduldigen Antworten hat er ſie leider nie fühlen laſſen, wie ſie ihn quälte. Schonte ſie doch ſelbſt ſeine nächſten Verwandten, auch ihre treue Pflegerin nicht, die ſie in ihren Briefen gern mit derben Namen aus dem — Tierreiche bedachte! A. L.

Dir der Name Boz-Dickens sagen, von dem ich hier bereits zwei Romane und eine Novelle so als Randverzierung der Tagesarbeit genossen habe."

Einige Male, wenn auch nur auf kürzere Zeit, meist auf der Durchreise durch Leipzig, machte Theodor Fontane mit seiner Frau einen Abstecher nach dem Tuskulum des gelehrten Freundes. Der Dichter mit jenem von seinen Verehrern und Verwöhnern wenig bemerkten, kaum beachteten, nie kritisierten Goetheschen „schönen Egoismus" schien sehr empfänglich für schrankenlose Gastfreundlichkeit. „In wie vielen Gestalten, teuerster Leibnitz," schreibt er im Juni 1890, „habe ich Sie nun schon gesehen, immer ein anderer, wie der Seruger in Rückerts Makamen, wenn mich eine dunkle Reminiszenz an eine unter Philipp Wackernagel auswendig gelernte Geschichte nicht täuscht. Philosoph, Redner, Arzt und nun auch Landwirt und Gärtner. Ein Glück, daß ich 70 bin, wo alles aufhört, sonst hätte mich ein Neid befallen." Naiv ist sein unwillkürliches Bekenntnis, daß er Rückerts Makamen nicht aus eigener Lektüre kennt.*) In der sorglosen Empfänglichkeit für Lebens- und Naturgenuß war er dem alten Leopold Zunz ähnlich, wenn auch sonst zwischen diesen beiden wie Tag und Nacht verschiedenen Berliner Originalen keinerlei Analogie herrschte.

Ein anderer Berliner — wie Fontane ein eifriger Rütlione —, der Geheime Rat Karl Zöllner, war gleichfalls ein gelegentlicher Bewohner des Refestübchens. Von diesem trefflichen Mann wird im „Rütli" ebenfalls die Rede sein; hier mögen nur als Probe seiner allezeit bewährten, auch in späteren Leidensjahren niemals verleugneten humoristisch-liebenswürdigen Rede- und Umgangsform zwei Briefchen folgen, weil sie auf Schönefeld Bezug nehmen.

---

*) Ein Pendant dazu ist die eines Tages durch Postkarte an Lazarus gerichtete Anfrage, ob der Vocativus „mi fili" richtig sei!

Motto: Du haſt mich mächtig angezogen!

Teuerſter Leibnitz!

So will ſich denn über die geſegneten Fluren von Schönefeld bei Leipzig entladen, was Sie ſelber heraufbeſchworen haben! Am nächſten Dienstag, den 18. huius, gedenken wir hier die Zelte abzubrechen und um 10 Uhr vormittags gen Leipzig abzudampfen, woſelbſt wir kursmäßig (nicht zu verwechſeln mit kurmäßig) um 4 Uhr 20 Minuten nachmittags eintreffen ſollen. Wir würden uns dann ohne Aufenthalt einem ſehnſuchtgepeitſchten Zweigeſpann anvertrauen, ſo daß wir etwa zwiſchen fünf und ſechs Uhr nachmittags drei Mann hoch, nämlich Mann, Frau und Tochter Anna, genannt Titus, auf der Villa Lazarus eintreffen, um dort am Buſen der Freundſchaft und der Natur in 36 Stunden bis zum Donnerstag morgens 8 Uhr mehr zu gewinnen als in des Jahres Einerlei — vorausgeſetzt, daß nicht noch aus irgend einem Grunde eine Kontreordre ſeitens der liebenswürdigen Gaſtgeber eintrifft.

Alles weitere der in lieblicher Ausſicht ſtehenden mündlichen Berichterſtattung vorbehaltend, mit Gruß und Handſchlag

Ihr getreuer Chevalier
(mit'n Brunnenduſel).

Bad Elſter, den 13. Auguſt 1874.

Der Beſuch fand ſtatt, und kaum iſt Zöllner heimgekehrt, feuert er folgendes Liebesbriefchen ab:

Verehrte, teure Freunde!

Glücklich — trotz der Anhalter Bahn — in Berlin angekommen und alles, namentlich auch unſeren Karl Friedrich, in ſchönſter Ordnung vorgefunden habend, müſſen wir vor allem Ihnen heute noch einmal ſagen, daß der Schönefelder Abſtecher der alles andere verdunkelnde Lichtpunkt unſerer diesjährigen Sommerreiſe iſt und bleiben wird. Sie verſtehen das Wort des ſeligen Marquis Poſa: „Das Leben iſt doch

schön!" neu zu wecken. Mit den herzlichsten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr dankbarer Chevalier
nebst Frau und Kind.

Der berühmteste „Rütlione" aber, der das Stübchen bewohnte, war der Berliner Reichskanzler im Gebiete der Malkunst, der Altmeister Adolf Menzel.

Die kleine große „Exzellenz", wie man ihn als Ritter des Schwarzen Adlers zu seinem Gaudium titulierte, zeigte sich auch in Schönefeld in ihrer ganzen ungefährlichen Borstigkeit. Kurz angebunden wie immer und hier stets ausgerüstet mit seinem zeichnerischen Handwerkszeug, stiefelte er unermüdlich als aufspürender Naturfreund überallhin, wo er etwas Skizzenwertes witterte; besonders erpicht war er auf versteckte Schönheiten: im Halbschatten daliegende schmutzige Scherben, ein Stück halbzerbröckelter Mauer, dörfliche „Käsehochs", die sich im Sande kugelten, barfüßige Prinzeßchen, die an sperrenden Wegeketten und Holzzäunen ihre Schaukel- und Kletterkünste zeigten. Er fand auch an Dingen ein künstlerisches Gefallen, an denen der gewöhnliche Sterbliche achtlos, ja wohl gar verachtend vorübergeht. Einmal kam er mit seinem Gastfreund an die Ecke des Nachbargrundstückes, dessen verwahrloster Zaun an der Wiese einen Schlupfwinkel bot für allerlei Kehricht, Abfälle, zerbrochenes Geschirr und so weiter. Das Ganze war von der Mittagssonne goldig überstrahlt. Da hätte man den aufleuchtenden Blick der scharfen Augen sehen sollen! Aber er ließ das Skizzenbuch stecken. „Wer das malen könnte!" rief er bewundernd und schmunzelte, jenes nasale Schmunzeln, mit dem er nachdenkliche Befriedigung zu begleiten pflegte. Dieses sinnende Entzücken über den Kehrichthaufen in der Sonne gibt eine Lösung des Rätsels, warum diese beiden so verschieden gearteten Männer sich so zueinander hingezogen fühlten: der Humor und die Liebe zur naiven Wirklichkeit verband sie. Daß er sofort nach seiner erstmaligen Ankunft das Prachtexemplar der alten mächtigen Linde zu skizzieren

anfing, die in der äußersten Nordostecke des Grundstückes stand, war selbstverständlich; bildete doch diese Linde ein Unikum an Schönheit. Die geräumige Veranda um den Stamm herum, deren zehn Stufen der Altmeister jugendlich hinaufstieg, gewährte ihm ein trauliches Lugaus, von dem aus er die ganze Gegend bis zum Bach und zum Abtnaundorfer Park hin überschauen konnte. Er entdeckte auch sofort den eisernen Ring, der zum Halt und zur Stütze dem vor Jahren durch einen Blitzstrahl beschädigten Stamm durch Lazarus' Fürsorge umgelegt worden und der nun von der nachwachsenden Rinde schon fast bedeckt war. Die riesige, unübersehbare Baumkrone, einen Teil des Gartens und der Straße weit überdachend, beherbergte in ihrem duftenden, weißgelben Blütenmeer — es war im Juni — wohl Millionen Bienen, deren Gesumm und Gebrumm Menzel höchlich ergötzte. Mit der Hand am Ohr stand er oft eine Minute lang und hörte zu. „Du hättest ihn dabei sehen sollen", sagte mir Lazarus, „das reine Kind."

Gewöhnlich gingen beide zwischen den Wiesen nach Abtnaundorf hin. Eines Abends blieb Menzel stehen und starrte zur Erde. Was war's? — ein Häufchen Pferdeäpfel.

„Das kann ich brauchen, das male ich morgen!"

Lazarus lachte über den Scherz, dafür hielt er es; aber Menzel ging wirklich in aller Frühe — er, der Spätaufsteher! — noch vor dem Frühstück mit Pinsel und Palette hin, damit ihm der Straßenkehrer nicht etwa die Geschichte wegfege!

Diese Linde ist auch auf einer Photographie verewigt worden. Möge sie von der um sich greifenden Parzellierung und Mietskasernenbauerei noch lange verschont bleiben und fortgrünen in ihrer Pracht als Wahrzeichen beglückender Naturkraft!

Eines vierten Rütlionen sei noch herzlich gedacht, der hier war, des Senators Karl Eggers. Angeregt durch seinen älteren Bruder, den berühmteren Friedrich Eggers, verfaßte er reizende Gedichte und wertvolle kunsthistorische Abhandlungen. Beide Brüder gaben gemeinsam „Tremsen" — Kornblumen — heraus, Gedichte in plattdeutscher Mundart. Seiner freisinnigen Richtung

wegen wurde Karl seinerzeit durch mecklenburgische Machtunvollkommenheit — er stammte aus Rostock — die Universitätslaufbahn verschlossen. Zur Entschädigung wählten ihn später die aufgeklärten Mitbürger seiner Vaterstadt zum Senator, und es wurde ihm auch eine Richterstelle übertragen. Obwohl seine Begabung ihn entschieden zur Dichtkunst und Schriftstellerei hinzog, konzentrierte er seine Kräfte auf gewissenhafte Ausübung seiner Ämter. Durch wachsende Liebe und Anerkennung seiner Mitbürger reich belohnt, gab er dennoch wegen zunehmender Leiden allmählich seinen amtlichen Beruf auf. Ein sechsjähriger Besuch Merans in Südtirol stellte seine Gesundheit wieder her, aber er blieb ein amtsfreier Mann und folgte nun, nach seiner Übersiedelung nach Berlin, seinen schriftstellerischen Neigungen. Friedrich Eggers hatte indessen den ersten Band der großen Rauch-Biographie geschrieben, als er 1872 starb. Karl vollendete nun das Werk und ließ noch vier Bände erscheinen. Er war im geselligen Umgang einer der angenehmsten Menschen und einer der besten Zuhörer; nur Jacob Bernays kam ihm darin gleich, allein mit dem großen Unterschied, daß, wenn Bernays eine lange Weile genug zugehört hatte, er seinerseits zum munteren und unterhaltenden Sprecher wurde; der immer nachdenkliche Karl Eggers aber war redefaul und deshalb besonders in Schönefeld nur zu zweien, wenn nämlich Lazarus das Wort führte, am besten zu genießen.

Ihm verdankten wir später den auf Grund seiner günstigen Beobachtung des Meraner Klimas erteilten Rat, dahin überzusiedeln. Er hat auch ein lesenswertes Werkchen über Meran und seine kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Schätze veröffentlicht. (Ich habe seine freundliche Persönlichkeit erst in Berlin kennen gelernt, als er meinen Mann nach dessen plötzlichem Unfall teilnahmvoll besuchte. Als begeisterter Anhänger der Gabelsbergerschen Stenographie verehrte er mir seine ausgezeichnete Bearbeitung derselben. Bis zu seinem im Juli 1900 erfolgten Tode blieben wir im freundschaftlichsten Briefwechsel, und wir bewahrten dem trefflichen Manne das herzlichste Gedenken. Er war einer der wenigen Getreuen!)

Eine ganz anders geartete Erscheinung (die Gegensätze haben oft etwas Dramatisches!) war der Dichter des romantischen „Wilden Jäger“ und des „Tannhäuser“. Die Titel seiner Dichtungen verraten nicht, daß er seines Zeichens Tuchfabrikant gewesen war; der solide Stoff, den er von seinem Vater übernahm, verflüchtigte sich beim Sohn zu luftigen Phantasiegebilden.

Julius Wolff hüllt sich am liebsten in seinen romantischen Mantel. Charakteristisch für die Art und den Eifer Berthold Auerbachs, Menschen, die einander etwas sein konnten, zusammenzubringen, war es, wie er Lazarus' Bekanntschaft mit dem Dichter vermittelte. Im zweiten Bande des „Leben der Seele“ war bemerkt: „Neuerdings hat Julius Wolff in seinem mit allen Reizen der Form umstrickten und umstrickenden ‚Rattenfänger von Hameln‘ ganz köstliche Spiele der Lautmalerei aufgeführt.“ — Nachdem Auerbach diese Anmerkung gelesen, fragte ein Billet von ihm bei Lazarus an, ob er Wolff kenne und zu ihm in Beziehung stehe. — Auf die Verneinung schrieb er sofort an letzteren, um ihn auf die Stelle aufmerksam zu machen. Wolff schickte nun Lazarus am Weihnachtsmorgen 1877 folgendes Dankpoem:

„Daß mir's mit Katz und Maus geglückt, —
Macht: ich bin Rattenfänger;
Daß ich manch Mädchenherz berückt, —
Auch etwas Minnesänger.

Daß ich des Zechers Durst geschürt,
Macht wohl mein eigen Dürsten,
Und Landeskinder ausgeführt,
Das taten nach mir Fürsten.

Doch daß auch den gelehrten Mann
Mein schlichtes Lied bestrickte,
Ist mehr als alles Hoffen sann,
Das sich dem Spielmann schickte.

Du habe Dank! mir ist dein Wort
Als hoher Ruhm erschienen,
Und stolz darauf, will ich hinfort
Die Ehre mir verdienen.

Denn wem gelang, wonach er strebt,
Genüge zu bereiten
Den Besten selbst, der hat gelebt,
Gelebt für alle Zeiten! —

Hunold Singuf.

Natürlich erfolgte rasch (wenn es zu danken oder zu helfen gibt, ist mein Geliebter immer schnell bei der Hand!) der Gegendank, und nun war Auerbachs Wunsch erfüllt. Der Dichter besuchte den Philosophen, und von da ab kamen beide einander so nahe, daß der um zehn Jahre jüngere Julius Wolff mit dem älteren, neugewonnenen Freunde poetische Pläne besprach. Als er mit der Schöpfung des „Tannhäuser" beschäftigt war, kam er auf einige Zeit nach Schönefeld, wo er, im stillen Park sich ergehend, nur in seiner Dichtung lebte und dadurch, daß fast nur von ihr die Rede war, sie voll ausreifen lassen konnte.

Auch politische Freunde suchten in Schönefeld von parlamentarischen Strapazen und von den Aufregungen und Anstrengungen des Parteilebens eine wenn auch nur flüchtige Erholung. Lasker z. B. schreibt nach seiner Rückkehr nach Berlin im August 1877:

Mein lieber Freund!

Wahrscheinlich kehren Sie heute von Dresden zurück, und gleichzeitig soll dieser Brief meinen lieben Wirten und den Hausgenossen die herzlichsten Grüße überbringen. Sie alle haben so herzlich zusammengewirkt, mir eine vollendete Gastfreundschaft zu bieten, daß es mich wirklich drängt, meinen Dank auszudrücken. Innerhalb der Gesamtdauer meiner Ferienreise bilden die wenigen Tage in Ihrem Hause einen geringen Bruchteil, aber die Nachwirkung steht nicht im Verhältnis zu den Fristen. Was mir während meiner Anwesenheit wie ein flüchtig erhaschter Genuß war, ist mir jetzt eine sehr nachhaltige Erinnerung. Nicht besser hätte ich meine Reise abschließen können, wenn ich sie mit künstlerischer Berechnung geordnet hätte. Die an sich schon gelungene Reise wird durch das schöne Ende noch verschönert. Und dabei fällt mir für die Zukunft noch der Ge-

winn zu, daß wir uns in den wenigen Tagen näher gerückt sind, als die hiesigen, mühsam abgesparten Begegnungen gestatten. Mit ganz besonderem Wohlbehagen lebe ich dieses Mal mich in Berlin wieder ein. Die noch frühzeitige Sommerperiode gönnt mir vollste Muße in der Wiederaufnahme der Geschäfte und Arbeiten. Wenn es so bleibt, können die nächsten Wochen fruchtbar werden, da Stimmung und umgebende Verhältnisse mir gestatten, Gedanken in Vorrat zu sammeln und zu bereiten. Während einiger Wochen echter Muße, im griechischen Sinne zusagender Geistesarbeit, läßt sich viel Versäumtes nachholen. Sie werden gewiß die volle Empfindung hiervon haben, sobald Sie mit Ihrer Arbeit fertig sein und die Früchte jahrelanger Vorbereitung gesammelt und aufgespeichert vor sich haben werden. Wenn ich der besonders guten Stimmung mich freue, in welcher ich dieses Mal den Aufenthalt in der Heimat wieder aufnehme, so hat der schöne Abschluß der Reise einen Beitrag hierzu geliefert. Mit den herzlichsten Grüßen Ihr

Ed. Lasker.

Da der Philosoph die eigentliche Politik hauptsächlich nur theoretisch betrieb, so waren es neben den Tages- und Zeitfragen besonders Laskers wissenschaftliche Neigungen, welche den ergiebigen Unterhaltungsstoff für die Freunde zeitigten und den Geist des Nimmermüden von der aufreibenden Politik wohltätig ablenkten. Manches Tiefgründige wurde erörtert hier auf dem blumigen Rasen des grünen Schönefeld, gerade wie vor Jahren in der schweizerischen Bärenstadt angesichts der schneebedeckten Alpenkette, denn in Bern weilte Lasker gleichfalls eine Woche als Gast.

Unter den Berliner Bekannten, die Schönefeld besuchten, muß einer noch genannt werden, der stets ein hochwillkommener und gewöhnlich mehrere Wochen ausdauernder Gast war: Karl Werder. Seine sinnige Frohnatur kam hier ganz besonders liebenswürdig zur Geltung, und der naheliegenden Beziehungen gab es mehr als genug, da beide Gelehrte Kollegen an der Universität waren. Im Kapitel „Berliner Erinnerungen“ wurde eine kurze Charakteristik

des originellen und trefflichen Mannes versucht; hier sei nur zur Vervollständigung ein Gedichtchen gebracht, das seinen Aufenthalt in Schönefeld preist, als er einmal zufällig mit seinem Gastgeber allein da war:

„Welche Lust: am holden Platze
Mit dem Freunde mal allein!
Keine Lärmer, kein Geschwatze
Um uns, die den Reiz beschrei'n.

Heute in so seltnem Falle
Diese lauten Gäste schrei'n
Einmal anderwärts, sie alle —
Und die Luft ist still und rein.

Und in seinem frohen Schweigen
Kommt einmal der liebe Ort,
Was ihm jetzt nur nachts zu eigen,
Noch am Tage selbst zu Wort.

Nur der Lerchen feine Kehle,
Ach, so meisterhaft — diskret,
Sekundiert der Gottesseele,
Deren Hauch so linde geht.

In das Buch der Friedenslehre,
Grauer Schüler, lies dich ein!
In die Demut, in die Ehre!
Und verlerne deine Pein! —

Eine Träne? — Tau, der stille,
Fall' aufs Herz und mach' es weich!
Dorn ist deine Art, mein Wille, —
Doch an Rosen bleibe reich!"

Zu den wenn auch seltenen Besuchern des Reisestübchens gehörte Ebers, der gern am Spätnachmittag aus Leipzig kam und, wenn kein Wagen zur Rückfahrt zu haben war, die Nacht dort blieb. Von den fleißigen Gästen Auerbach und Heyse war schon ausführlich die Rede. Die hörende und ratende Teilnahme an dem Entstehen ihrer Dichtungen bildete für ihren gemeinsamen Freund, wie wir gesehen, eine der angenehmsten und anregendsten Seiten seines Lebens. Er liebte es überhaupt, jeglichem werdenden Werke

zuzusehen; wie oft blieb er bei einem Neubau, selbst bei einer Gruppe von Holzhackern stehen und erfreute sich des dreiteiligen Hand in Hand Arbeitens: des Sägers, des Vierspalters und des Kleinspalters. Ja, selbst der Statistiker in ihm kam dabei auf seine Rechnung. Wo gerammt, gepflastert, ein Faß gerollt, eine Last gehoben wurde, pflegte er nach der Uhr zu sehen, um seine Erfahrung in bezug auf die Zeitdauer dieser Hantierungen festzustellen. Als einmal die anderthalb Meter langen granitenen Steinplatten des Trottoirs in der Roßstraße gewechselt wurden, standen wir am Fenster und beobachteten den Wegemeister, wie er am Stein einhakte, ihn lockerte, hob, stemmte, nach dem bereitstehenden Wagen lenkte, die Platte auf dem Rand des Wagens stützte, sie hinaufbeförderte, oben zurechtschob und gleichmäßig zu den andern gesellte, worauf er sich mit mechanischer Eilfertigkeit der nächsten zu seinen Füßen liegenden Granitplatte wieder zuwandte, um dieselbe Hantierung genau zu wiederholen. Wir hatten vorausgesagt, er würde für jede zwanzig bis dreißig Minuten brauchen — in der Tat hatte er jedesmal nur genau sechs Minuten gebraucht! Wenn schon solche physische Leistungen des Beobachters lebhaftes Interesse erregten, wieviel mehr, wenn geistiges Schaffen die Ideen hob und lockerte, die poetische Fülle lenkte und leitete, die Schwere der Probleme überwand! So hat der Psycholog dem Einblick in die schaffende Tätigkeit namentlich der Dichter, aber auch der bildenden Künstler, immer mit Eifer und Ergötzen obgelegen. Heyse und Auerbach verschafften ihm, wie wir wissen, dieses Ergötzen in reichem Maße. Doch auch andere Literaturbeflissene — die bedeutenderen unter den zeitgenössischen in Deutschland zählten zum größeren Teil dazu — haben ihm diesen Einblick gewährt. Nur von einem läßt sich das nicht sagen, obwohl er viel und nahe mit ihm verkehrte, als er eine Reihe von Jahren in Berlin lebte: Otto Roquette; dieser hatte, wie schon im „Literarischen Kunterbunt“ kurz erwähnt, mit keinem über seine dichterischen Pläne beraten, ja, nicht einmal so recht mit sich selbst! „Irre ich nicht, so hat Roquette nie einen völlig durchdachten Ent-

wurf vor der Niederschrift seiner Werke gehabt und zur Reife gebracht. Ich schließe das auch besonders daraus, daß die meisten seiner Dichtungen in Prosa oder Poesie, obgleich sie viele einzelne Schönheiten offenbaren, des architektonischen Aufbaues und der glättenden Abrundung und Durchführung entbehren. Seine größte ernste Dichtung ist „Gevatter Tod". Wenn Roquette den Gang derselben wie eine Disposition auf ein Quartblatt geschrieben und genau durchgelesen und geprüft hätte, dann mußte er erkennen, daß eine große Gesamtwirkung unmöglich war; denn dem Ganzen fehlt die fortschreitende und aufsteigende Handlung und deshalb auch ein fortschreitendes und aufsteigendes Interesse."

Diesen Fehler zu vermeiden war das Hauptmotiv vieler Dichter, wenn sie ihre Pläne mit dem gelehrten Freunde durchsprachen; nicht nur sollten die einzelnen Quadern des dichterischen Phantasiegebäudes wohlgeformt sich an- und ineinander fügen, sondern sich auch allmählich zu einer schönen Wölbung aufbauen und mit witziger Zuspitzung gekrönt sein. Dieses Thema blieb für die Literaturfreunde unerschöpflich; es in Muße zu erörtern, dazu bot der ungestörte Schönefelder Landaufenthalt die beste Gelegenheit. Dafür aber, daß auch der Geist wiederum ausspannte und der Körper sich stärkte, sorgten nicht nur die gute, ausgiebigste Verpflegung, sondern auch allerhand Tummelplätze für fröhliche Spiele. So hatte der fürsorgliche Hausherr für seine Gäste eine lange Kegelbahn bauen lassen, aus der das muntere Rollen und Gepolter der Kugeln täglich ertönte und schallendes Gelächter oft weithin den unbeteiligt im Garten sich Ergehenden Kunde gab von dem mehr oder minder großen Glück und Geschick der Kegelbrüder.

Auch Ernst Wichert gehörte zu diesen. Wer hier den ernsten Juristen und hochangesehenen Herrn Kammergerichtsrat in Hemdsärmeln sah, erkannte ihn kaum wieder. Das ist einer der geheimen Reize des edlen Kegelschubs: seine alles nivellierende und alle verbrüdernde Hemdsärmeligkeit! Es liegt etwas von der Ungebundenheit der Kindheit auf den heiteren Genossen, die mit heißen Wangen

und oft in den drolligſten Stellungen ihre Schleuderkünſte erproben. Ihm, dem vielgeleſenen Poeten, der eine wirklich erſtaunlich fruchtbare Schriftſtellerei neben ſeinem richterlichen Berufe entwickelte, war eine ſolche zwerchfellerſchütternde Erholung und körperliche Betätigung oft dringend nötig. Hatte er doch anerkanntermaßen in ſeiner Richterſtellung die volle, einen ganzen Mann in Anſpruch nehmende Arbeitslaſt zu bewältigen. In der Erörterung theoretiſcher Fragen der Pſychologie fand er ſich oft mit Lazarus zuſammen und belohnte die immer bereitwillige Beantwortung ſeiner Interpellationen mit der Widmung zweier ſeiner hauptſächlich pſychologiſchen Novellen. Wenn aber in Schönefeld das Geſpräch ſich gar zu ſehr in rein wiſſenſchaftliche Unterſuchungen zu verlieren drohte, dann nahm ihn der Freund unter den Arm und führte ihn zur Kegelbahn; irgend ein Nichtchen oder Töchterlein fungierte dann als Kegeljunge.

Einen merkbaren Gegenſatz zu der nicht hier! — aber nach außen hin ſich zeigenden — preußiſch gemeſſenen Reſerve Wicherts bildete die unſtete, faſt ſüdländiſch bewegliche Art von Georg Brandes. Die wechſelnde, willkürliche Bewegung nach rechts und links, nach oben und unten, welche den Stil ſeiner teils politiſierenden, teils kritiſierenden Schriften kennzeichnet, trat auch in ſeinen Briefen und natürlich verſtärkt in ſeinen Geſprächen hervor. Vielleicht bildet dieſe Sprunghaftigkeit gerade das Geheimnis ſeiner Anziehungskraft; ſie hat ihn aber zuweilen verleitet, ſich als Geſellſchafter in Privatgeſprächen, wie als Schriftſteller und Redner in öffentlichen Vorträgen zu „verhauen“. Ein Stelldichein in Schönefeld war bereits für Pfingſten 1874 verabredet, allein Krankheit hielt den däniſchen Freund zurück. „Poveretto!“ ſchrieb Heyſe nach ſeiner Heimkehr, „ſeine eherne Seele reibt das zarte Gehäuſe vor der Zeit auf.“ Brandes war plötzlich kurz vor der geplanten Reiſe mitten in einem Geſpräch wie tot umgefallen und erkrankt. „Die Urſachen, berichtete er, weiß ich nicht; nur dies denke ich mir, daß ich den Winter mit allzuviel Arbeit und allzu heftigem Gram verbracht habe. Das hat an mir gezehrt. Ich habe jetzt

bestimmt, den ganzen Sommer im Ausland zu verbringen. Am liebsten käme ich auch den folgenden Winter nicht nach Kopenhagen zurück, wenn es mir möglich wäre, ein wenig Geld in Deutschland zu verdienen. Mein Humor ist wieder auf Nullpunkt gesunken."

In Berlin suchte er bald darauf Lazarus auf; Heyse bemerkte darauf: „Ich kann Dir nicht sagen, wie mir's wohl tut, daß Ihr meinen lieben Brandes gleich als den Euren betrachtet. Er ist mir wie ein Bruder, und freilich sind so manche chambres garnies in meinem alten Herzen seit kurzem verödet, daß er sich's darin recht bequem machen kann. Um so besser, daß er mit Euch in der Beletage sich so gut verträgt und gleich herausgefunden hat, daß Du ein „wahrhaft herrlicher Mensch" bist. — Ich träume manchmal von einer glücklichen Insel, Schönefeld geheißen, wo ein Häuflein auserlesener Ansiedler beisammen wohnte, nicht viel über ein halbes Dutzend oder die heilige Neun. Es muß noch einmal dergleichen zustande kommen."

Auf dieser Insel verlebte denn auch Brandes glückliche vierzehn Tage, „ganz in Ihre Wohltaten gehüllt", schreibt er in seinem Dankbriefe. Sie blieben seinem Gastgeber in freundlicher Erinnerung und versöhnten ihn noch nachträglich mit späteren Erfahrungen und Erlebnissen. In stürmisch bewegten Tagen der folgenden Jahre hat Brandes in dem Philosophen einen festen Halt gefunden.

Eine in sich gefestigte Persönlichkeit von erquickender Harmonie war Dr. M. Isler aus Hamburg, Oberbibliothekar an der dortigen Stadtbibliothek. Er fing früh als Beamter an und rückte dann schnell auf unter sehr erschwerenden Umständen; aber sein Wissen, seine Gründlichkeit und Emsigkeit, seine bibliographische Unfehlbarkeit machten seine Autorität in Bibliothekfachen so maßgebend, daß man ihn nicht umgehen konnte und er ein halbes Jahrhundert hindurch an der Spitze der Stadtbibliothek stand.

Ein origineller Mensch und ein gelehrtes Haus, wie es im Buche steht! — Er hat mancherlei tiefvergrabene Schätze aus der

Bibliothek gehoben und auch manches Moderne veröffentlicht, so zum Beispiel den historisch ungemein fesselnden Briefwechsel von Villers*) und eine vorzügliche Biographie nebst den gesammelten Schriften Gabriel Rießers, seines älteren Freundes. — Eine Stelle in einem Briefe vom 8. November 1883 erinnert an einen charakteristischen Ausspruch Bernhard Studers über sich selbst. Isler schreibt:

„Über mich kann ich Ihnen mitteilen, daß ich nach 51 Dienstjahren nunmehr in den Ruhestand getreten bin. Ich suche jetzt einiges von dem, was ich versäumen mußte, nachzuholen! Bei den Unbequemlichkeiten des Alters freilich ein mißliches Unternehmen. Freuen Sie sich, daß Sie noch in voller Kraft wirken, und schaffen Sie dadurch wie bisher nach allen Seiten Segensreiches."

Segensreiches Schaffen, das war auch das eigentliche Lebenselement dieser sanften, stillen Gelehrtennatur: dieser gütige, schlichte Mensch war als Charakter die personifizierte Philanthropie.

Durch Rießer, der Lazarus 1860 in Bern und dann noch öfter in Berlin besucht hatte, war er zuerst mit Isler in Berührung gekommen. Dann erschien dieser einmal auf der Durchreise in Schönefeld. Da schwelgten beide gründlich in Humanitätssachen!

Dabei fällt mir der feine, sinnige Natur- und Menschenfreund Graffunder ein; auch er war Gast in Schönefeld. Wie mag hier unter Tannendickicht und Götterbäumen die Quelle gegenseitiger herzlicher Geistes- und Gemütsbewegung geflossen sein!

Zu den Besuchern Schönefelds gehörten ferner K. Kohler und Krauskopf, jener als junger Kandidat der Theologie Zuhörer

*) Ch. F. D. de Villers (1765—1815) war ein Vorläufer der Frau von Staël. Wie diese in ihrem berühmten Werke „De l'Allemagne", so vermittelte Villers durch seine Schriften und durch seine Verbindungen mit französischen Gelehrten die Kenntnis deutscher Literatur und Philosophie in Frankreich. Insbesondere hat er sich durch seine Philosophie de Kant (1802) verdient gemacht. Villers war kurze Zeit Professor der Philologie in Göttingen, wo er gestorben ist. Er hinterließ hochinteressante Briefe von Benjamin Constant, Görres, Goethe usw., die Isler 1879 in Auswahl herausgab.

auf der ersten Synode 1869 in Leipzig. Zu Lazarus' 70. Geburtstag hat er in einem amerikanischen Blatte eine interessante Schilderung des vielseitigen Einflusses gegeben, den der Gelehrte auf ihn ausgeübt hat. Jetzt ist er Prediger in Neuyork und bemüht sich mit Erfolg, dort die deutsche Wissenschaft zu vertreten. Ein gleiches Streben verfolgt in Philadelphia der begeisterte Prediger Dr. Krauskopf, bekannt und beliebt als wirkungsvoller Redner. Diese jüdischen Theologen in Amerika haben besonders deshalb eine allgemeinere Bedeutung für uns Deutsche, weil sie dort mit Geschick und Energie die deutsche Wissenschaft anbauen, während die christliche Theologie sich von den europäischen Strömungen viel mehr frei gemacht hat und ihre einseitigen, ganz vorzugsweise praktischen Wege geht; sie hat für die deutsche Wissenschaft in Amerika nicht viel geleistet. Schon Nippold in seiner Rektoratsrede über „Staat und Kirche" führt die amerikanische christliche Kirche als Beispiel und Beweis an für das Gedeihen der Kirche überhaupt bei völliger Unabhängigkeit vom Staate. Er gelangt dann zu dem zweiten Beispiel, nämlich zum Judentum, welches ebenfalls „überall, in fast ganz Europa in voller Freiheit von jeder Einwirkung des Staates religiöses Leben und theologische Wissenschaft in Blüte erhalten hat. Die amerikanischen Juden nun vereinigen beide Freiheitstriebe und können als die Steigerung derselben angesehen werden."

Krauskopf gehört zu den begabtesten und zugleich zu den echt neumodischen Rednern, die nicht nur das Wort Gottes, sondern im Dienst der guten Sache auch die eigene Person auf das allerenergischste zur Geltung bringen. Die Gemütlichkeit, mit welcher der in der Öffentlichkeit stehende Amerikaner zum Beispiel es duldet, daß Nachrichten über sein Wollen und Wirken, auch Bildnisse usw. fort und fort und überall von guten Freunden verbreitet werden, überschreitet die bei uns üblichen Grenzen. Mancher lächelt dazu, aber es ist praktisch. Krauskopfs Richtung und die seiner Gemeinde ist die der radikalen Reform; seine Predigten hält er nicht am Sonnabend, sondern am Sonntag. Das spezifisch

Amerikaniſche ſeiner Reden beſteht in der völlig ungebundenen Freiheit und Aktualität des Gedankenganges. Ein politiſches oder literariſches Thema zu behandeln, einen Vorfall zu beſprechen, der gerade die Leute aufregt und die Journaliſtik in Atem hält, iſt für ihn etwas Gewohntes und bei ſeinen Zuhörern ſehr Beliebtes. Dieſe Volksredner auf der Kanzel finden übrigens an den katholiſchen Prieſtern beſonders im ſüdlichen Italien, Sizilien und weiterhin ihre klaſſiſchen Vorbilder.

Nicht nur das Reſeſtübchen war immer beſetzt, auch das Roſenſtübchen erfreute ſich häufiger Gäſte, die hier nicht nur aus den Fenſtern den lieblichen Blick über das ſamtgrüne Raſenparterre, die rotblühenden Granatbäume und die reizenden Abutilonbüſche genießen, ſondern auch ſchöngeiſtig ſchwelgen durften. War doch die eine ganze Wand mit neuzeitlicher Romanliteratur wertvollerer Art und ein hohes Repoſitorium allein mit Goetheſchriften beſetzt.

Zu den ſtändigen Beſucherinnen zählte unter anderen Gräfin Reventlow, Oberhofmeiſterin bei der Kronprinzeſſin (ſpäter Kaiſerin Friedrich) und Erzieherin der kronprinzlichen Kinder, eine längere Zeit Kollegin des Philoſophen im Kuratorium des neu begründeten Victorialyceums in Berlin. Sie war mit ihm bekannt geworden, als er einen Vortrag vor der kronprinzlichen Familie im Palais hielt.

Da ſie vor allem erzieheriſche Pflichten zu erfüllen hatte, ſo ergab es ſich von ſelbſt, daß er zuweilen ihr Gewiſſensrat war, bei dem ſie Belehrung und Aufklärung ſuchte. So galten ihre Beſuche in Schönefeld vorwiegend pädagogiſchen Fragen und Angelegenheiten. Sie übte ſelbſt ihren Vertrauten gegenüber die ſchwere Kunſt der Diskretion mit einer Feinfühligkeit aus, die ihr nie geſtattete, je einen Namen oder dergleichen in ihren Geſprächen auszuſprechen, mochten ſich dieſe noch ſo lebendig und eifrig geſtalten. Es war auch in den Berliner Hofkreiſen ein offenes Geheimnis, daß ſie eben durch dieſe Verſchwiegenheit dem

größten Teil ihrer Verwandtschaft fast entfremdet sei, obwohl sie eine angenehme und liebenswürdige Natur war. Dieses ungewöhnliche Maß von Diskretion bei einer Frau berührte viele befremdend. Keiner bedachte, daß es zu ihren Amtspflichten gehörte; sondern man hätte es lieber gesehen, wenn sie jenes vielsagende Durchblickenlassen geübt hätte, wie es bei der Hofkamarilla zu allen Zeiten beliebt und gebräuchlich war. Selbst wenn bei Gelegenheit ihr eigener Vater fragte: Nun, was war denn los? Wie steht es? Man sagt dies und das . . . ist es denn wahr? da antwortete sie ruhig und bestimmt:

„Ich habe niemandem etwas darüber mitzuteilen."

Dabei schätzte und liebte sie diesen Vater auf das zärtlichste. Einen „streitbaren Helden" nennt sie ihn in ihrer Antwort auf einen Kondolenzbrief, als Graf Reventlow gestorben war. Vielleicht hatte sie gerade diese Charakterfestigkeit von ihm geerbt. Sie zeigte sich aber nicht nur charaktervoll, sie war auch mit Talenten reich begabt. Sie malte vortrefflich, und zwei ihrer Ölgemälde schmückten den Gartensalon in Schönefeld; das eine, etwa metergroße, stellt eine Bucht bei Hyères dar, wo sie gern verweilte.

Eines Tages zeigte sie dem Freunde den Dankbrief einer Prinzessin, Tochter eines regierenden deutschen Fürsten, welcher sie das „Leben der Seele" geliehen hatte.

Geliehen —?

Ja, wir sprachen darüber, ich schilderte ihr einige Kapitel. Da fragte sie: Wo bekommt man das Buch? — und ohne meine Antwort abzuwarten: Haben Sie es? Besitzen Sie es? Kann ich es von Ihnen bekommen?

Wenn Hoheit befehlen, kann ich das Buch schicken; es ist allerdings nicht neu, ich habe fleißig darin gelesen.

O, das tut nichts! Ich werde es in acht nehmen, damit es keine Flecken bekommt, lachte die Fürstentochter und genierte sich nicht, ein Buch zu borgen, das sie von ihrem Lakai aus der nächsten Buchhandlung holen lassen konnte. Es genierte sie auch nicht, das Buch, das sie so interessierte, wieder zurückgeben zu

müssen, statt sich und dem Autor die Genugtuung zu gewähren, es ihr eigen zu nennen. —

Aus dem regen Briefwechsel zwischen der Gräfin und Lazarus ist ein Schreiben des letzteren vom 13. Juni 1875 bemerkenswert. Er philosophiert über die Unendlichkeit der Natur, die uns auch zu einer *inneren Schau* des Unendlichen führt, und kommt endlich auf Schönefeld zu sprechen, das ihm, wie er sagt, eine Werkstätte des Gedankens ist. „Ich bin allerdings in Gefahr, unseren einfachen, stillen Landsitz mit zu lebhaften und schmeichlerischen Farben zu malen; mir gewährt er eine Ruhe und mit ihr eine Freudigkeit für die Arbeit, die mich alle Reize der vielgestaltigen Welt vergessen läßt; für mich ist deshalb, um es nur rund heraus zu sagen, Haus und Garten und das kleine Pärkchen dabei geradezu — schön". Zum Schluß des langen Briefes heißt es:

„Das Klima unseres kleinen Grundstückes hat eine ganz besondere Eigenschaft: die *Freundschaft* gedeiht auf diesem Boden ganz vorzüglich; veilchenhaft bescheiden, unzudringlich, aber herzlich tritt sie denen entgegen, die den Boden in diesem guten Glauben und mit gütiger Gesinnung betreten."

Zum Thema „Verleihen der Bücher" sei noch eine kleine kennzeichnende Tatsache mitgeteilt, die sich bei einem bekannten Berliner Original, beim „*kleinen Skulski*" abspielte.

„Der kleine Skulski war Besitzer einer großen Leihbibliothek. Ich besuchte ihn öfter, um Proben seines fabelhaften Gedächtnisses für mein psychologisches Notizbuch zu sammeln. Nicht bloß das zeitgenössische Lesefutter, sondern auch die ältesten Schmöker unter seinen 22000 Bänden holte er auf Begehren, ohne einen Blick in den Katalog zu tun, indem er stracks auf das betreffende Regal zuging, auf die Leiter hinaufstieg, um das geforderte Buch mit einem sicheren Griff zu fassen. Ich habe ihn nie sich besinnen oder suchen sehen!

Bei Skulski also fand ich nicht selten einen galonierten prinzlichen Lakaien, und Skulski verriet mir, daß derselbe die Bücher nicht etwa für irgend eine Köchin oder ein Kammerkätzchen des prinzlichen

Hauses hole, sondern für Hoheit selber. Ja, oft suchte der Brave nach eigenem Ermessen die Bücher für seinen Herrn aus, dessen Geschmack er freilich wohl lange und genügend erprobt haben mochte..."

Ein naheliegendes Thema in den Unterredungen mit der Gräfin war die Verbildung der neueren Zeit. Die ungeheure und früher nicht geahnte Leichtigkeit, mit der man sich heutzutage mit Lehr- und Lesestoff zu versorgen imstande ist, zeitigt auch die Geringschätzung desselben und die Oberflächlichkeit, mit der man sich denselben zu eigen macht. Insbesondere grassiert die Literaturverbildung. Es wird eine neue billige kritische Ausgabe von Schiller veranstaltet. Töche*) beklagt, daß erst 1000 Exemplare verkauft seien. „Gott sei Dank!" meint mein Philosoph dagegen, „daß das Volk noch so viel gesunden Sinn hat, sich um leere literarisch-kritische Klaubereien nicht zu kümmern! Das ist gut für Fachgelehrte. Aber soll dem naiven Leser, der ohnehin geneigt ist, hastig zu lesen, die Lust, sich an einen Klassiker heranzumachen, ganz verleidet und verkümmert werden? Da ist zum Beispiel die Schwester eines Oberprokurators, also eine Dame aus den gebildeten Kreisen. Sie hat den ganzen Gervinus über Shakespeare gelesen, aber von Shakespeare selbst kein Wort!"

Clara Schumann ist ebenfalls unter den häufigen Besucherinnen Schönefelds zu nennen. Sie bewahrte für den Ort eine besondere Neigung. Trat sie doch von dort aus mit Robert Schumann nach bitteren Gemütsbewegungen den gemeinsamen Lebensweg an. Wie das kam — es war ein ganzer Roman. Der alte Wieck, ihr Vater, der bekannte Musikpädagoge, war gegen diese Ehe gewesen, obgleich er Robert Schumann geradeso bewunderte, wie seine Tochter selbst. Aber sie sollte unvermählt bleiben oder schlimmstenfalls einen reichen Mann heiraten, etwa wie es ihre frühere Kollegin in der Gesangskunst Lydia Gerhard getan, die den reichen Herrn Kammerrat Frege heiratete, mit dem sie

*) Dr. Töche, Inhaber der Mittlerschen Buchhandlung in Berlin.

dann auf Schloß Abtnaundorf lebte. Der halbstündige Weg bis dahin vom Schönefelder Gartengrundstück aus bildete Clara Schumanns regelmäßigen Spaziergang. Ihre Freundin selbst war es, welche ihr zuredete, nur eine Liebesheirat zu schließen. Jetzt ließ Frau Kammerrat Frege allein noch zu Wohltätigkeitszwecken ihre einst vielbewunderte Glockenstimme ertönen. Auch hier tat sie es mit heimlichem Widerstreben; sie mochte fühlen, daß der echte Künstler nur in voller Freiheit seine Gottesgaben entfalten müsse, um innerlich wahrhaft beglückt und befriedigt zu sein.

Clara und Lydia waren beide Schülerinnen von Mendelssohn und Schumann gewesen und bis zuletzt innig befreundet. Kam Frau Schumann nach Schönefeld, so wohnte sie wenigstens einige Tage bei Frau Frege in Abtnaundorf.

Aber nicht hier, sondern auf dem Rigi erzählte einst die sonst sehr zurückhaltende Künstlerin dem Freunde ihre Liebes- und Ehegeschichte.

Friedrich Wieck, in seinem fanatischen Lehr- und Kunstenthusiasmus, hatte die Tochter um ihre Kindheit und Jugend gebracht. Wie man erzählt, war das erste, was er sagte, als er sein neugeborenes Mädchen sah: „Das soll einmal die größte Klavierspielerin Europas werden." Von dem Tage an begann er seine mit eiserner Konsequenz durchgeführte Dressur. Vorerst begnügte er sich, dem Kinde täglich vorzuspielen; er gewöhnte es an die Töne und an das Instrument, die Tasten waren sein Spielzeug. Mit raffinierter Unnatur wurde anderes ferngehalten, was einem Kinde frommt. Trinken, schlafen, hören, Musikhören, das war der Kreislauf; kaum lernte es die Händchen selbständig regen, wurde bereits mit den Fingerübungen begonnen. Fingerübungen, man kennt die Tortur, die sich in diesem Wort verbirgt. Und so fort. Es ist peinlich, die betreffenden Beschreibungen in den Biographien Clara Schumanns auch nur zu lesen. Als sie neun Jahre alt war, unternahm der Vater die erste Kunstreise mit dem Wunderkind, das Paganinis Entzücken erregte und auch Goethe vorspielen durfte. Sie erklärte es als ein Phänomen, daß sie trotz

allem sich noch eine so wahre und warme Liebe zur Musik bewahrt habe. Sie selbst war eben eine wahre und warme Natur, und als sie sich in ihren Lehrer Robert Schumann leidenschaftlich verliebte, gab es keinen anderen Weg für sie als die Vereinigung.

Diese starke Liebe gab ihr die Kraft, sich endlich von der Tyrannei ihres Vaters zu befreien. Es gab schwere Kämpfe, aber er drang mit seinen ehrgeizigen Plänen nicht mehr durch, und als er sogar die Hilfe der Behörden in Anspruch nahm, um den Willen seiner noch unmündigen Tochter zu bezwingen, da entfloh sie mit dem Geliebten nach Leipzig. Man ahnt die zarte weibliche Hand, die alles unauffällig vorbereitete, und in der stillen Dorfkirche zu Schönefeld fand die heimliche Vermählung der Liebenden statt.

Sie schienen füreinander geboren, aber nach kurzem Glück senkten sich die Schatten eines wachsenden Unheils auf das so treue und tapfere Paar. Zwar Clara hat es nie bereut, dem Geliebten gefolgt zu sein. Bei der schmerzlichsten Rückerinnerung pflegte sie zu sagen: „Ein Glück, daß er mich hatte!“ —

Man kennt das traurige, ja tragische Schicksal: das langsame Wachstum seiner geistigen Erkrankung bis zum Hinsiechen im Irrenhause.

Nicht nur war sie ihm, trotz seines Zustandes, die liebevollste Gattin und Pflegerin, sondern auch Vertreterin der Welt gegenüber. Sie mußte seinetwegen einen harten Kampf ausfechten. Im Bestreben, sein Unglück möglichst lange zu verbergen, das Unheil aufzuhalten und ihn in seiner Stellung — er war damals Kapellmeister in Düsseldorf — zu erhalten, suchte sie immer und überall zu vermitteln und zu versöhnen, auszugleichen und zu beschwichtigen, wo er durch seine krankhafte Stimmung überall Streit, Befremden, Verwirrung und Kränkung hervorrief. Man hielt ihn für einen jähzornigen, unausstehlichen Krakeeler, und er war doch nur ein tiefunglücklicher Mensch. Er starb 1856.

Clara aber blieb ihm bis zuletzt eine glühende Verehrerin. Sie bewies in jener Zeit und später, da sie als Witwe mit sieben unmündigen Kindern zurückblieb, eine stille Heldenhaftigkeit, deren

wahre Größe nur die Eingeweihten kannten. Um die äußerst prekäre Lage der Künstlerin in eine gewisse Sorgenlosigkeit zu wandeln, hatte ein engerer Kreis von etwa sechs Freunden unter sich eine Sammlung veranstaltet, die in kurzer Zeit ein stattliches Vermögen repräsentierte. Die Sache war in tiefster Verschwiegenheit in die Wege geleitet worden, denn man kannte den Stolz dieser Frau. Und in der Tat, als sie von der Sache erfuhr und ihr die Summe in schonendster Form, als Huldigungstribut, überwiesen werden sollte, da empörte sie sich dagegen, als geschähe ihr das größte Unrecht. Ein leidenschaftlicher Ausbruch verletzten Ehrgefühls macht einen ihrer Briefe an Lazarus zum Dokument eines seltenen und bei einer Frau doppelt merkwürdigen Unabhängigkeitssinnes. — Man hatte Mühe, die Gekränkte zu versöhnen. Erst viel später, in anderer Form, gelang es, ihr das inzwischen für sie verwaltete und nunmehr vermehrte Vermögen zu eigen zu machen.

Dabei lebte in dieser stolzen Frau zugleich die echteste Weiblichkeit. Sogar die Schwächen derselben zeigten sich bei ihr oft in naivster Weise. Sie war ängstlich, und auf verschiedenen gemeinsamen kleinen Seereisen und Spazierfahrten gab diese Ängstlichkeit Anlaß zu drolligen Szenen. Als sie eines Tages zusammen eine Bergstraße in der Schweiz entlang fuhren, beschwor sie fortwährend den Kutscher, nur ja recht vorsichtig zu sein. Eine Unterhaltung und ein Genuß der Natur kam kaum zustande, denn sie stierte immer in die Abgründe, und bei jedem Stoß der Räder klammerte sie sich fest und jammerte. Endlich wurde es dem biederen Rosselenker zu viel; als sie wieder einmal aufschrie, da wandte er sich um und deutete auf die Zügel in seiner Faust:

„Hier halt' i 3000 Gulden, so viel sein die Pferd' wert; die laß i net umkommen, da kann die Madam ganz ruhig sein."

Das Argument imponierte selbst Clara Schumann, sie wurde wirklich ruhig. —

Sie gehörte auch zu den einsichtsvollen Freunden, die es nach unserer Vermählung nicht übel nahmen, daß wir uns mit einer

Zeitungsanzeige derſelben begnügten, ſtatt jedem einzelnen eine Meldung zukommen zu laſſen, was unter den obwaltenden Umſtänden ganz unmöglich war: Lazarus, von lebensgefährlicher Influenza noch nicht geneſen, ſollte aus dem rauhen Freiburg nach dem milderen Italien. Wir beſchleunigten unſere Vermählung, damit ich, die ihn während der ganzen Krankheit gepflegt, von zwei lieben, aufopfernden Frauen*) unterſtützt, ihn begleiten könne. Den Tod vor Augen — mein Mann war noch ſo ſchwach, daß er ins Coupé gehoben werden mußte —, reiſten wir ins ungewiſſe. Wie hätten wir da für eine konventionelle Form Sinn und Zeit gehabt?

Ihr gewohnter Geburtstagsbrief beginnt nun:

„Interlaken, 12. September 1895.

Lieber, verehrter Freund!

Darf ich Sie denn noch ſo nennen? Die Frage drängt ſich mir auf, wenn ich bedenke, daß Sie mir kein Wort von Ihrer Wiedervermählung geſchrieben, wo Sie doch annehmen konnten, daß ich es nur als ein freudiges Ereignis anſehen mußte, wenn Sie wieder eine treue Lebensgefährtin gefunden. Konnte ich Sie mir doch nie ohne Wehmut allein denken.“

Sie fügt hinzu, und das charakteriſiert wieder ihren echt weiblichen Herzensverſtand: daß Lazarus gewiß im Sinne der Verſtorbenen gehandelt habe. Sie vermutet uns in Schönefeld im Genuß des „neugefundenen Glückes“. Natürlich antworteten wir ihr bald und ſchickten ihr unſere Bilder. Trotz eigener und ihrer treuen Tochter Marie ſchmerzhafter Kränklichkeit antwortet ſie ſchon am 30. November:

„Daß ich Ihren Brief im wärmſten Mitgefühl geleſen, werden Sie überzeugt ſein; innig hat mich gefreut, was Sie

*) Dankbar mögen ſie hier genannt ſein: die Gattin des ausgezeichneten Hauptlehrers Heidingsfeld, Frau Fanny, und die Hausherrin, Frau Direktor Eleonore Hennies.

mir über Ihr neues Glück sagen, und ich hoffe, Ihre Gesundheit ist nun auch ganz wieder hergestellt. Wie sehr wünschte ich, Ihre liebe Frau kennen zu lernen!"

An mich schreibt sie vier Wochen später in bezug auf seine Leiden, die ich ihr geschildert:

„Wie mag ihm aber Ihre liebevolle Pflege wohl getan haben; ich kann mir so recht denken, wie Ihre Liebe ihn getragen hat über manche Schmerzensstunde! Ich kann mir Ihren Mann auch so ganz vorstellen in seiner Milde und Freundlichkeit trotz aller Schmerzen. Gott sei Dank, daß er doch nun auf dem Wege der Besserung ist, die, bei so viel Sorge für ihn, vielleicht schneller vor sich geht, als Sie fürchten. Möchte doch alles Ungemach im alten Jahre verbleiben, das neue Ihnen nur Glück und Freuden bringen. Vor allem möge dem verehrten Freunde alle Kraft zu gewohnter Tätigkeit verliehen sein, die doch mal die erste Lebensbedingung ist!" — Sie schließt: „Nun leben Sie beide wohl, und wollen Sie mein Herz erfreuen, so geben Sie mir bald mal wieder eine Nachricht von dem treuen Freunde.

Von Herzen ergeben

Ihre Clara Schumann."

Ach! ihr fehlte bereits die Kraft zur Tätigkeit, also die Lebensbedingung: ein halbes Jahr später, nachdem sie obige Worte geschrieben, an einem schönen Maientag, starb sie in Frankfurt a. M., der Stätte ihrer erfolgreichen Lehrtätigkeit. Auf dem Bonner Friedhof, neben dem Grabe ihres heißgeliebten Robert, fand sie die ersehnte, erlösende Ruhe.

Eine hübsche Episode sei noch von der treuen Freundin Claras erzählt. „Gerhards Garten" in Leipzig war weit berühmt (jetzt Lessingstraße, die Ecke an der Brücke, die zum Rosental führt). In dem zurückliegenden Rokokohaus war Lydia geboren. Von hier aus wanderte das auffallend schöne, hochgewachsene Mädchen ins Konservatorium, um sich, wie gesagt, bei Robert Schumann

und Mendelssohn auszubilden; von hier aus machte sie ihre ersten Schritte zur Bühne. Hier sollte sie mit ihrer Gesangskunst den größten der damaligen deutschen Dichter bezaubern, einen Dichter, der sich bisher mit souveräner Geringschätzung gegen alle „Singerei" ablehnend verhalten hatte: Friedrich Rückert! — Mitte der vierziger Jahre kam er auch durch Leipzig. Natürlich war Berthold Auerbach, der sich zur Abwechslung einmal hier aufhielt — erst von 1859 an wurde er seßhaft in Berlin — sofort auf dem Posten, den durchreisenden Dichterkollegen aufzusuchen und ihm geistig und leiblich zu bieten, was er vermochte. Sie aßen und tranken, sahen sich alle Sehenswürdigkeiten an, und das Gespräch, das sich bisher in tausenderlei verzettelt hatte, blieb plötzlich an der Musik hängen. Mit Vergnügen konstatierten beide, daß sie in bezug auf Musik und Gesang demselben nichts weniger als klassischen, sondern mehr rustikalen Geschmack huldigten: sie konnten nämlich beide das Opernwesen nicht ausstehen! Rückert in seiner treuherzigen Geradheit bekannte, daß er für „das Opernzeug" gar kein Verständnis und gar keine Neigung habe, daß dagegen ein schlichtes, natürlich gesungenes Volkslied ihn zu Tränen rühren könne. Wer war glücklicher als Auerbach, dem es ebenso ging? Und sofort fiel ihm seine Kunstfreundin Lydia Gerhard ein. Er hatte nichts Eiligeres zu tun, als Rückert mit der Sängerin bekannt zu machen. Zwar anfänglich sträubte sich der stolz-bescheidene Rückert, aber Auerbach ließ nicht nach und führte ihn in die Behausung der Sängerin.

Lydia Gerhard empfing die beiden angesehenen Besucher mit der ganzen natürlichen Anmut ihres Wesens, und bald erklang ihre schöne Stimme in den von Robert Franz und Robert Schumann komponierten Liedern des „Liebesfrühlings". Auch Beyer in seiner Rückertbiographie erwähnt das kleine Erlebnis, das drei so verschiedenartige, aber in ihrer Kunstbegeisterung so nah verwandte Menschen in gegenseitig erfreuender Weise zusammenführte. „Mit Auerbach saß Rückert auf dem Sofa, das blühende Fliederbäume umgaben. Die Dame des Hauses sang ein Lied nach dem andern, mit einem Seelenausdruck, der die ganze Tiefe und Schönheit ihrer

Empfindung kundgab. Sie ſang wie eine Nachtigall, der aus unerſchöpflicher Quelle die Fülle des Tones zuſtrömt, und Rückert ſaß da und ſchaute drein, und dicke Tränen rollten ihm die Wangen herab. Die Kette der Lieder brach nicht ab, bis der Freund zum Aufbruch mahnte, um den Eilwagen nicht zu verſäumen. Rückert ſtand auf, küßte die holde Sängerin freundlich auf die Stirn und ging, ohne ein Wort zu ſprechen." Dieſer reine Kunſtgenuß mochte es ihm freilich angetan haben, daß er wie verzaubert war. Man erinnere ſich, wie er über das Opernunweſen und die unnatürliche Singerei wetterte! Wie er gar über das Ballett dachte, darüber exiſtiert ein Vers, den er in heiligem Zorn zu Papier geſchleudert, als er einſt in der Berliner Oper die Elsler hatte tanzen ſehen. Seine bitter-ironiſchen Gloſſen über die „göttliche Fanny" kleiden ſich in Worte, die ſich kaum wiedergeben laſſen Was hätte er aber wohl geſagt, wenn er den die Welt erobernden „Cancan" oder den abſichtlich roh-eckiges Niggertum ſinnlos übertreibenden „Cakewalk" geſehen hätte?

Wie würde er wohl über die Tauſende „Gebildeter" geurteilt haben, die ſolchem Unfug zujubeln? —

Unter der bunten Menge Bekannter und Befreundeter, welche das Reſe- und das Roſenſtübchen abwechſelnd, oft genug auch gleichzeitig belebten (die alle auch nur zu nennen, eine ſchwierige Aufgabe für das Gedächtnis wäre) — tritt eine Geſtalt noch um ſo deutlicher hervor, als ſich an ſie für meinen geliebten Mann ein Gefühl der Reue knüpfte, gewiß ein ſo eigentümlicher Umſtand, daß er der näheren Erläuterung bedarf.

Es war im Jahre 1880. Da trat ein Profeſſor Fiſcher — jetzt Gymnaſialdirektor in Wiesbaden — in einer energiſchen und ſchlagfertigen Broſchüre gegen Treitſchke*) auf und erwarb ſich damit die Anerkennung aller vorurteilsfreien und wohlgeſinnten Männer. Weil aber dieſe Parteinahme wiederum verdächtigt wurde — man hatte genugſam Erfahrung darin, daß ſolche

*) H. von Treitſchke und ſein Wort.

plötzliche Schutz- und Verteidigungspatronage sich schließlich als eine Spekulation auf den jüdischen Geldbeutel entpuppte —, erkundigte sich Lazarus, nachdem ihm Karl Fischer die Broschüre zugesandt, bei zuverlässigen Leuten: „Wer ist der Mann? Ist er ehrlich? Meint er es aufrichtig?"

Darauf bekam er die glänzendste Auskunft: Fischer sei eine durch und durch „ehrliche Haut", ganz und gar Ehrenmann, dessen Empörung gegen Treitschkes ungerechte und gehässige antisemitischen Angriffe um so naiver und feuriger war, als er wohl wußte, was Treitschke gerade seinen jüdischen Freunden verdankte. Hatte er doch z. B. skrupellos die ihm aus B. Oppenheims Nachlaß zugefallene Erbschaft angetreten! Übrigens hatte Fischer, als er noch in Frankfurt Gymnasiallehrer war, Treitschke nahegestanden.

Nach der vertrauenerweckenden Auskunft entspann sich vorerst ein Briefwechsel; dann besuchten sie sich, und aus der höchst angenehmen persönlichen Bekanntschaft entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis. Zwischen beiden Männern bestand eine vielfache Gemeinschaft der geistigen Interessen. In Fischer fand der Philosoph einen ausgezeichneten Pädagogen, einen geschichtlich und literarisch geschulten Kopf, der sich auch als Schriftsteller in zahlreichen historischen und insbesondere sozialpolitischen Monographien bewährt hat. Obwohl der freisinnigen Richtung angehörend, schrieb er — anonym — eine begeisterte Abhandlung über Bismarck. Das mochte schuld tragen, daß er trotz seines lebhaften Wunsches, das langweilige dörfliche Dillenburg, wo er eine Zeitlang Gymnasialdirektor war, mit der deutschen Reichshauptstadt zu vertauschen, dennoch nicht an eine der zahlreichen Berliner Schulen berufen wurde. Denn damals waren die Berliner auf Bismarck nicht gut zu sprechen; seine Steuerstreitigkeiten mit dem Magistrat und anderes machten böses Blut, und niemandem lag daran, einen notorischen Bismarckianer nach Berlin zu bekommen. Daher bemühte sich Lazarus, ihm durch seinen lieben alten Konsistorialrat Thiel in Breslau etwas zu erwirken, aber auch dies gelang nicht.

Bei einem Besuch in Schönefeld erschien Fischer als ein echter, einfacher, heiterer Rheinländer, der in dem „Waldasyl" Schönefeld, wenn er ausging, zumeist in der primitiven Gartenkneipe an der Dorfstraße zu finden war. Nach seiner Heimkehr schrieb er:

„Sachsenhausen a. M., 16. August 83.

Mein lieber und verehrter Freund!

Ich sitze nun wieder mitten in meinem täglichen Betrieb, während Sie noch in dem teuren Schönefeld der Welt und ihrer „Freuden" lachen können. Vorerst drängt es mich, Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin meinen herzlichsten und innigsten Dank zu wiederholen, den ich Ihnen schon bei meinem Weggange aus Ihrem schönen Land- und Waldasyl für Ihre liebe Gastfreundschaft auszudrücken versucht habe. Diese sechs Tage werden mir als die der Ruhe und des Friedens in der lebendigsten Vorstellung bleiben, trotz jenes Tages, der uns ein August- und May-Gewitter*) auf einmal brachte.

Täglich habe ich mit Ihnen die letzten 14 Tage in der Erinnerung verbracht: vom Knirschen des Sandes in der Frühe bis zum Überliefern des Schlafschöpplis durch Ihre Fräulein Schwester. Nur die Gedanken an Ihre Frau Gemahlin haben der Nachfreude etwas Nachleid beigemischt, zumal ich fürchte, daß das Wetter der letzten Woche ihr ganz besonders ungünstig gewesen ist. Die Philosophie des Trostes wird auch hier von der der Resignation nicht weit abliegen!"

Nach einigen nur aus seinen Schönefelder Erlebnissen verständlichen Anspielungen extemporiert er folgende Verse:

Es ging der Oberst Rese
Ganz ohne jed' Getöse,
Da kam Professor Fischer,

*) May, ein entfernter Vetter der Familie aus Hamburg — wahrscheinlich unerwartet zu Besuch gekommen.

Er war auch grad' kein Kriſcher,*)
Es aß der Onkel Lazarus
Und trank nicht mehr, als grad' er muß! —

Frau Tante wankte mit Geſchick
Die Wege lang wie Käpernick**) —
(Nur oftmals ſie ganz ſtille ſaß,
Wenn ihr Getreuer ſprach und las),
Und ſcheu erzählt ſie einen Schluß,
Den mancher ſonſt verſchweigen muß. . .

„Ernſtinchen" ab und zu wohl ging
Als viel getreue Schaffnerin;
Der Fiſcher ſah mit großer Gier,
Ob ſie wohl brachte ihm das Bier,
Er machte Augen, große,
Nach Lager oder Goſe.

Und wenn Beſuch dazwiſchen ſchlug,
Mit oder ohne Kneifer,
Der Fiſcher ſich beiſeite trug,
Mit Bier- und andrem Eifer,
Und wieder dann mit ernſtem Blick,
Geſtärkt, getränkt kam er zurück.

Und an dem letzten Julitag
Da kam ganz flott Paul Heyſe,
Vergnügter als ein May-entag,
Das war 'ne andre Weiſe. . .
Gott tu' mit neuen Kräften an,
Daß er noch viel mag geben,
Den lieben, gern geſeh'nen Mann,
Und ſchenk' ihm neues Leben!
Er kehr' geſund vom Oſtſeeſtrand,
Von See und Wald umlüftet,
Daß er uns ſchaff' im Bayernland
Novellen blütumdüftet!

Dieſes freundliche Verhältnis erfuhr ein plötzliches Ende. Bei gelegentlicher Anweſenheit Fiſchers in Berlin lud Lazarus den ihm Liebgewordenen zu Mittag ein, um ſich ſo recht ungeſtört mit ihm

*) Schreier.

**) Der bekannte Schnelläufer!

auszuplaudern; als jener aber pünktlich antrat, war nichts vorbereitet, ja, die Hausfrau empfing ihn nicht einmal — und der Hausherr war noch in der Universität zurückgehalten; der Gekränkte ging und kam nie wieder. Ob ein Mißverständnis vorlag? Ein Irrtum?

Als ich später davon erfuhr, ließ es mir keine Ruhe; ich sandte ihm die „Sprüche von Lazarus“ und schrieb: „Seit Jahren Material sichtend zu „Lebenserinnerungen“ meines geliebten Mannes, treffe ich auf Ihr launiges Gedicht, Ihren Besuch in Schönefeld preisend. Auf meine Frage berichtet mir mein Mann soviel Sympathie-Erweckendes von Ihnen, daß ich meiner Herzensstimme folge und Ihnen schreibe. Lassen Sie die zweite Frau gutmachen, was die erste, vielleicht in ihrer unberechenbaren Kränklichkeit, versäumte, und empfangen Sie die Versicherung, daß wir herzlichst Ihrer gedenken!“ Umgehend erhielt ich eine überaus herzliche Antwort mit dem merkwürdigen Hinweis, daß Fischer gerade am Tage des Empfanges meiner Zeilen an uns schreiben wollte, getrieben von der Sehnsucht, nach langen Jahren wieder einmal vom Freunde zu hören. So lebte die alte Freundschaft wieder auf — es war Zeit, denn im folgenden Jahre ging Lazarus dahin.

Von den vielen, welche das liebe alte Haus in Schönefeld aufsuchten, mögen nur zwei noch genannt werden, zwei hochverdienstvolle Leipziger Gelehrte, welche den Berliner Kollegen in seinem ländlichen Idyll mit ihrer Gegenwart erfreuten.

Wenn Rudolf Hildebrand den Spaziergang von Leipzig nach Schönefeld gemacht hatte, wurde er sicher mit ganz besonderer Herzlichkeit empfangen. Es verband beide eine merkwürdige, nicht äußerliche, aber innere Ähnlichkeit der Erlebnisse, der Entwicklung und Erfahrung und vor allem des idealen Strebens. Dies näher zu begründen, gäbe eine anziehende Charakterstudie, — hier nur so viel: Hildebrand — gleichfalls 1824 geboren — hatte sich, wie Lazarus, aus engen Verhältnissen emporgerungen. Als Sohn eines armen Schriftsetzers wurde es ihm nicht leicht, seinen

philosophischen Jugendneigungen nachzugehen, obwohl sein Vater, der später als Faktor der Brockhausschen Druckerei eine sorgenfreiere Existenz und als Autodidakt eine umfassende Bildung erwarb, nach Kräften die Studien seines Sohnes und ganz vorzüglich seine Sprachkenntnisse förderte. Seinem Verdienst und Einfluß ist es wohl auch zu danken, daß Rudolf im Revolutionsjahr (1848) in der bei Brockhaus erscheinenden „Deutschen Allgem. Zeitung" als Übersetzer fremdsprachlicher Zeitungen eine Stellung fand. Bald darauf begann er seine segensreiche Tätigkeit als Lehrer, vorerst an der berühmten Leipziger Thomasschule. Sein eigentliches Lebenswerk aber war seine Mitarbeit am Grimmschen Wörterbuch, für das er dank der Empfehlung Haupts von Anbeginn wirkte, in so ausgezeichneter Weise, daß ihn Jakob Grimm als seinen Nachfolger erkor. Hildebrand widmete sich seiner Aufgabe mit all der Hingebung seiner Gelehrtennatur. Der mächtige Band K, den er allein geleistet, enthält unvergleichliche Kabinettstücke — z. B. die Artikel Kranz, Krone — an Fleiß, tiefem Wissen und anmutender Form.

Unvergeßlich ist mir der liebevolle Ausdruck, mit dem mein Mann mir einmal sagte: „Hildebrand war ein so inniger Mensch, der die deutsche Sprache mit einer Art Zärtlichkeit liebte, der ihre Klarheit und Tiefe mit Entzücken auskostete und sich in ihrer Würdigung nicht genug tun konnte. Er hat ein Büchelchen: „Über den deutschen Sprachunterricht" voll Weisheit und Erkenntnis geschrieben. Fern von aller Pedanterie, warnte er energisch davor, die Kinder zu sehr mit grammatischen Formeln zu langweilen und alle Regeln mit ihnen durchzuackern. Seine „Plaudereien eines Sonntagsphilosophen" spiegeln bei aller Gefälligkeit der Form den sittlichen Ernst des gemütvollen Mannes köstlich wieder." — Auch darin war er mit Lazarus einig, daß er eine fast leidenschaftliche Liebe für alles Dialektische hatte.

Gewiß war kein Leipziger Professor anregender in seinen Vorlesungen. Er schöpfte aus dem Vollen, gab wie Lazarus keine Kompendien, sondern Gedanken.

Der andere ausgezeichnete Leipziger Gelehrte war Delitzsch, der rührige, warmherzige Streiter für Toleranz und Aufklärung. Wie beide Männer zusammenwirkten, um den plötzlich auftauchenden Wogen eines blinden Verfolgungswahnes einen Damm entgegenzubauen, wird an anderer Stelle eine historische Beleuchtung erfahren. Sie standen zusammen im Kampfe für die sittliche Hebung und Läuterung, für religiöse Vertiefung der Menschen und gegen eine Verflachung in niedrig gesteckten, naturalistischen Lebenszielen. Schönefeld bot den freundlichen Anlaß zu traulichem Austausch harmloser Aufmerksamkeit. Als der Altmeister biblischer Forschung seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert hatte (1883), berichtete er:

Verehrter Kollege und Freund!

Mein Geburtstag ist nun vorüber, und das ist gut, denn dergestalt Objekt der Feier zu sein, könnte ich nicht lange ertragen. Mein Leibspruch ist ama nesciri;*) indes anerkenne ich, daß auch Liebe, Ehrerbietung, Dankbarkeit ihr Recht haben, und daß es nicht tugendlich wäre, sich diesen Tugenden, wenn sie sich aussprechen und betätigen wollen, um der lieben Ruhe

*) „Dem Sinne nach, so teilt uns Geheimrat Hermann Peter mit, entnommen dem Spruche altgriechischer Weisheit λάθε βιώσας (qui bene vixit, bene latuit)." — Dem Sohne des alten, zurückhaltenden Franz Delitzsch, dem bekannten Berliner Assyriologen, der mit seinen Forschungen am liebsten vor die weiteste Öffentlichkeit tritt und durch sein ‚Babel und Bibel' viel Staub aufgewirbelt, erscheint das nach obigem Wahlspruch von seinem Vater gesuchte Glück, im verborgenen zu leben, gewiß nicht beneidenswert. Wie diametral entgegengesetzt ist auch im wesentlichen die Richtung, die Tendenz ihres Forschens! In dem S. 332 schon erwähnten Briefe an Anna Remy sagt Lazarus u. a.: „In unserer Zeit, bei den Wühlereien gegen die Grundlagen der Religion, ist es durchaus notwendig, daß unter Christen und Juden die redlichen Forscher, die nicht nach Sensation trachten, zusammenstehen, damit das wahrhaft Erhabene nicht in den Staub gezogen werde. Ich schicke Ihnen zwei Ausschnitte mit Urteilen über Delitzsch' — gelinde gesagt — leichtfertige Hypothesenjagd: Oppert ist geborener Hamburger, Jude, seit langen Jahren Mitglied der Akademie in Paris, Sellin Professor der evangelischen Theologie. Auch möchte ich Sie auf Kurt Breysigs „Vergleichende Entwicklungsgeschichte der führenden Völker Europas", Berlin 1900/1 hinweisen; Sie werden z. B. Band II, S. 678 ff. mit Befriedigung lesen."

willen zu entziehen. So habe ich denn am 23. Februar der harten Probe standgehalten. Ich habe mich feiern lassen — es wird lange dauern, ehe mein infolgedes flutendes Herz wieder ebbet.

Unter den Angebinden war auch der schöne, herrliche Rosenbaum Ihres Gewächshauses, womit Sie mich beehrt, und die rührend abgefaßte, stolz ausgestattete Zuschrift des deutschen israelitischen Gemeindebundes. Auf diese kann ich natürlich nicht so nonchalant erwidern, wie zunächst Ihren persönlichen Geschenken in diesen formlosen Zeilen.

Empfangen Sie denn mein herzliches Dankesecho! Auch Professor Steinthal hat mich durch seine Zuschrift beehrt. Bringen Sie ihm dafür meinen dankvollen Gruß!

Verehrungsvoll Ihr dankbar verbundener Delitzsch.

Entzückt war der schlichte Gelehrte auch von dem allsommerlichen Angebinde an Trauben und Feigen, die ganz vorzüglich in Schönefeld gediehen, wie unter südlicher Sonne gereift, und die in rosenumflochtenem Korb auch eine auserlesene Augenweide boten.

Daß alle anderen in Deutschland heimischen Früchte hier gepflegt wurden, versteht sich von selbst, besonders erregten die an einer hohen Ziegelmauer in Spalier gezogenen Pfirsiche das Entzücken von groß und klein. Der gütige Besitzer liebte es, Kirsch-, Birn- und Nußbäume von der Schuljugend plündern zu lassen. Freilich — ihre Dankbarkeit ließ dennoch etwas zu wünschen übrig: jahraus, jahrein litt der Ruheliebende zur Sommerzeit von den Steinwürfen an den hohen Bretterzaun — das beliebte Ziel für knabenhafte Schleuderkünste, und das noch unreife Obst war auch nicht immer vor voreiligen Angriffen sicher. Gleichviel, er ließ sich seine Neigung zu den kleinen Übeltätern nicht verkümmern, und oft genug sah man den blondbärtigen, silberlockigen Professor mitten unter kleineren und größeren Knirpsen — mit und ohne Schultasche — in eifriger Konversation. Die Schönefelder kannten alle den Freund ihrer Kinder, und ihre Zutraulichkeit zeigte sich besonders unbefangen, wenn hier oder da Wünsche vorhanden waren; entweder ersehnte

ein Briefträger eine neue Uniform und gab seinem Sehnen so deutlich Ausdruck, daß es auch bald gestillt wurde, oder ein Turnverein brauchte eine neue Fahne, oder die Weihnachtsbescherungen einen Beitrag, oder Kranke kräftige Suppen, Genesende Wein, durchpassierende Soldaten eine Erquickung — überall war Lazarus' Hand und Herz dabei.*) — Von all den Huldigungen, die ihm an seinem siebzigsten Geburtstag — den er in Schönefeld verlebte — zuteil wurden, hat ihn auch kaum eine mehr erfreut, als daß am frühen Morgen der Schönefelder Arbeiterverein ihm ein Ständchen brachte, das wie üblich mit einem feierlichen Choral begann.

Es soll nicht von Schönefeld geschieden sein, ohne eines kleinen Geschöpfes zu gedenken, dem ich zeitlebens Dankbarkeit bewahre; denn es hat reichlich dazu beigetragen, meinen Lazarus zu erheitern. Als wir 1895 in seinen Sommersitz einkehrten, war die kleine Parkwildnis ausgerodet und der Boden parzelliert und mit Mietshäusern besetzt. Nur unser Garten war geblieben, und rückwärts hielten die Gärtnersleute einen Hühnerstall. Eine Henne nun mit ihrem Dutzend Küken beehrte uns mit ihrem Vertrauen. Diese Familie wetteiferte, uns Gesellschaft zu leisten. — Sie hatte ungehinderten Zugang zur Freitreppe der Veranda und von da in die Wohnung. Früher war das natürlich nicht geduldet worden, aber ich unterzog mich gern der Vertilgung ihrer Spuren für das Vergnügen, das mein Mann mit der kleinen Gesellschaft empfand. Ihn so kindlich lächeln sehen und so herzhaft lachen hören, gehört zum Liebsten, was ich mit ihm erlebt. Auf einer grünen Fußbank sitzend, in den Händen Brosamen, wurde er von den Küken eifrig umdrängt; sie saßen ihm auf den Knien, den Armen, den Schultern und behandelten ihn gänzlich wie ihresgleichen. So habe ich ihn ein-

*) Die Leipziger Neuesten Nachrichten vom 28. Mai 1905 brachten folgende Notiz: „Schönefeld. Vom 1. Juni an führt die Wiesenstraße den Namen Lazarusstraße zur Erinnerung an den Philosophen Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Lazarus, den früheren Eigentümer des Geländes, woraus die Wiesenstraße entstanden ist." — Er hat diese Ehrung, die seinem dankbaren Gemüt sicher die innigste Freude bereitet hätte, nicht mehr erlebt.

mal gezeichnet inmitten der kleinen Schar, an seinen Händen wie ein Muff so eng beisammen, die sperlinggroßen, plustrigen Federröcke!

Besonders ein Hähnchen von etwas ruppiger Schönheit, aber äußerst chevaleresker Haltung, die ihm den Namen Ranudo eintrug, hatte für Lazarus eine leidenschaftliche Zuneigung. Es folgte ihm auf Schritt und Tritt, saß in der Studierstube stundenlang zu seinen Füßen, und wenn er aufstand, um etwa ein Buch nachzuschlagen, dann erhob sich auch Ranudo, begleitete ihn zum Repositorium, blickte voll Interesse zu ihm empor, kehrte dann mit ihm zum Schreibtisch zurück und ließ sich wieder gravitätisch zu seinen Füßen nieder. Das Mittagsschläfchen hielten sie gemeinsam, der Kleine auf der Brust des Großen, ein Platz, den Ranudo sich von Anfang an mit unerschrockener Ausdauer erobert hatte. Als er aber erstaunlich schnell in die Höhe und in die Breite wuchs, war er als Busenfreund gar nicht mehr bequem; aber „Herrchen" rückte bescheiden zurück, und so ging's immer noch. Einmal — denn selbstverständlich blieb Ranudo dem Freunde überall auf der Ferse — hatte er sich im Garten bei einem Regenwurm zu lange aufgehalten und den Geliebten aus den Augen verloren. War das ein Aufflattern, halb Rennen, halb Fliegen, die Wege entlang, ein bestürztes Stehenbleiben, ein angstvolles Umsichschauen und endlich ein ohrenbetäubendes Krähen! Sein Außersichsein über den Verlust war so merkwürdig, daß Lazarus, in dem sich der Naturforscher regte, sich einigemal versteckte, um zu experimentieren, ob das Tier sich stets so benähme; aber es war offenbar jedesmal so erschreckt, daß mein Mann fortan Sorge trug, daß Ranudo immer wußte, wo er sei.

Für mich, die ihn doch fütterte, besaß er nur eine Art achtungsvoller Duldung und für mein Geschlecht überhaupt eine offenbare Geringschätzung. Ich liebte ihn nur desto mehr; denn es war mir ein Beweis, wie uneigennützig seine Liebe zu Lazarus war.

Wie mancher hätte sich ein Beispiel daran nehmen können! —

Fünfzehntes Kapitel.

Das kleine Diner als Kulturelement.

„Wer für die Zukunft arbeiten will, kann nicht bloß von der Vergangenheit zehren, er muß auch die Gegenwart genießen und ihrer froh werden. Das gilt von der Wissenschaft, der Kunst und dem Leben im engeren Sinne."

Nach diesem Motto verfuhr unser Philosoph auch in sozialer Beziehung. Er liebte es, die geistige Spannkraft durch geselligen Frohsinn zu erfrischen. Durch eine lange Reihe von Jahren, am lebhaftesten seit der Rückkehr aus Bern bis Ende der achtziger Jahre — also ein Vierteljahrhundert hindurch — kam Lazarus in Berührung mit Leuten, die sonst dem deutschen Professor wenig zugänglich sind: nämlich die Gruppe der Diplomaten und der bei Hofe Akkreditierten, und zwar vermittelst des „kleinen Diners".

Die ursprüngliche Veranlassung erwuchs eigentlich auf humanitärem Boden. Es gab da eine eigenartige, vom Schicksal stiefmütterlich behandelte Persönlichkeit, ein feines, kleines, schwächliches Männchen, Jugendfreund von Friedrich von Sallet, später in Weimar gern gesehen bei Genast, Bojanowski, Wendelin von Maltzahn, Dingelstedt usw. Herr von Gruner, Kabinettsrat und Vertrauter der Kaiserin Augusta, hatte durch etwa zehn Jahre für ihn gesorgt und ihn über Wasser gehalten, aber er konnte auf keinen grünen Zweig kommen und war inzwischen bei dem Hangen und Bangen nach einer dem Grad seiner Bildung angemessenen Stellung über fünfzig Jahre alt geworden und immer noch der bemitleidete „kleine Dr. Eitner".

Da wandte ſich Herr von Gruner, der Lazarus von den Hofgeſellſchaften her kannte, Eitners wegen an ihn, und es gelang dieſem bei gelegentlicher Durchreiſe durch Frankfurt am Main, einen dortigen Großkaufmann für Eitner zu intereſſieren. Er ſchlug damit „zwei Fliegen mit einer Klappe“: Herr Merton, ſo hieß der Großinduſtrielle, wollte nach engliſcher Sitte ſeinen Töchtern, zwei ſehr anmutigen jungen Damen, noch eine weitere Fortbildung angedeihen laſſen, und zwar eine gründliche, ſachliche, ohne den ſchöngeiſtigen überflüſſigen Ballaſt, mit dem ſonſt, beſonders in Deutſchland, die bekannte „höhere Tochter“ zu prunken pflegt. Das Gouvernantenweſen war ihm und wahrſcheinlich den jungen Mädchen noch mehr verhaßt, und ſo ſuchte er einen Hauslehrer. Natürlich, ein junger durfte es nicht ſein, aber auch kein alter, und einen in mittleren Jahren zu finden, war ſchwer. Gediegene Männer waren in feſten Händen, und andere als ſolche mochte der kluge und gute Vater nicht. Was tun? Aus dieſem Dilemma half Lazarus ihm mit Dr. Eitner aus; nicht jung, nicht alt, nicht verführeriſch und nicht gebrechlich, aber ein gediegener Charakter und ein hochgebildeter Mann (er war der Herausgeber der bekannten literarhiſtoriſchen Tabellen) und nichts weniger als anſpruchsvoll, ſondern froh, ſo glücklich unterzukommen. Er wurde engagiert und erwies ſich als ein ſo vorzüglicher Hauslehrer, daß ſowohl Merton als Gruner es dem Philoſophen Dank wußten, daß er an Eitner gedacht hatte.

So traten ſich Herr von Gruner und Lazarus näher, und der Diplomat nahm die Gewohnheit an, immer häufiger bei ihm vorzuſprechen. Der bekannte Habitué der Kaiſerin Auguſta, der faſt täglich zum Tee bei ihr war, braucht hier nicht näher geſchildert zu werden, die ganze Bismarckliteratur erwähnt ihn häufig genug. Seine Beziehung zu Lazarus wurde immer literariſcher, und zugleich begegneten ſie ſich wiederum in der Protektion des gemeinſchaftlichen Schützlings, der, nachdem eine der Mertonſchen Töchter ſich verheiratet hatte, von Frankfurt über andere Wegſtationen endlich nach Weimar gekommen war, und dem ſie nunmehr wieder öfter

unter die Arme greifen mußten. Das „kleine Diner“ erwies ſich bei ſolchen Gelegenheiten als ein trefflicher Nährboden, nicht bloß für die direkt Beteiligten, ſondern auch für den Fernſtehenden, der ſelbſt in ſeinen kühnſten Träumen nichts von Sekt und Trüffelpaſtete zu ſehen bekam.

Herr von Gruner war ein Freund, Schul- und Studiengenoſſe von Karl Hagen,*) und als Lazarus von Bern nach Berlin zurückkehrte, ſuchte Gruner ihn infolge eines Briefwechſels mit Hagen ſofort wieder auf. Abgeſehen von den perſönlichen Motiven, war es ein großes, verſtändnisvolles Intereſſe für Völkerpſychologie, das den Diplomaten zum Verfaſſer des „Leben der Seele“ hinzog. Er hatte noch mehr Zeit, ſich dieſer philoſophiſchen Neigung hinzugeben, ſeitdem er — der früher in der Politik, im auswärtigen Miniſterium aktiv geweſen — durch Bismarck kaltgeſtellt worden. Er lebte jetzt als Privatmann und betrieb die Politik angeblich nur noch theoretiſch. Er und Lazarus kamen ſtillſchweigend überein, über aktuelle Politik niemals zu ſprechen. „Gleich bei unſerem erſten intimen Zuſammentreffen, im Herbſt 1866, hatte ich mich (was ja für den Autor der Schrift: „Über die ſittliche Berechtigung Preußens in Deutſchland“ ſehr begreiflich war) ſofort entſchieden auf die Seite der Bismarckpolitik geſtellt, während Gruner dieſelbe als eine „Spielerpolitik“ bezeichnete. Trotz unſerer politiſchen Meinungsverſchiedenheit kam er gern zu mir und plauderte ſich aus, entweder über literariſche Dinge — er las viel und vielerlei — oder über Menſchen, die ihn näher beſchäftigten und über die er gern das Urteil eines gänzlich Unbeteiligten hören mochte. Seine hohe Herrin mag hier öfter die Auftraggeberin geweſen ſein. Hin und wieder führte uns ein Spaziergang etwas tiefer in den vor meiner Wohnung am Königsplatz gelegenen Tiergarten. Die Differenz in der praktiſchen Politik hat keinen von uns gehindert, vertraulich und freundſchaft-

*) Karl Hagen (1810—68) wurde 1849 ſeiner Heidelberger Profeſſur entſetzt, weil er ſich der äußerſten Linken angeſchloſſen hatte, und war ſeit 1855 Profeſſor an der Univerſität Bern.

lich miteinander zu verkehren. Das sollte bei den Menschen öfter der Fall sein. Sie sollten es lernen! Wie töricht, wenn Leute, die verschiedener Meinung sind, sich fast als Feinde betrachten! Als ob je zwei Blätter ganz gleich wären, und sie wachsen doch auf demselben Baum!"

Gruner also verstand es ausgezeichnet, allerliebste kleine Diners zu geben. Zu seinen ständigen Gästen gehörten der Historiker Leopold von Ranke, der sich immer ausbat, neben Lazarus zu sitzen, und Ernst Curtius. Lazarus, von Berufspflichten und humanitären Obliegenheiten meist überhäuft, mußte oft ablehnen. Wenn mal die Unterbrechung etwas länger dauerte, klagte Gruner gleich über die unerwünschte Pause. „Verehrter Herr Professor," schreibt er am 27. Januar 1871, „in dem wilden Getümmel dieses schweren Krieges haben wir uns fast gar nicht mehr gesehen! Wollen Sie uns nicht das Vergnügen machen, am Sonntag um 3 Uhr in einem Kreise von Bekannten bei uns zu essen? Mit größter Hochachtung und Ergebenheit Ihr Gruner." Sehr häufig sind es bedeutsame Gäste von außerhalb, die Veranlassung geben, daß Gruner eiligst Lazarus interpelliert: „Wollen Sie den und den kennen lernen? Dann bitte, um die und die Zeit — schwarze Binde" usw. Oder umgekehrt, seine Bekannten wünschten den Berliner Professor kennen zu lernen, blieben aber nur zwei, drei Tage in Berlin, — wieder kam Gruner mit seinen dringenden Billets. Am liebsten freilich kommt er selbst, seine Einladung durch mündliches Zureden zu unterstützen. Oft trifft er Lazarus nicht zu Hause, sofort wird ein zweites Einladungsbriefchen abgefeuert. Der Ton wird immer herzlicher. Am 8. Januar 1874 schreibt er: „Liebster, verehrtester Herr Professor! Ich war heute an Ihrer Tür, um mir nach langer Zeit wieder einmal die Freude zu verschaffen, Sie zu sehen. Leider traf ich Sie nicht!! — So gewähren Sie mir denn zur Entschädigung meine Bitte: am Sonnabend 4 Uhr essen einige Herren bei uns: Thile, Curtius, Meyern u. a. Es handelt sich nicht um ein Galadiner, sondern nur um ein freundschaftliches „kleines". — Es wäre sehr liebens-

würdig, wenn auch Sie uns das Vergnügen machen wollten, zu kommen. In herzlichſter Ergebenheit der Ihrige von Gruner."

Man braucht nur die Namen der verſchiedenen Teilnehmer an dieſen verſchiedenen Diners zu prüfen, um zu begreifen, daß Lazarus in dankbarer Erinnerung rundweg erklärt: dieſe kleinen Diners hätten zur Ausbildung ſeiner Welt- und Menſchenkenntnis außerordentlich beigetragen. Zu den ſtändigen Gäſten gehörten, wie ſchon erwähnt, vor allem Ranke, Ernſt Curtius, dann einer der reichſten Männer — früher Miniſter, dann Privatmann —, Herr von Bethmann-Hollweg (mit dem zerriſſenen Futter in einem Hut, mit dem er immer geneckt wurde, was ihn aber durchaus nicht genierte; reiche Leute können ſich ſolche Kleinigkeiten ſchon erlauben!). Sein Vater war ein Hollweg und hatte die Schweſter des reichen Frankfurter Patriziers Bethmann zur Frau mit der Bedingung, daß er deren Namen dem ſeinen anfügte. Es iſt derſelbe Bethmann, der zugleich als Kunſtmäcen einen wohlbegründeten Ruf genoß. Er war es, der Dannecker den Auftrag gab zur weltberühmten „Ariadne", deren Original in ſeinem Park aufgeſtellt iſt. Ferner General von Thile, der 1880 an die Spitze des 8. Armeekorps trat, Herr von Thielen, früher preußiſcher Geſandter in Athen, Herr von Jasmund, einer der jüngeren und ſehr beliebten Männer, der badiſche Miniſter von Roggenbach, der bei der Gründung der Univerſität Straßburg und bei der Einverleibung des Elſaß ſich bleibende Verdienſte erwarb — ſeiner energiſchen Tätigkeit iſt die Überwindung mancher Schwierigkeiten zu danken —; endlich erſchien da der vielgewandte und oft genannte Herr von Meyern, Orientaliſt, Philolog, Diplomat uſw.; er gehörte dem vielerörterten Kreiſe der Kaiſerin Auguſta an und kam häufig zu einem wiſſenſchaftlichen Plauderſtündchen.

„Herr Profeſſor, haben Sie heute Zeit? Nicht? Na nu nee nich! — dann komme ich morgen wieder."

Ein markanter Teilnehmer an den Grunerſchen kleinen Diners war ferner der hanſeatiſche Miniſterreſident Krüger, Schwiegervater des jungen Bendemann, eines Sohnes des berühmten Malers

Eduard Bendemann. Krüger, jetzt General, war früher Schüler von Lazarus auf der Kriegsakademie und als solcher voll von Reminiszenzen, die beide gern immer wieder auffrischten; endlich erschien auch zuweilen Eckardt, der bekannte Verteidiger der Rechte der Ostseeprovinzen, und gelegentlich seiner Durchreisen tauchte auch immer wieder Gruners Landsmann, der republikanische Professor Hagen auf, der einstige Kollege Lazarus' in Bern, der gelehrte Herausgeber von Dullers Hauptwerk, der „Vaterländischen Geschichte". Als Mitglied des einstigen Frankfurter Parlaments wußte er über den Wandel der Zeiten manches inhaltsvolle Wörtlein mitzureden. Von Berliner Reichstagsabgeordneten waren besonders gern anwesend Peter und August Reichensperger, kernige und ehrliche Konservative der alten Schule. Unmöglich, die Namen aller interessanten Persönlichkeiten aufzuführen, welche auf diese ungezwungene, heitere und feingeistige Art durch ein Vierteljahrhundert im regen Verkehr einander nahegetreten sind!

Frau von Gruner — ihre Pflegetochter war die frühverstorbene anmutige Frau des Philosophen Paulsen, eines der anregendsten Berliner Professoren —, war eine kleine, korpulente Dame. Sie machte die Honneurs in graziösester Weise und wußte sich in dem zierlichen, klugen Köpfchen trefflich zurechtzulegen, wie sie die Tischgenossen passend placierte, wozu mitunter ein entschieden diplomatisches Geschick gehörte. Sie verstand es auch, ihre Gäste anzuregen und es ihnen so angenehm zu machen, daß sich alle in voller Unbefangenheit bald heimisch fühlten. Sie hatte bemerkenswerte literarische Neigungen und sorgte immer dafür, daß es bei diesen kleinen Diners an Repräsentanten der Literatur nie fehle. Als sie Ende der achtziger Jahre starb und das Haus verkauft wurde, fanden die kleinen Diners fortan im Berliner Austernsalon von Ewest statt. Unverändert aber blieb das originelle Menü, das stets eine Komposition der feinsten, leichtesten und zugleich der derbsten Gerichte aufwies, und unverändert blieb die Zahl der Teilnehmer, die grundsätzlich nie zwölf Gäste überstieg oder höchstens in Ausnahmefällen vierzehn betrug.

Originell war auch die Art, wie Gruner einlud: nie mit der Poſt, ſondern immer perſönlich oder durch zierliche Billets, welche der Diener brachte, ein altes Faktotum des Hauſes, das offenbar in die Geheimniſſe der beſonderen Neigungen ſeiner Herrſchaft eingeweiht war und ſehr gut wußte, wen ſein Herr wirklich gern ſah. Ernſthaft, faſt geſpannt lauernd ſtand er da, um womöglich gleich die Antwort mitzubringen. Wenn dieſe bejahend lautete, hellte ſich ſein faltenreiches Geſicht zum freundlichſten Lächeln auf, und ſich verneigend verſicherte er ſtets mit Bonhommie:

„Na, Herr Profeſſor, das freut uns ſehr, alſo Sie kommen!“

Nicht minder wertvoll für die Zwecke einer edleren Geſelligkeit waren die kleinen Diners bei Dr. Johannes Brandis, Kabinettsrat der Kaiſerin Auguſta, welche ihn durch den Freiherrn von Bunſen, den verdienten Staatsmann und vielſeitigen Gelehrten, kennen gelernt hatte, der in den fünfziger Jahren durch ſeine „Zeichen der Zeit“ und das dreibändige Werk „Gott in der Geſchichte“ in den weiteſten Kreiſen Aufſehen erregte. Brandis war früh in der weiteren Öffentlichkeit bekannt geworden als der Studien- und Reiſegenoſſe von Ernſt Curtius, der ihm in ſeinem Lebensbild*) ein pietätvolles Denkmal dauernder Freundſchaft und treuen Gedenkens errichtet hat. Bei Brandis' mannigfaltiger Geſelligkeit und Berufstätigkeit blieb er doch ſeiner innerſten Neigung nach immer der ſtille Forſcher, und daß er das ſein und bleiben konnte, iſt hauptſächlich der feinſinnigen Kaiſerin zu danken, welche den Gelehrtenberuf ihres Kabinettsrates erkannte und hochſchätzte. Seiner vornehmen Natur entſprach auch der Kreis, den er ſich zum intimen Umgang erwählte. Intereſſant iſt, daß Curtius ausdrücklich betont, daß ſein Freund in reiferen Jahren „ſehr zurückhaltend“ war, anderer wenig bedurfte und ſich auch den Nächſten mitzuteilen kein Bedürfnis fühlte. Viele ſeiner Bekannten, welche ihn wohl zu würdigen wußten, konnten ein gewiſſes Mißbehagen kaum verleugnen. Sie vermißten ein

*) Im XXXII. Band der „Preußiſchen Jahrbücher“, dann als Separatabdruck bei Georg Reimer, Berlin 1873, erſchienen.

offenes und herzliches Entgegenkommen und haben, zuweilen in unbilliger Weise, den Grund seiner Kälte und vornehmen Zurückhaltung in seiner amtlichen Stellung gesucht, als wenn diese Veranlassung gewesen wäre, seinen Charakter zu verändern! Dagegen berichtet sein Biograph weiter: „Außerdem war es seine größte Freude, Männer, die er hochschätzte, aus den verschiedensten Lebenskreisen zu freundschaftlichem Austausch bei sich zu vereinigen oder häuslich bei ihnen zu verkehren. So liebte er besonders den vertrauten Verkehr mit E. von Stockmar, mit Mommsen und Helmholtz, mit Lasker, Lazarus und Joachim." — Curtius' vor wenigen Jahren erschienenes „Lebensbild in Briefen" gibt in einem Briefe an seinen Bruder Georg vom 27. Februar 1872 eine denkwürdige Illustration zu seiner vorhergehenden Äußerung; er schreibt: „Unter den neu aufgetretenen Persönlichkeiten ist Lord Russell eine der interessantesten, ein Kosmopolit von seltenster Virtuosität. Neulich hatte Brandis Helmholtz, Mommsen, Grimm, Lazarus, Lasker und mich mit ihm vereinigt. Es war ein echtes Symposion, wo alle Fragen der Politik und Bildung verhandelt wurden. Ich horchte und lernte mit begierigem Ohr, fühlte mich aber doch einsam. Die beiden Juden waren mir entschieden am meisten sympathisch, weil sie viel mehr als alle anderen religiöse Bildung als einen wesentlichen Faktor des Volkswohles und der Menschenbildung anerkannten."

So war Brandis in der Wahl seines Umganges eine im guten Sinne des Wortes aristokratische Natur. Als Freund wollte er nur mit den Besten verkehren, und der trauliche Gedankenaustausch mit auserwählten Genossen war ihm, wie er es vom Vaterhause her gewohnt war, die eigentliche Blüte und Würze des menschlichen Lebens. Er hatte es von früh an gelernt, in allen Gesellschaftskreisen das echt Menschliche, Tüchtige und Gute herauszufinden.

Die erste Anknüpfung der Bekanntschaft zwischen Brandis und Lazarus gab ein Vortrag des letzteren in der Singakademie. Diese Vorträge fanden immer am Sonnabend statt. Am folgenden Tage, dem Sonntag, kam Brandis bereits, um ihm im Auf-

trage der Kaiſerin ihre Freude und ihren Dank für den Vortrag perſönlich auszuſprechen. Von da ab blieben beide in regem Verkehr miteinander. Vorerſt waren es die Hofgeſellſchaften und die Soireen bei Curtius, die ſie zuſammenführten, — dann aber die kleinen Diners bei Brandis ſelbſt. Außer Curtius und den bereits Genannten war zuweilen der Reichstagsabgeordnete Karl Twesten da, den man freilich in dieſem hochkonſervativen Kreiſe eigentlich kaum erwarten durfte, der indeſſen als Mitbegründer und Führer der nationalliberalen Partei auch hier in hoher Achtung ſtand und ebenſo wie Lasker und Bamberger außer durch ſeine Bedeutung und ſeinen Einfluß als Parlamentarier als weltgewandter, humorvoller Geſellſchafter ſich ebenbürtig in dieſer geiſtigen Elite zu behaupten wußte. — Noch ein Wort über den bereits erwähnten engliſchen Botſchafter! Odo William Leopold Lord Ruſſell (geb. 1829) war ein überaus gern geſehener und faſt ſtändiger Gaſt bei Brandis. Der kleine, dicke Mann mit dem energiſch geſpannten und beweglichen Geſicht, deſſen Naſenflügel immer in verſteckter Nervoſität zu beben ſchienen, als wäre er ein Engländer und ein Franzoſe zugleich, war durch die dreizehn Jahre ſeines Berliner Aufenthaltes persona grata geworden nach allen Seiten. Von 1858 bis 1870 Geſandter in Rom, brachte er zu ſeiner ſonſtigen ausgezeichneten Bildung einen Schatz künſtleriſcher und völkerpſychologiſcher Reminiszenzen mit und eine abgeklärte Weltanſchauung, die mit dem herkömmlichen „engliſchen Spleen“ nichts gemein hatte und ihn zu einer der anziehendſten und genußreichſten Perſönlichkeiten machte. Seiner ebenſo heiklen als ſchwierigen Miſſion, 1871 in Verſailles zwiſchen Deutſchland und Frankreich zu vermitteln, hatte er ſich mit ſo feinem Takt entledigt, daß er zum Botſchafter am kaiſerlichen Hofe ernannt wurde, und als er als Lord Ampthill Peer 1884 in Potsdam ſtarb, ließ er in dem kleinen, feingeiſtigen Kreiſe der Brandis und Curtius eine empfindliche Lücke zurück.

Mit herzlichſter Sympathie gedachte Lazarus Brandis', der ihm gegenüber nie „zurückhaltend“ oder „kalt“ war, ſondern von

einer unbefangenen Offenheit und Vertraulichkeit, die ihm in angenehmster Erinnerung blieb. So erzählt er von ihm: „Brandis gehörte zu den seltenen Persönlichkeiten, mit denen eine Unterredung zu zweien ganz besonders wohltuend ist, weil sie nicht bloß zu sprechen, sondern auch zu hören wissen. Unvergeßlich ist mir eine der traulichsten und vertrautesten Dämmerstunden, die wir bei ihm verlebt. Wir kamen nämlich dazu, einander die Lücken unserer wissenschaftlichen Bildung zu beichten; ich werde mich natürlich hüten, diese Beichte zu veröffentlichen, nur dies will ich sagen: daß es ihm viel schwerer geworden ist, mir das Absolvo te zu gewähren, als mir gegen ihn, denn mein Sündenregister war größer."

Eine echte Lazarus-Äußerung: voll Schalkhaftigkeit und Bescheidenheit!

Brandis, der sich als begeisterter Junggeselle freiester Verfügung bei den Arrangements seiner kleinen, exquisiten Diners erfreute, gab dieselben meist in dem schon erwähnten Aufternsalon in der Behrenstraße, der seiner Amtswohnung im königlichen Palais gerade gegenüber lag. Ausnahmsweise lud er auch zu Borchardt ein; seine kleinen Billets sind wahre Muster zierlicher Überredungskunst; immer hatte er ein neues Motiv zur Verfügung!

Übrigens fiel mir neulich ein anderes Blättchen in die Hand, das gleichfalls eine hübsche Vorlage zur humoristischen Einladung eines nicht leicht zu Kapernden bildet: „Berlin, 6. Januar 1870. Verehrter Freund! Wir haben Sie so lange nicht gesehen, und bei der Kürze der Tage ist es gar schwer, Besuche zu machen, auch wenn man sie noch so gern macht. Da tritt denn die Einladung mit ihrem gelinden Zwange ein, dem Sie hoffentlich keinen starren Widerstand entgegensetzen und uns so um die Freude bringen werden, Sie am Sonnabend 4 Uhr zu einem „kleinen Diner" bei uns zu sehen. Mit herzlichem Gruß Ihr aufrichtig ergebener Friedrich Spielhagen."

Ich kann es mir nicht versagen, ihm und seinen Lesern die Genugtuung zu bereiten, folgendes Urteil meines Mannes kennen

zu lernen. In seinem Nachlaß fand sich ein von ihm selbst geschriebenes, nach 1898 entstandenes Bleistiftblatt, dessen Ursprung ich nicht kenne, das aber um so ergreifender auf mich wirkte, als ich wußte, daß er einigemal sein bedauerndes Befremden über Spielhagens spätere Zurückhaltung ihm gegenüber ausgesprochen. Wie wenig er es dem berühmten Romanschriftsteller nachtrug — das „Nachtragen" war so ganz und gar nicht seine Sache! — beweisen folgende merkwürdig eindringlichen Sätze:

„Sokrates hat sein Lebelang darüber geklagt, daß die Menschen überhaupt, aber die Künstler im besonderen, es an Nachdenken fehlen ließen und darum des Wissens entbehrten über das, was sie selbst treiben und schaffen. Wenn unser Friedrich Spielhagen einst in den Himmel kommt — und er kommt gewiß in den Himmel wegen der unzähligen glücklichen Stunden und Tage, die er Tausenden und Abertausenden von Lesern durch seine Dichtung bereitet hat — dann kann er eines herzlichen und feierlichen Empfanges sicher sein, und Sokrates wird es sich vermutlich nicht nehmen lassen, das Willkommensfest zu veranstalten und die Festrede zu halten. Denn wenn auch Spielhagen so viele dankbare Leser, Verehrer und Bewunderer dort droben wie hier unter uns hat, — für Sokrates ist er ganz und gar ein Mann nach seinem Herzen. Seit Horaz den Reigen eröffnete, haben viele der hervorragenden Dichter, am meisten bei uns Deutschen — man denke nur an Schillers erleuchtende Untersuchungen, an Goethes endlose Reflexionen, an Jean Pauls Vorschule der Ästhetik — das Wesen der Dichtung wissenschaftlich zu erfassen getrachtet. Aber keiner hat mehr und öfter und mit immer tiefer dringender Forschung die Kunst des Dichters und besonders des epischen erörtert als Spielhagen.

Sokrates gilt auch als der Vater der Psychologie, und Spielhagen hat sich vor vielen durch die Feinheit, Schärfe und Vielseitigkeit der psychologischen Beobachtung ausgezeichnet. Ich selbst habe in meinen Vorlesungen keinen Dichter so oft wie den Spielhagen zitiert als Gewährsmann für psychologische Beobachtungen, aber auch als Urheber psychologischer Fragen und Probleme."

Als wolle er das Blatt noch besonders legitimieren, hat er es mit seinem vollen Namen unterschrieben! Es ist schwer, nach diesem gewichtigen Ausspruch den leichten Plauderton wieder anzustimmen, den unser Thema hier verlangt und verträgt. Dennoch — zurück ins feuilletonistisch-literarische Fahrwasser, dessen muntere Wellen uns aber den Eindruck obiger Worte nicht wegspülen sollen. Eigentlich war Spielhagens Sache das „kleine Diner" durchaus nicht, sondern gewöhnlich versammelten sich bei glänzender Beleuchtung und Bewirtung etwa fünfzig bis sechzig Personen. Spielhagens erfolgreicher Kollege Paul Lindau verstand es gleichfalls, seinen Gästen lukullische Mahle zu bereiten und auch ihnen eine besondere Würze zu verleihen. Einmal waren anwesend: der französische Botschafter, Monsieur Herbette, Graf Wilhelm Bismarck, der auch körperlich seinem großen Vater unähnlich war, der Sänger Kalisch, Gerichtspräsident Müller, einige Kollegen der Presse und andere mehr. Bei diesem kleinen Diner, das sich verschämt als „Frühstück" bemäntelte, erschien die Gattin des Gastgebers (Tochter des Begründers der Berliner Posse und des Berliner „Kladderadatsch", David Kalisch), Frau Anna Lindau,*) als Kellnerin. Sie und ihre intime Busenfreundin, Mme. Treitel, Frau eines reichen Getreidehändlers, ebenfalls als Kellnerin verkleidet, bedienten die Gäste. Ob diese Kellnerinnen auch ein Trinkgeld nahmen? — Lazarus hat es nicht erprobt, aber ein kleiner, jedoch charakteristischer völkerpsychologischer Unterschied fiel ihm auf: in der preußischen Aristokratie wären solche Scherze unmöglich. Man denke sich eine Radowitz als Schenkmädchen verkleidet, die eigenen Gäste bedienend! Nur auf Wohltätigkeitsbasaren griff später eine ähnliche Unsitte unpassender Verkleidungen ein. In der österreichischen Gesellschaft war dergleichen schon eher möglich. Fürstin Pauline Metternich konnte es der Getreidehändlersgattin nachmachen, aber sie tat es in ihrer längst erkannten

*) Nach ihrer Scheidung von Paul Lindau ging sie eine neue Ehe ein, und sie lebt jetzt als Schriftstellerin Mme St.-Cère in Paris. Ihre Feuilletons werden gern gelesen.

Eigenschaft eines philanthropischen Genies, das sich alles erlauben darf, wenn es gilt, Tränen zu trocknen. Sie würde lachend auch das Trinkgeld einstecken, um es in ihrer nimmersatten Armenkasse zu deponieren.

Ich fragte nach der Erscheinung des Botschafters Herbette, über den die Meinungen so auseinandergingen.

„Er machte mir den Eindruck eines Spions."

„Wie sieht denn ein Spion aus?"

„Das ist undefinierbar. Es liegt etwas Schielendes im Wesen und in der Sprache, oft auch geradezu in den Augen." Als Herbette einige Jahrzehnte später starb, erfuhr diese Äußerung des Menschenkenners eine merkwürdige Bestätigung. Die Nekrologe lauteten nichts weniger als schmeichelhaft. Er schien bei allen Parteien gleich unbeliebt gewesen zu sein und seine Position nur dadurch behauptet zu haben, daß er für Bismarck, der seine Leute zu benutzen verstand, eine Art Auskunftsbureau war.

Selbstverständlich kam der Philosoph auch zuweilen in die Lage, literarische Diners mitzumachen. Da diese mit Vorliebe das weibliche Bühnenelement zur Tafelgarnierung heranzogen, weiß er sich weniger auf dieselben zu besinnen; die geistige Ausbeute blieb offenbar gegen die bloß amüsierende etwas im Rückstand. Dagegen gedenkt er mit Interesse eines Diners bei Jagor:

„Jagor, ein Berliner, Weltfahrer, der seine kleinen Diners sozusagen als Reisender gab und ausstattete. Man aß nicht bloß bei ihm, sondern man lernte, und jedes Gericht war gewissermaßen Gegenstand einer lebhaften und gründlichen ethnologischen Untersuchung. Das Menü war ein durchaus internationales: jede Speise gehörte einem anderen Lande an: dies wurde in Spanien gekocht, jenes in Indien, diese Sauce war Mode bei den Russen, die andere bei den Mexikanern, jener Braten stammte aus Syrien, dieser aus Island und so fort! Früchte aus Kairo und Weine aus Ungarn, Gedörrtes aus Australien und Konserven aus Amerika brachten die mannigfachsten Überraschungen zustande und gaben ein unerschöpfliches Thema von unbestrittener Aktualität. Die

Unterhaltung sprudelte nur so, trotzdem Gaumen und Zunge so vielseitig in Anspruch genommen waren. Und der Gastgeber bürgte für die Echtheit! Er hatte stets an Ort und Stelle die Rezepte selbst aufgeschrieben, sich die Zubereitung zeigen lassen und war sogar selbst Koch geworden, um die volle Verantwortung tragen zu können. Daheim wachte er nun mit strengster Gewissenhaftigkeit über die genaueste Ausführung. Man darf aber nicht glauben, daß der Eifer des ausgezeichneten Mannes sich etwa in lediglich kulinarischen Ämtern und Pflichten erschöpfte. Seine Hingebung galt nicht minder der wissenschaftlichen Seite seines Berufes als Weltreisender. Er hatte massenhaft aus aller Herren Ländern interessante Gegenstände mitgebracht, und seine Wohnung glich einem vollständigen Museum. Auch hier ging er streng systematisch zu Werke. Jedes Zimmer gehörte der Illustration eines besonderen Landes und war mit Möbeln, Gebrauchs- und Kunstgegenständen aus einem besonderen Weltteil ausgestattet. Die Möblierung erstreckte sich bis auf die kleinsten Nebensächlichkeiten, und insofern verdiente sein Museum — denn das war seine Wohnung in der Tat allmählich geworden — die Beachtung des Forschers. Jagor, ein reicher Mann, konnte es sich gönnen, schließlich, als er alt geworden, seine Sammlungen seiner Vaterstadt zu schenken. Er machte sie zur Universalerbin behufs „Förderung wissenschaftlicher und gemeinnütziger Zwecke". Legate erhielten physikalische Gesellschaften, Handwerkervereine, das Kunstgewerbemuseum, die Berliner Anthropologische Gesellschaft, der Fischereiverein, die Gesellschaft für Erdkunde usw. — Die Bibliothek (meist Asiatica, besonders von nationalökonomischer Bedeutung) wurde der Stadtbibliothek einverleibt. Ölgemälde, Möbel, Stoffe usw. wurden nur zum Teil verkauft, zum Teil der städtischen Webschule überwiesen. Die Bronzen und Porzellane, die reichhaltigen Photographien verblieben gleichfalls der Stadt. In dem großartigen Neubau des märkischen Museums soll ein Jagor-Saal eingerichtet und darin die ethnologische Hinterlassenschaft aufgestellt werden. Das war ein Mann und ein Bürger nach meinem

Herzen! Der Pſalmiſt wendet ſich einmal (Pſ. 39, 7) gegen die Sammler von Schätzen: „Sie ſammeln und wiſſen nicht, wer es beſitzen wird.“ — Dieſer Sammler aber wußte, daß ſeine Schätze einſt der Vaterſtadt, dem Lande, der Wiſſenſchaft angehören und dienen würden!

Jagors „kleine Diners“ waren natürlich ungemein beliebt bei ſolchen Männern, die Sinn und Kenntnis für ſeine originelle Häuslichkeit hatten. Ich traf dort den prächtigen Menſchen und berühmten Sanskritiſten Profeſſor Albrecht Weber, Wilhelm Reiß, Geologen und Sammler amerikaniſcher Altertümer, berühmten Beſteiger des Cotopaxi, meinen Schwager Steinthal, Adolf Baſtian, den weltbekannten Reiſenden und Ethnographen, Vorſtand des Berliner Muſeums für Völkerkunde, und ferner eine Anzahl anderer Perſönlichkeiten, beſonders auch Fremde, die gerade durch Berlin reiſten, alſo ſpezifiſche Sprachforſcher und Ethnologen, — ſie alle haben durch Jagors kleine Diners eine unſchätzbar wichtige perſönliche Fühlung miteinander gewonnen. Manche fruchtbare Beziehung, manche dauernde Freundſchaft wurde in den kleinen, vollgeſtopften und vollgepfropften Zimmern geknüpft, die ſich in der Folge höchſt erſprießlich und folgenreich erwies. Der Merkwürdigkeiten waren ſo viele und Jagor war ein ſo liebenswürdiger und hingebender Menſch und Gaſtgeber, daß man ihn immer nur voller Dank und Befriedigung verließ.“ Zudem war er heiter und freimütig. Als er darauf drang, daß Lazarus auch zu ihm kommen möge, wußte er ſo gut gelaunte ſtichhaltige Gründe vorzubringen, daß der Philoſoph, trotz ſeiner Belaſtung mit Pflichten und Ämtern, ſchließlich ſelten bei einem Jagor-Diner fehlte. So kam er mit Männern in Verbindung, die ihrerſeits mit der Völkerpſychologie engere und praktiſche Fühlung ſuchten. „Ich habe bei Jagor im Laufe der Jahre eine große Anzahl von durchreiſenden Weltreiſenden geſehen, deren geographiſche und anthropologiſche Kenntniſſe, nationale Erfahrungen und Perſonalkunde, deren wiſſenſchaftliche und anekdotiſche Notizen mir zur reichſten Quelle der Belehrung wurden, aber wie Kometen zogen ſie vorüber; — die

Tatsachen weiß ich wohl, aber die Namen — wer könnte sie alle behalten?" Diese „kleinen Diners" waren eine Schule der Kultur.

Bei Jagor muß des Ehepaars Hitzig gedacht werden, das mit ihm befreundet war. Etta Hitzig, eine „reizende Person", die Gattin des Professors der Psychiatrie, späteren Direktors des Provinzial-Irrenhauses in Halle, Dr. Hitzig, schreibt, natürlich ohne Datum:

„Hochgeehrter Herr Professor!

Mein Vetter, Professor von Noorden, der längst durch Ihre Schriften ein begeisterter Schüler von Ihnen ist, hegt den großen Wunsch, Sie auch persönlich kennen zu lernen. Bei der Kürze seines jetzigen Aufenthaltes ist dies auf keine andere Weise zu ermöglichen als morgen mittag. Verzeihen Sie daher, hochverehrter Herr Professor, wenn ich es wage, Sie zu bitten, morgen mittag 4 Uhr bei uns zu speisen. Sie erweisen uns die große Ehre, nicht wahr? Außer Noorden treffen Sie noch meinen Schwiegervater, Baurat Hitzig, Leopold von Ranke und meine beiden Vettern Bylandt, also kein Ihnen fremder Kreis."

Und ein Postskriptum natürlich: „Sie kommen, nicht wahr? Bitte, bitte!" —

Er folgte dem Rufe der Frau Professorin und lernte in Noorden, dem berühmten Historiker, einen so ungewöhnlich angenehmen und so gründlich unterrichteten Mann kennen, daß die Bekanntschaft fleißig gepflegt wurde und Noorden später Lazarus in seinem geliebten Schönefeld wiederholt besuchte.

Neben den eleganten, mädchenhaften Schriftzügen der lieblichen Etta nimmt sich die kräftige Hand des Generals von Etzel gut aus. Der liebe Mann schreibt am 31. März 1873 seinem „trauten Lazarus": „Verehrter Herr Professor, es hat sich so gemacht, daß meine für kurze Zeit hier anwesenden Neffen Baeyer und Dove am Mittwoch bei uns essen. Darf ich wagen, Sie aufzufordern, uns auch die große Freude zu machen, freundschaftlich unser bescheidenes Mahl zu teilen? Um 3 Uhr und im Überrock, wenn's gefällig." — Es waren die jüngeren Baeyer und Dove, jener der

Sohn des Generals und berühmter Professor der Chemie, seit 1875 Liebigs Nachfolger in München, und der Kirchenrechtslehrer Dove, der Sohn des Berliner Physikers und Begründers der Meteorologie.

Etwas steif, aber in wunderschöner, deutlicher Handschrift lautet ein anderes Billett aus dem Jahre 1872:

Herr Bancroft bittet Herrn Professor Dr. Lazarus, ihm die Ehre zu erweisen, am nächsten Sonntag, den 4. Februar, um 5 Uhr bei ihm zu Mittag zu speisen.

George Bancroft (1800—91), erst Marineminister, dann Gesandter in London und später in Berlin, war als amerikanischer Gesandter mit Baron Rothomb, dem belgischen Gesandten, häufig zusammen. Bancroft war als Historiker sehr bekannt; er verkehrte in Berlin hauptsächlich mit Gelehrten und erfreute sich als Verfasser der großangelegten „Geschichte der Vereinigten Staaten" eines bedeutenden Ansehens. Rothomb (1805—81) hatte Lazarus bei Freiherrn von Spitzemberg kennen gelernt und war seitdem häufig mit ihm zusammengekommen, denn der kleine, rundliche Mann gehörte zu den gebildetsten Mitgliedern der Diplomatie, welche seinerzeit in Berlin lebten. Er hatte als belgischer Gesandter nicht allzuviel zu tun und verwendete seine Muße mit großem Fleiß und Eifer zu vielseitiger wissenschaftlicher Beschäftigung. Er sorgte dafür, daß Bancroft mit Lazarus bekannt wurde, was denn bei einem kleinen diplomatischen Diner geschah. Noch während des Desserts zog Bancroft den Gelehrten auf ein kleines Sofa, und während die anderen noch Nüsse knackten und sich an Konfekt, Likören und feinen Weinen gütlich taten, segelten diese beiden bereits im Kiel der Wissenschaft. Am anderen Morgen fuhr Bancroft schon bei dem Philosophen vor, um ihn zu sich einzuladen, — ein Pröbchen amerikanischer Fixigkeit.

Am anregendsten, manchmal sogar am aufregendsten waren die kleinen parlamentarischen Diners, die meist Twesten, Bamberger, Kapp, die beiden Reichensperger, Lasker und Auerbach gewöhnlich bei Hiller Unter den Linden versammelten. „Manchmal fanden sie auch bei Lasker selbst statt, und unvergeßlich bleibt

den Freunden des bedeutenden Mannes, aber schlechten Wirtes der drastische Gegensatz zwischen der kulinarischen Bewirtung und der köstlichen geistigen Kost, die dabei reichlich für das Manko des Menüs entschädigte. Man fand bei ihm die besten Männer aus der nationalliberalen Partei und eine Anzahl ausgezeichneter Gelehrter. — Bei einem kleinen parlamentarischen Diner bei Ludwig Löwe war Lazarus als Vertreter der Wissenschaft anwesend. Er saß zwischen Windthorst und Forckenbeck. „Sehr erinnerlich ist mir das Kreuzfeuer satirisch-politischer Neckereien, die nicht eines ernsten Hintergrundes entbehrten, zwischen dem kleinen großen Klerikalen und dem Führer der alten Fortschritts- und dann der gemauserten nationalliberalen Partei, die beide jedoch in der absoluten Aufrichtigkeit ihrer Meinung sich menschlich näherten. Das Gespräch nahm eine bedeutsame Wendung: ich hatte das Wort „Unabhängigkeitsgefühl des Bürgers" fallen lassen, und Forckenbeck bekannte: er vermisse vor allem beim Bürger „den festen und steifen Nacken". Windthorst stimmte ihm eifrig bei — freilich von seinem Standpunkte aus!"

Zur Charakteristik Laskers sei noch folgendes mitgeteilt: Das Warenhaussteuergesetz, von der Regierung und der Kammer angenommen, wird vom Kammergericht für ungültig erklärt, weil es einem bestehenden Paragraphen der Gewerbeordnung widerspricht. Ich sprach mit meinem Mann davon (1. Dezember 1902), und er sagte u. a.: „Lasker wäre dieser Widerspruch nicht entgangen. Er hätte auf die Notwendigkeit hingewiesen, vor der Verabschiedung des Warenhaussteuergesetzes erst die Gewerbeordnung zu ändern. Er war immer au fait, immer bei der Sache, immer gerüstet und unterrichtet. Er war einer der fleißigsten und gewissenhaftesten Menschen. Seine Arbeitslust und sein Eifer erschienen mustergültig! Wenn zum Beispiel in Berlin Fraktionssitzungen auf 6 Uhr angesetzt waren und man kam in die Sitzung — der Saal leer, kein Mensch da —, saß Lasker an seinem Tisch in die Akten vertieft; und wenn die Sitzung zu Ende war, dann stürzte alles fort in die

Restauration gegenüber oder in andere Kneipen, — nur mein Lasker saß noch lange, lange, wiederum in die Akten vertieft, um für die nächste Abgeordnetensitzung vorbereitet zu sein!"

Bei Hiller fanden auch die kleinen Diners statt, welche der Herausgeber der „Deutschen Jahrbücher", Dr. B. Oppenheim, seinen Freunden gab. Er war ein Intimus Bambergers und Laskers, aufs innigste mit ihnen zusammenwirkend. Er war als junger Mann in Heidelberg Privatdozent gewesen, hatte, leicht entflammten Gemüts, an der badischen Revolution teilgenommen und lebte dann als Flüchtling in der Schweiz, in England usw., bis er nach der großen Amnestie 1860 nach Berlin kam und dort bald eine führende Stellung in der nationalliberalen Partei einnahm. Er war ein gewandter Politiker, aber kein Redner, weshalb er im Parlament keine eigentliche Rolle spielte. Bei solchem Oppenheimschen Diner war auch öfter der sehr interessante Friedrich Kapp anwesend, ein Typus des Deutsch-Amerikaners. Ein fleißiger Schriftsteller, schrieb er u. a. das schlagende und schneidige Tendenzwerk: „Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika." Er war von 1850 bis 1870 Advokat in New York gewesen. Zwei Jahre nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde er (1872) Reichstagsabgeordneter in Berlin und wirkte als einflußreiches Mitglied der nationalliberalen Partei. Als Mensch und als Schriftsteller gleich angesehen, durch den ungewöhnlichen Reichtum praktischer Lebenserfahrung begünstigt, war er einer der geachtetsten, ja geliebtesten Männer des damaligen politischen Lebens und der Gesellschaft. „Jeder hatte ihn gern!" — sagte Lazarus mit dem leuchtenden Lächeln, das ihm eigen war, wenn er an etwas oder an jemand eine reine Freude hatte.

Kapp erwähnt in einem Einladungsbriefchen seinen Onkel Ernst Kapp. Dieser war gleichfalls in Amerika Advokat gewesen; dann, nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er als Privatmann in Düsseldorf. Er ist der Verfasser des bedeutsamen Buches: „Philosophie der Arbeit" — ein lesenswertes, nie veraltendes Werk für alle nachdenklichen Leute. Er hatte das Werk dem Völkerpsychologen

geschickt, der viel Fesselndes darin fand und den Autor dann vierzehn Tage später, als er in Düsseldorf einen Vortrag hielt, dort besuchte. Wehmütig berührte es ihn, wie Kapp inzwischen gealtert hatte. „Ja", sagte er auf eine dahin zielende Bemerkung, „die amerikanische Luft hat doch etwas mehr Erfrischendes und die Nerven Stimulierendes als hierzulande. Hier wird man bald alt."

Noch ein Onkel von Friedrich Kapp verdient kurze Erwähnung, Christian Kapp, der Hegelianer, der als Professor in Heidelberg lebte und als Kollege an Lazarus schrieb, er möchte ihn so gerne kennen lernen, ihn, den Herbartianer. Diese Bekanntschaft wurde denn auch durch Friedrich Fröbel, der in Düsseldorf lebte, vermittelt, und der „alte Kapp" — so wurde er genannt — arrangierte ein kleines Diner, zu welchem auch ein Großneffe eingeladen war, Max Kapp, der sämtliche Kapps immer in bezug auf Lazarus auf dem laufenden gehalten und ihnen von ihm, der sein Lehrer in Bern war, vorgeschwärmt hatte.

Von diesem jungen Mann noch einige Worte. Er machte einen eigenartigen Eindruck. Daß er als Nachkomme des alten, überzeugten Revolutionärs Christian Kapp offen erklärte, in einem monarchisch regierten Land nicht leben zu können, weshalb er nach der Schweiz auswanderte, war weniger erstaunlich, denn diese Geistesrichtung ist bei feurigen und aufrichtigen jungen Männern psychologisch leicht erklärlich; aber seiner ganzen Persönlichkeit haftete etwas an, was mein Mann, der mit vielsagenden Adjektiven stets sparsam und vorsichtig umging, als geradezu „bezaubernd" bezeichnete. Er war zudem ein auffallend großer, schöner und anmutiger Mensch, mit kindlichem Wesen. Was mag aus ihm geworden sein?

Daß meines Philosophen Teilnahme an dem kleinen Diner beim „alten Kapp" die größte Freude hervorrief, war natürlich. Bemerkenswert erschien noch ein Teilnehmer: Herr von Schlözer, der schon längst eine Menge Fragen an den Völkerpsychologen in petto hatte.

Schlözer war im Jahre 1871 deutscher Gesandter in Washington geworden und dort mit den Kapps in mannigfache Berührung

gekommen. Von 1882 bis 1892 lebte er bekanntlich als preußischer Gesandter beim päpstlichen Stuhl in Rom. Seine dortige Tätigkeit und die diplomatische Rolle, die er eine Zeitlang als beliebter und einflußreicher Vermittler spielte, erfuhren bereits vielseitige Beleuchtung. Besonders verdient er als Historiker Beachtung. Seine Studien: „Choiseul und seine Zeit" und „Verfall und Untergang der Hansa" dürften für den späteren Spezialforscher dauernden Wert behalten. Er starb im Mai 1894.

Dieser weitgewanderte und vielgewandte alte Beobachter nationaler Gegensätze und Berührungspunkte gehörte zu den Klugen, die immer noch gern lernen und sich deshalb, wenigstens im stillen, belehren lassen. Sein hervorragendes Interesse und Verständnis für Völkerpsychologie machten ihm dem Begründer dieser Wissenschaft doppelt anziehend und sympathisch.

Eines kleinen Diners bei Hiller muß noch gedacht werden. Es war das kleinste an Zahl der Teilnehmer — es waren deren nur drei — aber das gedankenreichste, das wohl je Männer verschiedenen Berufes und verschiedener Weltanschauung zu einer Tafelrunde vereinigt hat. Dieses kleine Diner hat aber eine ganze Geschichte hinter sich.

Eine Zeitungsnotiz über den Tod Lothar Buchers (1892) veranlaßte mich, mir von ihm und Rodbertus, den „beiden Großdeutschen", erzählen zu lassen: „Karl Rodbertus, der begeisterte Sozialökonom, der besonders für die Umgestaltung der wichtigsten Bodenkreditverhältnisse eifrig und leidenschaftlich gewirkt hat, interessierte mich sehr, und nun gar Lothar Bucher! Aus einfachem Beamtenstande emporgestiegen, 1848 zum Mitglied der preußischen Nationalversammlung gewählt, wegen seiner Beteiligung an dem Steuerverweigerungsbeschluß angeklagt, floh er nach London, wo er zehn Jahre journalistisch tätig war. 1864 durch Bismarck ins Ministerium des Auswärtigen berufen, wurde er bald als Legationsrat dessen rechte Hand. Aber alle Orden, Titel und Würden hinderten den inzwischen zum „Wirklichen Geheimen" Legationsrat Ernannten nicht, zu manchem der alten Freunde zu

halten. Das war in meinen Augen seine wertvollste Eigenschaft.*) Rodbertus und Bucher waren 1866 beide für ein Großdeutschland mit Österreich. Man braucht nicht viel von Politik zu verstehen, und man kann für Einigkeit und Verbindung der Einzelnen und der Gesamtheiten theoretisch sympathisieren, aber Norddeutsche und Österreicher unter einem Hut? Dem einen wäre er zu eng, dem anderen zu weit, dem einen zu schwer dem anderen zu leicht gewesen. Bucher war mir bereits bekannt seit der Zeit, da er als Flüchtling nach London gegangen war. Er etablierte sich dort als ein überaus fleißiger Korrespondent der „Nationalzeitung" unter dem □-Zeichen. Über dem Strich des Feuilletons schrieb er über Politik und unter dem Strich über Kulturzustände Englands, besonders Londons. Er lieferte dabei als Erster, welcher die vielseitigste Anwendung völkerpsychologischer Grundgedanken auf das nationale Leben Englands zur Anschauung brachte, das Vorbild, wie der jungen Wissenschaft dadurch Verbreitung und Bereicherung zu schaffen sei. In seinem Band gesammelter Aufsätze aus England (zum Teil aus Vorträgen, die er dort in der deutschen Gesellschaft gehalten hat) sind es namentlich die beiden Vorträge: „Über den Premierminister" und „Über die öffentliche Meinung", welche an den aktuellsten Stoffen völkerpsychologische Denkweise bekunden. In den Nationalzeitungs-Korrespondenzen findet man selten eine, welche nicht direkt auf die neue Wissenschaft hinweist."

Ein gemeinschaftlicher Freund von Rodbertus und Lazarus war der Dichter Bernhard von Lepel: Offizier und zugleich begeisterter Freimaurer, Antipapist und Bibelverehrer, der mit Vorliebe biblische Stoffe behandelte — um seine Familie mit seiner Dichtkunst „zu versöhnen", wie es hieß. Hatte er doch mit

*) In schöner Weise hielt er diese Treue dem eisernen Kanzler nach dessen Sturz. „Mit der Welt, so sagte er, habe ich abgeschlossen. Ich halte an meinem Fürsten, alles andere geht mich nichts an." Er blieb von da an der Seite seines geliebten Herrn, und seinem Riesenfleiß, seiner Hingebung verdankt die Welt Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen".

ihnen wenig Glück, ſogar ſein prächtiger „Herodes“ wurde von Herrn von Hülſen kaum zwei- oder dreimal am Hoftheater aufgeführt. Bernhard von Lepel hatte mit Theodor Fontane der erſten Vorleſung an der Univerſität über „Grundlinien der Völkerpſychologie“ beigewohnt. Lepel berichtete dann, daß Rodbertus alle Schriften von Lazarus, beſonders auch ſeine „Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft“ mit hohem Intereſſe leſe, doch vermiſſe er bisher die Betonung der nationalökonomiſchen Seite der Völkerpſychologie. Er möchte ſich gern mit dem Redakteur dieſer Zeitſchrift über dieſes Thema eingehend ausſprechen. Er korreſpondierte nun wiederholt mit ihm und geſtand, daß er die Philoſophie darin nur mit einiger Anſtrengung durchgeackert habe. „Es liegt natürlich nur an der Enge des menſchlichen Geiſtes“, ſchreibt er einmal, „daß es mir Mühe macht, manches zu verſtehen, z. B. was über das Verhältnis zwiſchen Politik und Völkerpſychologie geſagt iſt. Das macht wohl, weil man, um es leicht zu kapieren, mehr Vorſtellungen als gewöhnlich zugleich umfaſſen muß.“ So übt er gelegentlich eine Selbſtkritik, die den geiſtvollen Mann verrät.

Zu der gewünſchten Ausſprache gab Lazarus natürlich mit Freuden ſeine Zuſtimmung. Als nach einigen Wochen Rodbertus in ſeiner Eigenſchaft als Pommerſcher Landſchaftsdirektor geſchäftlich für mehrere Tage nach Berlin kam, ſollte ein Rendezvous ſtattfinden. Da er jedoch von ſeinen Geſchäften überhäuft war, lud Bernhard von Lepel beide zu einem gemeinſchaftlichen Mittageſſen ein, um ſo das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Bei Hiller alſo fand das Diner ſtatt; es hatte, wie geſagt, nur drei Teilnehmer: Lepel, Rodbertus und Lazarus, und es dauerte bloß vier Stunden! Rodbertus, mit einem mächtigen Blauſtift bewaffnet, nahm zwiſchen den einzelnen Gängen deſſen Aufſatz im erſten Heft der Zeitſchrift durch, welcher das grundlegende Programm der neuen Wiſſenſchaft enthält. Lepel warf hin und wieder eine Bemerkung dazwiſchen, und der Pſycholog ſah ſich genötigt, zwiſchen Suppe und Deſſert eine Extravorleſung zu halten, um

die seine Studenten den wißbegierigen Externen wohl beneidet hätten. Schließlich entwickelte sich ein so lebhafter Gedankenaustausch über philosophische Fragen, wie er an dieser Stätte wohl nie zu hören gewesen ist und wohl auch nie wiederkehren wird.

Rodbertus, nebenbei bemerkt eine ritterliche Erscheinung, sprach dann die Absicht aus, seine lebhaft angeregten Gedanken in einem Aufsatz für die Zeitschrift zu formulieren. Es wäre dies ein dankenswertes Unternehmen gewesen, aber wegen seiner zahlreichen national- und finanzökonomischen positiven Schriften, in die er jedoch seitdem auffallend viele völkerpsychologische Bemerkungen eingestreut hat, kam es leider nicht dazu.

Bei allen drei Geistes- und Dinergenossen blieb durch dieses vierstündige Zusammensein ein überaus wohltuender und wertvoller Eindruck zurück. —

Noch ist einiger kleinen Diners außerhalb Berlins zu gedenken. Einige der angenehmsten waren jene bei Czermak, dem Professor der Physiologie und Begründer der Laryngoskopie. Er pflegte das kleine Diner als Kulturelement mit besonderer Freude und ausgesprochener Virtuosität. Die besten Männer von Leipzig und bedeutende Durchreisende gehörten zu den ständigen Gästen. Von den Freunden des Hauses fehlte nie Georg Ebers und, wenn er gesund war, Anton Springer, der Kunsthistoriker, der aber hier besonders als Redner, anmutiger Plauderer und gelegentlich als unschätzbarer Toast-Ausbringer beliebt und berühmt war.

Czermaks waren reiche Leute, und als sie von Jena nach Leipzig übersiedelten, ließen sie sich in der Salomonstraße in einem großen Garten einen bürgerlichen Palast bauen, wie es bei vornehmen Italienern von jeher Sitte war. Für große und für kleine Geselligkeit war genau vorgesehen: im Parterre kleine Salons und Boudoirs, im ersten Stock größere Säle, die alle auf einen riesigen, mit Oberlicht versehenen Korridor mündeten. In der Ausstattung offenbarte sich der geübte Kunstsinn des hochgebildeten Mannes. Seine Bibliothek war, abgesehen von seinen Sammlungen und Bücherschätzen, in der Holzschnitzerei der Wände

eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges; die Bücher selbst bildeten die Wandbekleidung. Aber das köstlichste Juwel des Czermakschen Besitzes bildete der Garten. Er reichte von der Salomon- bis zur Querstraße, und dieses Riesengrundstück war mit den herrlichsten alten Bäumen bestanden. In dieser romantischen Baumwildnis Licht und Luft und einen modernen, eleganten Herrensitz zu schaffen, war das Werk vieler Überlegung und Entwürfe.

Das Ehepaar Czermak verwandte viele Jahre zur Ausführung der Pläne für Haus und Park; selbst in Ischl, wo sie mit Lazarus zusammentrafen, wurden diesem die Pläne zur Mitberatung unterbreitet; aber nicht so lange dauerte es, daß dann nach der glücklichsten Ausführung und kurzem Genuß an Stelle tiefbedachter Ordnung das Chaos, an Stelle der Poesie die Prosa, an Stelle lauschiger Gartenschöne lärmender Straßenverkehr trat! Auch der herrliche Park nämlich mußte bald den Wandel der Zeiten an sich erleben! Nach dem Tode Czermaks gewannen finanzielle Rücksichten die Oberhand, und die Witwe ließ das liebevoll Erschaffene wieder zerstören, den größten Teil der alten Bäume niederlegen und mitten hinein ein großmächtiges Mietshaus bauen. Vorerst wohnten Freunde des Hauses darin: Oberbürgermeister Ernst Georgi, dann Anton Springer und andere; darauf aber kamen Fremde, Gleichgültige, welche die frühere Pracht nie gesehen und für das noch Bestehende kein Gefühl, für das noch Erhaltene keine Pietät besaßen. So wurde das Zerstörungswerk fortgesetzt: der Rest des schönen Baumbestandes weiter niedergehauen und schließlich eine Straße durchgelegt. Es war ein Opfer! Ein unnötiges Opfer, welches nur dadurch möglich geworden, daß die ganze Familie nach allen Windrichtungen zerstob! —

Lazarus' Verbindung mit Wien und seine wiederholten Besuche der fröhlichen Kaiserstadt an der „blauen" Donau gaben oft Veranlassung zu geselligen Zusammenkünften bei „einem Löffel Suppe", wie eine Zeitlang der stereotype verschämte Ausdruck für mehr oder minder lukullische Gastereien lautete. Das kleine Diner in Wien 1865 bei Professor Dr. Julius Glaser, dem nach-

maligen Minister, ist bereits erwähnt. Glaser und Unger, beide Kollegen in der Wissenschaft und im Ministerium, jener in der Justiz als Kriminalist, dieser als Privatrechtslehrer, ergänzten sich trefflich und erschienen auch in der Intimität ihrer Freundschaft wie moderne Dioskuren. Man traf sie immer selbander und auch in Gesellschaft fast immer zusammen. Beide besaßen dasselbe Interesse für Völkerpsychologie und haben es in ihren akademischen Vorträgen vielfach betätigt. Als der Begründer der Völkerpsychologie nun in Wien, wie im 13. Kapitel schon erzählt wurde, zu der fünfhundertjährigen Universitätsjubelfeier als Deputierter von Bern erschien, gab Glaser ein Diner, zu welchem er die hervorragendsten Deputierten einlud. Hier traten Glaser, Unger und Lazarus in so freundschaftliche Berührung, daß sich daraus eine lebhafte Korrespondenz entwickelte und das Freundschaftsverhältnis durch häufiges Wiedersehen in Wien, Berlin und Ischl meist auf kleinen improvisierten Diners immer neue Nahrung erhielt. Manche Unbegreiflichkeit, mancher Widerspruch und manches Befremdende in der österreichischen Politik wurde dem Philosophen durch die Aussprache mit den beiden Eingeweihten klar und verständlich.

In Wien gab es ferner bei dem Ehepaar Ladenburg — er war ein sehr angesehener Bankier — reizende kleine Diners. Die Dame des Hauses, eine geborene Lämmel, Schwester der Frau Professor Czermak in Leipzig, war der Mittelpunkt der Gesellschaft. Während der Gatte den Geschäften lebte und seine Frau im übrigen nach Belieben schalten und walten ließ, war diese mit Eifer und Erfolg bemüht, ihr Hauswesen zum Stelldichein geistreicher Leute, zur Pflegestätte feiner Unterhaltung zu machen. In dem Salon dieser angenehmen und weltklugen Frau trat Lazarus auch dem Rechtsgelehrten Professor Ihering näher. Schon durch seinen „Geist des römischen Rechts" berühmt, wurde er durch die psychologische Abhandlung: „Der Kampf ums Recht" vollends populär. Am meisten original aber zeigte sich der Forscher in seinem letzten großen, vielumstrittenen Werk: „Der Zweck im Recht." Welchen

Stoff frisch und lebendig quellenden Meinungsaustausches bot allein das Gespräch beider Männer über die genannten Werke! Auch die derbe, energische Persönlichkeit Iherings, seine offene Miene, seine kräftige Ausdrucksweise gefielen dem Philosophen. Mochte mancher in dieser kräftigen, mitunter herben Derbheit den Abkömmling aus altem Bauerngeschlecht erraten und kritisieren, er hatte liebevolles Verständnis für diesen Bauernsohn aus dem fruchtbaren Marschlande, der durch die Genialität seines Wesens die ererbten Fesseln durchbrach und sich zu den lichten Höhen der freien Wissenschaft emporarbeitete.

Bei den Diners der geistreichen Bankierfrau lernte Lazarus ferner Dr. Leopold Hasner, Ritter von Artha, kennen: anfänglich Professor der Nationalökonomie in Prag, dann in Wien, seit 1867 Herrenhausmitglied, von 1868—70 Unterrichtsminister, war er als solcher in liberalem Sinne tätig — dann den Kliniker Heinrich von Bamberger und seine hochgebildete, unverheiratete Schwester, „die ganz das Zeug zu einer ernsten, bedeutenden Schriftstellerin gehabt hätte, meines Wissens aber nie das Geringste veröffentlicht hat. Sie war eine vertraute Freundin der Hausfrau, und beiden Damen zuzuhören und zuzuschauen, war ein wahres Vergnügen!"

Auf der Tafel der Erinnerung sind noch eine Anzahl Namen aufgeschrieben, welche alle gesellschaftlichen Nuancen widerspiegeln: Träger der vielseitigsten Berufe, Diplomaten, Fürsten, Militärs, Parlamentarier, Künstler, Literaten, Techniker, Mediziner, schlichte Gelehrte und üppige Bankiers, Stubenhocker und Weltreisende — alle wurden vermittelst des kleinen Diners dem Beobachter eine Quelle vergleichender Psychologie.

Aber auch minderwertige Teilnehmer drängten heran. Vor mir liegt ein dünnes, dunkelblaues Blatt billigsten Briefpapiers, auf dem nach der wortreichen, mit Entschuldigungsgründen gespickten Einladung am Schluß, ganz nebenher, gesagt wird: „Leider habe ich auch gehört, daß Sie Trauer in der Familie haben, und erlaube ich mir, Ihnen mein Beileid auszudrücken."

Dinereinladung und Kondolenz zum Todesfall — zwei Fliegen mit einer Klappe! —

Schreiber dieser formlosen Einladung kam eigentlich nur durch Familientradition dazu, gleichfalls „ein Haus“ machen zu wollen. Er war der Sohn eines bekannten Bildhauers, dem zu Ehren auch in Berlin-Westen eine Straße benannt worden ist. Bei diesem Künstler ging eine erwählte Schar gebildeter und kunstsinniger Männer ein und aus. Die Gastfreundlichkeit schien keine Grenze zu haben, und als der Vater starb, übernahm der Sohn dessen Verkehrskreis gleichsam als Erbschaft. Es fehlte ihm aber, um die Freunde des Vaters zu fesseln, an einer Kleinigkeit, die eigentlich in solchem Falle die Hauptsache ist: am Takt. — Der Kreis wurde enger und enger, auch starben manche hin, und die Jüngeren suchten andere Zerstreuungen; die Gäste blieben aus, das Vaterhaus wurde leer und immer leerer. Den Sohn verdroß es allmählich, Berlin wurde ihm verleidet — er zog fort, ging endlich nach Rom. Dort war er nun eifrig bemüht, Bekannte hinzulocken; meist rühmte er im Winter die Wärme des Klimas in der ewigen Stadt und saß doch selbst oft zähneklappernd am zugigen Kamin, bei schlecht schließenden Fenstern, den Hut auf dem Kopf, im Pelzmantel und über und über mit Decken umhüllt, als wäre er in Sibirien statt in Rom. —

Zu guter Letzt sei noch eines Diners bei einer einzelnen Frau gedacht: einer schönen Frau, junonisch, lichtblond, mit den herrlichsten blauen Augen, den wohlgeformtesten Händen und der wohllautendsten Stimme, die man sich nur denken kann. Sie war eine Königin, allein diese Königin hatte bereits so Schmerzliches erlebt, wie kaum ein armes Weib aus dem Volk. So war sie eine gereifte Persönlichkeit geworden, mit der sich zu unterhalten ein wirklicher Gewinn war.

„In einer Gesellschaft bei Herrn von Spitzemberg im Frühjahr 1872 waren auch dessen Schwiegervater, der württembergische Minister von Varnbüler, und der holländische Gesandtschaftssekretär Graf von Bylandt anwesend, und auf eine dahin

zielende Erkundigung des letzteren erzählte Varnbüler, daß die Königin Sophie der Niederlande ihm geschrieben habe: „Auf Lazarus freue ich mich sehr! Sowie ich seinen Namen in der Badeliste finde, werde ich zu ihm schicken und ihn um seinen Besuch bitten." — „Ich hoffe", sagte der alte Diplomat, der meine Zurückhaltung fürstlichen Personen gegenüber bereits kennen mochte, „Sie werden, lieber Professor, recht viele und reiche Befriedigung in dem Verkehr mit der seltenen Frau finden." Als ich nun in Scheveningen angelangt war, kam der Kabinettsrat von Kniephausen und überbrachte die Einladung der Königin, sie zu besuchen. Sie residierte im Schloß Huis-ten-Bosch im Haag. Ich wurde ohne weiteres zu ihr geleitet. Sie war allein und bewillkommnete mich mit ungezwungenster Freundlichkeit. Unsere fast zweistündige Unterhaltung gehört nicht hierher. Als ich ging, hielt sie mich noch an der Schwelle zurück und sagte, daß sie mich durch den Hofmarschall zum Essen einladen lassen wollte, aber ob wir das nicht gleich bestimmen könnten. Ob mir der Mittwoch recht sei? Dann reichte sie mir die Hand wie einem guten Kameraden. Ich hatte mich nun empfohlen und schritt bereits den breiten Korridor hinunter, als sie die Türe öffnete und mir nachrief: Herr Professor, ich habe vergessen, Ihnen etwas zu zeigen, was Sie gewiß interessieren wird! Und indem sie mich zurückgeleitete, fuhr sie fort: Es hängt in meinem Privatkabinett und wird nicht gezeigt. — Dabei führte sie mich in ein mittelgroßes Gemach von wahrhaft vornehm traulichem Reiz. Sie trat an eine Nische und wies auf ein etwa drei viertel Meter breites, männliches, lebensgroßes Brustbild. Es war Spinoza. Es sei das beste Bildnis, das von Spinoza existiere, versicherte sie, und als ich näher treten wollte, rief sie: „Nein, nein, Sie müssen dort bleiben, von dort ist es am besten beleuchtet; bleiben Sie nur da stehen!" Damit ging sie rasch ans Fenster, zog die Gardine und fragte: „Ist es so recht?" und als ich schnell ihr helfen wollte, lachte sie hell auf, fast mädchenhaft, und rief: „Aber nein, das kann uns nichts nützen! Sie müssen dort bleiben und abwarten, bis das Bild richtig beleuchtet ist!"

Und so zog sie die Gardine ganz hinauf und ruckweise wieder herab, bis der richtige Beleuchtungseffekt erzielt war. Das Bild machte in der Tat den Eindruck eines Werkes von Meisterhand oder aus der Schule eines Meisters. Mehr noch als dieser Spinoza entzückte mich die holde Ungezwungenheit der hohen Frau, die mit mir umging, als wäre ich ihresgleichen. Freilich, es muß den Hochgestellten zuweilen wie eine Oase in ihrer Hofetikettenwüste erscheinen, einmal mit einem Menschen anderer Art natürlich reden zu können."

„Und wie war's am Mittwoch?"

„Es war ein ideales ‚kleines Diner'." Es wurde abwechselnd deutsch, französisch und englisch gesprochen, wohl in Rücksicht auf uns drei Gäste: Lord Clarendon aus London, Julius von Mohl aus Paris und ich. Die Unterhaltung war äußerst angeregt und anregend und setzte sich nach dem Diner in zwangloser Weise fort. Die Königin hatte später auf einem Sofa Platz genommen, Mohl ihr gegenüber auf einem Taburett; dasselbe war ringsum mit Fransen besetzt. Mohl, lebhaft konversierend, spielte fortwährend mit diesen Fransen und flocht kunstgerechte Zöpfchen daraus, bis die Königin als gute Hausfrau sanft warnte: „Mohl! Sie ruinieren mir ja die Möbel!" Diesen gemütlich bürgerlichen Ton behielt sie bei, und als Lord Clarendon und Mohl sich in ein Gespräch vertieften, winkte sie mich an sich heran, auf einen Sessel dicht neben sich, und befragte mich, ob ich denn schon etwas von der holländischen Sprache kennen gelernt hätte. Als ich es bejahte und ihr berichtete, daß ich bereits am ersten Tage mit der Erlernung der Grammatik begonnen — beiläufig gesagt, „naar dem Hoogdütschen van Proffessor Heyse" —, da unterbrach sie mich mit einem gespannten: „Nun?"

„Nun — in wenigen Tagen war ich soweit, daß ich fast ohne Lexikon die holländischen Zeitungen lesen konnte."

Sie schlug die Hände zusammen: „Wirklich? Wie lange sind Sie denn schon hier?"

„Noch nicht drei Wochen."

Auf ihr Erstaunen konnte ich ihr die Erklärung geben, daß die Kenntnis des Niederdeutschen die Sache sehr erleichtere, wenn man nur die Lautverschiebung beachte, welche regelmäßig stattfinde. Ich gab ihr eine Reihe von Beispielen. Da rief sie verwundert:

„Zwanzig Jahre bin ich nun in Holland und quäle mich mit einer Masse von Lehrbüchern, und kein Mensch hat mich auf diese einfache Regel aufmerksam gemacht."

Ein zweites, ebenfalls rein praktisches Gespräch zwischen uns Männern, dem die Königin offenbar lernbegierig zuhörte, erörterte die direkte und indirekte Besteuerung der Völker. Es wurde auf die völkerpsychologischen Verschiedenheiten hingewiesen und bemerkt, daß Bismarck einmal eine Verzehrungssteuer, die vielfach angegriffen war, damit verteidigte, daß der gemeine Mann seine Besteuerung in dieser Form nicht so fühle und sie ihn deshalb nicht so drücke. Ich war gegen dieses psychologische Motiv, daß die Bürger als Kinder behandelt werden. Auf die Bemerkung hin, daß die Franzosen keine Einkommensteuer haben, meinte Mohl, die progressive Einkommensteuer würde sicher in der neugeschaffenen Republik kaum zu vermeiden sein.

Nach jenem denkwürdigen kleinen Diner habe ich die Königin nur noch beim Abschied von Scheveningen wiedergesehen, dann nicht mehr. Aber nach einigen Monaten schrieb sie an mich; sie hatte inzwischen in unserer Zeitschrift einige Abhandlungen von mir gelesen, sprach sich über dieselben aus, dankte mir und schloß ihren Brief: „Ihre Bücher werden mir künftig meine langen Winterabende erhellen."

* * *

Der eigenen Gastmähler zu gedenken, die am Königsplatz in Berlin stattfanden, verbietet natürlich die mir oft übertrieben erscheinende Reserviertheit meines Mannes. Selbstverständlich versammelten sich alle Persönlichkeiten, die er außerhalb sah, auch in

seinem eigenen Heim, ergänzt durch eine Anzahl Offiziere, Kollegen und Schüler von der Kriegsakademie, unter ersteren die ihm eng befreundeten General von Etzel und Oberst Rese, unter den Diplomaten sein Vertrauter, Karl Freiherr von Spitzemberg, der damalige württembergische Gesandte, Oberst Hammer, der schweizerische Gesandte, der Kritiker und Dichter Rosetti und Majorescu aus Bukarest, Minister und Kammerpräsident, damals noch ein sehr freisinniger Mann, Professor der Philosophie, der die deutsche Sprache so beherrschte, daß er sogar ein kleines, gutgeschriebenes Buch unter dem Titel „Einiges Philosophische in gemeinfaßlicher Form" darin veröffentlichen konnte. Unter den Dichtern fehlte nie der lebenslustige, etwas zum Gourmand neigende und darüber sich selbst ironisierende Berthold Auerbach, unter den Medizinern nie der Geheime Medizinalrat Traube, gleich ausgezeichnet als Mensch und Arzt, und der Nervenarzt Griesinger. Beide Männer waren dem Hausherrn aufs innigste befreundet. Offizieller, aber doch vollständig gesellig war sein Verhältnis zu Treitschke, das auch zu gegenseitigen Einladungen führte. Der berühmte Historiker bekannte sich ihm gern als Anhänger der Völkerpsychologie. Groß war die Enttäuschung, die Lazarus und Auerbach — letzterer hatte geradezu ein Faible für Treitschke — empfanden, als sich dieser an die Spitze der antisemitischen Bewegung stellte. — Unter den jüngeren Philologen sei noch Dr. Frey genannt, ein Schweizer, der schon zweimal den in Bern gestifteten Lazaruspreis gewann.

Wer kann alle nennen, die beim „kleinen Diner" geistige Nahrung suchten, fanden und spendeten!

Nur einen einzigen Charakterzug hat er mir erlaubt, aus seinem damaligen Heim wiederzuerzählen, da ich ihn so bezeichnend fand für die Macht der Konvention, die in den höheren Kreisen herrscht. Wie drollig die Peinlichkeit in der Beobachtung der Etikette sein kann, zeigt folgende kleine Episode, die wie eine Lustspielszene wirkt.

In einer seiner Gesellschaften waren auch die Generalin von Radowitz und Frau von Spitzemberg anwesend, und als

man zu Tiſch gehen wollte, bot der Gaſtgeber natürlich der würdevollen und ſo viel älteren Frau Generalin den Arm. Sie trat jedoch erſchrocken zurück:

„Aber, lieber Profeſſor —“

Er wußte nicht, was ſie meinte, und hielt ihr immer noch den Arm hin; da flüſterte ſie:

„Wo denken Sie hin, nein, nein“ — und da er ſie ruhig, aber verſtändnislos anblickte, ſetzte ſie mit Nachdruck hinzu:

„Wir haben ja eine Geſandtin in der Geſellſchaft.“

Da lachte er und wies darauf hin, wie eng befreundet er mit Spitzembergs ſei; die alte Dame aber blieb feſt:

„Nein, Herr Profeſſor. Exzellenz Frau von Spitzemberg gebührt als Geſandtin die Ehre, von Ihnen zur Tafel geleitet zu werden.“

Da miſchte ſich Frau von Spitzemberg ſelbſt in die Sache und verſicherte mit ihrem ſilbernſten Lachen, daß ſie verzichte; aber die Generalin nahm eine faſt beleidigte Miene an und betonte mit Grandezza:

„Exzellenz, ich weiß, was ſich ſchickt. Der Geſandtin gebührt der Vorrang.“

Die Umſtehenden belächelten ſchon dieſe Staatsaffäre, aber Frau von Radowitz wurde immer ernſthafter:

„Bitte, — wenn Sie nicht wollen, daß ich mich zurückziehe“ —

Die alte Dame hätte eher die Geſellſchaft verlaſſen und einen Bruch langjähriger Freundſchaft riskiert, ehe ſie auch nur ein einziges Mal die Geſetze der Etikette verletzt haben würde.

So ſtand ſie feſt wie eine Mauer und erzwang den Gehorſam.

Sechzehntes Kapitel.

Herbartdenkmal.

Man sollte meinen, daß Psychologie die sicherste und chronologisch die erste Wissenschaft sein müsse. Dasjenige Objekt, welches dem Menschen bei seinem Denken am nächsten liegt, ist er selbst. Er braucht nicht zu suchen, nicht in die Ferne zu schweifen. Hier ist keine Trennung zwischen Gedachtem und Gedanken, das Subjekt ist das Objekt zugleich; es fehlt an jenem Grund der Scheidung, welcher uns hindert, daß der Geist in das Innere der Natur dringt, denn er ist ja selbst die Natur.

Und doch hat die Psychologie beträchtliche, zum Teil unüberwindliche Schwierigkeiten, und wir finden, daß sie jedesmal erst am Ende einer wissenschaftlichen oder philosophischen Epoche erscheint. Die Erklärung, sagt Lazarus, ist einfach:

Was heißt das: „Der Mensch denkt über sich selbst." Mit dem abstrakten „ich bin ich", mit dem leeren Gegenstand des Selbstbewußtseins sich zu befassen, gibt keine Wissenschaft; sondern wissenschaftliche Betrachtung richtet sich auf die Prüfung des in uns gegebenen geistigen Inhaltes, auf die Erkenntnis der von uns vollzogenen geistigen Prozesse. Soll also die Psychologie einen wirklichen Inhalt haben außer dem, daß wir sagen: „Der Geist erkennt den Geist", so muß der Geist erst etwas geschaffen haben. Erst geistige Arbeit und Erfolge haben einen wirklichen Inhalt für psychologische Forschungen.

Deshalb kommt, wenn irgend eine Periode geistiger Arbeit abgelaufen ist, eine neue psychologische Betrachtung und läßt neues

Wiſſen darüber entſtehen, ſo wie der Inhalt der Naturwiſſenſchaft durch das Auftauchen neuer Erſcheinungen in der Natur bereichert wird. Erſt wenn geiſtige Organismen erzeugt ſind, können ſie auch den Gegenſtand pſychologiſcher Wiſſenſchaft ausmachen. Die Geſchichte der Pſychologie wird alſo immer abhängig ſein von der Geſchichte des geiſtigen Lebens überhaupt; die Epochen ſchließen ſich ſo aneinander, daß der Schluß jeder Epoche geiſtigen Lebens einen Aufſchwung pſychologiſcher Betrachtung in ſich ſchließt.

Wie ſchwer es iſt, Pſychologie zu treiben, iſt leicht zu ſehen. Es iſt wahr: Der menſchliche Geiſt iſt unmittelbar bei ſich, wenn er nur über ſich denken will, und er hat Erfahrungstatſachen genug, er lebt eben ſein geiſtiges Leben. Sollen wir uns aber Rechenſchaft geben, was in unſerer Seele geſchieht, dann geht es uns nicht beſſer als mit der Erkenntnis deſſen, was wir im phyſiſchen Organismus erleben. Wir alle vollziehen fortwährend phyſiſche Prozeſſe: unſer Blut kreiſt, unſere Augen nehmen Bilder auf, unſer Magen vollzieht ſeine Verdauungstätigkeit. Das wiſſen wir alles als allgemeine Tatſachen. Aber nach welchen Geſetzen ſich das vollzieht, welche phyſiologiſchen Geſetze vorhanden ſind für die optiſche Funktion des Sehens uſw., das iſt erſt ein Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Forſchung. Ganz ſo iſt es mit den pſychiſchen Vorgängen. Wir erleben und vollziehen ſie, damit aber denken wir ſie noch nicht wiſſenſchaftlich. Wir bedürfen zur exakten Auffaſſung der von uns ſelbſt erlebten Erfahrung beſtimmter Kategorien.

Als exakte Wiſſenſchaft hat die Pſychologie erſt im 19. Jahrhundert ihren Anfang genommen. Es war ein Student, der nach eigenem Bekenntnis im Hörſaal den Grund dazu legte: Herbart als Schüler Fichtes. Fichtes Wiſſenſchaftslehre war ein Werk außerordentlichen Scharfſinns, tief eindringender Spekulation, das aber gleichwohl des feſten Fundaments entbehrte, weil die Pſychologie, auf die es ſich gründete, falſch war, ja, weil es an pſychologiſcher Betrachtung und Unterſuchung überhaupt fehlte. Während Fichte ſein Syſtem auf den Begriff des Ich gründete, entſtand in Herbart

die Frage: Woher kommt das Ich? Das Ich wurde als eine Tatsache des Selbstbewußtseins hingestellt. Woher kommt denn aber das Selbstbewußtsein? Durch die Kritik dessen, was Herbart als Fichtes Schüler hörte, ist die neue Wissenschaft entstanden, die nun im Vordergrunde philosophischer Forschung steht, das wesentliche Interesse in Anspruch nimmt; denn ihr fällt eine Aufgabe zu, von deren Lösung der Fortschritt der Philosophie überhaupt abhängt. Bevor wir in der geistigen Entwicklung überhaupt weiter kommen können, müssen wir das bis dahin Geschehene psychologisch zu erfassen, zu analysieren suchen. Das hat Herbart angebahnt, und seine Schule — so ziemlich die einzige, die als wirklich geschlossene Schule auftritt — und was sich sonst anschließt an exakter philosophischer Arbeit, steht wesentlich auf dem Boden der Psychologie.

Lazarus, der den Grund gelegt hat für die Erforschung des geistigen Lebens der Gesamtheit, wird Herbarts Schule beigezählt, und er selbst hat sich mit Vorliebe einen Herbartianer genannt, weil auch er als Kern und Mittelpunkt aller philosophischen Arbeit die Psychologie betrachtet und Herbart der Begründer einer wissenschaftlichen Psychologie ist. Allein wie Herbart an Fichte, so hat Lazarus — auch bereits als Student — an den Grundprinzipien der Herbartschen Psychologie eine fast durchgehends negative Kritik geübt. Er ist Herbartianer, ähnlich wie sich Herbart selbst als Kantianer bezeichnet hat, und die Art seiner Kritik ist zugleich ein schönes monumentum pietatis, das er dem Meister errichtet. Nicht müde ist er geworden, so oft er von Herbart zu reden hatte, warmen Herzens seiner Verehrung Ausdruck zu geben für den „Newton der Psychologie, der die große Frage stellte nach dem Gesetz des geistigen Lebens und dessen Antwort die Frucht eines Vierteljahrhunderts voll der angestrengtesten Arbeit ist. Mit Hilfe des mathematischen Kalkuls hat er eine Mechanik und Statik des Geistes geschaffen, welche der Mechanik des Himmels nicht nur an die Seite zu setzen, sondern nach ihrer Bedeutung für das menschliche Wissen so weit vorzuziehen ist, als die Seele uns näher ist denn die Sterne

des Himmels, und als der bewußte Geist höher steht denn die Natur.“*)

Lazarus schätzte das Streben Herbarts in sittlicher Beziehung nicht minder hoch als in intellektueller. Herbart gehört zu den Männern, die unser Volk mit den Idealen erfüllt haben, welche es zur Lösung schwerer Aufgaben erzogen, von den Fesseln drückenden Autoritätsglaubens befreit und ihm besonders in Zeiten politischen Niederganges die Selbstachtung erhalten haben, aus welcher ihm die Kraft zu seinem Aufschwunge erwuchs. Als es sich darum handelte, dem ausgezeichneten Philosophen und Pädagogen zur hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages (4. Mai 1876) in seiner Geburtsstadt Oldenburg ein Denkmal zu setzen, nahm Lazarus den innigsten Anteil an der Ausführung dieses Planes. Er vereinigte sich mit einer Gruppe hervorragender Männer, um die Anhänger Herbarts nicht nur, sondern alle, die überhaupt von ihm wußten, zu Beiträgen aufzufordern. Wer von ihm wußte, gehörte bereits der geistigen Elite an, denn Herbart war nie im gewöhnlichen Sinn populär geworden; — so blieb das eigentliche, sonst bei Kollekten in Frage kommende Publikum ausgeschlossen.

Mit wahrer Begeisterung dagegen beteiligte sich an dieser Sammlung ein Schüler Herbarts, der ihn noch persönlich gekannt hatte: Hermann Bonitz (1814—1888), der berühmte Schulmann und Philolog, der als Wiener Universitätsprofessor durch den mit Exner ausgearbeiteten und auf den Grundsätzen der Herbartschen Pädagogik beruhenden „Organisationsentwurf“ eine Reform des östreichischen Gymnasialwesens angebahnt und damit auch das Schulwesen anderer Länder beeinflußt hat. 1867 wurde er Direktor

*) Lazarus, Mathematische Psychologie. (Cottas Morgenblatt für gebildete Leser. 1855, S. 485 f.) — Einer der berufensten Herbartianer, Geheimrat E. v. Sallwürk, hat in einer feinsinnigen Besprechung der pädagogischen Briefe von Lazarus auf dessen Bedeutung für die Herbartsche Schule hingewiesen: „Als gegen Ende der fünfziger Jahre die zwei Bände des ‚Leben der Seele‘ erschienen, brachten sie der Psychologie Herbarts, die man schon zu vergessen angefangen hatte, und damit auch seiner Pädagogik, die eben damals wieder praktisch geworden war, eine erneute Beachtung.“

des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin, 1875 Wieses Nachfolger als vortragender Rat im Kultusministerium, und Preußen verdankt ihm die Lehrpläne und Prüfungsordnungen für die höheren Schulen vom Jahre 1882. In Wien schon hatte er seine platonischen und aristotelischen Studien, treffliche Beiträge zur Erklärung des Thukydides und Sophokles veröffentlicht und über den Ursprung der Homerischen Gedichte geschrieben. — Dieser vielseitige und feingebildete Mann wurde geradezu erfinderisch, als es galt, die Mittel für das Denkmal des geliebten Lehrers zusammenzuhamstern. Eines Tages rief er unternehmungslustig:

„Wir wollen auch zu Miquel gehen!"

„Miquel? Dieser trockene Finanzmensch —?"

„Gerade! Sein Bruder gehört als philosophischer Schriftsteller zur Herbartischen Schule."

Sie gingen hin, und Johannes Miquel, der allezeit ungemein affable Direktor der Berliner Diskontogesellschaft, empfing die Herren anscheinend in heller Freude und nannte sich selbst einen „begeisterten Schüler Herbarts", der viele Vorlesungen bei ihm gehört habe. Er war sofort bereit, einen beträchtlichen Beitrag zu leisten und andere dafür zu gewinnen.

Es entbehrt nicht des pikanten Beigeschmackes, sich diesen eingefleischten Utilisten — bei einem Finanzminister in spe sehr erklärlicher Standpunkt! — als Herbartschwärmer vorzustellen! Das Ergebnis der Sammlung war überraschend günstig, das pietätvolle Unternehmen war von Anfang an gesichert. Jeder wollte schließlich beteiligt sein, und die Beiträge flossen so reichlich — zur Ehre des gebildeten deutschen Bürgers sei dies hier ausdrücklich erwähnt —, daß der in Aussicht gestellte Zuschuß des Großherzogs von Oldenburg nicht in Anspruch genommen zu werden brauchte. Es blieb sogar noch eine solche Summe übrig, daß nach Vollendung des Denkmals ein kunstvolles Gitter hergestellt wurde. Der Großherzog bestimmte nunmehr seinen Beitrag zu einer „Herbartstiftung", einem Stipendienfonds für unbemittelte Schüler.

Nachdem dann die Hauptvertreter der Herbartschen Schule Deutschlands und Österreichs eine gemeinsames Festkomitee gebildet hatten, wählten sie Lazarus zum Festredner bei der Enthüllung des Denkmals. In Österreich war übrigens die Herbartsche Philosophie stärker vertreten als in Deutschland, weil dort der Professor und Ministerialrat Franz Exner (1802—1853), der eigentliche Leiter des Kultusministeriums unter dem Grafen Leo von Thun und Hohenstein, gewirkt und ihr zahlreiche Schüler geworben hatte. In dem Kampfe gegen die Hegelsche Schule steht Exner bekanntlich durch seine kritischen Abhandlungen über die Psychologie derselben in vorderster Linie; zeigte sich doch das Hegelsche System auf diesem Gebiete am unhaltbarsten.

Das Herbartdenkmal selbst hat seine ganze Geschichte. Mein geliebter Mann erzählte mir darüber folgendes, was zugleich ein eigenartiges Charakterbild des Schöpfers dieses Denkmals enthält, so sympathisch, daß ihm selbst hiermit ein Zeichen pietätvoller Erinnerung gesetzt werden soll.

„Durch einen Zufall war ich in den Besitz des Originals der Büste gekommen, nach welcher dann die Oldenburger Kolossalbüste ausgeführt worden ist.

Im Jahre 1850 suchte ich in Berlin eine Wohnung. Es war eine in der Marienstraße von Regierungsrat Schwedler ausgeboten. Ich ging hin, und er zeigte mir seine eigene, im Parterre gelegene Wohnung, welche jener der ersten Etage, die ich mieten wollte, ganz gleich war. Der eine Flügel des Hauses erstreckte sich bis in den Garten. Nachdem wir eine Reihe der Zimmer durchschritten hatten, bemerkte Schwedler: „So, bis hierher reicht oben die Wohnung.“ Hier unten aber konnte man durch die geöffnete Tür noch in ein angebautes Gemach, sein Arbeitszimmer, sehen; in der fernsten Ecke stand eine Säule mit einer Büste darauf. Sie kam mir bekannt vor, hatte ich doch Bilder von Herbart oft gesehen und besaß auch eins derselben. Ich hörte nun, daß es in der Tat eine Büste von Herbart sei. „Sind Sie Herbartianer?“ fragte ich etwas erstaunt. „Ach nein, die Büste

ſteht hier nur auf den Wunſch des Künſtlers, der ſie angefertigt hat.“ — Die Büſte war von Hermann Heidel (1810—1865), dem leider auf der Höhe ſeiner Kraft Verſtorbenen, deſſen Schöpfungen eine ungemeine Vielſeitigkeit bekunden.*) Er hatte in dem Garten ſein Atelier gehabt, Berlin aber verlaſſen, um in Rom und Köln Aufträge auszuführen. Schwebler hatte nun die verwaiſte Büſte in Obhut genommen, um ſie auch gelegentlich Liebhabern und etwaigen Käufern zeigen zu können. Ich ſagte ihm, daß ich zwar Herbart nicht mehr perſönlich gekannt hätte, mich aber zur Schule desſelben rechne und mich deshalb natürlich für die Büſte meines verehrten Meiſters lebhaft intereſſiere. „Dieſe, ſagte Schwebler, hat bereits ihre Geſchichte, die mir aber nicht mehr geläufig iſt; wenn Heidel wieder einmal nach Berlin kommt, ſoll er Sie beſuchen und ſie Ihnen erzählen.“

Dies geſchah wenige Monate ſpäter. Als Heidel eines Tages bei mir eintrat, war ich ganz betroffen von ſeiner Erſcheinung. Er war ein Mann von vierzig Jahren, eine prachtvolle Künſtlergeſtalt, mit herrlichem Kopf, dichtem Haar, klaren blauen Augen und einem ungemein ſympathiſchen Geſamtausdruck. Er teilte mir mit, daß etwa im Jahre 1846 Profeſſor Thomas in Königsberg, der ihm befreundet war, ihn mit der Anfertigung der Büſte beauftragt und ihm zu dieſem Zweck alle Vorlagen, Bilder, Reliefs uſw. übergeben habe. Die Büſte ſollte dann in Marmor entweder für Königsberg oder Göttingen ausgeführt werden, alſo für eine der Univerſitätsſtädte, in denen Herbart als Profeſſor der Philoſophie gewirkt hatte. — Das verhängnisvolle Jahr 1848 hatte dieſen Plan zerſtört, wenigſtens für unberechenbare Zeit hinausgeſchoben. Thomas hat dann Deutſchland verlaſſen, iſt nach England und Amerika gegangen, und ſo verblieb das Original in Gips in den Händen ſeines Schöpfers, der ein rein ideales Intereſſe an ſeinem Werk hatte und erklärte, weit davon entfernt zu

*) Seine Marmorſtatue der Iphigenia iſt klaſſiſch vollendet. Heidel ging von der Medizin zur Kunſt über, das kam ſeinen anatomiſchen Kenntniſſen zugute.

ſein, irgend einen materiellen Gewinn aus demſelben ziehen zu wollen. — Eben deshalb wünſchte er, daß es nicht bei Schwedler ſtehen bleibe, der trotz aller weltmänniſchen Bildung doch gerade dieſem Werk nicht das rechte Verſtändnis und die rechte Neigung entgegenbringen könne. Heidel bat mich, daß ich das Werk von ihm annehmen und nur für eine etwaige ſpätere Ausführung in Marmor oder Bronze ihm allezeit zur Verfügung halten möge. Mit Freuden nahm ich es an. Es war das liebſte Geſchenk, das ich je in meinem Leben bekommen! Sein Schöpfer hat es nicht erlebt, die Büſte in Marmor oder Erz ausgeführt zu ſehen, — er iſt darüber hingeſtorben, aber 25 Jahre ſpäter habe ich das Glück gehabt, es zum Modell für das ſchöne Erzdenkmal in Oldenburg verwenden zu können. Bei der Anfertigung durch den treuen Beiſtand von Bonitz unterſtützt, durften wir durch Rat und Kritik die Ausführung fort und fort beeinfluſſen. Bald war dieſes, bald jenes zu bemängeln und zu beſſern, und nur das unverdroſſenſte Zuſammenwirken des Künſtlers und des Kritikers brachte allmählich ein wirklich getreues Abbild des großen Philoſophen und Lehrers „mit den leuchtenden Augen“ zuſtande.“

„Und wo iſt das Original geblieben?“ fragte ich, wehmütig des ſelbſtloſen Künſtlers gedenkend, der es nicht erleben durfte, ſein Werk an würdiger Stelle verewigt zu ſehen.

„Ich ſchenkte die Originalbüſte ſpäter (1894) der Univerſität Göttingen, um ihr noch bei meinen Lebzeiten einen dauernden Ehrenplatz zu ſichern, den ſie nun, wie mir der Prorektor der Univerſität, W. Voigt, in ſeinem Dankſchreiben mitteilte, im hiſtoriſchen Saale der Univerſitätsbibliothek einnimmt, — an der Stätte, wo oft genug Herbart ſelbſt, der die Einſamkeit liebte, ſtill geſonnen und gearbeitet hat.“

Alſo deshalb entäußert er ſich des liebſten Geſchenkes, das er je bekommen. Wie erkennt man Lazarus an dieſer Selbſtloſigkeit, von der er keine Ahnung zu haben ſcheint!

„Der Großherzog von Oldenburg hat ſich nicht bloß wegen der Zierde, die ſeiner Reſidenz zuteil werden ſollte, wie geſagt,

lebhaft für das Denkmal interessiert, sondern, wie er im Gespräch mir erzählte, als er nach dem Fest der Denkmalsenthüllung die Hauptvertreter der Schule zu sich eingeladen, hat er in Leipzig und Göttingen studiert und mit Vorliebe die hervorragenden Vertreter der Philosophie seines großen Landsmannes, Drobisch, Hartenstein usw., fleißig gehört, mit ihnen viel verkehrt und auch eifriges Selbststudium betrieben. Er offenbarte eine sehr gute Kenntnis der Herbartschen Philosophie und bekundete eine lebhafte Teilnahme für ihren Fortbestand. — Bei der Enthüllung war er selbstverständlich mit seiner Gemahlin, dem ganzen Hofe und dem Landtage anwesend. Die hohe Dame, die sehr schwerhörig war, zeigte sich im Gespräch, als ich die Ehre hatte, beim Hofdiner neben ihr zu sitzen, als sehr genau über die geistige Bedeutung und Physiognomie der anwesenden Herbartschüler und -Bekenner unterrichtet. Mich kannte sie bereits als Schriftsteller, da der weiland Hofarzt des Großherzogs, Professor Beneke (1824—1882, nachmals Professor der Pathologie in Marburg und zugleich dirigierender Arzt in Nauheim) an den Leseabenden des Hofzirkels das „Leben der Seele" vorgetragen und das ganze Werk zum Teil mit Demonstrationen (in den Abschnitten über das Wesen der Musik, die Vermischung der Künste usw.) kommentiert hatte. Oft schlossen sich die lebhaftesten Diskussionen daran. Dies gab natürlich eine freundschaftliche Anknüpfung mit dem überaus vielseitigen Manne, als ich späterhin in Nauheim anwesend war. Wir beide verkehrten nun vielfach zusammen. Drollig ist folgende Episode: eines Tages zeigte Beneke mir und einem Dr. med. Heine aus Hamburg, Vetter von Heinrich Heine, seine ungemein reiche und wertvolle Sammlung mikroskopischer Präparate. Heine fand dafür keinen anderen Ausdruck der Bewunderung, als kopfschüttelnd und gestikulierend auszurufen: „Gott, was 'ne Arbeit! Gott, was 'ne Mühe Sie sich gegeben haben!" —

Eines ausgezeichneten Mannes sei hier noch gedacht, der das größte Verdienst um das Zustandekommen des Denkmals hatte: Karl Strackerjan, Direktor der Oberrealschule in Oldenburg. Er

ſcheute keine Mühe, um die Gemüter dafür zu erwärmen und die ſpröderen Elemente gefügig zu machen. Strackerjan war die Seele des Lokalausſchuſſes und führte auch die Korreſpondenz mit Lazarus, der mit dem ausführenden Künſtler in direkter Verbindung ſtand. Beſonders gingen die Anſichten über die Größenverhältniſſe auseinander. „Die Verantwortung für die künſtleriſche Seite des Unternehmens“, ſchreibt Strackerjan an Lazarus (Mai 1875), „iſt für den Ortsausſchuß eigentlich zu ſchwer, und in weiteren Kreiſen Hilfe zu ſuchen, iſt ja unmöglich. Können wir uns aber in Übereinſtimmung mit Ihnen entſcheiden, ſo erleichtert uns dies das Gefühl der Verantwortlichkeit bedeutend. Die verſchiedenen Gründe, aus welchen ich gerade auf Ihre Erklärungen hohen Wert lege, brauche ich hier nicht darzulegen. Die Ausführung mag ausfallen, wie ſie wolle, an Tadlern wird es nie fehlen; ich habe mich auch zu lange daran gewöhnt, um mich auf einem Gebiete, wo ich mit meinen ganz eigenen Füßen ſtehe, dadurch irre machen zu laſſen. Aber in dieſem Falle lehne ich mich zu meiner eigenen Beruhigung gern an einen anderen an, und zwar am liebſten an Sie, und ich glaube, daß es meinen Kollegen im Ausſchuſſe auch ſo geht. Deshalb bitte ich, mir Ihr Urteil über das Modell mitzuteilen. Sie würden vor allen mich dadurch verpflichten.“ Wenige Tage ſpäter dankt er für die erhaltenen Briefe, durch die er eine feſtere Baſis bekommen. „Das iſt mir nicht bloß perſönlich viel wert, ſondern beſonders wegen meiner Stellung im Komitee... Vorläufig iſt mit Marger kontrahiert auf Herſtellung der Büſte in Bronze zu 985 Taler; zunächſt das Modell in der erſten Hälfte des Auguſt, die fertige Büſte früheſtens 1. November, ſpäteſtens 1. Februar zu liefern. Auf Ihren Brief geſtern fußend, haben wir feſtgeſtellt, daß Sie das Modell abnehmen würden. Die Abnahme der fertigen Büſte iſt demnächſtiger Beſtimmung des Komitees vorbehalten; ſind Sie dann in Berlin, ſo glauben wir wieder auf Sie rechnen zu dürfen.“ —

„Strackerjan war unausgeſetzt rührig und tätig am Werk, und ſeinen Anſtrengungen ward denn auch der verdiente Erfolg. Er

sah sich endlich für alle seine Bemühungen um so mehr belohnt, als das Denkmal auf den Platz vor dem neuerbauten Schulgebäude zu stehen kam. Das Andenken des braven Mannes lebt in Oldenburg dankbar fort, schon wegen der bemerkens- und rühmenswerten Einrichtung und Ausführung eines glücklichen Gedankens: Er war der Schöpfer von geselligen Leseabenden. Neben den Schülern der oberen Klassen versammelten sich die Lehrer, Eltern und Angehörigen derselben in der schönen Aula je an einem Abend im Monat, an welchem die Biographie eines der deutschen Dichter nebst Proben aus seinen Werken vorgetragen wurde. — Man denke die stimmungsvolle, geistig idealisierte Situation in dem feierlich-festlichen Raum, die Wechselwirkung zwischen der wißbegierigen Jugend und ihren froh-empfänglichen und dankbar empfangenden Familien, — man bedenke den geistigen und gemütlichen Nachklang solcher Dichterabende in den darauf folgenden häuslichen Gesprächen und heimischen Unterhaltungen! Sollte dies nicht die beste Untergrabung alles Trivialen und Gemeinen und die wirksamste Veredelung der Denk- und Gefühlsart aller Beteiligten zur Folge haben? Ich weiß nicht, ob das Beispiel Strackerjans nachgeahmt worden ist; daß es nachahmenswert, ist sicher.

Ich ließ mich gern von Strackerjan über Schulangelegenheiten unterrichten, und dieser wiederum nahm regen Anteil an meinen Forschungen.*) Als er im Dezember mein Buch „Geist und Sprache“ erhielt, gab er es seiner Frau in Verschluß mit der Verabredung, daß sie es ihm auf den Weihnachtstisch legen sollte; denn er fürchtete, daß es ihn vorher in seinen Amtsgeschäften stören möchte.

In seinem Dankbriefe teilte er mir eine Herbart-Reminiszenz mit, eine Notiz über einen Fund, den Exzellenz von Alten —

*) Seine Anhänglichkeit an Lazarus beweist ein Satz aus dem Begleitbriefe zur Photographie seines Studierzimmers: „Im Herzen trage ich Sie immer, aber auch auf meinem Arbeitstisch steht, wie Sie sehen, Ihr Bild mir täglich vor Augen.“ — Der treffliche Mann starb 1889, 70 Jahr alt.

übrigens eins der Mitglieder des Denkmalkomitees — im Nachlasse des Herzogs Peter*) gemacht, der sich 1781 mit einer württembergischen Prinzessin verheiratete. Auf einem weißseidenen Bande, das von dem Fünfjährigen mit Blumen bei dieser Gelegenheit überreicht wurde, standen folgende Reime:

Darf auch ich ein Band
Um die teure Hand
Meiner Fürstin schlingen?
Alles, groß und klein,
Will heut Dichter seyn.
Alle Knospen springen,
Auch ich kleiner Mann!
Wachs ich einst heran,
Will ich besser singen.

J. F. Herbart.

So manchen Charakterkopf sah man in der Festversammlung bei der Enthüllung des Denkmals: Thilo, Oberkonsistorialrat in Hannover, Th. Allihn, den berühmten Jenenser Pädagogen Professor Stoy, Pastor Flügel und viele andere.

Allihn! unmöglich an dem Manne vorüberzugehen, ohne ihm einige Worte zu widmen. Er war ein begeisterter Schüler Herbarts und seinen Lehren unermüdlich in eifrigster Nachfolgeschaft ergeben. Er hatte sich durch tüchtige, auch in England sehr geschätzte Arbeiten auf dem Gebiet der Logik große Verdienste erworben; der wissenschaftlichen Welt ist er aber noch viel mehr durch seine Schrift zur Kritik der Hegelschen Philosophie bekannt geworden. Nicht nur im strengen wissenschaftlichen Stil, sondern auch in höchst populärer Form liebte er es, die kritische Geißel zu schwingen; seine „Briefe eines Nordhäuser Landwehrmanns" über die Hegelsche Philosophie haben sehr viel Licht, aber auch Lärm verbreitet, ganz besonders aber Heiterkeit. Die Kritik war ihm zur Leidenschaft geworden, ihm, dem gutmütigsten Gesellen, den ich je unter Kollegen gefunden habe. Ein Geschichtchen

*) Großvater des 1900 verstorbenen Großherzogs Peter.

soll hier zu seiner Charakteristik dienen. Anfang der fünfziger Jahre war er Besitzer eines großen Gartengrundstückes in der Nähe von Halle. Ringsum waren Trauben gezogen. Als wir nun den Segen eines heißen Sommers — etwa Ende August — betrachteten, erklärte er, diesmal die herrliche Traubenfülle keltern zu wollen. Als ich ihn nun im Spätherbst fragte, wie denn sein Wein geraten sei, beichtete er verschämt, er habe doch darauf verzichtet, die Trauben nutzbringend zu verwerten, und lieber seinen Jungens die Erlaubnis gegeben, ihre sämtlichen Schulkameraden auf einen Tag einzuladen zu einer großen Traubenplünderung. So habe sich denn die ganze Schar jauchzend und schmatzend über seine Reben hergemacht:

„Denn weißt du, in späteren Jahren erinnern sich alle diese Buben, wenn sie zu Männern geworden, dieses Tages, und dann heißt es: „Das war mal ein Weinjahr! Wißt Ihr noch, wie unser Gymnasium Allihns Trauben geplündert hat?"

Die Duzbruderschaft entstand zwischen uns ganz anders als bei anderen Leuten. Er liebte mich von Anfang an als Herbartianer und dankte es mir später, daß ich die Herbartsche Philosophie in Berlin vertrat. Es war so recht eigentlich die Geistesverwandtschaft und sein unbegrenzter Eifer für seinen Meister, was dem Gesinnungsgenossen das brüderliche „Du" eintrug. — Als er später die Herbartsche Schule durch die Herausgabe der „Zeitschrift für exakte Philosophie" (im Verein mit Ziller) sehr energisch vertrat, wurde das geistige Band zwischen uns noch fester geknüpft. Aber auch auf anderen Gebieten ließ er seiner belehrenden Kritik den freiesten Lauf. Ich bewahre noch einen eng beschriebenen Großquartbrief von ihm auf, der mein 1850 erschienenes Buch über „Die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland" einer eingehenden, zum Teil scharfen Kritik unterzieht. Seine Liebe zu mir und seine Güte leuchtet in jeder Zeile, und dennoch ließ ich keine neue Auflage drucken."

Tatsächlich hat Allihn in dem gedachten Briefe vom Oktober 1851 Lazarus zu einer solchen ermuntert. Nach einer Reihe

kritiſcher Bemerkungen ſagt er: „Bei alledem muß Ihre Schrift noch fleißig geleſen werden, und die Grundgedanken derſelben müſſen weiter wirken. Es hat mich ſeit langer Zeit nichts ſo tief berührt als Ihre Anſchauung von der ſittlichen Aufgabe Preußens. Mögen Sie mit Ihrer rüſtigen Kraft in der Metropole der Wiſſenſchaft recht wacker darauf hinarbeiten! Ihrer Schrift wünſche ich einen recht erfreulichen Abſatz. Das Objekt derſelben iſt alle Tage von großer Bedeutung, und deshalb kann es gar nicht ſchaden, wenn Sie einmal eine zweite Auflage herausgeben. Dann können Sie mit noch ſchwererer Wucht losgehen.“

Die Schrift war raſch vergriffen und gehörte bald zu den Seltenheiten. Zumal im Jahre 1866, als die praktiſche Ausführung des in ihr philoſophiſch begründeten Gedankens ins Werk geſetzt wurde, wandten ſich viele an Lazarus mit der Bitte um ein Exemplar, da es auf buchhändleriſchem Wege nicht zu erlangen war. (Im Börſenblatt waren vergeblich 20 Mark dafür geboten worden.) Gewiß war es weniger Allihns Kritik, die den Verfaſſer von einer Neuauflage abhielt, als vielmehr die „freudige Anerkennung der Diplomatie im Verſchweigen und Hervorheben“, welche der Freund wahrzunehmen glaubte. „Sind Sie erſt habilitiert, ſchrieb Allihn, ſo fallen dergleichen Rückſichten mehr weg, und man geht mit offenem Viſier ins Feld.“ Die Befürchtung, in den Verdacht des Opportunismus zu kommen, mochte Lazarus peinlich berühren, und ſo legte er das Werk ad acta.

Allihn fühlte ſich zur Zeit der Oldenburger Feier — er war damals 65 Jahre alt — noch rüſtig, allein der Gedanke an den Lebensabſchluß drängte ſich ihm unabweisbar auf. Im Januar 1878 lädt er den Freund ein, im Frühling ſein Pfarrhaus aufzuſuchen, und er gedenkt der einſt in Schönefeld genoſſenen Gaſtfreundſchaft. „Wenn man alt geworden iſt, ſo zehrt man an den vergangenen Tagen; das Neue ſchwindet hin, wie wenn es nicht geweſen wäre. Davon darfſt Du nun freilich noch nichts wiſſen, ich habe es aber ſchon oft geſpürt. — In litteris wird vielleicht in dieſen Jahren noch zum Schluſſe etwas gemacht, denn — ich

habe mir schon den Fleck ausgesucht, wo ich einmal eingescharrt werde.“ Allihn starb 1885.

„Unter den bei der Denkmalsenthüllung Anwesenden war auch Dr. Voigt, der persönliche Schüler und Zögling Herbarts, als er noch sein privatim eingerichtetes pädagogisches Seminar hatte. Er kam von jenseits von Königsberg, aus dem entferntesten Gebiete Ostpreußens. Ursprünglich ein ganz armer Student, kam er als Prediger auf ein Dorf. Da verliebte sich die Gutsherrntochter, eine der reichsten und das einzige Kind ihrer Eltern, in ihn. Sie verheirateten sich, und der junge Prediger, der das Wort Gottes und die Sprache der Augen gleich feurig und überzeugend zu reden verstand, wurde nun völlig erfüllt von der Idee: Verbreitung der Kultur in allen, aber besonders den unteren Volksschichten. Voller Begeisterung stellte er mir einmal seine Lebensaufgabe dar:

„Nicht Philosophie, nicht Theologie habe ich mehr getrieben, — aber ich habe die geistige Kultur der ganzen Umgebung in allen, selbst den elendesten Dorfschaften zu fördern gesucht.“ Er brachte es sogar bis zu einer gewissen ästhetischen Anregung und Belehrung der Landleute. Er schritt ganz planmäßig vor, um vor allem ihre Anschauung zu beleben und zu erheben. So hatte er zum Beispiel an seinen Pferdeställen künstlerisch gearbeitete Pferdeköpfe als Zierat anbringen lassen. In späteren Jahren hatte er sogar in einer ehemaligen Scheune eine Art Museum von Gipsabgüssen vorzüglichster Werke aus den Königsberger und anderen Sammlungen aufgestellt. Hier ward er selbst zum Erklärer und hat seinem Bauernvolk in Form unterhaltlichen Zeitvertreibes Sinn und Geschmack für Dinge beigebracht, von denen sie sonst keine Ahnung haben. — So übernahm der ehemalige arme Sohn des Volkes eine Führerschaft, die in viele hundert Herzen Keime eines menschenwürdigeren Daseins legte.

Der auffallendste und weitestbekannte aller Teilnehmer war aber Simson, der berühmte Präsident des Frankfurter Parlaments, damals Präsident des Appellationsgerichts in Frankfurt a. O.,

ſpäter der erſte Präſident des Reichsgerichts in Leipzig. Als einſtiger ſehr intimer Schüler von Herbart war er herbeigeeilt, der Huldigung des Meiſters beizuwohnen. Intereſſant iſt eine kleine Reminiszenz an eine völkerpſychologiſche Bemerkung Simſons. Als er mich einmal in Berlin beſuchte und davon die Rede war, daß er durch ſeine Überſiedelung von Königsberg nach Frankfurt an der Oder wohl vieles vermiſſen würde, da meinte er, daß man die deutſchen Mittelſtädte wohl zu ſehr geringſchätze; überall fände man geiſtige Anregungen, wenn man ſie nur ernſtlich ſuche. So habe er z. B. ſofort in Frankfurt mehrere Leute gefunden, darunter die Gymnaſiallehrer, mit denen er eine „Griechiſche Geſellſchaft“ — zur Pflege alſo der griechiſchen Klaſſiker — gegründet habe, und Simſon ſchloß ſeine Bemerkung mit den Worten: „denn wir Juden können nun einmal die geiſtige Anregung nicht entbehren“. —

Einige kürzere Sachen, Separatabdrücke u. dergl. ſind von mir herausgeſucht worden, darunter die Herbart-Rede von Lazarus. Ich habe ſie geſtern abend ſtill für mich durchgeleſen. Dieſe köſtliche Charakteriſtik des Meiſters! das wundervolle Brunnenbild — und die künſtleriſche und logiſche Steigerung der Anrede der verſchiedenartigen Verſammelten: erſt wendet er ſich an die Freunde und Genoſſen Herbarts, dann an ſeine Schüler, die weithin als Richter, Lehrer, Prediger ſeine Idealität verpflanzen, dann an die Frauen und Männer von Oldenburg: „Ihr werdet von hinnen und wieder den Geſchäften des Lebens nachgehen; aber wenn euer Weg an dieſem Denkmal vorüberführt, werde es eurem Herzen eine Mahnung: der Arbeit des Geiſtes verehrungsvoll zu huldigen“ — und endlich wendet er ſich an die Kinder:*) „Vor euren Augen liegt eure Zukunft in tiefer Verhüllung; niemand von euch weiß,

*) Alle Schüler von groß bis klein ſtanden in den vorderſten Reihen aufmarſchiert. — Zum fünfzigjährigen Stiftungsfeſte der Oldenburger Realſchule (1894) ſchrieb Profeſſor Krauſe: „Worte aus Ihrer Herbartrede, von unſerem lieben Strackerjan ausgewählt, ſind die Inſchrift unſeres Banners und ſomit die Deviſe unſerer Schule.“

was ihr erreichen werdet, aber jeder weiß und jedem wird gelehrt, was er erſtreben ſoll. Dem hohen Meiſter zu gleichen ſind nur wenige, ihn zu verehren ſeid ihr alle berufen; den Ruhm ſeiner Landsmannſchaft ſollt ihr aber nicht bloß genießen, ſondern durch aufſtrebende Geſinnung verdienen und befeſtigen. Denket daran, daß euer Landsmann Johann Friedrich Herbart ein großer Lehrer und ein Segen der Menſchheit geweſen, weil er uns gelehrt hat, wie wir, jeder in ſeinem Kreiſe, mit Fleiß und Kraft rein, frei und edel unſer Leben geſtalten, wie wir dem Vaterlande ergeben, uns ſelber treu, dem Heiligen gehorſam ſein ſollen."

Sehr gut kennzeichnete den Wert der Rede der Grazer Profeſſor und treffliche Ethiker Nahlowsky, den Krankheit von der Herbart-Feier fernhielt. „Hätte ich doch auch mittun und mitempfangen können! So aber war mir bei aller gehobenen Stimmung an jenem Tage beiläufig zumute wie dem flügellahmen Kranich, der die Brüder ſich in die Wolkenregion erheben ſieht, ſich dagegen an die Scholle gefeſſelt fühlt. Zum Glück bin ich ſchon ſeit Jahren an das Verzichten auf die volle Erfüllung ſo manches lieben Wunſches gewöhnt und ſo wenig von Peſſimismus angeſteckt, daß ich noch immer zu hoffen wage und meinen Blick über dies Leben hinauszurichten mir ein Troſt des Herzens geblieben iſt. — Wie ſehr hat es mich befriedigt, daß gerade Sie, wie mir eine leiſe Vorahnung des Herzens ſagte, auserleſen waren, die Feſtrede zu übernehmen. Der herrliche Mann mußte eben von einem ſo redegewandten Denker gefeiert werden, dem es wie wenigen gegeben iſt, ohne alle Schulformel und doch gründlich, in lichtvoller, ſinniger Weiſe in den Kern der Sache einzudringen und mit feinem pſychologiſchen Takt das ſelbſt für den Außenſtehenden Faßbare, Sympathiſche, Befruchtende herauszugreifen. Ich kann es mir darum ſehr gut denken, wie tief die packenden Apoſtrophen des Epilogs in das Gemüt ſich hineinſenken mußten, ſo daß die Erinnerung an dies Jubelfeſt noch lange ſich erhalten und fortwirken wird." Bezeichnend für den freien Sinn des katholiſchen Philoſophieprofeſſors ſind die Schlußworte: „Genehmigen Sie dieſen

aufrichtigen Ausdruck meines innigsten Dankes, sowie den Wunsch, ein gütiges Geschenk möge Sie in vollster Kraft und mit dem reichlichsten Erfolge recht lange bauen lassen am Reiche Gottes, wie wir es uns denken, im Sinne des Meisters. Möge es Ihnen gegönnt sein, ein glücklicher Werkmeister, recht lange so zu schaffen am Münster einer lichteren Zukunft!"

Auch von Löwe-Kalbe, schon im Frankfurter Parlament ein Hauptredner und später hervorragender Politiker und Führer der alten Fortschrittspartei aus ihrer guten Zeit (ehe sie sich in allerhand „freisinnige Vereinigungen" zersplitterte!) im preußischen Abgeordnetenhaus und im Deutschen Reichstag, liegt ein Brief vor, den ich, da er zur Charakteristik beider Männer beiträgt, gekürzt hier anfüge:

Berlin, 2. August 1876.

Verehrtester Herr und Freund!

Ihre Rede bei der Enthüllung des Herbart-Denkmals habe ich mit wahrer Freude und innerer Erhebung gelesen.

Ich danke Ihnen herzlich für die Belehrung, die ich aus ihr geschöpft. Nicht am wenigsten aber auch für den wahren Kunstgenuß, den mir der Aufbau der Rede, der Stoff, der darin behandelt ist, wie die Behandlung selbst gewährt haben. Sie haben die großen Klippen glücklich vermieden, an denen die Festredner bei solchen Gelegenheiten fast ausnahmslos scheitern, nämlich die Biographie und die Spezifizierung der Leistungen. Fast hätte ich gewünscht, Sie hätten auch das kurze Wort, mit dem Sie die Leistungen zu spezifizieren zurückweisen, auch noch fortgelassen, wenngleich ich mit Ihnen fühle, daß dem lauschenden Zuhörer der Gedanke genommen werden mußte, als sei dieser Teil immer noch zu gewärtigen, und schließlich, als sei er nur zufällig ausgefallen. Man muß eben (leider!!) der Geistesträgheit der Menschen Rechnung tragen, wenn man sich mit ihnen in Verbindung setzt, und auch dem Vorurteil, wenn man den Mut hat, einen alten Kunstfehler zu vermeiden.

Die beiden Momente, die zum Denkmal berechtigen, die haben Sie mit voller leuchtender Klarheit der Welt dargelegt, das eigentliche Wesen, den Kern der Leistungen Herbarts und dann seine fortwirkende Kraft für die Zukunft unserer Nation! — Ist das eigentliche Wesen der Gesamtsumme der Leistungen für die Mitwelt so groß gewesen, daß es ein wesentliches Moment der Bildung der Gegenwart ausmacht, so darf man sich mit dem Gedanken tragen, den Dank dafür durch ein Denkmal auszusprechen, den dasselbe der Zukunft verkünden soll; aber errichten soll man das Denkmal erst, wenn man sicher ist, daß in diesen Leistungen eine für Generationen fortwirkende Kraft vorhanden ist, so daß der Genius, dem das Denkmal geweiht ist, noch der Gegenwart späterer Jahrhunderte angehört. Gerade diese letztere Bedingung haben Sie so schön hervorgehoben. Ich sage Ihnen kein Wort von der Form, von dem Anpassen an den Moment, da sind wir die Meisterschaft bei Ihnen gewohnt; aber der Aufbau des Ganzen hat mich auch bei Ihnen noch freudig überrascht.

Ist es Zufall oder Absicht gewesen, daß Sie bei der Aufzählung der Heroen unserer deutschen Philosophie Schelling*) ausgelassen haben? Es ist wahr, er ist abgefallen; aber wenn man seine Bedeutung, die er trotzdem für die Entwicklung der Naturwissenschaften gehabt, betrachtet und die, welche wieder die Naturwissenschaften für den letzten Abschnitt unserer deutschen Bildung gehabt haben, so kann man doch nicht verkennen, daß in ihm ein bestimmendes Moment für die Entwicklung gelegen

*) Schon als Gymnasiast schreibt Lazarus, daß ihn Herbart fesselt „wegen der Verpönung alles Phantasierens und Schwärmens, wie es besonders Schelling so sehr liebte". — Fr. Wille vermißt in einem Briefe über die Herbart-Rede, daß neben Hegel nicht Schopenhauer unter den Großen genannt sei, und sucht den Grund darin, daß der ungeheure Schaden, den jener getan, überwunden sei und sein Verdienst fortwirke, während Schopenhauer in der Blüte seiner Gefährlichkeit stehe. — Wer Lazarus kennt, ja, wer nur die Rede mit Verständnis liest, weiß, daß der Pessimismus mit seiner unheilvollen Ethik darin keinen Platz beanspruchen durfte.

hat! Die Bedeutung der von ihm eingeleiteten und in seinem Sinne betriebenen Naturwissenschaften mit ihrer auf sehr mangelhafter Erkenntnis der wirklichen Dinge hastig vorwärtsschreitenden und sich häufig überstürzenden Spekulation hat ja eine gewaltige und sehr gesunde Reaktion in der Form der Einzelforschung und des Experiments zur Folge gehabt. Heute aber können wir uns schon nicht länger dem durchdringenden Bedürfnis entziehen, das Gewonnene unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammenzufassen und miteinander in Verbindung zu setzen. Mit dem Versuch dazu werden schon die Vorarbeiten der naturphilosophischen Schule wieder in das Gedächtnis zurückgerufen werden, und wenn wir auch über die Hypothesenwut dieser Periode mit spöttischem Lächeln fortgehen, so werden wir doch die Leistungen derselben nicht so niedrig werten, als es die letzte Generation getan hat. —

Am wohltuendsten von allen Zeichen der Dankbarkeit war Lazarus ein schlichter Brief, der aus Königsberg kam, — von der Witwe Herbarts. Ihn, den Meister, lernte er nicht mehr persönlich kennen, aber seine Witwe hatte er bei einer gelegentlichen Reise nach Johannisburg aufgesucht und zu diesem Zweck Station in Königsberg gemacht, wohin sich Frau Herbart wieder zurückgezogen, da sie dort noch immer das Haus besaß, in welchem sie die glücklichste Zeit ihres Lebens mit ihrem Manne zugebracht, wo er gewirkt und gelehrt hatte. Gerade der letztere Umstand — es befand sich in dem Hause selbst der große Hörsaal — war wohl schuld, daß der Verkauf des Hauses bei der Übersiedelung nach Göttingen sich nicht realisierte, und nun war die Witwe in die altbekannten, geliebten, erinnerungsreichen Räume wieder eingezogen. Die Ehe Herbarts war kinderlos geblieben. Daher wandte in späteren Jahren Frau Herbart ihre mütterliche Neigung einem armen, kränklichen Knaben zu, nahm sich seiner vollständig an und erzog ihn als ihren Sohn. Es war ein tragisches Geschick für die feinfühlige Frau, daß es sich mit den Jahren immer mehr herausstellte, daß ihr Pflegesohn idiotisch wurde. Der junge Mensch,

damals etwa 26 Jahre alt, wurde schließlich als dienstbarer Geist im Hause verwendet, und mit Staublappen und Kleiderbürste hantierte er den Tag über umher. So empfing er auch Lazarus und ging — wie ein Dienstmädchen mit der Schürze angetan — den Besuch der Pflegemutter zu melden. Frau Herbart empfing den Gelehrten mit freundlicher, aber zurückhaltender Würde. Sie kannte nichts von ihm, das „Leben der Seele" war noch nicht erschienen. Sie mochte, mehr als ihr lieb war, von den Schülern ihres verstorbenen Gatten heimgesucht werden, und bei ihrem sanft melancholischen Wesen empfand sie bald jeden fremden Besuch als eine Störung. Im Laufe der Unterhaltung aber ging eine völlige Veränderung mit ihr vor, als sie erfuhr, wie Lazarus Herbart kannte, trotzdem er ihn nie gesehen. Als sie nun gar hörte, daß er ein Schüler und Freund Griepenkerls sei, da rief sie mit glänzenden Blicken: „Ach, unser Griepenkerl!" und ließ sich nun alles erzählen.

Schon früher hatte mein Mann von ihrer Wohlhabenheit und Wohltätigkeit gehört. Ihre Erscheinung bestätigte den Ruf ihrer vornehmen Weiblichkeit. Sie war mittelgroß und auffallend ihr weißer Teint. Ihre hohe, schmale Stirn wurde durch einen glatten Scheitel eingefaßt. Ein Bild, das sie ihm zum Andenken übergeben, stellt sie in jüngeren Jahren dar: ein schlichtes Spitzenhäubchen umrahmt das mandelförmige Antlitz, aus dem die großen, schwarzen Augen ernst und ruhig in die Welt blicken. Diese dunklen und doch sanften Augen belebten die Züge, wenn sie sprach, ganz außerordentlich. Dunkel gekleidet, erschien sie doch zierlich und jugendlich wie ein Mädchen. Sie war über zwanzig Jahr jünger als ihr Mann, also damals, als Lazarus sie kennen lernte, über fünfzigjährig. Beide kamen in den herzlichsten Gedankenaustausch. Besonders verweilte sie bei ihrer alten Vorliebe für Königsberg, während Herbart Göttingen vorgezogen hatte.

Lazarus hat die anmutige Frau nicht wiedergesehen, aber bis zuletzt herrschte eine freundschaftliche Sympathie zwischen beiden.

Nach der Denkmalsenthüllung schrieb sie mit fließenden, eleganten Zügen, denen man ihre nahezu 80 Jahre nicht ansieht:

Königsberg, 23. 7. 1876.

Hochverehrter Herr!

Hochzuverehrender Herr Professor!

Mein hohes Alter und die mit diesem gesteigerte Körper- und Geistesangegriffenheit infolge der Aufregungen am 4. Mai d. J. mögen mich in Ihren Augen entschuldigen, wenn ich erst jetzt in aller Ruhe so spät den dankbaren Gefühlen meines Herzens für Sie, geehrter Herr, Ausdruck gebe. Ihre überaus geistvolle, meinen verstorbenen, geliebten Gatten so sehr ehrende Festrede bei der Enthüllungsfeier des Denkmals in Oldenburg hat mir und allen, die dieselbe hier gelesen, Tränen der Rührung entlockt; gern wäre ich dort Ohren- und Augenzeugin gewesen, um meinen Gefühlen Ihnen gegenüber persönlich sogleich Ausdruck zu geben, was die Feder nicht vermag. Nehmen Sie daher schriftlich meinen tiefgefühlten, innigsten Dank hiemit gütig entgegen, und gestatten Sie die Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung und Verehrung, mit der ich mich zeichne als Ihre

Ihnen dankbare und ergebene

Mary Jane Herbart
geborne Drake.

Professor Griepenkerl (1782—1849), durch dessen Erwähnung Lazarus bei Frau Herbart aufs beste eingeführt war, war sein Lehrer des Deutschen auf dem Braunschweiger Gymnasium und hatte ihn in die Philosophie Herbarts eingeführt. Er gedachte jenes Mannes, dessen Lieblingsschüler er gewesen, immer mit der innigsten Pietät. Aus jener Zeit stammt eine Daguerreotypie, die Griepenkerl sitzend darstellt, neben ihm, das Bild Herbarts in der Hand, steht Lazarus. Beide bilden den größten Gegensatz: Griepenkerl von mächtigem Körperbau, mit prächtiger „tête carrée", Lazarus als schlanker Jüngling, Haar und Bart anscheinend tiefschwarz — in der Tat war beides lichtblond —, den Kopf leicht seitwärts geneigt, den ernsten Blick nach innen gekehrt, während Griepenkerl steifnackig heiter geradeaus schaut.

Aus der Jugend seines Lehrers erzählte er eine entzückende Episode: „Griepenkerl fand am Fellenbergschen Institut in Hofwy bei Bern Anstellung als Lehrer des Griechischen und der Musik, hatte insbesondere auch die musikalischen Aufführungen daselbst zu leiten. Er kam durch Herbart dahin, der noch nach Jahren in lebendiger Beziehung zu der von ihm so geliebten Schweiz stand. In Braunschweig hatte Griepenkerl eine stille Liebe zurückgelassen: ein Fräulein Ribbentrop, Schwester des Braunschweiger Bürgermeisters, ein feines, zartes Persönchen von großer Anmut, hatte sich in den Hünen verliebt und bewahrte ihm unwandelbare Treue, die endlich belohnt werden sollte. Nachdem seine Stellung in Hofwyl gesichert war, wurde die Vermählung festgesetzt. Der weite Weg von Braunschweig nach Bern wurde von der Eskorte derart geteilt, daß ihr Bruder sie bis nach Frankfurt a. M. brachte und dort Fellenberg, von Griepenkerl begleitet, sie in Empfang nahm. Nun war das glückliche Paar wieder beisammen, sorglich von Fellenbergs treuen Augen behütet. Die Fahrt führte nach Schaffhausen und an den Rheinfall. Dieser sollte auch von oben besichtigt werden. Auf der Höhe des schäumenden Ufers befindet sich bekanntlich ein Kirchlein. Als die drei da oben standen, kam dem in gehobener Stimmung befindlichen Bräutigam plötzlich der ebenso praktische wie poetische Einfall, hier in dem einsamen Kirchlein stante pede, wie sie da waren, in Reisekleidern, ohne allen lästigen Trauungsstaat und Trauungspublikum, die Vermählung zu vollziehen. Angesichts des überwältigenden Naturbildes wurden auch Fellenbergs Bedenken überwältigt; der Pfarrer wurde aufgesucht und bald gefunden, ein Trauzeuge außer Fellenberg gleichfalls herbeigeschafft, die Braut war mit allen nötigen Papieren versehen, — aber, o weh! der Bräutigam ohne alle Legitimation und besaß nichts, rein gar nichts von all den Dokumenten, mit denen man zur Eheschließung ausgerüstet sein muß! — Jetzt war es Herr von Fellenberg selbst, der als weithin bekannter und hochangesehener Berner Patrizier mit seiner Autorität die Schwierigkeit überwand. Er gab sein Wort, daß er alle nötigen

Papiere nachliefern werde, und das brave Schweizer Pfarrerchen begnügte sich vollkommen mit einem Fellenbergschen Ehrenwort und kopulierte das Paar in der romantischen Weltabgeschiedenheit des einsamen Kirchleins am Rheinfall.

So zogen sie als bereits Vermählte in Hofwyl ein."

Um aber auf Griepenkerl zurückzukommen — der so romantisch geschlossenen Ehe entsprossen fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter. Von den letzteren heiratete die eine einen Senator K., die andere blieb unvermählt. Von den Söhnen wurde einer ein vielbeschäftigter Landarzt, der zweite Landsyndikus, der dritte war der Dichter, der Schöpfer des packenden Revolutionsdramas „Robespierre": Robert Griepenkerl. Er war 1810 in Hofwyl geboren und beschloß 1868 in Braunschweig sein an Enttäuschungen und Entgleisungen reiches Leben. Dieser dritte Sohn Robert enthüllte sich schon im zartesten Kindesalter als ein so genialisch veranlagter Wildfang, daß die sanfte Mutter und der etwas behäbige Vater ihre liebe Not mit ihm hatten. Sein auf romantische Streiche gestellter Sinn und sein stürmisches Temperament schienen aller Zügel zu spotten. Als ein Charakteristikum für den Vater Griepenkerl sei das bedeutsame pädagogische Hilfsmittel erwähnt, das er anwandte, um den Überschwang des Knaben einzudämmen. Er beschloß, ihm einen Gesellschafter zu geben, der als sittigendes Beispiel auf ihn wirken sollte. Seine Wahl fiel auf den zwei Jahre jüngeren Ludwig Strümpell, damals ein armer verwaister Knabe aus Schöppenstedt, von hervorragendem Verstande und einem mustergültigen Benehmen, natürlich, offen, ruhig und von seltener Besonnenheit. Griepenkerl nahm ihn ganz in sein Haus, hielt ihn wie sein eigenes Kind, und beide Knaben wurden gemeinsam erzogen; sie wuchsen als treue Kameraden nebeneinander auf, und ihre Freundschaft überdauerte auch späterhin die Jahre der Trennung, als beide so verschiedene Lebenswege einschlugen. Indessen waren die Charaktere denn doch von Grund aus zu sehr entgegengesetzter Natur, um sich ergänzen zu können, keiner mochte und konnte seine Eigenart aufgeben. Robert behielt zeitlebens das

überschäumende Wesen des Stürmers und Drängers, Strümpell dagegen das solide und ruhig zielbewußte. Letzterer starb im Mai 1899 als geadelter kaiserlich russischer wirklicher Staatsrat und Exzellenz, Leipziger Professor, Ritter vieler Orden usw. Als Verfasser wertvoller Schriften, besonders der „Geschichte der griechischen Philosophie", ist er zugleich Lazarus' Lehrer gewesen.

Lazarus war auch über die Gymnasialzeit hinaus mit Griepenkerl (Vater) in treuer Verbindung geblieben; dessen Anhänglichkeit und Liebe zu ihm kam schließlich dadurch zum deutlichsten Ausdruck, daß er, als er sein Ende nahen fühlte, ihn mit der Sichtung seines literarischen und wissenschaftlichen brieflichen Nachlasses betraute, ja er hinterließ ihm eine schmerzlich-notwendige Aufgabe: die Vernichtung aller kompromittierenden Korrespondenz. So sehr er seinen Sohn liebte, er wollte gerade *ihn* von diesem verantwortungsreichen Geschäft fernhalten, und als sich in den herbeigeschleppten Kisten auch mancherlei Konvolute Herbartbriefe vorfanden, bestimmte er, daß sein Freund dieselben zwar durchsehen, aber dann vernichten solle; sie waren durchweg von so intimem Inhalt durchsetzt, oft so peinliche häusliche Dinge einer früheren Periode berührend (die Eltern Herbarts hatten eine wenig glückliche Ehe geführt) und auch von kritischen, vielleicht stellenweis allzu herben Bemerkungen über Universitätsangelegenheiten u. a. erfüllt, daß die Gefahren einer Irreführung und eines Mißbrauches für den weniger in diesen Dingen Unterrichteten nahe lag. Lazarus unterzog sich der Prüfung aller dieser, auch geschäftlichen Papiere, die ihm eine plötzliche schwere Arbeitslast aufbürdete, mit gewissenhafter Beachtung des von seinem geliebten Lehrer geäußerten Wunsches (der Vernichtung), aber mit tiefer Unlust — es war in der Tat ein um so undankbareres Geschäft, als er Roberts offenkundigem Unwillen begegnen mußte. Nie vergaß er den bösen Blick, den dieser ihm sonst so dankbare und verehrend ergebene Mann ihm zuwarf, als er einmal durch das Arbeitszimmer ging, in welchem der Gelehrte inmitten des brieflichen Nachlasses Griepenkerls suchend und sondernd dasaß. An eine Ver-

öffentlichung war schon aus dem Grunde nicht zu denken, weil nicht bloß die in politischer Beziehung, sondern auch sonst ungeeigneten Details über die Versetzung Herbarts nach Göttingen, die Handhabung drückender bureaukratischer Tyranneien mit einer Bitterkeit zur Sprache gebracht waren, die man sonst an Herbart nicht kannte. Es schien wohlüberlegt und wahrhaft pietätvoll von Griepenkerl, daß er das harmonische Charakterbild seines Lehrers nicht durch nachträgliche Indiskretionen entstellt sehen wollte. So überwand Lazarus seine Bedenken und entschloß sich im Sinne des Verstorbenen, die betreffenden Briefschaften zu vernichten. Wie manchem Unfrieden wurde dadurch vorgebeugt, daß vieles der Verborgenheit anheimfiel, für die es bestimmt war. Der durch das unbedingte Vertrauen seines Lehres legitimierte Freund blieb auch ferner mit der Familie herzlich verbunden, und Robert, der einsehen mochte, daß jener nicht anders gekonnt, als den Willen des Dahingegangenen zu erfüllen, überwand seinen Mißmut und fand den alten traulichen Ton des Vertrauens wieder. Die Familie bestimmte dann noch, daß sich Lazarus des Verkaufes der nicht großen, aber wertvollen Bibliothek Griepenkerls annahm. Sie wurde nach Berlin geschafft und kam in den Besitz des Buchhändlers Kampfmeyer.

Griepenkerls Frau, die, obwohl zart und schwächlich, ihren Mann um mehrere Jahre überlebte, bewahrte Lazarus bis an ihr Ende die innigste Anhänglichkeit. Noch existiert der Brief einer Dame, die damals bei der Leidenden eine Art Gesellschafterin war, in welchem sie ihm schreibt, wie sein ausführlicher Brief Griepenkerls „letzte Freude" gewesen sei. Den Brief begleitete ein glattes, dünnes Glas, das Griepenkerl lieb gehabt — und das er nun zum Andenken erhielt. (In Villa Ruth wird dies Glas noch in Ehren gehalten, als ein zwar zerbrechliches, aber deshalb desto liebevoller behütetes Erinnerungszeichen treuer Freundschaft.) —

Durch seinen Pflegevater war natürlich auch Strümpell ein getreuer Anhänger Herbarts geworden, dessen Schüler er in

Königsberg gewesen. Die innigen Beziehungen zu Griepenkerl genügten, Lazarus und Strümpell zu Freunden zu machen, obwohl sie sich nur selten begegneten. Strümpell lehrte seit 1843 an der Universität Dorpat, seit 1845 als Professor der Philosophie und Pädagogik, und als er im April 1870 den Schluß seiner 25jährigen Dienstzeit erreicht hatte, erwartete man seine Wiederwahl auf fernere fünf Jahre. Die Fakultät beantragte sie bei dem Conseil der Universität. Nun gehörten dazu statutenmäßig zwei Drittel der Stimmen, deren Gesamtheit damals 37 betrug. Er erhielt aber nur 22; seine Gegner bestanden aus allen Theologen nebst ihrem Anhang und einigen politischen Parteimännern. „Die Verhältnisse, schrieb er, sind augenblicklich zu politischen Parteiungen sehr angetan."

Strümpell fühlte sich körperlich und geistig so rüstig und die Lehrtätigkeit war ihm dermaßen lieb, daß er sich sofort, nachdem sein Los in Dorpat entschieden, um eine neue akademische Wirksamkeit bemühte. In Zürich war eine Professur der Philosophie zu besetzen, und er bewarb sich um dieselbe. In seinem Schreiben an den Erziehungsrat berief er sich auf Lazarus, da er sehr wohl wußte, in welchem Ansehen dieser noch in der Schweiz stand. Wandten sich doch die Erziehungsdirektoren noch lange Jahre nach seiner Rückkehr nach Berlin an ihn um Rat bei Besetzung eines Lehrstuhls. Strümpell setzte den Freund nachträglich von der Berufung auf ihn in Kenntnis und fragte ihn zugleich, welche norddeutsche Universität er ihm empfehle, falls es mit Zürich nichts werde. Lazarus, der die Leipziger Verhältnisse genau kannte, machte ihn auf die sächsische Universität aufmerksam, an der die Herbartsche Philosophie blühte, und dort begann die russische Exzellenz als Privatdozent 1871 von neuem die Dozentenlaufbahn, nur um dem Drange nach Betätigung zu genügen. Im folgenden Jahre wurde der begeisterte und begeisternde Lehrer dort ordentlicher Honorarprofessor, und noch lange Jahre ist der jugendfrische „alte Strümpell" eine Zierde der Leipziger Universitas gewesen. —

Zum Schluß noch ein Brief Herbarts an Griepenkerl, unmittelbar vor seiner Übersiedelung nach Göttingen:

Kbg 6 Spt 33

Nur wenige Worte, wahrscheinlich die letzten von hier, mein theurer Freund! um Sie nicht länger auf Nachricht warten zu lassen.

Mein Wagen aus Berlin soll am 11 oder 12 d. M. hier ankommen; dem gemäß reise ich vermuthlich am 14, 15 oder 16 ab.

Acht Tage brauchen wir bis Berlin. Dort rechne ich drey oder 4 Tage; dann gehe ich wahrscheinlich gerade über Magdeburg u Braunschweig.

Genaueres kann ich nicht sagen. Unaufhörlich bin ich belagert. Ein großer Studentenaufzug kommt in wenigen Stunden, darauf folgt die nächsten Tage in der bunteſten Reihe der Genuß des Abendmahls und ein Gastmahl das mir die Mehrzahl der Professoren giebt; die Auction und die Abschiedsvisiten. Möchte ich erst ruhig in Göttingen sitzen! In Berlin gebe der Himmel nur Geduld, und möge meine Frau den Abschied aushalten!

Auf baldiges Wiedersehen!

Ihr H.

Siebzehntes Kapitel.

Meine vier Alten.

Friedrich von Raumer, General Baeyer, Leopold von Ranke und Leopold Zunz sind alle vier in die Neunziger gekommen. Alle vier waren bis zuletzt von einer erstaunlichen Lebensfrische und geistigen Regsamkeit nach einem reicherfüllten, arbeitsfreudigen Dasein.

Friedrich von Raumer (1781—1873), der berühmtere der beiden Brüder,*) der freisinnige Historiker und Politiker, Autor der sechsbändigen klassischen „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit" und der umfassenden „Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts", der vielgelesene Memoirenschreiber und Begründer des „Historischen Taschenbuchs", trat mir besonders nahe als eifriger Förderer der Volksbibliotheken. Zum Besten derselben ließ der sogenannte wissenschaftliche Verein der Universität, dessen Vorsitzender Raumer war, Vorträge halten. Sie fanden in der Singakademie statt, nach langen, umsichtigen Vorbereitungen, und trugen fast immer ein anziehendes, festliches Gepräge.

Fast dreißig Jahre lang hat Raumer nie bei diesen Vorträgen gefehlt, bei denen er dem Publikum und dem Redner gegenüber stets die Honneurs machte. Mit besonderer chevalereske Feierlichkeit pflegte er letzteren zu empfangen, geleitete ihn zum Podium, und wenn er es mit einem Neuling zu tun hatte, stellte er den-

*) Der jüngere, Karl Georg von Raumer (1783—1865), verdienter Geolog und Geograph, ist der Verfasser der trefflichen „Geschichte der Pädagogik".

selben mit einer liebenswürdigen, womöglich etwas humorgewürzten Ansprache der verehrlichen Zuhörerschaft vor.

Als er in die hohen Achtziger geriet, konnte er nicht immer so pünktlich sich einstellen; während er früher nicht Wind noch Wetter gescheut, mußte er — sehr zu seinem Verdruß — jetzt häufiger Stubenarrest einhalten. (Fanden doch die Vorträge meist vom Januar bis März statt.) Da entsandte er denn zuverlässige Freunde als genau aufmerkende und scharf beobachtende Berichterstatter, welche noch am selben Abend zu ihm eilen und, warm von dem empfangenen Eindruck, ihm Vortrag halten mußten über Inhalt, Form, den Beifall usw. Zu solchen zuverlässigen Berichterstattern gehörte besonders Professor Albrecht Weber, der berühmte Orientalist, der dann zum Tee blieb, ihm in allen Fragen standhielt und ihm genau, womöglich wortgetreu, die Vorlesung wiederzugeben sich befleißigte. In den letzten zehn bis zwölf Jahren seines Lebens war eben die Sorge um diese Vorträge die Lieblingsbeschäftigung Raumers. Die Auswahl und Werbung der Redner war sein Beruf, in welchem ihm die Kommissionskollegen Gneist und Curtius zur Seite standen. Rührend war der Übereifer, mit welchem der Greis sich die Vorträge zu sichern bemühte. Hatte der letzte im März stattgefunden, so fing er im April schon wieder an, seine Netze für den nächsten Winter auszuwerfen. Später als höchstens Anfang Mai habe ich seine Einladungen für den folgenden Januar niemals erhalten, gewöhnlich viel früher, und immer mit kurzer, aber energischer Dringlichkeit, wie folgendes Billet bezeugt:

> Wir dürfen, hochverehrter Herr, doch bestimmt darauf rechnen, daß Sie gütigst im Jahre 1871 einen Vortrag im wissenschaftlichen Verein übernehmen? — Und welches wäre das Thema?
>
> Dankbar ergebenst von Raumer
>
> 21. März 1870. Kochstraße 67.

Ehe man sich die Sache noch recht überlegt, fühlte man sich schon gefangen. Vier Wochen später schreibt er schon wieder:

Ich überreiche Ihnen, hochverehrter Herr, das anliegende Blatt mit dem Bemerken, daß der seit dem Jahre 1841 bestehende „Wissenschaftliche Verein" zur Stiftung von zehn (jetzt elf) Volksbibliotheken an 20000 Taler hergegeben hat. — Zugleich wiederholen wir unseren Dank, daß Sie gütigst im Jahre 1871 eine Vorlesung übernehmen wollen, und bitten um gütige Mitteilung des Themas.

Ergebenst und dankbar von Raumer.

27. April 70. Kochstraße 67.

Mochte die Wahl des Themas Lazarus zuweilen Schwierigkeiten bereiten oder sonstige Abhaltung ihn verhindert haben, so schnell zu antworten, wie es das wohlmeinende Ungestüm des alten Herrn erforderte, jedenfalls feuerte Raumer nach einigen Wochen wieder ein dringliches Billetchen ab: Sie würden, hochverehrter Herr, mich sehr erfreuen, wenn Sie, aus vielen Gründen, mir recht bald gütigst mitteilen wollten, über welches Thema Sie im nächsten Winter in unserem wissenschaftlichen Verein, dem allgemeinen Wunsch gemäß, einen Vortrag gütigst zu halten bereit sind — usw. Nicht nur, daß Raumer sich überhaupt für diese Art Vorlesungen in der Singakademie leidenschaftlich interessierte, weil er sie für das beste und wirksamste Bildungsmittel hielt, sondern er legte auch dem pekuniären Erfolg großen Wert bei. Der den Volksbibliotheken zugewendete Ertrag wechselte naturgemäß nach der Anziehungskraft der Vortragenden, die übrigens kein Honorar erhielten, und Lazarus gehörte zu den anziehendsten Rednern des Vereins. Raumer wußte das ganz genau, und der zwar durchaus ideal gestimmte, aber, wenn es das Volkswohl erheischte, ganz eminent praktisch gesinnte Menschenfreund hielt ihn auch deshalb so besonders wert, weil, wie er selbst einmal lachend zugestand, diese seine Zuneigung und Wertschätzung auf goldenem Boden fußte. Keiner trug ihm so viel bares Geld ein als der beliebte Völkerpsycholog. Erschienen in den sonstigen Vorträgen gewöhnlich 200 bis 300 Personen, so kamen, wenn dieser sprach,

mindeſtens 1000. Der Saal war immer ausverkauft, und es mußten ſtets Vorkehrungen getroffen werden, um möglichſt viel Platz zu ſchaffen. Auch ſeine Schüler von der Kriegsakademie verſäumten mit ihren Familien ſeine Vorträge nicht. Dann herrſchte eine allſeitig gehobene Stimmung, die wiederum der Bereitwilligkeit, für den guten Zweck beizuſteuern, zugute kam: gerade an dieſen Abenden fanden regelmäßig Extrabeiträge, Überzahlungen und Zuwendungen auch von Büchern uſw. für den Volksbibliothekenfonds und die Leſehallen ſtatt.

Beſonders erfreulich war es Lazarus, daß an ſeinen Abenden — übrigens auch wenn Gneiſt ſprach — unter das meiſt vornehme Publikum*) ganz einfache, ſpießbürgerliche Leute ſich miſchten. Vergnüglich erzählte er von der Huldigung dreier Charlottenburger Frauen, denen er ſtets nach dem Vortrage im Pferdebahnwagen begegnete, wenn er nach dem Königsplatz fuhr.**) Das ging ſo jahrelang. Endlich kam es zu einem grüßenden Lächeln und bald zu einem lächelnden Gruß. Aber die drei in Kopftücher gehüllten Grazien — eine war immer älter als die andere — hätten wohl nicht gewagt, das Wort zu ergreifen, wenn nicht ihre Schüchternheit eines Abends ihrer beglückten Begeiſterung unterlegen wäre. Die anſcheinend Älteſte faßte ſich zuerſt ein Herz, und nun war der Bann gebrochen, der Strom des Dankes entfeſſelt, den Lazarus gern über ſich ergehen ließ — denn anderer Freude tat ihm wohl.

Begründerin und Protektorin des „Wiſſenſchaftlichen Vereins“ war die nachmalige erſte deutſche Kaiſerin, die ſchon als Prinzeſſin Auguſta Raumer begünſtigte. Sie war damals noch liberal

*) Der Volkswitz nannte den wiſſenſchaftlichen Verein deshalb „Verein zur Hebung der höheren Volksklaſſen“.

**) Auf dieſe Charlottenburger Pferdebahn — wohl die erſte — ſang der Berliner:

Ach, wie iſt's jemietlich auf der Ferdebahn;
Det eene Ferd det zieht nich, det andre det jeht lahm!

gesinnt und noch nicht, wie später, von klerikalen Einflüssen angekränkelt. So wurde gerade Raumer auf ihren Wunsch Vorsitzender des von ihr in jeder Weise geförderten Vereins, und sie hätte keine bessere Wahl treffen können. Sie blieb ihm gewogen trotz folgender Szene, die nicht ohne politischen Beigeschmack war:

In Gegenwart des Königs hielt Raumer 1847 in der Akademie der Wissenschaften als Sekretär derselben die Rede zu Ehren Friedrichs des Großen. Er kam, durch sein Thema erwärmt, auf die Freiheit der Wissenschaft zu sprechen und gab unversehens selbst ein Beispiel für dieselbe. Mit einem deutlichen Hinweis auf die Unantastbarkeit der freien Forschung sprach er die Zuversicht aus, er werde als Historiker weiter zu zeigen bestrebt sein, wie z. B. Friedrich der Große durch seinen religiösen Freisinn den preußischen Staat erhoben habe und wie überhaupt das preußische Staatswesen ohne Freiheit und Unabhängigkeit des Bürgers und des aufgeklärten Volkes nicht so blühen und gedeihen könne, wie es in seiner Mission liege — — Da stand Friedrich Wilhelm IV., welchen ohnehin schon manche Wendung der Raumerschen Rede verschnupft haben mochte, mitten im Vortrage auf und verließ demonstrativ den Saal.

Es war für alle eine beklemmende Situation. Raumer aber ließ sich nicht stören, er hielt seine Rede ruhig zu Ende. Er hatte sicher das Gefühl der Genugtuung, im Sinne der Versammlung gesprochen zu haben. Das Befremden freilich, das sein Freimut erregt hatte, die Anfeindungen, die dieser ihm zuzog, bewogen ihn, noch im selben Jahre aus der Akademie der Wissenschaften auszutreten.

Folgender Brief, den Raumer über 20 Jahre später an Lazarus nach dessen Vortrag in der Singakademie „Über das Schöne im Leben“ schrieb, spielt auf jenes Vorkommnis an; er ist durch Inhalt und Form — die gleichmäßige, peinlich saubere Schrift zeigt nicht eine Korrektur — charakteristisch für den 87jährigen Gelehrten:

Da ich Sie, verehrter Herr, gestern nicht nach Ihrem

Vortrage auffand, fühle ich mich doppelt veranlaßt, Ihnen einige teilnehmende, dankbare Worte zu ſchreiben.

Um vom Äußerlichen, aber Unerläßlichen, zu beginnen, ſo habe ich Naheſitzender, aber Schwerhörender, es haben die Fernſitzenden alles verſtanden.

Der große Beifall, den Ihr Vortrag fand, beſtätigt die Richtigkeit und Angemeſſenheit Ihres Beſchluſſes, ihn (trotz eingetretener Schwierigkeiten) zu halten.

Es freut mich ſehr, daß die Königin auch Ihnen gegenüber erweiſet: ſie vereinigt in ſeltener, gemütlicher Weiſe das Wahre, Gute und Schöne. Sie und ihr Gemahl, der König, haben mir davon zu einer Zeit Beweiſe gegeben, wo mich alle verließen und verleugneten.

Sie können nicht vermuten, welche Teilnahme und Freude Ihr Vortrag bei mir hervorgerufen hat. Was ich ſeit Jahren und auch in der neueſten Zeit als Dilettant (alſo vereinzelt, zerſtreut und ungenügend) behauptete und verteidigte, haben Sie als Meiſter im Zuſammenhang und mit ſiegreicher Klarheit dargeſtellt; Sie haben mein ſubjektives Glauben in ein objektives Wiſſen verwandelt.

Die Kunſt darf ſich nie herunterdienen, um populär zu werden; ſie muß vielmehr die Maſſen erziehen und erheben — ſo weit dies überhaupt möglich iſt — und wenn es unmöglich iſt, ſich nicht kleinliche, ärmliche Aufgaben ſtellen.

Das Heroentum und plaſtiſche, es darſtellende Kunſtwerke führen weiter als Genrebilder. Äſthetiſche Feigheit richtet die Kunſt zugrunde, und der rechte Meiſter und Kritiker hält ſich fern von der Mode und den vergänglichen Cliquen des Tages. Mit Recht bemerkten Sie, daß die Werke des Phidias auf uns nicht denſelben Eindruck machen können, wie auf die damaligen Griechen; könnte ſich aber nicht bei manchem eine ähnliche Skepſis regen, wenn er Chriſtus als Weltſchöpfer und Weltrichter dargeſtellt ſieht?

Ich halte es für unerläßlich, daß Sie Ihre Vorlesung drucken lassen,*) zur Lehre, zur Besserung — und nötigenfalls auch zum Kampfe.

Verehrend und dankbar Ihr

v. Raumer, 22. März 1868.

Charakteristisch für Raumers jugendliche Begeisterung und auch für seine hohe Begabung und seltene Geistesgegenwart ist folgendes Geschichtchen:

Er war bereits 89 Jahre alt, als an einem Sonnabend — dem regelmäßigen Vortragstage — der Redner am späten Nachmittage plötzlich erkrankte und keine Möglichkeit war, das Publikum zu benachrichtigen und die Sache rückgängig zu machen. Die Lage war um so peinlicher, als der Hof erwartet wurde und eine sonstige glänzende Zuhörerschaft, an der Spitze die Königin Augusta, die sich immer sehr pünktlich einzustellen pflegte. Da geht Raumer entschlossen selbst auf das Podium und hält, anfänglich erregt und stockend, dann aber immer fließender und fesselnder einen improvisierten Vortrag, eine historisch vergleichende Betrachtung über „Einst und Jetzt."

Vor mir liegt ein Päckchen kurzer, kerniger Briefchen Raumers an Lazarus, sämtlich das Interesse des Vereins betreffend. Mit Rührung haftet der Blick auf den infolge Altersschwäche zwar zitternden, aber dennoch sehr deutlichen und anmutigen Schriftzügen.

Zwei — die letzten — Billetchen mögen noch hier eine Stelle finden; sie zeigen, wie Raumer Dankbarkeit übte:

Am 20. Januar hatte Lazarus in der Singakademie den Vortrag „Ein psychologischer Blick in unsere Zeit" gehalten, und am Tage darauf empfing er folgendes Briefchen:

Verehrter Herr,

Zuhörer und Zuhörerinnen haben mir über Ihren vortrefflichen Vortrag so gründlich Bericht erstattet, daß ich, obgleich

*) Durch ein Stenogramm ist Lazarus' Vortrag „Über das Schöne im Leben" erhalten, er soll in einem 2. Bande der „Idealen Fragen" veröffentlicht werden.

seit Jahren bereits ein gestorbener und vergessener Mann, mich veranlaßt finde, Ihnen hiermit ein Zeichen aufrichtigen, lebendigen Dankes zu geben.

Ergebenst

21. Januar 1872. Ihr v. Raumer.

Der Gedanke, daß er mündlich noch nicht gedankt hat, läßt ihm keine Ruhe; er schickt ein zweites Blättchen:

„Sobald ein Stubenarrest, den ein Unwohlsein mir aufzwang, beseitigt ist, werde ich mich dankbar und erfreut bei Ihnen einfinden.

Ergebenst

17. Februar 1872. v. Raumer."

Und einige Wochen später kam er wirklich.

Der Einundneunzigjährige plauderte mit mir wie ein rüstiger Sechziger. Es war sein letzter Besuch! Mein lieber, alter Raumer starb am 14. Juni 1873.

* * *

General Joseph Jakob Baeyer (1794—1885), ein Schwager Franz Kuglers — sie wohnten in einem Hause; beider Frauen waren Schwestern, Töchter des bekannten Kriminalrates Hitzig — ist der zweite Alte, dessen sympathisches Bild mir im Herzen geblieben ist. Im Kuglerschen Hause lernte ich den berühmten Geodäten kennen.

Baeyer hatte als Gymnasiast an den Befreiungskriegen als freiwilliger Jäger teilgenommen, als Offizier sich früh topographischen Arbeiten gewidmet und dem Astronomen Bessel bei der Gradmessung in Ostpreußen ausgezeichnete Dienste geleistet. König Friedrich Wilhelm IV. trug Sorge, daß Baeyer ganz und gar auf dem Felde bleiben konnte, das dank seiner Arbeit die reichsten Früchte trug. Auf seine Anregung wurde die mitteleuropäische (später „europäische") Gradmessung begründet und er 1864 zum Präsidenten des Zentralbureaus derselben in Berlin ernannt; seit 1870 stand er auch dem daselbst neu errichteten

Geodätischen Institut vor. Die mathematischen Wissenschaften waren ihm so inkarniert, daß er bis in seine letzten Lebenstage wie ein Jüngling gerechnet hat.

Als er in hohen Jahren zum Präsidenten des Kongresses für internationale Gradmessung erwählt war, sah er sich bewogen, sein fast vergessenes Französisch wieder aufzufrischen, und er engagierte zu dem Zweck eine gebildete junge Französin, um täglich mit ihr Konversation zu treiben. Geradezu rührend war es, den hohen Achtziger wie einen Schulknaben mit der täglichen Einübung von französischen Vokabeln bemüht zu sehen, um sie dann gewissenhaft in der Konversation anzubringen.

Baeyer war von einer außerordentlichen Güte, die sich unverkennbar in seinem Wesen und Benehmen widerspiegelte. Selbst Kinder konnten diesem Zauber nicht entgehen. Als er einmal bei mir in Gesellschaft war, wurde zur Erheiterung der Gäste und um auch das Kind an den Anblick einer größeren Anzahl Menschen zu gewöhnen, Steinthals Töchterchen Agathe hereingeführt. Der meist aus älteren Herren bestehende Kreis freute sich über das anmutige Kind, und mancher von ihnen sprach es an. Als die Kleine am anderen Tage gefragt wurde, wer denn von den Anwesenden ihr am besten gefallen habe, da schilderte sie ohne Besinnen den General Baeyer und versicherte mit großem Nachdruck: „Das ist der Schönste von allen gewesen!"

Nun war der alte Herr mit seinen derben Gesichtszügen und seiner übergroßen Nase nichts weniger als „schön"; auch die glänzende Uniform, in der er freilich stattlich genug aussah, konnte das sechsjährige Frauenzimmerchen nicht gar so bestochen haben; denn die anderen Offiziere, auch die ihr so gut bekannten General von Etzel und Oberst Rese waren in großer Uniform erschienen. Es konnte nur der Zauber persönlicher Güte sein, der aus seinem Ton und Blick leuchtete und ihn dem Kinde so „schön" erscheinen ließ. Ich habe es öfter erlebt, daß er, den Kopf voll von mathematischen Formeln, väterlich vertraulich mit Kindern und Untergebenen plauderte.

Seine herzgewinnende Güte hat Theodor Fontane einmal als hoffnungsvoller Jüngling an ſich erfahren. Profeſſor Kummer, der berühmte Mathematiker, heiratete eine Tochter des Bankiers Mendelsſohn. Fontane ſchrieb für den Polterabend eine, wie er ſelbſt bekennt, triviale Rolle, die er mit ſehr mäßigem Erfolge vortrug, über den ihn auch die Liebenswürdigkeit der Gäſte nicht hinwegtäuſchte. Verlegen irrte er umher, als ein Stabsoffizier — eben Baeyer — ſich ihm freundlich näherte und ihm ermunternd auf die Achſel klopfte: „Na — das nächſte Mal werden wir es beſſer machen.“

Baeyers Sohn war der Schul- und Spielgenoſſe des nachmaligen Kaiſers Friedrich, der, ohne Brüder aufwachſend, in dem jungen, liebenswürdigen Adolf Baeyer einen brüderlichen Freund fand. Derſelbe ſollte eigentlich Philoſophie ſtudieren, fand aber an den Naturwiſſenſchaften, insbeſondere an der Chemie, einen ſolchen Geſchmack, daß er ſich ganz dieſem Fache widmete, in welchem er durch die künſtliche Darſtellung des Indigoblaus und die Entdeckung des Eoſins ſich einen Namen machte. Er war Lazarus' Kollege an der Kriegsakademie als Lehrer der Chemie, wurde 1872 Profeſſor in Straßburg und ſiedelte 1875 als Liebigs Nachfolger nach München über. Mit dem Kronprinzen blieb er als Profeſſor noch in trautem Verkehr.

* * *

Meine Beziehungen zu Leopold von Ranke gehören zu den liebſten Erinnerungen meines Lebens in Berlin. Sie beginnen mit den bei ihm gehörten Vorleſungen, erſtrecken ſich alſo durch vier Jahrzehnte. Waren vielfach unſere Begegnungen auch nur flüchtiger Natur, ſo waren ſie doch faſt immer ſo inhaltvoll, daß ich tagelang von den gewonnenen Gedanken oder Eindrücken zehren konnte. Erſtere verſtanden ſich von ſelbſt; aber gerade die letzteren, die Eindrücke des Gemütes, brachten mir eine ſüße Genugtuung, denn ich konnte dem trefflichen Manne etwas ſein und mein Scherflein beitragen zu der weltumſpannenden Kenntnis des raſtloſen Forſchers.

Bekannt ist, daß Ranke noch im 80. Jahre seine „Weltgeschichte“ begann, daß er sich bis ins höchste Alter neben ungewöhnlicher Geistesfrische auch körperliche Rüstigkeit bewahrte.

Zur Feier seines neunzigsten Geburtstages waren zahlreiche Deputationen nicht nur von der Berliner, sondern auch von auswärtigen Universitäten gekommen. Um die Anstrengung des Empfangs für den Jubilar zu erleichtern, war man übereingekommen, eine bestimmte Stunde zu wählen, in der gemeinsam alle erscheinen sollten, um so die Ehrenbezeigungen, Ansprachen usw. vorzubringen und dem Greis es zu ermöglichen, die etwaigen Erwiderungen summarisch zu erledigen. Auch wir Freunde des Hauses waren zu eben dieser Stunde eingeladen. Nach einer Menge privater Ansprachen aus dem Kreis der Intimen folgten die offiziellen Begrüßungsreden, und endlich schickte sich Ranke, der fast die ganze Zeit über gestanden hatte, zu seiner Dankrede an, bat um die Erlaubnis, dazu sitzen zu dürfen, und begann mit vergnüglichem Tone:

„Na, meine Herren, ich will Ihnen noch einmal eine Vorlesung halten, und zwar will ich Ihnen erzählen, wie ich Historiker geworden bin . . .“ Und nun hielt der alte Herr mit steigender Lebendigkeit eine oft durch behaglichsten Humor gewürzte Rede, die volle drei viertel Stunden dauerte und ununterbrochen in munterem Fluß daherströmte. Besonders erinnerlich ist mir, mit welcher Dankbarkeit er Basels gedachte, dessen Archive ihm in seinem 21. Lebensjahre neue Schätze offenbart, und wie genuß- und lehrreich ihm die Lektüre Walter Scotts gewesen. Diese Stadt einerseits und dieser Schriftsteller andererseits hätten ihm zuerst den wahren Sinn für Geschichte erschlossen und die angeborene Neigung zu ihr zu heißer Liebe entflammt.

Wie lebendig sein Gedächtnis auch der Situationen und Menschen aus den letzten Zeiten sich erinnerte (woran es Hochbetagten meist fehlt), das sah ich, als dann die einzelnen Gratulanten in kleineren Gruppen vor ihm defilierten und er zu mir gewendet an etwas anknüpfte, was ich ihm sechs Wochen zuvor

aus dem Gebiete der Physiologie auf seinen Wunsch hatte erklären müssen. Dann meinte er zu den anderen mit liebenswürdigem Lächeln: „Ja, für alle diese Dinge habe ich meinen Lazarus!“ — Er hatte nämlich seit vielen Jahren die mir liebe und wertvolle Gewohnheit angenommen, mir stets bei meinen Besuchen die eine oder andere Frage aus den Gebieten der Psychologie, der Physiologie usw. vorzutragen, über meine Erläuterungen in der Zwischenzeit nachzudenken oder zu forschen und mich dann bei nächster Gelegenheit wiederum zu interpellieren. Als ich mit dem Gedanken der Völkerpsychologie in die Bahn getreten war, interessierte er sich naturgemäß für den neuen Gegenstand und seine weitere Entwicklung und erfreute mich durch seine Teilnahme für die emporblühende Wissenschaft. An die Gespräche über dieses Thema reihte sich für ihn alles, was auf Psychologie überhaupt und weiterhin auf Physiologie sich bezog. Sehr bald behandelte er mich wie eine Art Nachschlagebuch über diese Wissenschaften, und wenn ich, wie gesagt, von Zeit zu Zeit zu ihm kam, hatte er immer eine Reihe von Fragen notiert, über welche ich Rede stehen mußte. Über alle neuen Erscheinungen und Methoden der Forschung, wie über Fechners Psychophysik und anderes, wollte er unterrichtet sein. Sein Lerneifer und seine Wißbegierde arbeiteten besonders zuletzt in diesem nimmermüden Geist, den ich als psychologisches Phänomen staunend beobachtete.

Von hohem Interesse war es für mich, wenn Ranke über aktuelle Politik (in völkerpsychologischer Beziehung) in den verschiedenen Großstaaten sich erging und seine berühmten lapidaren Aussprüche wie etwas Alltägliches hinstreute. Er pflegte dann sein kurzes Wort mit einem vielsagenden Blick zu begleiten.

So erinnere ich mich z. B. noch, daß er mir bei der Mitteilung über meinen Besuch bei der Königin von Holland sagte:

„Ja, am Hofe der Königin Sophie weht europäische Luft.“

In der Betonung des Wortes „europäische“ lag nicht nur die Anerkennung, daß an diesem kleinstaatlichen Hofe eine Frau einen ungewöhnlich weltkundigen und geschärften Blick für die herrschenden

politischen Zustände besaß, sondern es lag darin zugleich die Kritik, daß ungleich größere und wichtigere Staaten durch ihre Häupter in den Fesseln einer engherzigen, kleingeistigen und antivolkstümlichen Regierung gebannt lagen. —

Als an einem wonnigen Maienmorgen dieser an sich so schlichte Mann sanft entschlummerte, wußten wohl alle, daß hier ein Riesengeist dahingegangen und das 19. Jahrhundert um einen seiner besten Söhne ärmer geworden war.

* * *

Leopold Zunz (1794—1886) hatte ich schon als Braunschweiger Gymnasiast kennen gelernt. Er brachte alle Jahre mit seiner Frau einige Zeit in Wolfenbüttel bei seinem alten Lehrer Ehrenberg zu. Zunz hatte dort im Samsonschen Institut unter Ehrenberg seine Erziehung genossen, besonders verdankte er ihm die Einführung in die Wissenschaft des Judentums.*) Bei Ehrenberg traf ich ihn, und es ergaben sich schnell die mannigfachsten geistigen Beziehungen. Als ich dann nach Berlin kam, suchte ich natürlich Zunz sehr bald auf. Vom Jahre 1846 bis zu seinem Tode blieben wir in treuem freundschaftlichen Verkehr.

Günstige Umstände gestatteten es mir, Zunz' Schriften besonders in nichtjüdischen Blättern zur öffentlichen Kenntnis und allgemeinen Anerkennung zu bringen, so habe ich in Brockhaus' „Blättern für literarische Unterhaltung", in der wissenschaftlichen Beilage zur „Augsburger Allgemeinen Zeitung", im „Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt" von Friedrich Eggers und an anderen Orten ausführliche Rezensionen über Zunz' „Synagogale Poesie des Mittelalters" (1855) veröffentlicht. Ich erinnere mich, mit welcher Wärme eines Tages Franz Kugler zu mir sagte: „Sie eröffnen uns da eine ganz neue Welt! — Wir haben ja keine

*) Daß gleichzeitig mit Zunz auch der verdiente jüdische Historiker Isaak Markus Jost (1793—1860) aus der Schule des alten Ehrenberg hervorgegangen, ist gewiß kein Zufall, sondern dem Einfluß des trefflichen Direktors zu danken.

Ahnung gehabt, daß die Juden der nachbiblischen Zeiten auch in der Poesie schöpferisch gewesen sind!"

Höchstens Theologen wußten davon, indessen war auch ihre Kenntnis nur eine sehr dürftige; die Historiker hatten keine Vorstellung von dergleichen.

Nachdem ich mich 1850 in Berlin verheiratet, haben wir auch gesellig von Haus zu Haus fleißig und fröhlich miteinander verkehrt. Denn wenn ich auch Zunz' Werken gegenüber allezeit nur ein Laie gewesen bin, wußte ich doch ihre Bedeutung innig zu schätzen, und ich bemühte mich, auch andere, welche ihnen fremd gegenüberstanden, für sie zu interessieren.

So kam im Winter 1864 zu 1865 eines Tages Aaron Bernstein von der Volkszeitung*) zu mir, da ich gerade wieder einmal in Berlin anwesend war, und klagte, daß Zunz ein Manuskript fertig habe, eine Literaturgeschichte der synagogalen Poesie, und, da er keinen Verleger dafür finden könne, es liegen lassen müsse. „Ich schlug ihm vor, erzählte Bernstein, es selber drucken zu lassen; aber da kam ich schön an!" — „Fällt mir nicht ein! rief Zunz aus, ich will zwanzig Taler für den Bogen haben. Sonst lasse ich es liegen, dann kann es nach meinem Tode erscheinen."

„Was soll man nun tun?" fragte Bernstein nach einer nachdenklichen Pause. „Es wäre unverantwortlich, das von ihm gesammelte kostbare Material für die Forschung brachliegen zu lassen, bis womöglich ein anderer darüber kommt und Zunz' Arbeiten verschollen bleiben."

Da machte ich den Vorschlag, dreißig Exemplare auf Velinpapier drucken zu lassen und zu zwanzig Talern das Exemplar abzusetzen.

---

*) Aaron Bernstein (1812—1884), der 1849 die demokratische „Urwählerzeitung" und nach deren Unterdrückung (1853) die „Volkszeitung" begründete, war von erstaunlicher Vielseitigkeit und hat ungemein viel gearbeitet. Seine aus Aufsätzen für die Volkszeitung hervorgegangenen „Naturwissenschaftlichen Volksbücher" sind ein nach Inhalt und Form köstliches Werk.

„An wen?“

„Das lassen Sie meine Sorge sein.“

Fast wäre mir Bernstein um den Hals gefallen. Wir verabredeten eine Zusammenkunft, und ich verfaßte einen Aufruf und ließ ihn zirkulieren. Noch am selben Abend wurde auf 26 Exemplare subskribiert. Die ersten zwei hatte ich für meine Leipziger Freundin Fanny Oppenheimer gezeichnet, auch die zwei übrigen waren rasch untergebracht, und so erhielt Zunz seine sechshundert Taler, und das Buch wurde gedruckt.

Das war einige Monate nach seinem 70. Geburtstage, welcher durch Begründung der Zunzstiftung ausgezeichnet wurde, an der ich regen Anteil genommen.*) Als König Wilhelm, dem die darauf bezüglichen Dokumente zur Unterschrift vorlagen, meine Handschrift sah — ich pflegte, Eingaben, die höhere geistige Interessen betreffen, nicht einem Schreiber zu überlassen —, machte er die launige Bemerkung, daß sie zum Verwechseln der Handschrift Schillers ähnlich sehe.

Das Jahr zuvor (1863) war mir die Freude beschieden gewesen, Zunz durch eigene Gastfreundschaft eine bis dahin vergebens ersehnte Reise nach der Schweiz und Italien zu ermöglichen und zugleich durch eine Kette glücklichster Zufälle ein von dem Altmeister jüdischer Wissenschaft seit seinen Jünglingsjahren geträumtes Studium auf der Universitätsbibliothek zu Parma unter den denkbar günstigsten Umständen zu verwirklichen.

Ich war damals Professor in Bern und mußte in den Ferien immer nach Leipzig reisen, wo leider stets geschäftliche Angelegenheiten der Erledigung harrten. Natürlich fuhr ich dann auch nach Berlin, wo ich getreulich den alten Zunz und seine Adelheid aufsuchte. Bei einem solchen Besuche klagte er einmal, sein lebelang sei es sein heißer Wunsch gewesen, in Parma die beinahe tausend Nummern umfassende mittelalterliche Sammlung hebräischer Manu-

*) Lazarus gehörte bis zu seinem Tode dem wissenschaftlichen Beirat derselben an.

ſkripte des großen Hiſtorikers de Roſſi zu ſtudieren. Dieſe Sammlung mit eigenen Augen zu ſehen und zu prüfen, ſei förmlich zur fixen Idee bei ihm geworden.

„Nun, ſo fahren Sie doch hin! Sie ſind ja, gottlob! noch rüſtig und munter.“

„Ja, ja, — aber vier Tage unterwegs — ſo lange dauert die Reiſe, das habe ich ſchon genau herausgerechnet — das halte ich nicht aus!“

„Sie waren doch ſchon in Paris und in London?“

„Ja, das dauerte aber nur zwei Tage. Aber vier Tage — er ſchüttelte ärgerlich ſeine langen, gelbweißen Locken — das halte ich nicht aus und meine Alte auch nicht.“

Ich überlegte. „Ich will Ihnen was ſagen: Machen Sie eine Reiſe nach der Schweiz! Kommen Sie zu uns nach Bern, dort können Sie mit Ihrer Frau ſo lange bei uns ſein, bis Sie Ihre zweitägige Reiſe von Berlin ganz vergeſſen haben. Dann machen Sie nochmals eine Reiſe von zwei Tagen: von Bern nach Parma. Dann ſind Sie nicht vier, ſondern nur zweimal zwei Tage gereiſt.“

Zunz blickte hellhörig auf.

„Und retour machen Sie es ebenſo.“

Sein ganzes Geſicht lachte. Wie ich es ihm vorgeſchlagen, ſo geſchah es. Zunz überlegte nicht lange. Als ich in Bern wieder eintraf, fand ich ſchon den Brief vor, welcher meldete, daß Zunzens kommen würden. Bald waren ſie da und verlebten vierzehn Tage in traulichem Zuſammenſein mit uns. Da es um Pfingſten war, unternahmen wir täglich Spazierfahrten in die herrliche Umgebung. Wichtiger aber für den unermüdlichen Forſcher, deſſen lebhaft empfindende Frau in ihrer Naturſchwärmerei völlig aufging — ſo etwas wie das Lauterbrunner Tal hatten beide noch nicht geſehen —, war die Anknüpfung wertvoller Bekanntſchaften auf wiſſenſchaftlichem Gebiet. Während Frau Adelheid lieber ausruhend daheim in gemütlichem Geplauder verweilte, konnte Zunz, der allezeit Empfängliche und Mitteilungsbedürftige, nachmittags in den Cafés mit Profeſſor Gottlieb Studer, dem

„Hiob-Studer“ (1804—89), oder abwechselnd mit dem Geologen Bernhard Studer (1794—1887)*) oder mit dem Orientalisten Aloys Sprenger (1813—93), dem Verfasser des berühmten Werkes „Das Leben und die Lehre des Mohammed“, und anderen in lebhaftem Meinungsaustausch schwelgen.

Als Sprenger gehört, daß und zu welchem Zwecke unser Gast nach Parma wollte, sagte er gleich: „Das trifft sich gut! Mein Freund Amari**) ist Kultusminister in Italien. Ich schreibe ihm sofort, und der wird Ihnen alle Wege ebnen, damit Sie das Ziel Ihrer Forschungen aufs sicherste erreichen.“

So hat denn Amari in der Tat Zunz aufs freundlichste aufgenommen und ihn den in Frage kommenden Behörden und Bekannten warm empfohlen. Sein erster Brief aus Parma berichtet von seinem Glück und enthält seinen Dank. Schriftlich findet er die Worte für seine Gefühle, die er — bezeichnend für seine Eigenart — im persönlichen Verkehr in sich barg: „Sie haben uns gepflegt fast wie Kinder ihre Eltern, und wenn ich auch in Bern nicht viel darüber sprach, so habe ich es doch tief empfunden.“ Und Frau Adelheid, die sich unter den lebhaften Italienern wie taubstumm vorkommt, die auf Lesen und Schreiben angewiesen ist, ist glücklich, daß ihr Mann „das Ziel aller Wünsche“ erreicht hat. „Wir sind jetzt in Parma! Ich habe es ihm als Nachtgruß, als Morgengruß zugerufen“, so jubelt sie.

Die wirksamen Schreiben, die der Minister Zunz mitgab, den er in einem derselben als „Freund Italiens“ empfahl, öffneten dem deutschen Gelehrten alle Türen, und überall wetteiferte man, ihm mit echt italienischer Liebenswürdigkeit gefällig zu sein. Das

---

*) Dieses verehrungswürdigen Gelehrtenpaares werden die „Schweizer Erinnerungen“ gedenken.

**) Michele Amari (1806—89), in Palermo geboren, hat sich besonders um die Geschichte Siziliens verdient gemacht. Unter Garibaldi wurde er 1859 Minister des Auswärtigen, 1862—64 hat er als Unterrichtsminister reformatorisch gewirkt. Später war er Professor der arabischen Sprache und Literatur am Studieninstitut zu Florenz.

Ganze wurde noch durch den glücklichen Zufall gekrönt, daß der Oberbibliothekar in Parma Amaris Schwager war und auf deſſen Empfehlung Zunz nicht nur jede erdenkliche Erleichterung gewährte, ſondern eine exzeptionelle Fürſorge bewies. So hatte er zum Beiſpiel für ihn vis-à-vis der Bibliothek eine Wohnung gemietet und ihm geſtattet, die Bibliothek auch in nichtoffiziellen Stunden zu benutzen und ſich Bücher und Mappen in ſeine Wohnung hinüberzunehmen. Zunz erzählte dann freudeſtrahlend, daß er in acht Wochen Arbeiten fertig gebracht hätte, die unter gewöhnlichen Umſtänden ebenſoviel Monate erforderten.

Als er reichbeladen mit geiſtigen Schätzen zurückkehrte, machte er es wie auf der Herfahrt. Sein Berner Aufenthalt ließ ihn die zwei Reiſetage von Parma her vergeſſen, und er brauchte wieder nur zwei Tage nach Berlin. Wäre aber nicht der freundſchaftliche Ausweg mit den „zweimal zwei Tagereiſen“ gefunden worden, ſo hätte unſer wunderlicher Alter trotz ſeiner Sehnſucht nicht die Schweiz und ſicher nie Italiens blauen Himmel geſehen, noch in Parmas Bibliotheksſchätzen geſchwelgt. —

Lazarus' Herz war noch zu voll von Erinnerung an den alten Freund. Er fügte hinzu:

Zunz zählt zu den Männern, deren Namen nach Generationen ihrer Epoche die Bezeichnung geben. In den Völkern, Stämmen, Staaten, Religionen redet man vom Zeitalter ſolcher Männer. Zunz hat in ſeinem denkwürdigen Buche „Die ſynagogale Poeſie des Mittelalters“ die Propheten und die Pſalmen meiſterhaft charakteriſiert. Jenen beiden folgen ſpäter die Gelehrten, welche Männer vergangener Zeiten und ihre Werke wieder beleben, die ſich hineinwühlen und hineinfühlen in die Vergangenheit und ein Bild des geiſtigen Lebens, des Schaffens und Empfindens entrollen. Was dem Tode verfallen war, was nur noch als ein Gerippe erſchien, empfing vom Hauch ihres Geiſtes neues Leben. Wahrlich, man muß an Ezechiel*) denken ...

*) Kap. 37, V. 1—6. Verlebendigung der Totengebeine.

Nach einer Pause fuhr er fort:

Im Umgang erschien er nicht eben mild .... Aber von seiner Frau, welche so gern von ihm sprach, habe ich die ausdrückliche Mitteilung, daß, als er in jenem Buch das Kapitel „Leiden" schrieb, er mitten in seinen Studien, in der historischen Erforschung mittelalterlicher Zustände, zuweilen so vom Schmerz überwältigt wurde, daß sie ihn laut schluchzend an seinem Arbeitstische fand. — Er verstand es, die vergangenen Zeiten nachzuleben, und so mußte er auch in sich der Leiden Last und Qual erneuen, um den Schmerzensschrei längst verklungener Klage ganz zu verstehen. — —

Den Stempel wahrer Größe trägt er darin, daß nichts vor seinem Geiste klein war. Mit Schärfe und Gründlichkeit geht er einer vereinzelten Notiz nach, er, der den Vortrag über „das Gebet" aus der Fülle der Geschichte Israels, aus der Deutung des Volksgemüts, aus der Enthüllung der Volksseele gehalten hat. — Seine Eigenart war herb und kindlich. Zwar kein Scherz fließt aus seiner Feder; nur der Witz, der sein Denken allezeit umspielt, dringt auch in die Forschung, aber meist als scharfe Waffe der Satire.

Wenig orientiert in der wirklichen Welt des Handelns, glüht er noch im Alter, ganz und voll im Gemüt von der Freiheitsbewegung des Volkes ergriffen, für Ideale wie ein Jüngling, wie ein Jüngling rein, uneigennützig und begeistert — aber ohne Kenntnis, wie diese Ideale Gestalt und wirkliches Dasein gewinnen sollen. Zunz war kein Mann des Handelns, der Tat; wie nahe auch sein Denken der wirklichen Welt sich zuwendet, um dem ethischen Triebe Genüge zu tun: sein Geist versenkt sich bald wieder in den Schacht literarischen Wissens, literarischer Forschung, oder sein Witz erhebt sich über die Formen und Folgen der Wirklichkeit und löst sie in ein Nichtiges auf. —

* * *

Als ich Lazarus einmal fragte, warum er gerade Raumer und Baeyer, Ranke und Zunz *seine* vier Alten nenne, da er doch auch vielen anderen Alten in Freundschaft treulich verbunden gewesen, da umspielte seine Augen das liebe bekannte Lächeln: Sie waren alle vier Berliner. Wenn nun die Zeit des Sommerausflugs kam, der zwei bis drei Monate zu dauern pflegte, machte ich jedem von ihnen meinen Abschiedsbesuch, immer in der stillen Furcht, daß dieser Abschied ein *letzter* sei . . . Ebenso galt ihnen zuerst mein Besuch nach der Heimkehr. So trieb ich es Jahrzehnte lang. Das machte mich ihnen vertraut, dadurch sind sie „meine vier Alten" geworden.

Er schwieg. Ich aber dachte:

Gott lasse auch ihn in die Neunziger kommen und so kindlich treuer Gefolgschaft sich erfreuen! —

Achtzehntes Kapitel.

Am preußischen Hof.

Durch einen Brief von Remys, der von Ernst Curtius berichtete, kam ich heute darauf, daß Curtius mit Kaiser Friedrich von Lazarus gesprochen hat. Namentlich habe der hohe Herr betont, wieviel er von dem Völkerpsychologen gelernt, sowohl aus seinen Schriften als auch aus seinen Gesprächen bei Hoffestlichkeiten. Die näheren Beziehungen zwischen dem Fürsten und dem Philosophen datierten seit dessen Tätigkeit an der Kriegsakademie. Dieser sandte ihm seitdem seine Schriften zu, für die der damalige Kronprinz stets in Worten warmer Anerkennung dankte. Als er von Rizza aus den soeben erschienenen dritten Band des „Leben der Seele" empfangen (1882), richtete er ein besonders herzliches Dankschreiben an den Verfasser und wünschte ihm in schlichter Gemütlichkeit „den wohlverdienten guten Erfolg nicht nur seines Geisteskindes, sondern auch der Kur in der Sonnenstadt". Lazarus meint, der Kronprinz sei von einer so bezaubernden Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit gewesen, daß man sich in acht nehmen mußte, dieselbe nicht zu mißbrauchen. Ganz anders kam der Hofton bei der Kronprinzessin zum Ausdruck. Die kleine Frau besaß eine große Herrschernatur. Interessant war eine gelegentliche Auseinandersetzung, die eines völkerpsychologischen Zuges nicht entbehrte. Die Kronprinzessin hatte von ihrem Gemahl so mancherlei über die Vorträge des Professors an der Kriegsakademie gehört, daß sie eines schönen Tages kategorisch erklärte:

„Ich will Lazarus auch hören. Ich komme zu seinen Vorträgen. Du mußt es mir nur rechtzeitig melden, damit —"

Hier soll der Kronprinz seine Gemahlin unterbrochen haben mit dem Hinweis, daß das nicht ginge.

„Warum denn nicht?“ rief die hohe Frau betroffen aus. „Warum soll ich nicht in die Kriegsakademie gehen?“

Lächelnd setzte ihr der Gemahl die Gründe auseinander, warum das nicht anginge. Es gab ein lebhaftes Für und Wider, und endlich wurde der Generalinspektor des preußischen Militärunterrichtswesens herbeigerufen, der alte General von Peucker, und die Kronprinzessin teilte ihm ihren Wunsch mit. Der erfahrene Kriegsmann warf einen erstaunten Blick auf den Kronprinzen, in dessen Auge ein belustigtes Lächeln blitzte. Ohne langes Besinnen erklärte er dann, daß dieser Wunsch Ihrer Königlichen Hoheit unerfüllbar sei.

„Aber warum denn?“ rief die Kronprinzessin noch energischer aus als das erstemal. „In London kann ich zu jeder beliebigen Professorenvorlesung gehen!“

Es war nicht leicht, die hohe Frau davon zu überzeugen, daß, was in London möglich, deshalb noch nicht in Berlin gestattet sei. Da erbot sich aber Peucker, Lazarus zu einer Extravorlesung ins kronprinzliche Palais einzuladen, und bei seinem Besuch erbat er sich vier, fünf Themata, unter denen die Kronprinzessin wählen solle. Sie wählte „Über ästhetisches Gesetz und ästhetisches Gefühl“, und so ging ihr lebhaft ausgesprochener Wunsch doch noch in Erfüllung.*) Geladen waren zu jenem Abend so ziemlich alle geistig strebsamem Köpfe der beiden Höfe, aus der Gelehrtenwelt u. a. Ernst Curtius und Karl Werder.

---

*) Wie hoch die Kronprinzessin Lazarus schätzte, beweist ein Brief vom 25. Oktober 1881 mit der Anfrage, ob er geneigt sei, im Winter ein- oder zweimal wöchentlich für die Prinzessin Victoria philosophische Vorlesungen zu halten. Lazarus, dem Neid und Übelwollen nachsagten, er dränge sich an den Hof, lehnte ab mit der Versicherung, es werde ihm zur Ehre gereichen, dem kronprinzlichen Hause seine Kräfte für irgend einen wissenschaftlichen Dienst widmen zu können, eine Versicherung, die zwischen den Zeilen lesen läßt.

Nach der Vorlesung gab es Tee. Während des munteren Geplauders der Herrschaften zog sich der Kronprinz, wie er es liebte, mit Lazarus in eine stille Ecke zurück und begann mit gedämpfter Stimme ein wissenschaftliches Gespräch. Er knüpfte an dessen „Synthetische Gedanken zur Völkerpsychologie", die er kurz vorher erst gelesen hatte, speziell an den Paragraphen über „Maschine und Werkzeug",*) in welchem der Vorzug der ersteren erörtert wird, daß sie so viel geistige Kraft frei mache; mit zwei Menschen vollbringe die Lokomotive durch den Geist James Watts dieselbe Arbeit, die sonst fünfzig Frachtführer und Kutscher in Anspruch nahm. Dieser Satz, bemerkte der Kronprinz, habe ihm manches zu denken gegeben, und er fügte hinzu: Es ist wahr: so werden 48 lebende Geister frei; diese 48 müßten nun aber ausgebildet werden, um je eine selbständige Leistung zu vollbringen.

Daraus entspann sich ein eifriges Gespräch über das wichtige, leider noch sehr wenig entwickelte Kapitel über die Organisation der geistigen Kräfte in der Gesellschaft und im Staate.

Der Kronprinz, der solche gedankenvollen und belehrenden Auseinandersetzungen ungemein liebte (so oft er konnte, besuchte er daher Lazarus' Vorlesungen in der Kriegsakademie), vertiefte sich immer mehr in das ihm, dem künftigen Herrscher, wohl auch aus praktischen Gesichtspunkten am Herzen liegende Thema. Gelegentlich sagte er, daß er hoffe, deutsche Kunst und Wissenschaft in höherem Maße, als es bisher geschehen, zur Entfaltung zu bringen; gerade die fast unbezähmbare Wißbegierde seiner Frau habe ihm nahegelegt, auch den Frauen weiteren Spielraum für ihre Ausbildung zu schaffen. Ein wichtiger Schritt dazu war ja in Berlin 1868 mit der Gründung des Victoria-Lyceums geschehen.

Diese Schöpfung der Kronprinzessin entstammte der Initiative der Miß Georgina Archer. Einige Nachrichten über sie mögen hier am Platze sein. 1827 zu Edinburgh als Tochter eines Arztes

*) Zeitschrift für Völkerpsychologie III, 45 f.

geboren, mit vierzehn Jahren verwaist, wurde sie eine anerkannt tüchtige Lehrerin, nachdem sie manches Unausgeglichene und Unzulängliche der eigenen Bildung mit genialer Ausdauer überwunden. Abwechselnd in Deutschland und Schottland lebend, ließ sie sich endlich dauernd in Berlin nieder. Sie hatte das Glück, zum Kronprinzenpaar, das ihr den Unterricht seiner Kinder anvertraute, in engere Beziehung zu treten. Ihr Streben, die allgemein wissenschaftliche Bildung des weiblichen Geschlechts zu vervollkommnen und seine geistige Selbständigkeit zu heben, begeisterte auch die gesinnungsverwandte Kronprinzessin, und dem tatkräftigen Zusammenwirken beider Frauen verdankte das Victoria-Lyceum seine Begründung und die Wahl Miß Archers zur Leiterin desselben. In ihrem praktisch-menschenfreundlichen Sinn regte sie ferner die Begründung des „Vereins für häusliche Gesundheitspflege" und des „Sanitätsvereins für Lehrerinnen" an. Lazarus, der dem Kuratorium des Victoria-Lyceums angehörte, hatte mehrfach Gelegenheit, die energische Seele in diesem zarten Körper kennen zu lernen. Als sie am 21. November 1882 in Montreux gestorben war, hielt er in der ihr gewidmeten Gedenkfeier in der Singakademie eine Rede, in der er sagte:

„Miß Archer hat, wenn man ihr ganzes Leben überblickt, im Grunde genommen wenig Glück gehabt, dabei viel Unglück, und dennoch ist sie immer glücklich gewesen; denn das höchste Glück, das der Mensch erringen kann, die eigentliche Poesie des Lebens, bleibt doch immer: Liebe erweisen." —

Das Kronprinzenpaar — und das gehört zu seiner Eigenart — wandte dem Unterricht und der Verbreitung der Bildung eine stetige Aufmerksamkeit zu. Wenn es auch nicht immer in der Lage sein mochte, wie mancher amerikanische Bürger Hunderttausende für allgemeine pädagogische Zwecke herzugeben — überdies war die Frau Kronprinzessin, dem mütterlichen Beispiel folgend, eine sehr sparsame Hausfrau, wovon man sich in eingeweihten Berliner Kreisen manch Ergötzliches erzählte — so wirkte doch sein offen bekundetes Interesse vielseitig fördernd und fruchtbringend. Nur

mußten die Unternehmungen und Stiftungen sich erst gegen mancherlei Vorurteile Bahn brechen und das Geschaffene sich allmählich entwickeln. Miß Archer selbst bemerkte 1877 in ihrer gewohnten Programmrede: „Stillschweigend habe ich eine Flut von Vorwürfen in diesen neun Jahren meines Wirkens am Victoria-Lyceum hingenommen; — — man muß mit den gegebenen Verhältnissen rechnen, die innerste Idee kann nur nach und nach zur Entwicklung und Reife gelangen."

Außer pädagogischen Fragen gab es noch ein anderes Gebiet, das der Kronprinz gern betrat, wenn er den Philosophen zu ungestörter Zwiesprache vor sich hatte. Mit deutlicher Absicht gab er zuweilen dem still und bewegt zuhörenden Gelehrten zu verstehen, daß er durch das fortschreitende Wissen auch den Dämon der Intoleranz zu bannen und den Geist des Friedens zu erwecken hoffe. „Allen Landeskindern, welcher Religionsgemeinschaft sie auch angehören, soll dieser Geist zugute kommen, und alle ohne Unterschied des Bekenntnisses soll er zur gemeinsamen freudigen und tatkräftigen Mitarbeit auf allen geistigen und humanitären Gebieten anspornen. Das ist mein Wunsch."

Diese unvergeßlichen Worte wurden auch an jenem schon erwähnten Teeabend gesprochen. Ob Lazarus etwas darauf erwiderte? Wohl kaum. Er wird so schweigend sinnend vor sich hingeblickt haben, wie eben jetzt, da er bei der Erinnerung weilte. Dann erzählte er mir weiter:

Es entstand eine kleine Pause, — da trat die Kronprinzessin gerade heran und sagte mit lachendem Vorwurf:

„Aber Fritz! Du entziehst uns ja den Professor ganz und gar! Wir wollen auch noch etwas von ihm haben!"

Wenige Tage darauf war er zu einem „einfachen Tee" geladen, und die Unterhaltung zwischen dem Kronprinzen und seinem Gaste wandte sich unwillkürlich wieder ernsten Zeit- und Streitfragen zu. Besonders waren es einige völkerpsychologische Probleme, die den hohen Herrn interessierten. Schnell verflog die Zeit, und schon war das Zeichen des Aufbruches gegeben, als der

Kronprinz den sich Verabschiedenden noch festhielt und in Anknüpfung an das bisher geführte Gespräch hinzufügte — es handelte sich um die Gefahren der Halbbildung bei der gleichzeitig gesteigerten anspruchsvollen Lebensführung des heranwachsenden Geschlechts —: „Nun, wir müssen das noch einmal gründlich in einer ruhigen Stunde besprechen."

Leider ist es zu einer „ruhigen Stunde" zwischen beiden in seltener Sympathie zueinander hingezogenen Männern nicht mehr gekommen. Ja, wäre der spätere Kaiser Friedrich am Leben geblieben! Welche Perspektive hätte sich da dem Philosophen und Menschenfreunde eröffnet!

Auch nachdem mit Lazarus die Philosophie von der Kriegsakademie verschwunden war (1872), sahen sich beide noch oft, wenn auch meist flüchtig. Etwa vier Wochen nach jenem Gespräch war Hofkonzert und der Gelehrte wieder da. Im Verlauf des Abends, in den Zwischenpausen, am Büfett usw. geschah es mehrmals, daß der Kronprinz ihn ansprach. Bei dem allgemeinen Aufbruch wandte sich der kleine Herr von Röder, Oberzeremonienmeister und Introducteur, zwar diskret und halblaut, aber mit offenbarer Erregung in Ton und Miene an ihn:

„Er hat Sie heute abend viermal angesprochen!"

Eine kleine charakteristische Statistik für den eingefleischten Hofmann. —

Was mir mein Mann unlängst erzählte, ging mir besonders zu Herzen.

Als der Antisemitismus Anfang der achtziger Jahre emporkam, hatte der Kronprinz seine Broschüre: „Was heißt national?" gelesen. Bei einem Ball im alten Schloß, beim Kaiser Wilhelm, befanden sich wie gewöhnlich eine Anzahl älterer Herren in einem Nebenzimmer des Tanzsaals, als der Zeremonienmeister plötzlich mit seinem Stabe erschien und das bewußte Zeichen gab. Der Kronprinz trat herein, und es bildete sich sofort der Cercle um ihn, diesmal eine dreifache Reihe, und mein Philosoph zog sich, wie er es gern tat, in die letzte zurück. Der Kronprinz, einige

Herren leutselig ansprechend, schien jedoch jemand mit den Augen zu suchen. Alle um Kopfeslänge überragend, bemerkte er bald Lazarus und wandte sich sofort zu ihm hin, wobei sich schnell die Gasse bildete. Mit ausgestreckten Händen ging er auf ihn zu und rief, ihm die Rechte herzhaft drückend:

„Nicht wahr, lieber Professor, zwischen uns keene Feindschaft nich?"

Diese in unverfälschtem Berliner Dialekt und zugleich in demonstrativer Herzlichkeit gesprochenen Worte, die Bewegung echter Freundschaft und Güte in Blick und Gebärde, die deutliche Innigkeit des Tones machten auf alle Umstehenden einen tiefen Eindruck. Von den damals Anwesenden, Herrn v. Normann, Franz v. Mendelssohn, Propst Brückner, Meyer Magnus und anderen, lebt heute wohl keiner mehr; der edle Fürst selbst — der Schmerzensreiche — sollte schon nach wenigen Jahren dahingehen. Wer ahnte das, der ihn damals sah in der Fülle seiner Kraft und Männlichkeit! —

Eine Erinnerung weckt immer die zweite. Der Kronprinz war Protektor einer Fischereiausstellung 1880—1881. Der Juwelier Friedländer (Unter den Linden) war Vorstandsmitglied und hatte als solches bei dem Kronprinzen wegen irgend einer Anfrage zu tun. Während der Audienz lag eine Broschüre von Lazarus (entweder „Was heißt national?" oder „Unser Standpunkt") auf dem Arbeitstisch des Kronprinzen. Er hob sie auf, schlug das Deckblatt um und zeigte auf den Namen:

„Kennen Sie den?"

„Gewiß, kaiserliche Hoheit!"

„Nun, solange Sie den zum Führer haben, geht es Ihnen gut."

Natürlich hat Friedländer diese Worte genau wiedererzählt.

Auch lachen konnte der Kronprinz, daß einem das Herz aufging. Öfter erzählte er Anekdoten und kleine Scherze. „Sie sind doch aus dem Posenschen?" fing er das einemal an. „Wissen Sie denn, daß mein Vater einmal Abgeordneter für Posen war? Damals, anno 48, als Prinz von Preußen. Die National-

verſammlung wollte nicht, daß er wieder nach Berlin kam, — der König ſagte Ja, er ſoll kommen, die Nationalverſammlung ſagte Nein — da wählte man ihn zum Abgeordneten, und als ſolcher nahm er mitten in der Verſammlung ſeinen Platz ein. Aber er blieb nicht lange," lachte der Kronprinz, „er erbat ſich Urlaub ‚auf unbeſtimmte Zeit' und blieb dann weg. Das war ſeine ganze parlamentariſche Tätigkeit."

Auch ich konnte von einer Begegnung mit dem Kronprinzen berichten:

Es war auf einem Wohltätigkeitsbaſar im kronprinzlichen Palais. Eintritt eine Mark, alſo ſehr voll. In der Mitte des Saales befand ſich ein runder Tiſch mit aufgelegten und aufgeſtellten Zeichnungen von Menzel, A. v. Werner und anderen Kunſtgrößen, aber ſo lächerlich niedrig im Preis, daß ich — Frau Miniſter Falk ſtand gerade neben mir — etwas laut, denn ich wollte gehört werden — ſagte: „Die Preiſe müßten mindeſtens verdreifacht werden. Drei Mark für eine Zeichnung von Menzel, — das geht ja gar nicht! Wenn ich nur wüßte, wer das ändern dürfte! —" Und fragend ſah ich die umſtehenden Damen an, aber mir wurde keine Antwort. Vielleicht hielt man mich für vordringlich. Ich wandte mich anderen Gegenſtänden zu, als plötzlich eine Bewegung im Publikum entſtand: der Kronprinz war gekommen. Auf einmal — es mochten kaum zehn Minuten vergangen ſein — ſtürzt ein älterer Herr, aber von jugendlicher Elaſtizität, auf mich zu und ſtellt ſich haſtig als Miniſterialdirektor Greif vor: „Seine Königliche Hoheit hat Ihre Bemerkung, gnädige Frau, erfahren und ſofort angeordnet, daß die Preiſe entſprechend erhöht werden." — Während er ſo ſeine Worte halblaut hervorſprudelte, hatte ſich hinter ſeinem Rücken eine Gaſſe gebildet, und der Kronprinz kam auf mich zu:

„Sie haben ganz recht gehabt, Frau Doktor, die Preiſe waren unſerer großen Künſtler nicht würdig; ſie ſind nicht verdreifacht, ſondern verzehnfacht worden."

Er lächelte, wahrscheinlich über meine Bestürzung, und fügte überaus freundlich hinzu: „Vielen Dank! Ihnen verdankt unser Basar nun eine große Mehreinnahme.“ — Ich sah mich, als er sich grüßend von mir gewandt, plötzlich von Bekannten umringt, die mir alle die Hand drücken wollten.

Unsere köstliche Schönefelder Zweisamkeit ist wie geschaffen zu ungestörten Rückblicken in die Vergangenheit. Heute schilderte er die Rückkehr der siegreichen Truppen im Jahre 1871 und ihren denkwürdigen Einzug durch das Brandenburger Tor. Er befand sich gerade unter den Linden Nr. 6, in der Wohnung der Reichenheims, und sah sich vom Balkon aus den prachtvollen und aufregenden Durchzug des Militärs mit an. Es war indessen zwei Uhr nachmittags geworden, und er wollte nach Hause. Durch das Brandenburger Tor zu gelangen — der nächste Weg zum Königsplatz, an dem er wohnte —, war unmöglich. Er begab sich also durch die Kleine Mauerstraße nach der Behrenstraße, um von dort einen Ausweg aus dem Menschenwirrwarr zu suchen. Die Behrenstraße war vollkommen menschenleer. Er schlenderte nun so sachte dahin, Auge und Seele von den gehabten bunten und bewegten Bildern erholend, als er sich plötzlich von hinten um die Taille gefaßt fühlte.

„Wo wollen Sie hin, Professorchen? Was machen Sie hier?“

Es war der kleine Herr v. Röder. Jener erzählte, noch ganz erregt von den empfangenen Eindrücken, wo er gewesen, und daß er nun nach Hause wolle.

„Nach Hause! Heute geht kein Mensch nach Hause! — Wollen Sie nicht nach dem Lustgarten? Da kommt ja jetzt das Schönste! Kaiser Wilhelms Niederlegung der Fahnen am Standbild seines Vaters!“

„Unmöglich! Man läßt mich ja nirgends durch.“

„Na, denn man zu! Ich nehme Sie unter meine Fittiche. Ich bringe Sie aufs Schloß. Wozu wäre ich denn Schloßhauptmann? Kommen Sie, kommen Sie!“

Und der energische, freundliche kleine Mann schob seinen Arm in den Arm des nun Widerstandslosen, und so zogen sie beide nach dem Schloß, wo sich jeder Weg für sie öffnete. Auf dem Balkon stand die ganze Hofgesellschaft, und unten, hoch zu Roß, kommandierte der alte Kaiser. — Als er diese Worte sagte, brach ihm fast die Stimme vor Bewegung. Warum? Ich weiß es nicht und fragte auch nicht.

Der „kleine“ Röder war der Bruder des Generals v. Röder, Gesandten in Bern, früher in Kassel. Mehrere Jahre hatte Lazarus auch in Interlaken gesellschaftlich mit diesem verkehrt, nachdem General v. Röder bereits in Bern von den Bundesräten Schenk, Dubs, Welty usw. viel über den ihnen befreundeten, beliebten Berliner Professor gehört hatte. Der ungenierte „persönliche Umgang in dem herrlich gelegenen Interlaken steigerte Röders Sympathie zur wirklichen Freundschaft. In einem Briefe aus Berlin, den er gelegentlich der Einführung seiner Tochter, Frau v. Gyioko, einer noch jungen, aber durch bittere Erfahrung gereiften Frau, an ihn schrieb und ihr mitgab, heißt es:

„In die Rubrik der Herzensbefriedigungen gehört auch die, Sie, mein verehrter Freund, kennen gelernt und jetzt so frisch und zufrieden wieder begrüßt zu haben. Gott erhalte Sie ferner so und schenke uns nach dem Wiedersehen in der großen Stadt ein gleiches Wiedersehen in seiner großen Natur! Von Herzen Ihr treu ergebenster v. Röder.“

Diese Freundschaft macht es begreiflich, daß Röder oft das Bedürfnis fühlte, sich ohne Rückhalt auszusprechen. Von diesem trefflichen Mann erfuhr der Gelehrte so mancherlei Vertrauliches aus der Welt der Politik und Diplomatie, was seine Welt- und Menschenkenntnis auf Gebieten förderte und vertiefte, die sonst den gewöhnlichen Sterblichen eine terra incognita zu bleiben pflegen. Jener wiederum fand durch ein gelegentliches besonnenes

Wort des ruhigen, objektiven Denkers einen Wegweiser durch mancherlei politisches Gestrüpp. Auch Psychologisches aus Hofkreisen wurde berührt, zum Beispiel, um Mitteilbares zu erwähnen: die merkwürdigen Schnurren und Sonderbarkeiten des damaligen mehr als wunderlichen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen. Dieser hatte besonders die eine Eigentümlichkeit: er konnte keinen Menschen froh sehen. Die Zufriedenheit der andern war ihm ein Greuel. Wenn er seine Untertanen heiter sah, sann er auf Mittel und Wege, ihre Freude in Trauer zu verwandeln, und ging einmal etwas Gutes von ihm aus, so war doch Egoismus die Triebfeder oder Bosheit. Bedurfte z. B. die Universität eines tüchtigen Lehrers, so gab es ein Mittel, ihn sicher zu erlangen. Wenn man dem Kurfürsten sagte: „Falls der Mann berufen wird, wird die ganze Universität sich ärgern", — dann hat er ihn sicher berufen. Die Geschichte des berühmten Marburger Psychologen Theodor Waitz ist zu verwickelt, um hier in Kürze auch nur angedeutet zu werden. Bezeichnend für ihn ist sein Verhalten gegen einen Offizier in Nauheim, der die Kühnheit hatte, sich aus Liebe verheiraten zu wollen. Unmittelbar nach der Trauung wurde ihm der Befehl eingehändigt, sich sofort aufs Pferd zu setzen und eine mehrere Tage in Anspruch nehmende dienstliche Angelegenheit zu erledigen. Bei seiner Rückkehr fand er eine ähnliche Ordre vor, und das wiederholte sich, bis er verzweifelnd seinen Abschied genommen.

Interessant war Röders diplomatische Aufgabe, den am 23. Juni 1866 verhafteten Fürsten nach Stettin zu bringen. Bismarck fand es begreiflicherweise für nötig, des Kurfürsten Wunsch zu verhindern, seinen Vetter, König Wilhelm, zu sprechen, der in seiner Gutherzigkeit ihm die dringend erbetene Unterredung endlich bewilligt hatte. Bismarck gab deshalb Anweisung, sofort nach Einfahrt des Zuges auf dem Berliner Bahnhofe die Waggons, welche den Kurfürsten und sein Gefolge enthielten, abzukoppeln und nach Stettin weiterlaufen zu lassen. Auf diese Weise wurde die geplante Unterredung unmöglich gemacht. Bismarck wußte

dann den König zu überzeugen, daß das Interesse der Politik dies gefordert habe; denn dieser hätte in seiner Güte Zugeständnisse gemacht, die ihn später gereut, da sie den politischen Forderungen der Zeit zuwiderliefen.

Erquicklicher sind Röders Erinnerungen an den preußischen Hof. Gern erzählte er vom Dichter-Prinzen Georg von Preußen und seiner milden Art und weichen, modulationsfähigen Stimme, die eigentümlich mit seiner stattlichen Erscheinung und seinem ernsten Gelehrtenkopf kontrastierte. Übrigens ging der Prinz am liebsten in Zivil, was in den Augen der eigentlichen Hofkamarilla mit zu seinen „Sünden" zählte. Im ganzen wortkarg, wußte er doch gelegentlich mit dramatischem Feuer zu erzählen, wenn ihn irgend ein Gegenstand gepackt hatte. Wer solchen Augenblick an seinem „stimmungsvollen Kamin" in dem bekannten traulichen Eckzimmer erlebte, das den Abschluß der Reihe bildergeschmückter Gemächer des kunstsinnigen Hausherrn bildete, vergaß ihn nicht wieder. — Am liebsten aber berichtete General von Röder über den alten Kaiser, mit dem er nicht nur offiziell in seiner Eigenschaft als Gesandter „bei Hofe", sondern als Vertrauter persönlich intim verkehrte. Er wußte eine Menge kleiner, wertvoller Charakterzüge des kaiserlichen Herrn zu erzählen, der ihn offenbar sehr gern gehabt haben muß. Herr v. Röder wurde nicht müde, immer wieder Kaiser Wilhelms Charaktereigenschaften zu rühmen, besonders stellte er als eine Haupttugend des Kaisers seine ausgeprägte Wahrheitsliebe dar.

„Er konnte es gar nicht vertragen, betrogen zu werden. Er litt darunter, daß ihm, weil er der Kaiser war, so selten vollkommen reiner Wein eingeschenkt wurde. Er sehnte sich förmlich nach aufrichtigen Menschen, und das war eine der psychologischen, tief versteckten, aber fast unfehlbar wirkenden Triebkräfte in seinem Verhältnis zu Bismarck, daß dieser oft nicht bloß rückhaltlos, sondern rücksichtslos seine Meinung sagte, auch wenn, was oft genug geschah, sie in direktem Widerspruch zur Meinung des Kaisers stand. Kaiser Wilhelm wollte die Wahrheit hören und

nahm durchaus nicht alles für bare Münze, was man ihm auftischte. . . ."

Röder erinnerte sich mit Rührung eines bestimmten Besuches. Der Kaiser wollte über ein Ereignis, das aufzuklären er sich lange und vergeblich in seiner Umgebung bemüht hatte, Röder befragen. Der war seine letzte Instanz. Er zog ihn zu sich aufs Sofa — ein kleines zweisitziges —, legte ihm fest und freundlich die Hand auf die Schulter und setzte ihm auseinander, um was es sich handle:

„Jetzt sprechen Sie! Aber" — und der alte Kaiser hob drohend den Finger — „Röderchen, Sie wissen — die reine Wahrheit! Ganz klar und offen! Sagen Sie mir, was es war, aber die reine Wahrheit!" —

Vielleicht ist die „reine Wahrheit" in der Tat das Schwerste, was Fürsten erreichen können.

* * *

Das Interesse, das mir Lazarus' Beziehungen zum preußischen Hofe einflößten, veranlaßte ihn, mir von seiner Bekanntschaft mit der in Deutschland viel verkannten, geistvollen Königin Sophie der Niederlande zu erzählen. Das gemütliche, mehrstündige Zusammensein mit ihr ist bereits im „kleinen Diner" erwähnt, hier nur einige Worte noch zur Berichtigung der wiederholt geäußerten irrtümlichen Bemerkung, er habe fürstlichen Personen gegenüber ein allzu großes Entgegenkommen gezeigt. Gerade er war von dergleichen, was irgend an Liebedienerei streift, weit entfernt. Bei seinem Antrittsbesuch bei der königlichen Frau drohte sie mit dem Finger und sagte mit liebenswürdigem Vorwurf:

„Sie haben sich ja nicht eingeschrieben, Herr Professor, und ich hatte wiederholt Ihren Namen in der Fremdenliste gesucht!"

Er sagte ihr natürlich nicht, daß er sich grundsätzlich nie bei hohen Herrschaften „einschriebe".

Es ist merkwürdig, daß Lazarus so ungemein reich an persönlichen Beziehungen im Leben war, während er doch von früh an bis zuletzt neue Bekanntschaften eher vermied als suchte. Er war nie scheu oder verlegen; er unterhielt sich mit dem Höchststehenden wie mit dem Geringsten mit der gleichen Unbefangenheit und selbstbewußten Würde. Auf hochstehende Personen mochte gerade diese Unbefangenheit — bei strengster Beobachtung der Form und eines überaus feinen Taktgefühls — überraschend und deshalb reizvoll wirken. Je höher im Rang oder je berühmter der andere war, eine desto vornehmere Zurückhaltung zeigte er. Vielleicht lag gerade darin das Geheimnis seiner ungewöhnlichen gesellschaftlichen und persönlichen Erfolge.

Neunzehntes Kapitel.

Kriegsakademie.

Als wir heute über die Wiese gingen, beobachtete Lazarus die Mäher, wie er es gern zu tun pflegt, bezeichnete mir dann den einen und sagte: „Der ist Soldat gewesen."

Das erinnerte mich, daß ich ihn über die Kriegakademie befragen wollte. Zu meinen Hilfsmitteln, seine Mitteilungsluft und sein Gedächtnis anzuregen, gehören Zeitungsausschnitte, um deren Erläuterung ich ihn bitte. Solch ein kleines, aber vielsagendes Blättchen aus der „Tante Voß" des Jahres 1873 lautet: „Die gestern amtlich gemeldete Ernennung des Professors Dr. Lazarus zum ordentlichen Professor honorarius in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität erregt in allen Kreisen, welche den Charakter und die Begabung dieses Mannes zu würdigen wissen, gerechte Befriedigung. Es mag bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß den hochverdienten Philosophen, als er vor einigen Jahren seine ordentliche Professur an der Hochschule zu Bern aufgegeben und seinen auch während des Berner Aufenthaltes nicht aufgegebenen*) dauernden Wohnsitz in Berlin genommen hatte, der General der Infanterie v. Etzel, welcher damals der Kriegsakademie vorgesetzt war, zum Professor der Philosophie an letztere Anstalt berief,**) während der General v. Ollech diese Disziplin später und damit den Lehrer selbst von der Akademie wieder ent-

*) Er hatte seinen Freund und späteren Schwager Steinthal als Gast in seine Wohnung am Königsplatz aufgenommen.

**) Vergl. hierzu S. 311.

fernte. Über die segensreiche Wirksamkeit des Professors Lazarus an der Kriegsakademie herrschte zu jener Zeit unter den die Akademie besuchenden Offizieren nur eine Stimme."

Ich produzierte mein Zettelchen und erbat mir Auskunft über die mir auffallende Berufung eines jüdischen Lehrers an die preußische Kriegsakademie. Er teilte mir folgendes mit:

„Die Vorbereitung der Berufung zum Lehrer an der Kriegsakademie lag (und liegt wohl noch) in den Händen einer Kommission aus fünf Mitgliedern: drei Generälen und zwei Zivilisten, gewöhnlich Räten des Kultusministeriums. In diesem (meinem) Falle waren alle drei Militärs unbedingt für mich, nämlich General v. Etzel, seit 1866 Direktor der Kriegsakademie, General v. Peucker, der hochverdiente Generalinspektor des Militärerziehungs- und Bildungswesens, und noch ein General. Der eine Zivilist fand in mir alle wissenschaftlichen und pädagogischen Eigenschaften vertreten, zweifelte aber, ob es angemessen sein werde, an diese hervorragende und einflußreiche Stelle einen Juden zu berufen. Auch der zweite erging sich — offenbar um seine Gerechtigkeit und Unparteilichkeit zu beweisen — in geradezu übertriebener lobendster Anerkennung, erklärte es aber gleichfalls als „unmöglich", dem Juden diesen Posten (das heißt den philosophischen Unterricht) anzuvertrauen und ihm Offiziere als Schüler gewissermaßen unterzuordnen. Es war dies der bekannte Pädagog Geheimrat Wiese, von 1864 bis 1870 Mitglied der Militärstudienkommission.

Indessen beharrte General v. Etzel auf dem einmal gefaßten Entschluß. Er hatte den Vortrag beim König und legte auf Grund des Majoritätsbeschlusses das eventuelle Patent zur Unterzeichnung vor.

König Wilhelm in seiner Gewissenhaftigkeit ließ sich alle Vota wörtlich wiederholen und sagte dann:

„Nun? Was also meint denn Wiese?"

Etzel las zunächst das überaus anerkennende Urteil des Genannten vor.

König Wilhelm hörte aufmerksam zu und fragte dann nochmals:

„Was hat denn Wiese gegen den Mann?"

„Daß er ein Jude ist, Majestät!"

Darauf König Wilhelm trocken:

„Wenn es sonst nichts ist —", nahm die Feder und unterschrieb.*)

General v. Etzel, der mit Genugtuung diese kleine Szene Lazarus wiedererzählte, und der dann selbst dessen Vorlesungen als aufmerksamer Zuhörer beiwohnte, blieb ihm noch lange über die vier Jahre seines Lehramtes an der Kriegsakademie (1868 bis 1872) und bis an sein eigenes Lebensende — er starb 1888 im 81. Lebensjahre — nahe befreundet. Der sehr gelehrte Offizier und Herausgeber des berühmten Clausewitzschen Werkes „Vom Kriege" hatte naheliegende geistige Berührungen mit dem Philosophen, der auch die Psychologie des Krieges in den Bereich seiner Studien und Vorlesungen zog, und sehr bald pflogen sie die freundlichsten geselligen Beziehungen. Von 1868 bis in die achtziger Jahre war General v. Etzel, wenn er nicht außerhalb Berlins weilte, in jeder größeren Gesellschaft, die der gastfreundliche Kollege von der Philosophie gab, und bei den häufigen gegenseitigen Besuchen entspann sich ohne weiteres von selbst stets ein reger Gedankenaustausch über allgemeine Fragen nicht nur, sondern auch über aktuelle Gegenstände, das öffentliche Wohl und Wehe betreffend.

---

*) Als auf Vorschlag des berühmten Klinikers Schönlein Anfang der fünfziger Jahre dessen erster Assistent Ludwig Traube dem König Friedrich Wilhelm IV. für eine außerordentliche Professur an der Berliner Universität präsentiert wurde, schrieb dieser an den Rand des Dekretes: „Niemals, weil Jude!" — Unter Wilhelm I. durfte auch ein Traube als Ordinarius die Berliner medizinische Fakultät zieren, der ihn der Tod bereits 1876 entriß. Er war ein ebenso trefflicher Arzt als Menschenfreund. Charakteristisch für ihn ist es, daß er sein Amt als Examinator niederlegt, weil seine Gewissenhaftigkeit mit seiner Güte in Konflikt gerät, da er weiß: „Ich kann die Jungens nicht durchgehen lassen!" — Und gerade dieser gewissenhafte Mann hat Lazarus zum Vormund seiner Kinder ernannt!

Die Sehnsucht beider Männer, daß in Deutschland nach seinen erfolgreichen Kriegen und äußeren politischen Errungenschaften auch ein inneres ideales Emporstreben stattfinden möge, vereinigte beider Gemüter in vollem und warmem Verständnis. Etzel huldigte wie sein Schwager, der berühmte Meteorolog Dove, freier Geistesrichtung und hatte bei der Berufung der Lehrer an die Kriegsakademie durch seinen maßgebenden Einfluß vorzügliche Gelegenheit, dieselbe zu betätigen. Der siebziger Krieg sah ihn als stellvertretenden Kommandeur des 9. Armeekorps wieder im Felde, 1871 wurde er Gouverneur von Stettin. Bald darauf nahm er seinen Abschied.

Ein Brief aus Rom vom 4. April 1872 gibt ein anziehendes Bild des trefflichen Mannes. Er schreibt nach Empfang des schon erwähnten Vortrages „Ein psychologischer Blick in unsere Zeit", den Lazarus kurz zuvor in der Singakademie in Berlin gehalten hatte:

Verehrter Herr Professor!

Nicht länger kann ich es aussetzen, Ihnen meinen aufrichtigen Dank für die Übersendung Ihres vortrefflichen Vortrages, den ich noch in Neapel erhielt, auszusprechen. Auf diesem klassischen Boden, der nicht nur so Großes sah, auf welchem sich so viel Glück und noch viel größeres Leid der einzelnen zutrug, in einer Periode, die wenigstens wie der Anfang eines Fortschrittes zum Besseren aussieht, wird der denkende Mensch ja schon notwendig auf das Höhere, Ewige hingeführt. Um wieviel mehr, wenn man, wie ich, um für Bitteres Trost zu finden, kam und nun hier erst recht Hartes erfuhr. (Er war mit seiner zärtlich geliebten erwachsenen, aber unverheirateten Tochter ihres leidenden Zustandes wegen nach Italien gegangen, wo sie, wahrscheinlich in Rom selbst, starb.) Da können eben nur ernste Gedanken Ablenkung und Trost gewähren, und nur vom Ewigen ausgehend in der Betrachtung und das Allgemeine im Auge und im Herzen behaltend, wird man gerechtes Urteil und milde Liebe finden.

Zu dem höheren Urteil und zu tröſtlicher Hoffnung hat mir nun Ihr Vortrag geholfen, und darum danke ich Ihnen doppelt, daß Sie meiner gedachten.

Eben komme ich von der Ceſtius-Pyramide, wo wir einen guten Mann begruben, der nach langem, ſchönem Leben hier ſein Ende fand — den Dr. Guſtav Parthey*) —, an deſſen Grabe Gregorovius einfache, erhebende Worte ſprach. Zwar iſt das ganze Italien eine große Begräbnisſtätte, aber ein Kirchhof iſt doch noch etwas anderes, und man kann da das Perſönliche nicht ganz abtun. Das hiſtoriſch Untergegangene wird verſchönert durch das Hoffnungsgrün des neuen Lebens, welches trotz allem aus den Ruinen blüht. — Es geht wirklich hier vorwärts. — Auch bei uns ſcheint es ja ſo; aber noch immer hörte ich nichts von Ihrer Anſtellung als Ordinarius an der Univerſität?! — Berlin und Straßburg boten ja Gelegenheit, und Traube iſt ein Präzedens. Wie iſt es?**)

Wenn der alte Cato mit Stolz die beſiegte Sache für die ſeine erklärte, ſo bin ich in einer Beziehung glücklicher. Meine Anſichten und Wünſche in Staat und Kirche, auf allen Gebieten des Lebens verwirklichen ſich, beweiſen ihr Recht und gewähren

*) Parthey (geb. 1798) hatte 1825 die Nicolaiſche Buchhandlung in Berlin übernommen. Er war ein begeiſterter Archäolog; infolge ſeiner gründlichen Forſchungen wurde er 1857 zum Mitglied der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften gewählt. Weiteren Kreiſen iſt er durch ſeine „Wanderungen durch Sizilien und die Levante" bekannt.

**) Trendelenburg war am 24. Januar 1872 geſtorben, ſein Nachfolger wurde indeſſen Eduard Zeller. — Als Profeſſor an der 1872 neugegründeten Reichsuniverſität Straßburg war Lazarus in Ausſicht genommen. Selbſt Bismarck intereſſierte ſich dafür, und der frühere badiſche Miniſter von Roggenbach, der vom Reichskanzler mit ihrer Organiſation beauftragt war, trat in perſönliche Unterhandlung mit Lazarus, für den allerdings, wie die Verhältniſſe damals lagen, ernſtlich nur eine Profeſſur an der Berliner Univerſität in Betracht kommen konnte. Der Kronprinz bewirkte, daß ſich die Berufung nach Straßburg zerſchlug. Ihm lag die Kriegsakademie ſehr am Herzen. Sein Wunſch war, daß Lazarus ihr als Lehrer erhalten bleibe, auch wenn er an die Univerſität Berlin berufen werde, was — ohne eine Bewerbung von Lazarus' Seite — im folgenden Jahre geſchah.

mir Genugtuung. (Dieſe Worte beziehen ſich auf die Wirkſamkeit Falks als Kultusminiſter; der „Kulturkampf“ war gerade in lebhaftem Gange.) Freilich iſt es hart, daß ich nur mittelbar weiter dafür wirken kann, daß ich, von den Männern der beſiegten Sache beiſeite gedrängt, dieſelben noch immer, nicht helfend, ſondern hemmend in ihren Stellungen ſehe. (Männer der „beſiegten Sache“ — die Leute der Reaktion nämlich, die unmittelbar nach dem franzöſiſchen Kriege für einen Mann wie Etzel „beſiegt“ erſchienen.)

Doch was iſt der einzelne in ſolchen großen Momenten, und wer weiß, ob nicht gerade die Leute negativ mehr für das Allgemeine wirken, als ich es gekonnt.

Leben Sie wohl, verehrter Herr, erhalten Sie ſich friſch und womöglich durch Übernahme einer Profeſſur in Berlin auch der Akademie, für die ich noch warme Teilnahme habe! Wenn Sie mir irgend eine Nachricht zukommen laſſen wollen und mich durch einige Zeilen erfreuen, ſo kann mein Sohn,*) der Leutnant im zweiten Garderegiment, Karlſtraße, Kaſerne des Füſilierbataillons, mir alles gleich nachſenden.

Aufrichtig ergeben

Ihr A. v. Etzel.

Die Hoffnungsfreudigkeit, welche trotz berechtigter perſönlicher Verſtimmung aus dieſem Briefe ſpricht, wird auch durch die politiſche Entwicklung der folgenden Jahre, die ihn mit Bitterkeit erfüllt, nicht gebrochen. Zumal die antiſemitiſche Bewegung erfüllt ihn mit Grimm. Mitten aus dem Studium des dritten Bandes vom „Leben der Seele“ ſchreibt er an Lazarus im Dezember 1881 nach Nizza:

„Es wird nicht leicht ſein, des Segens teilhaftig zu werden, den Ihnen die Arbeit daran gebracht hat; denn ich werde hier täglich, ja ſtündlich durch neue Beweiſe der alten Niederträchtigkeit

*) Mit dieſem Sohne blieb Lazarus ebenfalls in herzlicher Beziehung. Leider ſtarb auch er in jungen Jahren.

an den Jammer erinnert. Es ist schmachvoll. Die jetzige Generation muß sich den nicht zweifelhaften Fortschritt, wenn auch nur wieder eine Phase, durch die ernstesten Kämpfe verdienen; sie werden barbarisch werden, und das war nicht notwendig. Das wird die Menschheit dem Zersetzungsgeist des großen Kanzlers verdanken. Doch klagen hilft nichts. Wir tun weiter unsere Pflicht, jeder an seiner Stelle."

Zu den angenehmsten Kollegen in der Kriegsakademie gehörte auch der Oberst Heinrich v. Löbell, der die in Monatsheften erscheinenden „Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine" ins Leben gerufen hat und später auch lange Jahre hindurch Redakteur des „Militärwochenblattes" war. Ferner war er Herausgeber der nach ihm benannten hochinteressanten „Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen". Fast zwanzig Jahre hindurch hatte er sich mit erstaunlicher Hingebung der Leitung und dem Ausbau des Werkes gewidmet; als jedoch im zunehmenden Alter die Kräfte nachließen, übergab er seine Lieblingsschöpfung, die „Jahresberichte", jüngeren Mitarbeitern, die sie in seinem Geiste fortzuführen bestrebt waren. Im Jahre 1880, nach dem Tode des Generalleutnants v. Witzleben, übernahm er das „Militärwochenblatt" und später auch die Leitung der „Militärliteraturzeitung". Tieferschüttert von dem schmerzensreichen Ende des von ihm heißgeliebten Kaisers Friedrich, legte er in dessen Todesjahr beide Ämter nieder. Lebenssatt und mit stillzufriedener Resignation auf sein arbeitsreiches und mühevolles Dasein zurückblickend, schuf er sich in dem grünumbuschten Pankow bei Berlin ein bescheidenes buen retiro. Er starb daselbst, 85 Jahre alt.

Die Erwähnung des Vortrages „Ein psychologischer Blick" erinnerte Lazarus an eine kleine Szene, die er mit Herrn v. Löbell hatte, und die charakteristisch war für die Wirkung jenes Vortrages. Als er im Sprechzimmer der Kriegsakademie mit ihm und fünf bis sechs der anderen Offiziere zusammentraf — es war am folgenden Montag —, da legte Löbell die Hand auf

die Schulter des eben Eingetretenen und ſagte, offenbar in Anknüpfung an ein eben mit den verſammelten Kollegen geführtes Geſpräch:

Ja, ja, Kollege, ich bin vorgeſtern mit alten Kameraden zuſammen hinausgegangen, grauen Knaſterbärten, aber ich bin nicht der einzige geweſen, der am Sonnabend geweint hat. —

Von den Männern der Kriegsakademie verdient vor allen anderen General Eduard v. Peucker (1791—1876) hervorgehoben zu werden. Lazarus bewahrt ihm die innigſte Pietät. Er ſagte mir heute:

„Ich weiß nicht, ob die Geſchichte der Pädagogik auch von den preußiſchen Militäranſtalten genügend Notiz nimmt. Wenn nicht, dann wünſchte ich doch ſehnlichſt, daß die Geſtalt des Generals v. Peucker, der eine lange Reihe von Jahren (1854—1872) der Chef und Reformator ſämtlicher preußiſchen Militärlehranſtalten geweſen iſt, unvergeſſen bleibe. „Applikatoriſcher Unterricht" lautete ſeine Hauptdeviſe. Es war geradezu eine neue Stufe im Peſtalozziſchen Syſtem. Peuckers Auffaſſung des Unterrichts in der Kriegsakademie, wie ſie in ihrem Lehrplan niedergelegt worden iſt, gipfelte etwa in folgenden Sätzen:

Alles, was einer theoretiſch gelernt hat, ſoll er auch ſogleich in ſeinem Dienſt und Beruf anzuwenden lernen.

Die Offiziere der Kriegsakademie ſollen nicht bloß die Militärwiſſenſchaft ſtudieren, ſondern ſie ſollen eine freie geiſtige Bildung gewinnen, einen weiten Umblick in die Geſchichte und Literatur und eine ſelbſtändige prüfende Betrachtung durch philoſophiſche Weltanſchauung.

In der Unterredung, in der er mir im Mai 1868 das philoſophiſche Lehramt an der Kriegsakademie übertrug, war natürlich die erſte Frage, die ich an ihn richtete:

„Was ſoll ich denn nun leſen?"

Meine Vorgänger nämlich hatten verſchiedentlich Logik, Pſychologie, Geſchichte der Philoſophie uſw. geleſen, und ich wünſchte von ihm die Beſtimmung meiner Aufgabe zu hören.

„Was Sie am liebsten mögen oder am besten können!“ rief er ohne weiteres. Er setzte mir dann mit der ihm eigenen freimütigen Lebhaftigkeit auseinander, er erwarte nicht das meiste vom objektiven Inhalt, am wenigsten von dem systematischen Zusammenhang für seine Offiziere, aber das Beste erwarte er von der persönlichen Einwirkung, von der erweckenden und den Geist belebenden Art und Weise des Vortrages.“

Lazarus schwieg, wie in Gedanken versunken. Endlich fragte ich schüchtern: „Nun, und dann?“

„Ich erbat mir Bedenkzeit.“

Wortlos gingen wir eine Weile durch die grünen Felder nach Abtnaundorf hin. Ich konnte mir schon denken, welche schweren Fragen damals meinen so besonnenen Freund und Lehrer bewegt haben mochten, und wie die Erinnerung daran ihn noch heute ernst stimmte. Dann sagte er:

„Ich habe nach reiflicher Überlegung mit seiner und des Generals v. Etzel Zustimmung überhaupt keine überlieferte Disziplin vorgetragen, sondern ein Kolleg, das ich als „Einführung in die Philosophie“ bezeichnete; und indem ich an der Hand der Geschichte die Entstehung der Philosophie als Wissenschaft überhaupt, dann die einzelnen Disziplinen, wie sie sich nach und nach herausgebildet, darlegte, gewann ich einen festen Boden, auf dem mir alle willig folgten. Hier kam es darauf an, sowohl die Entwicklung der Wissenschaft als solcher aus ihren eigenen Antrieben als auch namentlich die Kulturgeschichte der verschiedenen Zeiten als Quelle der Fortbildung und Aussonderung neuer Gedankenkreise (als Disziplinen) zur anschaulichen Darstellung zu bringen.“

„Nun — und — gelang das?“

Er lächelte — sein eigenes, mildes, sinniges Lächeln. Ich rief: „Er war gewiß zufrieden?“

„Er war's. Er wohnte mehreremal dem Unterricht bei und veranlaßte dann den Kronprinzen (nachmals Kaiser Friedrich), fortan die Vorlesungen zu besuchen.“

„Eine große Ehre —“

„Mehr als das, eine große Freude für mich.“

Lag in dem Wort eine Lehre? Es ist wahr — so sehr Weltmann Lazarus ist, so wenig ist er konventionell. Eine der unangenehmsten Phrasen für ihn war ihm die Phrase von der „Ehre“; ich schwieg betroffen, er aber fuhr fort:

„Von dem gesunden Gedanken, daß es für die Offiziere ganz besonders auf den erwecklichen Einfluß des Lehrers ankommt, war General v. Peucker so durchdrungen, daß er ein paar Jahre später, als der Lehrer der Geschichte, Professor Richter, erkrankte (dann auch bald starb), zu mir kam und mich aufforderte, daß ich doch auch die Geschichtsvorträge übernehmen solle.“

„Ah! — Bravo!“

Wieder lächelte mein geliebter Mann, diesmal entschieden ironisch:

„Der Antrag wirkte auf mich geradezu verblüffend und überwiegend komisch. Ich lehnte natürlich ab.“

„Warum?“

„Weil“ — sein Ton klang ordentlich streng — „weil ich — ganz einfach — kein Historiker von Fach bin. Er freilich, Peucker, war gar nicht so leicht von seinem Gedanken abzubringen. Allen selbstverständlichen Gründen und auch dem, daß man ja nicht über Nacht ein Historiker werden könne, setzte er die eine Bemerkung entgegen, daß das alles in der Kriegsakademie anders wäre; hier hätte der Unterricht einen anderen Zweck, und es müsse deshalb auch eine andere Methode befolgt werden. Sogar dem Einwurf, was die künftigen Historiker sagen würden, wenn plötzlich ein Saul unter den Propheten erschiene, setzte er eifrig entgegen: „Ich kümmere mich nicht um Vorurteile.“ Daß es schließlich bei meiner Ablehnung verblieb, versteht sich von selbst. General v. Peucker — damals schon achtzig Jahre, aber in Denk- und Redeweise sanguinisch wie ein Jüngling — vermochte sich nur sehr schwer in meine gebotene Zurückhaltung zu finden. Ehre seinem Andenken! — Er konnte als ein Vorbild dienen für schlichte Menschlichkeit und militärischen Feuereifer.“

Er machte eine Pauſe, offenbar der Erinnerung an ſeinen treuen Gönner ganz hingegeben; dann begann er von neuem:

„Zu den Charakterköpfen der damaligen Kriegsakademie gehörte ferner der frühere Kriegsminiſter und Bruder des ſpäteren, Paul Bronſart v. Schellendorff (1832—1891), Verfaſſer des vorzüglichen Werkes: „Der Dienſt des Generalſtabs im Frieden und im Krieg“. Bekanntlich führte er, nachdem am Nachmittag des 1. September die weiße Fahne in Sedan aufgeſteckt war, als Parlamentär die erſten Verhandlungen mit Napoleon. Er war als Lehrer an der Kriegsakademie wegen ſeiner Strenge und Schroffheit gefürchtet. Wenn jüngere Offiziere wegen Urlaubs oder wegen ſonſtiger Angelegenheiten kamen, pflegte er anfänglich anſcheinend unnahbar zu ſein, inquirierte genau, um was es ſich handle, ob der Petent etwa bloß nach Hannover wolle, um ein Jeuchen zu machen, und dergleichen. Nicht immer war eine ſolche Inquiſition bequem und angenehm.... Auch gegen ſeine Kollegen zeigte er ſich in amtlichen Dingen ſtets als ein kurz angebundener Offizier. Er war mit Haut und Haar, in Wort und Ton der Typus preußiſcher Schneidigkeit, und doch hatte er ein freundliches Gemüt, und um ſeine Lippen ſpielte oft ein anmutiges Lächeln. Mir gegenüber war er immer überaus entgegenkommend. Als ich zum Beiſpiel einmal, ſtatt den Schluß der Vorleſungen, Ende Juni, abzuwarten, ſchon Ende Mai auf ärztlichen Rat nach Nauheim wollte, begab ich mich zu Bronſart v. Schellendorf und bat ihn, ſtatt meiner die reſtierende Anzahl Stunden zu geben, die ich noch im Mai leſen wollte. Ohne weiteres erklärte ſich Bronſart dazu bereit, wobei er mit ſchalkhaftem, gutmütigem Lachen bemerkte:

„Ja, ja, bei mir magerem und hagerem Kerl geht das ſchon; aber wenn Sie dem kleinen, dicken Verdy damit gekommen wären, der würde ſich für den Tauſch, im Juni ſtatt im Mai zu leſen, wohl bedanken. Ha, ha, ha, dem würde es ſauer ankommen!“

Verdy du Vernois, mit Bronſart gleichaltrig und nach ihm Kriegsminiſter (1889—1890), iſt der bedeutendſte aus dem Kreiſe

der Kriegsakademie. Schon damals als eine Art alter ego von Moltke angesehen, hat er immer neben der militärischen Wissenschaft die allgemeine Bildung persönlich vertreten und sich schöpferisch bewährt, ist er doch wegen seiner hervorragenden Verdienste als Militärschriftsteller durch den Orden pour le mérite für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet worden. Noch heute ist Verdy mit unverminderter Geistesfrische schriftstellerisch tätig. Die von Peucker geforderte applikatorische Methode hat er meisterhaft auf die Kriegsführung angewandt. Von seiner poetischen Begabung wußten früher nur seine Freunde; erst spät ist er auch als Dichter an die Öffentlichkeit getreten. Unter den Lehrern der Kriegsakademie war gegenseitiges Hospitieren nichts Seltenes; insbesondere wir beide, Verdy und ich, besuchten einander: er hörte bei mir psychologische, ich bei ihm kriegsgeschichtliche Vorlesungen, u. a. die über die „drei Tage von Königgrätz". Der Kronprinz, in dessen Generalstab Verdy 1866 gewesen, wußte, wie wir beide zusammen standen; drum schickte er Verdy zu mir, als mich einst Unwohlsein hinderte, einer Einladung zu folgen. Die Erinnerungen an diesen ebenso hervorragenden als liebenswürdigen Kollegen gehören für mich zu den angenehmsten jener schönen Tage.*)

Die Zeit, während welcher ich auf der Kriegsakademie lehrte, war in bezug auf die Kriegswissenschaft überhaupt eine sehr glückliche, war eine Glanzzeit. Die Lehrer rückten fast alle in die höchsten Stellungen ein. So gehörten die Generale von Stiehle und von Blume zu den ehemaligen Kollegen, mit denen ich auch später noch freundschaftlich verkehrte. Jenen traf ich oft im Hause des Generals Baeyer, dessen vertrautester Freund Finke-Oldendorf, wenn ich nicht irre, Stiehles Schwiegervater war. Blume, zu meiner Zeit noch Major, war dann oft mein Tischgenosse bei einem der kleinen Diners bei Gruner.

---

*) Als Lazarus im Sommer 1901 mit mir in Interlaken weilte — es war seine letzte größere Reise — kam auch Verdy du Vernois mit Gemahlin und Sohn kurze Zeit dahin. Wie herzlich war beider Freude, als sie einander unerwartet wiedersahen! —

Noch eines Mannes muß ich gedenken, fügte er nach allerhand markanten Bemerkungen über einige Offiziere hinzu, des Geheimen Kriegsrates von Schwedler, der bis zum siebziger Kriege an der Kriegsakademie unterrichtet hat.*) Dieser schlanke und ranke Offizier erschien mir als der Typus eines preußischen Soldaten und eines preußischen Bureaubeamten, der ihre kernigen Eigenschaften in gegenseitiger Steigerung in sich vereinigte. Obwohl ganz und gar in seinem Berufe lebend, hatte er doch so viel Interesse für die Philosophie und so geringe Kenntnis derselben, daß er mich besuchte und mich bat, an meinen Vorlesungen teilnehmen zu dürfen; er wolle es schon mit der Direktion arrangieren, daß meine Vorlesungen immer den seinigen folgen könnten, um für ihn doppelte Wege zu vermeiden. Infolgedessen haben wir sehr häufig die Kriegsakademie zusammen verlassen und meinen Heimweg bis zur Wilhelmstraße, wo er zum Kriegsministerium abschwenkte, gemeinsam in anregenden Gesprächen zurückgelegt.**)

Diesem Umstande verdanke ich ebenso mannigfaltige wie höchst interessante Einblicke in das von ihm praktisch im Kriegsministerium (wie theoretisch in der Kriegsakademie) vertretene Fach der Militärverwaltung. Ganz köstlich aber waren oft seine höchst naiv und gelegentlich hingeworfenen Mitteilungen über sein persönliches Verhältnis zur Sache. Davon nur zweierlei, das mehr als bloß persönlich wertvoll, für das Allgemeine vom völkerpsychologischen Standpunkt aus bemerkenswert und denkwürdig ist. Bei seinem ersten Besuch fragte ich ihn, wann, das heißt zu welcher Stunde ihm mein Gegenbesuch angenehm wäre. In der bescheidensten, aber eindringlichsten Weise lehnte er ab. An Wochentagen sei er

---

*) Er ist dann zum Militärintendanten des 15. Armeekorps ernannt und an der Akademie durch den als Schriftsteller sehr bekannten Justizrat Hauptmann a. D. Solms ersetzt worden.

**) Die gemeinsamen Wege mit dem einen oder anderen Kollegen nach Schluß der Vorlesung von der Burgstraße bis zur Wilhelmstraße oder dem Brandenburger Tor waren überhaupt an der Tagesordnung und sind Lazarus in gutem Andenken geblieben.

überhaupt eigentlich niemals frei. Die Bureauſtunden erſtreckten ſich von 9 bis 5. In den Abendſtunden aber, nach dem Eſſen, müſſe er die Schulaufgaben ſeiner Jungens beaufſichtigen und käme nur ſelten dazu, mit ſeiner Frau auch einmal eine Mußeſtunde zu genießen.

„Nun denn — am Sonntag alſo —?“

Er ſah mich mit einem eigentümlichen Geſichtsausdruck an, in dem ſich eine liebenswürdige Verlegenheit ſpiegelte.

„Ja, hm — am Sonntag — hm — am Sonntag — das iſt auch ſolche Sache — am Sonntag iſt es kaum anders als am Wochentag. Ich habe nämlich keine offiziellen Bureauſtunden; aber weil die Lieferanten, die Handwerker uſw. mich in der Woche ſo oft ſtörten, habe ich ihre oft ſehr langwierigen und umſtändlichen Beſuche im Miniſterium ein- für allemal auf den Sonntag verlegt und muß natürlich nun auch ihretwegen pünktlich auf dem Poſten ſein. Sehen Sie, ſo habe ich mir die Wochentage vor ihren Störungen geſichert!“

Der Mann opfert alſo ſeinen Sonntag, um am Werktag deſto mehr und eifriger für den Staat arbeiten zu können.

Das Zweite: wir kamen gelegentlich auf die Frage der Dinerzeit, und er meinte:

„Sonſt eſſe ich nach Schluß des Bureaus, nach 5 Uhr. Heute natürlich erſt um 6.“

„Heute? Warum heute?“

„Nun — da ich Ihre Vorleſung höre, ſo bleibe ich dafür eine Stunde länger im Bureau. Ich muß doch die verſäumte Arbeit nachholen!“

Als ich dieſen kleinen Zug dem Miniſter eines befreundeten und benachbarten Großſtaates*) erzählte, bemerkte er:

„Wenn ich das unſeren Beamten erzählte, würden ſie alle meinen: Der Kerl iſt wohl verrückt?“ — —

*) Joſeph Unger, der von 1871—79 dem Miniſterium Auersperg angehörte.

Lazarus stand mit allen Kollegen in angenehmstem Verkehr. Gern gedachte er zum Beispiel auch seines Verhältnisses zu Professor Schellbach, einem der sinnigsten und gütigsten Pädagogen. Er war früher am Friedrich Wilhelm-Gymnasium, und viele seiner Schüler pflegten mit einer Art zärtlicher Komik allerhand Anekdoten zum besten zu geben, die besonders die väterliche Nachsicht illustrierten, mit der er begabten Schülern gegenüber, die mit der Mathematik auf gespanntem Fuße standen, ein Auge zuzudrücken pflegte.

„Über die religiöse Bedeutung naturwissenschaftlicher Erkenntnis" lautet der Titel einer seiner Programmabhandlungen voll feiner und tiefer Gedanken. Sie vermehrte die Hochschätzung, die der Kronprinz für den allgemein beliebten Lehrer empfand, und als die Frau Kronprinzessin nach ihrer Übersiedelung aus England in Deutschland an ihrer Fortbildung weiterarbeiten wollte, wurde Schellbach zu ihrem Lehrer der Mathematik erwählt und hielt als solcher mehrere Jahre hindurch in ihrem Hause eine Reihe seiner geistvollen und zugleich allgemein verständlichen Vorlesungen.

„Es ist charakteristisch", sagte Lazarus in bezug auf Schellbach, „daß zum Beispiel die Lexika und die Literaturgeschichten von einem solchen Manne keine Notiz nehmen. Wenn in England etwa eine solche Abhandlung wie die obengenannte erschienen wäre, ihr Verfasser würde einen weitverbreiteten öffentlichen Ruhm genießen, und sein Name bliebe der Nachwelt erhalten, während bei uns in Deutschland es fast selbstverständlich erscheint, daß bei Lehrern und Beamten eine ungewöhnliche Tätigkeit und Tüchtigkeit vorhanden sein könne, ohne darum Aufsehen zu erregen."*) —

Des Philosophen Tätigkeit an der Kriegsakademie gewann ihm auch in den Familien der Offiziere Sympathie, und mancher Brief legt davon Zeugnis ab. Einen gemütvollen Zug einer Mutter will ich hier erzählen: Eines Tags schrieb eine Dame an ihn: ihr Sohn, Hauptmann v. Petersdorf, sei im Kriege 1870

*) Vgl. hierzu S. 268.

gefallen; der Maler Kaselowsky male jetzt ein Bild von ihm, aber nur nach einer hinterlassenen Photographie. Ihr Sohn habe so oft und so herzlich von Lazarus und seinen Vorlesungen gesprochen, daß sie vermuten dürfe, auch er erinnere sich ihres Sohnes und habe ihn vielleicht lieb gewonnen. Das ermutige sie, ihn zu bitten, dem Künstler mit einigen Winken an die Hand zu gehen, damit das Porträt ähnlich werde. Kaselowsky habe ihn nicht gekannt, aber Lazarus mit seinem scharfen und liebevollen Blick für die geistige Physiognomie eines Menschen würde dem Maler sicherlich vielerlei wertvolle Winke zu geben vermögen. In der Tat war Lazarus, obwohl wie gewöhnlich überhäuft mit Obliegenheiten und Pflichten aller Art, sechs- bis siebenmal im Atelier des Künstlers, um ihm in bezug auf Gesichtsform, Farbe und besonders Ausdruck der Augen, Tönung des Haares, Gesamteindruck usw. mit kritischen und führenden Bemerkungen beizustehen.

Rührend war es mir, zu hören, daß diese Besuche im Raczynski-Palais am Königsplatz stattfanden. Den älteren Berlinern wird es noch bekannt sein, daß das Palais eigentlich aus drei Gebäuden bestand, die durch verdeckte Säulengänge miteinander verbunden waren. Das eine enthielt die erlesene Gemäldegalerie des Grafen Athanasius Raczynski*) (1788—1874), das andere war vom kunstsinnigen Erbauer, dem König Friedrich Wilhelm IV., zu Ateliers eingerichtet, die für ein „Lumpengeld" an verschiedene Maler vermietet wurden, und das dritte, vorderste, das nächste am Brandenburger Tor, bewohnte Peter von Cornelius. Wie oft war ich vom Halleschen Tor dahin gewandert, um dem großen Meister meine Studienmappe vorzulegen und seine oft mit wenig Strichen hingeworfenen, lehrreichen Korrekturen zu empfangen. Es war im letzten Jahre seines Lebens.

Jetzt ist diese durch Naturschönheit, königliche Gunst und künstlerisches Wirken geweihte Gebäudegruppe verschwunden, um der Politik, dem Riesenpalast des Deutschen Reichstages Platz zu machen.

*) Jetzt längst verschmolzen mit der Nationalgalerie.

Mehr als alle Erinnerungen aus meines Gatten Munde, die ohnehin stets mehr oder minder zurückhaltend sind, sobald sie ihn persönlich betreffen, hat mir die Beobachtung einer kleinen Szene in Karlsruhe gezeigt, wie lieb er seinen Schülern war. Nach einem Vortrage über das Buch Ruth, den er im Oktober 1896 im Rathaussaale gehalten, eilte ein Offizier, der sich unter den Zuhörern befand, auf ihn zu und stellte sich ihm als sein ehemaliger Schüler an der Kriegsakademie vor. Es war der Adjutant des Großherzogs von Baden. Die Art, wie er Lazarus' beide Hände umklammert hielt, wie er mit glänzenden Augen auf ihn einsprach, sich erkundigte, ohne Rücksicht auf die Umstehenden, die auch allmählich sich zurückzogen, dies liebevolle Forschen und fast kindliche Fragen, immer ohne seine Hände loszulassen und ohne zu bemerken, daß der Saal sich bereits geleert hatte und sie zwei allein noch am Rednerpult standen, wie der hochgewachsene Mann schließlich mit Überwindung sich losriß und den geliebten Lehrer fast umarmt hätte, — das ist mir unvergeßlich geblieben.

Lazarus hatte die Erwartungen, welche Peucker auf seine persönliche Einwirkung gesetzt hatte, reich erfüllt. In welchem Sinne er lehrte,*) zeigen die Worte, mit welchen er zum erstenmal (1870) einen zweijährigen Kursus von Vorlesungen an der Kriegsakademie beendete: „Ich wünsche, daß, wenn ferner philosophische Fragen Sie beschäftigen, Sie dann auch meiner ein wenig gedenken als eines Mannes, dem es nicht darauf angekommen ist, daß Sie seine Meinungen zu den Ihrigen machen, wohl aber darauf, daß Sie sich überzeugten, in welcher Weise allein man ernsthaft, von der Sache getrieben, nach der Wahrheit suchen soll."

*) Bei den Akten der Kriegsakademie befindet sich ein überaus instruktiver Lehrplan, den Lazarus 1868 für seine Vorlesungen bei der Direktion einreichte. Vor einigen Jahren wurde er uns durch die Güte des damaligen Oberst von Wallenberg zur Einsicht überlassen.

Dieſes Ziel hat er erreicht. Ein Brief, den ihm einer ſeiner damaligen Schüler, der Premierleutnant Pochhammer,*) nach einem vergeblichen Verſuch, ihm perſönlich für alle Anregungen zu danken, Ende Juni 1870 nachſandte, zeigt, wie mächtig er das Verlangen nach weiterer Forſchung weckte. „Auf der Kriegsakademie, ſo ſchreibt Pochhammer, werden an uns wirklich nicht unbedeutende Anforderungen an Kraft und Zeit nach anderen Richtungen in ſehr „gebietender“ Form geſtellt. Je mehr man die Neigung empfindet, von dem erfriſchenden Geiſteshauch Ihrer philoſophiſchen Vorträge ſich zu eignem Nachdenken und weiterem Studium tragen zu laſſen, um ſo mehr fühlt man die Schranken, innerhalb deren es nur geſtattet iſt, den erhaltenen Anregungen zu folgen. Die Zeiten des Vortrags ſelbſt ſind zu kurz bemeſſen, um dem Zuhörer über das peinliche Gefühl fortzuhelfen, da nicht tiefer eindringen zu können, wo er die Aufforderung dazu allem entnimmt, was er hört. Legt dieſes Verhältnis uns einerſeits eine größere Zurückhaltung dem Vortragenden gegenüber auf (da man ſelbſt vor direkten Fragen eine eingehendere Vorbereitung für nötig hält, als ſie uns möglich), ſo verpflichtet es uns andererſeits zu um ſo größerer Dankbarkeit, je mehr man ſich darüber klar iſt, daß die Beſchäftigung mit einem ſo angeregten Gegenſtand nicht mit dem Schluß der Vorleſungen ein Ende finden kann.**) Sie werden, hochverehrter Herr Profeſſor, Ihre Gedanken und Worte in den Kreiſen unſerer Armee fortpulſieren ſehen. Von Ihrer mir bereits bewieſenen Güte überzeugt, wage ich es, auch für die Zukunft die Erlaubnis zu erbitten, von Zeit zu Zeit der Ordnung entbehrende Gedankengebilde zu dem kontrollierenden Regulativ Ihrer Belehrung

*) Paul Pochhammer, der bekannte Danteforſcher — ſein Lebenswerk iſt die Populariſierung Dantes —, lebt als Oberſtleutnant z. D. und Dozent an der Humboldtakademie in Berlin. Zu Lazarus' Doktorjubiläum ſandte er „eine kleine Arbeit im großen Hauſe der Völkerpſychologie: Goethe-Dante“.

**) 35 Jahre ſpäter (1905) ſchreibt Pochhammer: Das „Leben der Seele“ des von mir dauernd beſonders verehrten Profeſſor Lazarus pflegt noch heut auf meinem Tiſch zu liegen.

zurückführen zu dürfen. Wollen Sie diese Zeilen mir nicht verübeln, sondern sie vielmehr als den vielleicht ungeschickten, aber aufrichtig gemeinten Ausdruck der Dankbarkeit für vielfach erhaltene Belehrung und Erweiterung des Gesichtskreises freundlich aufnehmen."

Solchen Ernst traf der beliebte Lehrer zumeist bei seinen Zuhörern an der Kriegsakademie, und das machte ihm seine Lehrtätigkeit daselbst so teuer. Er weckte in ihnen den warmen Idealismus, der ihn selbst beseelte, den er so mannigfach betätigt und gefördert hat. Sein Vorgänger an der Kriegsakademie, Jürgen Bona Meyer, schrieb ihm zum 70. Geburtstage: „Die Kölnische Zeitung hat gut zum Ausdruck gebracht, was unsere Zeit Ihnen an idealer Gesinnung zu danken hat. Der Dank dafür ist im Gelehrtenkreise nicht immer genügend zum Ausdruck gekommen; aber es ist gut, wenn Idealisten übrig bleiben, die sich darüber wegsetzen und in ihrem idealen Denken und Wirken nicht beirren lassen. Möge uns Ihre Kraft auf diesem Wege noch lange erhalten bleiben!" Und aus gleichem Anlaß gedachte mitten aus dem Manöver „ein alter Schüler (Generalmajor Rohne), der 1868 bis 1870 zu Lazarus' Füßen gesessen, des hochverehrten Lehrers, dem er so manche Anregung verdankt, die von Einfluß auf sein ganzes Leben geblieben ist, und namentlich Begeisterung für ideale Ziele."

Schon nach vier Jahren hielt man es für nötig, sich des Lehrers zu entledigen, der Begeisterung für ideale Ziele in der Elite des Militärs pflegte.

Im Mai 1871 war General von Ollech als Etzels Nachfolger zum Direktor der Kriegsakademie ernannt worden.

Nicht ohne wehmütige Bitterkeit gedachte Lazarus dieses Mannes.

Im Sommer 1872 wurde gelegentlich einer organisatorischen Änderung des gesamten Militärunterrichtswesens und einer Reihe pädagogischer Neuerungen der Wegfall der philosophischen Vor-

leſungen aus dem Lehrplan der Kriegsakademie in Vorſchlag gebracht, — weil „die Studienkommiſſion derſelben die Notwendigkeit nachgewieſen, auf Grund der letzten Feldzüge die kriegsgeſchichtlichen Vorträge zu erweitern".

In den beteiligten Kreiſen war es aber offenes Geheimnis, daß Ollech und ſeinen Parteigenoſſen nur die Beſeitigung des Juden am Herzen gelegen.*) Ollech, in allen Dingen reaktionär und „chriſtlich-germaniſch" (wie ſein Lieblingswort lautete), war Lazarus' Unterricht ein Dorn im Auge. Man hegte auch in gewiſſen Kreiſen die beſtimmte Befürchtung, daß beim Regierungsantritt des Kronprinzen dieſer jüdiſche Profeſſor noch von weitergehendem Einfluß ſein könne. Dem mußte vorgebeugt werden, und da man wohl wiſſen mochte, daß er nicht zu denen gehörte, die ihren unbequemen Glauben einer glänzenden Karriere zum Opfer brachten, ſo ließ man ihn für ſeine unantaſtbare Religionstreue büßen.

Bei der Anerkennung aber, die er bis dahin bei der Direktion der Kriegsakademie, bei dem Chef des geſamten Militärunterrichtsweſens und ſpeziell auch bei dem Kronprinzen gefunden hatte, — ganz beſonders aber bei der warmen Teilnahme, welche die Offiziere ſelbſt den Vorleſungen bewieſen, war ein ſachlicher Grund gegen den beliebten Lehrer nicht aufzutreiben, und man mußte, um den unbequemen Philoſophen loszuwerden, die Philoſophie ſelbſt beſeitigen.

Die große, ganz ungewöhnliche Anteilnahme ſämtlicher Offiziere hatte ſich zahlenmäßig dokumentiert. Philoſophie gehörte zu den fakultativen Fächern, ſie wurde in zwei (von den drei) Cötus gelehrt. Jeder Cötus zählte damals 52 bis 54 Offiziere.**) Als

*) Auch die zur Kriegsakademie kommandierten Offiziere erkannten dies aufs deutlichſte. In dem zitierten Briefe vom Jahre 1905 ſagt Pochhammer: „Infolge des Wechſels in der Perſon des Direktors war kein Raum mehr für ein Wirken von Lazarus!"

**) Von dem geſamten Offizierkorps Preußens — damals ca. 8000 Mann — wurden alljährlich 200 zum Aufnahmeexamen zugelaſſen und ſchließlich 60 der beſten zur Kriegsakademie kommandiert. 60 von 8000!

Lazarus das Lehramt übernahm, meldeten sich je zehn bis zwölf Zuhörer. Im letzten Jahre seiner Lehrtätigkeit hatten sich alle — minus einen — eingeschrieben! — Einen solchen Lehrer konnte man unmöglich wegschicken, ohne sein Fach zu kassieren!

Anfang Juni hatte — ohne Lazarus' Wissen — der Feldzug gegen die Philosophie begonnen. Aber erst vierzehn Tage vor Beginn der Vorlesungen erfuhr er durch ein aller Höflichkeit bares Schreiben Ollechs vom 13. September, „daß die philosophischen Vorträge mit dem 1. Oktober nicht mehr stattfinden sollen". Ollech „bedauert, erst jetzt Nachricht geben zu können" (!); er findet nicht ein Wort der Anerkennung oder des Dankes für den berühmten Gelehrten, dem er, „um seiner Pflicht zu genügen, zufolge Befehls anheimstellt, noch auf ein Jahr das Honorar an der Kasse zu empfangen".

Der so Verabschiedete antwortete lakonisch:

„Ew. Exzellenz geehrte Zuschrift, die Aufhebung der philosophischen Vorlesungen betreffend, habe ich erhalten und gestatte mir, das mir am Schluß derselben gemachte Anerbieten dahin zu beantworten, daß ich den Fortbezug von Honorar ablehne."

So endete seine fruchtbare und ihn selbst beglückende Wirksamkeit an der Kriegsakademie mit einer jähen Dissonanz. —

Kaiser Wilhelm weilte, als Ollech den Gewaltstreich gegen Lazarus führte, in Ems, der ihm so freundlich gesinnte Kronprinz in England. „Ich habe mich", so sagte letzterer dem zu einer Soiree geladenen Philosophen mit Bezug auf die unerquickliche Angelegenheit, „inzwischen viel Ihretwegen geärgert, nicht über Sie, aber für Sie." Und später kam er wiederholt darauf zu sprechen, und er bemerkte einmal:

„Mein Vater und ich waren sehr überrascht."

Die Offiziere blieben ihrem ehemaligen Lehrer treu. Er erhielt die wohltuendsten Beweise ihrer Anhänglichkeit, und als er nach länger als einem Jahrzehnt einmal eine Vortragsreise unternommen, ergriffen viele die Gelegenheit, ihn noch einmal zu hören. Unter anderem erfuhr der Vorstand des Marineklubs in Wilhelmshaven,

daß Lazarus in Bremen ſprechen wolle, und ſchrieb ſofort an ihn, es befänden ſich im Klub mehrere ſeiner Schüler von der Kriegsakademie; er möge doch kommen und auch ihnen einen Vortrag halten. Natürlich folgte er dem Rufe, und als er dann an den folgenden Tagen anderwärts, in Bremen uſw., ſprach, reiſte mancher ihm nach, um die Wiederſehensfreude zu verlängern.

„Ja, ſprach er halb vor ſich hin, nachdem er ſeinen Bericht beendet, ſie haben mich alle lieb gehabt und ich ſie; es waren prächtige Menſchen darunter.“

Er war blaß geworden, ein Zeichen tiefer innerer Bewegung; mir aber brannte die Frage auf der Seele:

„Haben denn die Offiziere gar nicht gegen die Entlaſſung ihres Lehrers reagiert?“

„Das durften ſie nicht. Aber eine Deputation kam: Fürſt Pleß, Graf Schulenburg, Graf Stolberg, Prinz Hohenlohe und Prinz Radziwill und noch einige, um im Namen des ganzen Cötus ſich bei mir für den bisher genoſſenen Unterricht an der Kriegsakademie zu bedanken.“

Zwanzigstes Kapitel.

Fontane kriegsgefangen.

Ein kleines Paket Briefe und Depeschen in meines Mannes Nachlaß führt in die Zeit des deutsch-französischen Krieges. Die Blätter führen eine beredte Sprache. Dramatisch behandeln sie das Thema der Freundschaft, dem er eine Monographie gewidmet hat. Keiner war dazu befähigter, denn keiner hat sie so oft und reich betätigt. Freilich auch die Dankbarkeit, die er selten geerntet, hat er psychologisch ergründet; ja, sie ist der Grundstein seiner Ethik und Völkerpsychologie geworden.

Sein Verhältnis zu anderen war allezeit das des Gebenden zu den Empfangenden. So sind die folgenden Seiten typisch für sein Leben.

In einer Oktobernacht des Jahres 1870 wird zwischen 2 und 3 Uhr an Lazarus' Wohnung geklingelt. Zwei Herren vom Rütli wünschen ihn zu sprechen. Rasch kleidet er sich an und findet Friedrich Eggers und Bernhard von Lepel.

„Fontane ist gefangen, wir haben soeben die Depesche erhalten."

„Gefangen?"

„Ja, der Spionage verdächtig. Sie müssen ihn retten!"

Der Überraschte konnte nur bitten, ihm Zeit zur Überlegung zu lassen. Mit Crémieux, dem damaligen französischen Justizminister, war er befreundet.

Nur einige Worte über diesen damals im Vordergrunde des Interesses stehenden Mann, zumal sein Bild mehrfach entstellt worden ist.

Adolphe Crémieux (1796—1880) hatte bereits nach der Februarrevolution 1848 auf kurze Zeit das Justizministerium übernommen, sich aber nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 ins Privatleben zurückgezogen. Nach dem Sturze Napoleons wurde er als Mitglied der Regierung der nationalen Verteidigung zum zweiten Male Justizminister, und als Repräsentant der Regierung erließ er am 13. September von Tours eine Proklamation an die Franzosen. Für seine Glaubensgenossen hat er eine hervorragende humanitäre Tätigkeit entfaltet. Er ist Begründer der Alliance israélite universelle, und unter ihm wurde im September 1870 das Dekret erlassen, welches den algerischen Juden das französische Bürgerrecht erteilte. Nach Gambettas Sturz nahm er seine Entlassung.

Crémieux war ein Mann von edelster Lauterkeit. Als er fast vier Jahrzehnte nach dem unverschuldeten Bankerott seines Vaters zu Wohlhabenheit gelangt war, zahlte er dessen Gläubigern bez. deren Erben sämtliche Schulden mit den aufgelaufenen Zinsen. Rührend war sein Verhältnis zu seiner Gattin, die ihm 56 Jahre eine treue Gefährtin war. Sie hatten häufig gesagt, daß keins ohne das andere leben könne. Crémieux machte dies wahr: er folgte ihr schon nach zehn Tagen in den Tod.

Genau ein Jahr nun vor der erwähnten Oktobernacht hatte Crémieux an einer Versammlung von Delegierten zur Linderung der westrussischen Not in Berlin teilgenommen. Lazarus, der geborene Präsident — wieviel Zeit hat er allein den Präsidentschaften geopfert, die ihm aufgebürdet wurden! — hatte auch jene Versammlung geleitet und Crémieux gastlich in seinem Hause aufgenommen. Nach seiner Rückkehr schrieb er folgenden, in mehrfacher Hinsicht interessanten Brief:

Paris, 31 Octobre 1869.

Mon bien cher docteur Lazarus,

Laissez-moi vous écrire ainsi, avec les sentiments que vous m'avez inspirés et sans les compliments que commande une politesse réglée d'avance.

J'ai emporté avec moi le souvenir de votre excellent accueil, et mon ménage est parti de Berlin, plein des meilleurs sentiments pour vous et pour Madame Lazarus, que nous unissons dans une même pensée.

Nous espérons bien que nous aurons le plaisir de vous en dire l'expression à Paris dans notre demeure, qui sera tout heureuse de vous recevoir.

En vous quittant à Leipzig, nous avons visité Nuremberg et Munich et Stuttgard.

Nous avons vu à Munich M. Paul Heyse, avec qui nous avons fait bonne connaissance, et quelques instants seulement sa charmante femme, qui n'est pas encore bien rétablie de la cruelle secousse qui l'a frappée.

J'attends des nouvelles de notre commission. Ni Leven ni Lehmann*) ne m'ont écrit, ne sachant où m'adresser leur lettre, mais je ne puis tarder à en recevoir, puisqu'ils savent que je dois rentrer à Paris le 30 Octobre.

Vous, qui allez être en Allemagne la colonne de notre saint et glorieux édifice, vous comprenez mieux que personne l'influence immense et décisive que notre alliance doit exercer sur cette double et magnifique question:

„Redressement des Juifs par la création des écoles dans toutes les contrées où le préjugé les a chassés de la civilisation;

Émancipation des Juifs, égalité, droits civiles et politiques pour eux dans tous les pays civilisés."

C'est à notre alliance qu'est réservée cette belle mission; elle l'accomplira.

Votre entièrement dévoué

Ad. Crémieux.

---

*) Leven und Lehmann, zwei Pariſer Advokaten, hatten Crémieux nach Berlin begleitet. „Prächtige Menſchen von feinem Weſen und warmem Herzen" nennt ſie Berthold Auerbach in einem Briefe an ſeinen Vetter Jakob Auerbach. — Leven iſt jetzt Präſident der Alliance.

An dieſen Mann alſo dachte Lazarus zunächſt, als es galt, Fontane zu helfen. Allein wie ſollte man an den Miniſter kommen, da jede direkte Verbindung während des Krieges aufgehoben war?

Bereits am nächſten Morgen gegen 8 Uhr waren Eggers und Lepel wieder da, um zu ſehen, was der Freund während der Nachtſtunden beſchloſſen habe. Nach reiflicher Erwägung war es ihm als das ſicherſte erſchienen, an Crémieux zu ſchreiben, für Fontanes Unſchuld ſich zu verbürgen und den Brief offen an den Bundespräſidenten der Schweiz zur Abſendung an Crémieux zu ſenden. Präſident war zum Glück gerade Dubs, der ihm ſeit der Antrittsvorleſung in Bern ſehr zugetan war, und es gelangten denn nachfolgende Briefe nach Bern bez. nach Tours:

Berlin, den 23. Oktober 1870.

Lieber und verehrter Herr Präſident!

Ich begrüße Sie herzlich in dankbar freudigem Gedenken des freundſchaftlichen Wohlwollens, das Sie mir jederzeit zu erweiſen die Güte gehabt haben, und komme ohne Umſchweif, Ihnen heute zugunſten eines lieben Freundes eine dringende und inſtändige Bitte ans Herz zu legen.

Herr Theodor Fontane von hier, als lyriſcher Dichter vorzugsweiſe durch ſeine Schottiſchen Balladen bekannt, ſteht mir ſeit 18 Jahren als Mitglied unſeres literariſchen Wochenkränzchens (das den edlen Namen Rütli trägt) ſehr nahe. Wenn ich meinen ſechsjährigen Aufenthalt in der Schweiz abrechne, habe ich ihn — mit wenigen Ausnahmen — 12 Jahre lang jede Woche wenigſtens einmal geſehen, kenne ihn alſo vollkommen hinreichend, um ſagen zu können, daß er ein guter und edler Menſch, jedes Dienſtes von guten und edlen Menſchen in hohem Grade würdig iſt. Wie als Menſch, ſo iſt er als Dichter und Schriftſteller rein und fein, zart und innig. Zu ſeiner Charakteriſtik habe ich leider noch das eine zuzufügen, daß ſeine Geſundheit ſchwächlich, ſeine Konſtitution zart und verwöhnt iſt.

Ich bin vollkommen überzeugt, daß dieſe Schilderung hinreicht, um ihm bei Ihnen, lieber Herr Präſident, ein liebevolles

Intereſſe zu bereiten, davon ganz abgeſehen, daß ich für meine Perſon zugleich an Ihre gütigen, freundſchaftlichen Geſinnungen appelliere und meine Bitte aus der innigſten Teilnahme eines Freundes an ſeinem Schickſal Ihnen vortrage.

Fontane, der eine Geſchichte der Kriege von 64 und 66 geſchrieben hat, iſt, um Vorſtudien für eine etwaige Geſchichte des ſiebziger Krieges zu machen, vor etwa fünf Wochen nach Frankreich gegangen; auf eigne Hand, unabhängig von jedem Hauptquartier, hat er ſeinen Weg eingeſchlagen. Von Toul aus hat er, rein der romantiſchen Neigung folgend, ſich ſeitwärts begeben, um Domremy und Vaucouleurs, die Stätten der Jungfrau von Orleans, aufzuſuchen. Von Franctireurs aufgehoben, iſt er auf die Zitadelle nach Beſançon gebracht worden, wo er ſich noch befindet, wie aus den dürftigen brieflichen Meldungen von ihm erſichtlich, mit dem Verdacht der Spionage behaftet. Ich und meine Freunde, die wir ſeine Verhältniſſe, ſeine Abſichten und ſeinen Charakter genau kennen, wir können mit gutem Gewiſſen und auf Ehrenwort verſichern: daß er, jeder Aktion durchaus fern, lediglich literariſche Zwecke auf ſeinem Wege verfolgt hat. Wir haben uns deshalb durch gütige Vermittlung Ihres hieſigen Geſandten, Herrn Oberſt Hammer, an Sie und den ganzen Schweizer Bundesrat mit der Bitte gewandt, daß Sie die Güte haben möchten, Ihren hohen Einfluß auf die franzöſiſche Regierung und (weil dies weitläufig werden könnte) zunächſt auf den dortigen franzöſiſchen Geſandten dahin geltend zu machen, daß Herr Fontane freigegeben reſp. gegen andere gleichartige Gefangene ausgetauſcht werde — wozu die deutſchen Behörden gern bereit ſein werden —, insbeſondere aber dahin, daß bis zu ſeiner Befreiung mit aller Rückſicht auf ſeine leider ſo ſchwache und zarte Geſundheit mit ihm verfahren werde.

Da ich das Glück habe, Herrn Crémieux perſönlich bekannt und befreundet zu ſein, werde ich mein Zeugnis und meine Bitte auch an ihn richten.

An Sie aber, lieber und verehrter Herr Dubs, geht neben der privaten und dringenden Unterstützung unseres Gesuchs noch folgende zweifache Bitte:

1. daß Sie meinen Brief an Herrn Crémieux, den ich Ihnen morgen senden werde, gütigst so eilig wie möglich befördern wollen;

2. aber und vor allem richte ich an Sie das inständigste Gesuch: Sie möchten die Güte haben, in Ihrem Namen als Präsident der befreundeten Schweizer Republik an Herrn Fontane ein Telegramm zu richten, worin Sie ihm anzeigen, daß Sie ein Gesuch zu seinen Gunsten von mir und den anderen Freunden empfangen haben, sich für ihn zu verwenden; daß Sie auch einen Brief an Herrn Crémieux zu gleichen Zwecken erhalten hätten und befördert haben.

Der Zweck, der durch das Telegramm an Fontane erreicht werden soll, ist ein doppelter: einmal, dem armen Manne einen moralischen Trost zu seiner Kräftigung zu bringen, sodann, um dem Kommandanten von Besançon, durch dessen Hände das Telegramm geht, zu zeigen, daß und wie sehr man und wer sich für Herrn Fontane interessiert, damit dies auf seine Behandlung sofort einen wohltätigen Einfluß übe.

Der Erfolg dieses Telegramms kann nur ein höchst günstiger sein. Sie aber, verehrter Herr Dubs, tun durch diesen Schritt nichts, was Sie — nach meiner unmaßgeblichen Meinung — irgendwie präjudizieren oder einer übertriebenen Intervention zeihen könnte; denn ich bitte nur um die rein faktische Mitteilung, daß bei dem Bundesrat eine freundliche Vermittlung erbeten und ein Brief an Herrn Crémieux befördert worden ist.

Diese Mitteilung, von Ihnen ausgehend und an Herrn Fontane gerichtet, kann, wie gesagt, nur sehr günstig auf ihn und für ihn wirken. Können und wollen Sie zugleich den französischen Gesandten gewinnen, daß auch er sich direkt und telegraphisch an den Kommandanten von Besançon für Fontane verwendet, so wird das natürlich die günstige Wirkung verdoppeln.

Ich habe Ihnen, teurer Herr, mein Gesuch offen vorgetragen; ich will die Ausdrücke flehentlichen Bittens nicht häufen, denn Ihrer wahren, mir so wohlbekannten Humanität und Herzensgüte darf ich vertrauen, daß Sie für meinen lieben, edlen Freund zu tun geneigt sein werden, was Ihre Einsicht und Güte diktieren.

Ich bitte schließlich nur noch um eine gütige Antwort, im Falle der Gewährung um eine telegraphische Antwort, da sie der armen, hier (mit vier Kindern) weilenden Frau zum Troste gereichen könnte.

Ist Ihnen bei Empfang dieses auch das Gesuch von Herrn Hammer und mein Brief an Herrn Crémieux noch nicht zugegangen, so brauchen Sie, darum bitte ich herzlich, Ihr Telegramm deshalb keine Stunde zu verzögern. Beides wird unmittelbar in längstens 24 Stunden dann eintreffen; ich habe Herrn Hammer selbst gesprochen.

Möge Ihnen das Werk einer edlen, humanen Vermittlung gesegnet sein!

In aufrichtiger Verehrung

Ihr freundschaftlich und herzlich ergebener Lazarus.

Lassen Sie mich gefälligst die Kosten der Telegramme wissen, um Sie gelegentlich zu berichtigen.*)

Der erwähnte Brief an den Justizminister Crémieux hatte folgenden Wortlaut:

Sehr geehrter Herr!

Zunächst bitte ich um Verzeihung, daß ich Ihnen einige Ihrer kostbaren Minuten raube; aber es geschieht im Dienste

*) Welch ein Kunstwerk scharfsichtiger, feinfühliger Besonnenheit ist dieser Brief! Wie erstaunlich die psychologische Führung der Rettungsfäden durch die Hände leicht empfindlicher Staatsmänner! — Rührend ist dabei der Freundeseifer, der auch des Familienvaters und der mit vier Kindern zurückgebliebenen bangenden Frau nicht vergißt. Schließlich berücksichtigt er die Möglichkeit verzögerter Briefe, um sein Drängen nach telegraphischer Nachricht zu bekräftigen, und endlich gedenkt er sogar der Kosten. Von der höchsten Humanität bis zur genauen Geschäftsmäßigkeit, welch eine Stufenleiter verschiedenster Charakterzüge, in den Dienst der Freundschaft gestellt!

einer guten Sache, einen Unschuldigen zu befreien, einen guten und edlen Menschen aus unverdienter Haft zu entlassen.

Herr Theodor Fontane, einer meiner Freunde, mit dem ich seit 18 Jahren in demselben literarischen Zirkel wöchentlich zusammenkomme, lyrischer Dichter und historischer Schriftsteller, hat sich vor fünf Wochen etwa auf den Schauplatz des Krieges begeben, um Studien für eine künftige Geschichte desselben zu machen. Von Toul folgte er aber der romantischen Neigung, nach Domremy und Vaucouleurs zu gehen, um die Stätten der Jungfrau von Orléans aufzusuchen. Auf diesem Wege ist er von Francstireurs aufgehoben und auf die Zitadelle nach Besançon gebracht worden, wo er, wie es scheint, im Verdacht der Spionage festgehalten wird.

Da ich den Charakter und die Absichten des Herrn Fontane genau kenne, kann ich mit gutem Gewissen und auf Ehrenwort versichern, daß er jeder Teilnahme an der Aktion fernsteht, daß er rein literarische Zwecke verfolgt hat und verfolgt. Nicht einmal Berichterstattung für ein Journal war seine Absicht, und durchaus auf eigene Hand hat er die Reise angetreten.

Nicht bloß bei der Freundschaft, die uns verbunden hat, sondern bei den Ideen der Humanität, denen wir in unserem Leben dienen, beschwöre ich Sie, Ihren mächtigen Einfluß geltend zu machen für einen reinen, edlen, nur wissenschaftlichen Zwecken dienenden Mann, wie Herr Fontane ist. Ich bitte Sie deshalb dringend und inständig, mein Zeugnis für Herrn Fontane anzunehmen und

1. wenn es möglich ist, anzuordnen, daß er freigegeben werde,

2. oder daß er bei nächster Gelegenheit gegen andere Gefangene gleicher Art ausgetauscht werde,

3. aber und vor allem, in Betracht seiner sehr zarten Gesundheit so schnell wie möglich die Order nach Besançon zu geben, daß er jedenfalls bis zum Ausgang seiner Sache und zu seiner unzweifelhaften Befreiung rücksichtsvoll behandelt und mit

dem versehen werde, was seiner zarten Konstitution bedürftig ist, um seine teure Gesundheit nicht zu schwächen, die unter dem moralischen Eindruck der Gefangenschaft genug zu leiden scheint.

Die hohe Achtung vor den erhabenen Pflichten, welche Ihre Zeit jetzt ausfüllen, verbietet mir, Ihnen ausführlicher zu schreiben. Alle weitere Ausführung könnte auch nur dahin führen, Ihnen die Überzeugung zu geben, daß es sich um einen unschuldigen, selten reinen und edlen Menschen handelt, dessen Rettung ich Ihnen dringend und flehentlich ans Herz lege.

Sie werden meinem Zeugnis den Glauben nicht versagen; Sie werden auf die Stimme der Humanität hören, die Ihrem Herzen ein so gewohnter Klang ist.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß die allgütige Vorsehung dieser tiefernsten Zeit bald ein gedeihliches Ende geben möge.

Daß ich es wage, mitten in diesen Zeiten mich mit einem Zeugnis und einer Bitte an Sie zu wenden, möge Ihnen beweisen, daß ich die feste Zuversicht habe, wie bei Ihnen die Sache edler Humanität zu allen Zeiten und unter allen Umständen einen Anwalt findet.

Ich verharre mit aller Hochachtung

Ihr freundschaftlich ergebener

Lazarus.

Am 24. Oktober gelangte an Friedrich Eggers und durch diesen an Lazarus folgender Brief des Felddiakonen Lüdicke mit ausführlicherer Nachricht, die aber über Fontanes Schicksal weniger zu berichten weiß, als in Berlin bereits bekannt war.

Nancy, den 20. Oktober 1870,
nachmittags 4 Uhr.

Lieber Herr Professor!

Soeben komme ich ein zweites Mal von Toul zurück. — Fontane ist ganz richtig am vierten von dort abgereist, mit einem Wagen, den er von Madame Grosjean gemietet. Er hat sich

das Zimmer reservieren lassen, auch seine Effekten befanden sich da; heute habe ich sie ausgelöst und mit hierher gebracht. Frau Grosjean liegt gelähmt im Bett, sie muß durch einen Stellvertreter ihr Geschäft besorgen lassen. Diesen besagten Stellvertreter, einen zuverlässigen Mann, hat Fontane mitbekommen. Frau Grosjean ist auch sehr besorgt um den Verbleib ihres Garçon; doch nimmt sie durchaus nicht die Möglichkeit eines Unglücks an, und selbst über Franktireurs hat sie nur ein Achselzucken. Am 14. d. M. hat ein Mann im Dorfe Colombé Wagen und Pferd als herrenlos gefunden, es bis an das Tor von Toul gebracht, dort einem Mann aus Toul es übergeben und ist dann seines Weges gegangen. Dies klingt ja sehr märchenhaft und möchte man auf Einverständnis der ganzen Bande schließen; es ist mir aber durchaus nicht möglich gewesen, ein anderes Bekenntnis herauszubringen. Ich bin deshalb heute auf die Mairie gegangen, habe dem stellvertretenden Maire die Hölle sehr heiß gemacht, mit allen Schrecken gedroht, wenn er dieses Lügengewebe nicht enthülle. Die Person, welche den Wagen von Colombé bis Toul gebracht, müßte er entschieden feststellen, daraufhin lassen sich dann weitere Schritte tun. — Wenn ich das Protokoll übermorgen bekomme, möchte ich es, mit Schriftstücken aus dem Ministerium und Polizeipräsidium, welche Sie schicken müßten, hier an den Gouverneur von Bonin*) übermitteln. Nachforschungen können an Ort und Stelle nur unter großer Militärbedeckung gemacht werden; das Terrain von Vaucouleurs, bergig und waldig, sei sehr gefährlich.

Welche Schritte Sie von dort tun können, weiß ich nicht; lassen Sie dieselben möglichst von oben herab kommen, vielleicht durch unsern Großherzog.**) Unser 90. Regiment liegt

*) Adolf von Bonin (1803—1872), preußischer General der Infanterie, von Mitte August 1870 bis März 1871 Generalgouverneur von Lothringen, hatte seinen Sitz in Nancy, später in Metz, trat dann in sein Verhältnis als Generaladjutant des Königs zurück.

**) Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin.

immer noch in Toul, und Oberstleutnant von Legat, der Kommandeur, soll sehr energisch sein. Auf Befehl des Großherzogs könnte er ja leicht ein Bataillon zu einer Streife kommandieren, und eine Magistratsperson von Toul müßte als Führer, Dolmetscher und Parlamentär mitgehen. Wie es aber auch sei, jedenfalls muß der Gouverneur Bonin hier erst gewonnen werden, vielleicht direkt durch die Königin, dann erfährt man gewiß den Verbleib.

Weiter weiß ich nichts zu berichten, kann auch nichts tun; ich bin zu klein und machtlos, stehe aber natürlich durchaus zu Ihrer Verfügung.

Mit bestem Gruß Ihr

Lüdicke.

Wie ernst die Situation war, zeigt ein von Lüdicke dem Briefe beigelegter Zettel: „Im Vertrauen zu Ihnen, bereiten Sie Frau Fontane allgemach auf ein Unglück vor. Erst vor acht Tagen sind in der Gegend von Vaucouleurs zwei Gendarmen getötet worden. Die Bevölkerung dort, enragiert französisch, soll furchtbar frech auftreten. Der Pöbel überfällt bei hellem Tage in Rotten zu Hunderten die Häuser der Wohlhabenden, ja sogar bis vor Toul schwärmen sie heran. Ich bin mit der Situation nicht ganz vertraut, das Flußtal soll nach den Vogesen sich hinziehen, mit diesen zusammenhängen und so quasi eine Ausfallspforte für dort sein. Nach meinem Gefühl ist ein Unglück passiert. Doch läßt sich den Moment nichts weiter tun, als erst den Bericht des Maire abwarten."

In Nancy weilte damals der Maler Otto Heyden (1820—97, nicht zu verwechseln mit dem Maler August von Heyden, dem Rütlionen). Er war, wie schon 1866, so auch 1870 im Gefolge des Kronprinzen auf den Kriegsschauplatz gegangen und bemühte sich in Fontanes Interesse. Am 24. Oktober kam — zugleich mit Lüdickes Brief — ein Telegramm von Heyden in Eggers' Hand mit der Aufforderung, den Wortlaut der Nachrichten aus Besançon

sofort an den Landrat Solger nach der Präfektur von Nancy und Briefe nach dem Johanniterbureau daselbst zu schicken.

Lazarus hatte den richtigen Weg eingeschlagen. Am 28. Oktober erhielt er — infolge einer Störung in Stuttgart per Post — vom Bundespräsidenten Dubs folgende Depesche: „Habe entsprechendes Telegramm an Fontane abgesandt, werde Crémieux Ihr Schreiben zustellen und ihm Gegenstand der Petition bestens empfehlen."

Inzwischen hatte er sich noch an einen Berner Freund, den berühmten Züricher Kliniker Professor Biermer, gewandt*) und ihn telegraphisch um Beförderung folgender Depesche gebeten: „Monsieur Fontane, auteur allemand, prisonnier Besançon, Citadelle. Télégraphie directe impossible. Votre femme me prie de vous dire: Grâce à Dieu, ta lettre du seize reçue; pas d'autre. Lettre suivra. Lazarus."

Brieflich setzte er Biermer die Sachlage auseinander, der bereitwillig die Vermittlung übernahm. Er erhielt darauf folgende Antwort — einige familiäre Mitteilungen sind weggelassen —:

Zürich, Fluntern, 29. Okt. 70.

Verehrter Freund!

Es gereicht mir immer zum wahren Vergnügen, Ihren Wünschen zu entsprechen. Die Depesche an Herrn Fontane und ein Brief an den Festungskommandanten von Besançon sind prompt weiterspediert worden: die Depesche vorgestern und der Brief gestern. Wollen wir hoffen, daß sie ihre Wirkung tun!

Da ich die briefliche Anzeige des erfüllten Auftrags nicht eher zu schreiben Zeit fand, so ziehe ich es vor, Ihnen zugleich mit dem Briefe ein Telegramm zu schicken. Zu weiteren Aufträgen bin ich gern bereit.

In Ihrer freundlichen Zuschrift vermisse ich jegliche Bemerkung über Ihr Wohlergehen. Ich lege das Schweigen zwar

*) Vgl. über Biermer die „Berliner Erinnerungen", S. 325 f.

günstig aus, würde mich aber doch freuen, wenn Sie wiederholenden Falles nicht ganz negativ verfahren wollten.

Mein hiesiger Wirkungskreis ist viel größer und lohnender als der in Bern. Aber zu beklagen habe ich, daß mir der Spitaldienst und die auswärtige Konsiliarpraxis zu viel Zeit wegnehmen. Ich muß so viel reisen, daß ich mir oft wie ein Kurier vorkomme. Leider bin ich deshalb von der literarischen Tätigkeit fast ganz abgezogen. Dies ist fatal; denn abgesehen von dem Gefühl unbefriedigter Arbeitslust laufe ich Gefahr, hier hocken zu bleiben. Und ich möchte hier nicht alt werden. Zürich ist noch weit weniger als Bern ein Asyl für alternde deutsche Professoren. Ich bin auch fest entschlossen, sobald ich mir materielle Unabhängigkeit erworben habe, was in sechs bis sieben Jahren der Fall sein dürfte, mich als Arzt in die Heimat zurückzuziehen.

Die politischen Verhältnisse sind hier geradezu abgeschmackt. In der großen Zeit nationaler Begeisterung in der antipathischen Fremde leben zu müssen, ist ein trauriges Geschick. Es scheint fast, als ob hier mit dem Respekt vor Deutschland auch die Antipathie zunimmt. Und dazu kommt noch, daß die gegenwärtige demokratische Züricher Regierung eine gründliche Malice gegen die Hochschullehrer und insbesondere gegen die deutschen entwickelt.

Unsere Hochschule floriert übrigens trotzdem. Die Frequenz steigt mit jedem Semester, sie beträgt jetzt in der medizinischen Fakultät 160.

(Es folgen noch einige Bemerkungen über Berufung neuer Professoren.)

Ihr aufrichtig ergebener

Biermer.

Die Wirkung der Schritte, welche Lazarus zu Fontanes Befreiung getan, ist aus einem weiteren Briefe Biermers vom 15. November ersichtlich. Er schreibt:

Verehrteſter Freund und Kollege!

Ich habe durch Vermittlung von Collega Büdinger,*) der einen Vetter in Beſançon hat, Erkundigungen über Fontanes Schickſal einziehen laſſen und folgende Nachricht erhalten, die ich mich beeile, Ihnen mitzuteilen.

Büdingers Vetter ſchreibt, er habe Fontane nicht beſuchen können, weil dieſer bereits nach Clermont, von da nach Napoléon-Vendée**) und endlich nach der Inſel Oléron (bei der Charente-Mündung) transportiert worden ſei. — Man habe Fontane zuerſt für einen Spion gehalten; es habe ſich aber herausgeſtellt, daß der Verdacht unbegründet ſei: Fontane ſcheine das Heer als offizieller Hiſtoriograph begleitet zu haben. Auch habe Werder ſich für ihn verwendet und, „wie ich hier im Generalquartier hörte, angeboten, ihn gegen einen gefangenen franzöſiſchen Oberſt auszuwechſeln, und da auch Crémieux ſich für ihn intereſſiert, ſo kommt er unſtreitig frei".

Sollte es nicht möglich ſein, Herrn Fontane durch engliſche Hilfe zu befreien reſp. zu entführen? Der Verkehr zwiſchen England und Rochefort wird, denke ich, gerade jetzt ziemlich lebhaft ſein. Wenn ein Engländer auf Oléron einen Beſuch machen würde, vielleicht könnte er Fontane ſprechen und zur Flucht verhelfen.

Mit freundlichem Gruß Ihr aufrichtig ergebener

Biermer.

Wie bereitwillig Crémieux Lazarus' Wünſchen nachgekommen, beweiſt ſein aus Tours an ihn geſandtes Telegramm vom 20. November, in dem er mitteilt:

---

*) Max Büdinger (1828—1902), Hiſtoriker, ſeit 1861 Profeſſor in Zürich, folgte 1872 einem Rufe an die Wiener Univerſität.

**) So hieß unter den beiden Kaiſerreichen das heutige La Roche-ſur-Yon, die Hauptſtadt des Departements der Vendée. Wie aus Fontanes „Kriegsgefangen" erſichtlich, verließ er Beſançon, wo er achtzehn Tage zubrachte, am 29. Oktober und wurde über Lyon—Moulins—Gueret—Poitiers—Rochefort und Marennes nach Oléron befördert.

Je pense qu'en ce moment M. Fontane, votre recommandé et celui de vos savants collègues, est libre. Je n'ai perdu un instant, mais il avait été envoyé à l'île d'Oléron, ce qui a retardé sa délivrance. Hélas, mon cher monsieur, ce n'est pas à notre chère France qu'il faut recommander l'humanité dans cette guerre barbare qu'on lui livre. Dieu jugera. Votre bien affectionné

Ad. Crémieux.

Noch am selben Tage ließ er das ihm soeben zugestellte Schreiben aus dem Kriegsministerium nach Berlin abgehen, welches folgenden Wortlaut hat:

Ministère de la Guerre. Tours, ce 20 Novembre 70.
Justice militaire.

Monsieur,

Vous pouvez annoncer que M. Théodore Fontane, littérateur allemand, prisonnier à Oléron, est autorisé à rentrer en Allemagne, comme prisonnier sur parole. Sa parole lui sera rendue le jour où il aurait fait renvoyer libre, en France, un de nos officiers prisonniers en Allemagne.

Je suis heureux de vous en informer et d'avoir pu contribuer, dans la petite mesure de mes forces, à seconder l'intérêt que notre excellent et si honorable Ministre de la justice avait exprimé en faveur de M. Fontane.

Agréez, Monsieur, l'assurance de ma considération très distinguée.

S. Agulluer.

Diesem Schreiben fügte Crémieux nachstehenden Brief an:

A Monsieur Lazarus à Berlin.

Monsieur et honoré ami,

Je vous ai expédié ce matin une dépêche vous annonçant la mise en liberté de M. Fontane. Voici la lettre envoyée du Ministère de la guerre qui me donne la nouvelle officielle. Je m'empresse de vous la transmettre.

Je regrette bien, mon cher et honoré ami, que le temps me manque pour vous écrire, je suis tellement surchargé de travail et de préoccupation que je ne trouve pas un moment de liberté; mais soyez certain que le souvenir de mon séjour à Berlin ne s'efface pas et que votre nom est celui qui se présente toujours le premier à mon estime et à mon affection dévouée.

Ad. Crémieux.

Tours, 21 Novembre.

Ergänzt wurden dieſe Nachrichten durch ein zweites Telegramm aus Tours vom 21. November:

Le Ministre de la Justice à M. le Professeur Lazarus

à Berlin.

Depuis mon télégramme d'hier, je vous ai transmis une lettre du Ministre de la Guerre, m'annonçant que M. Fontane est renvoyé prisonnier sur parole, mais pouvant recouvrir sa liberté entière par un échange; que Mr. Fontane, pour libérer sa parole, propose comme échange Mr. Gabriel Sanatoir,*) colonel du 13 d'artillerie, fait prisonnier à Metz, actuellement à Schwalbach, peut-être à Wiesbaden.

* * *

Friedrich Eggers, der den glücklichen Gedanken gehabt, die Sorge um Fontane in Lazarus' Hand zu legen, war einer der erſten, die ihm für ſeinen erfolgreichen Feldzug dankten.

Am 21. November ſandte er ihm einen ſeiner anmutigen Briefe:

Geliebter Leibnitz!

Feſtgenagelt an den Arbeitsſtuhl, wie ich bin, kann ich nicht, wie ich wünſchte, zu Ihnen eilen, um Ihnen Dank und Huldigung

*) Name wahrſcheinlich auf dem Wege über München verſtümmelt.

darzubringen für die Befreiung des Freundes, die ich soeben aus dem Munde der überglücklichen Elloramutter*) erfahre.

Lassen Sie mich es bildlich tun, indem ich Ihnen das neueste, eben fertig gewordene Konterfei meines irdischen Selbst, um freundliche Annahme bittend, in die liebe Freundeshand lege. — Ich komme in Begleitung des mir geliehenen Bildes von Fontane. Ihr Exemplar hat der Kronprinz, und ich bin daher nur imstande, Ihnen ein stark beschnittenes wiederzugeben, das sich dem Buche hat fügen müssen.

Rütli soll Ihnen den Beinamen „Liberator" dekretieren. Heil Leibnitz-Liberator!

Unwandelbar Ihr getreuer

Anakreon Friede.

Fontane selbst erhielt erst am 26. November vom Vizekommandanten von Oléron die mündliche Mitteilung: „Monsieur le Ministre de la Guerre a ordonné votre libération. Monsieur Fontane, vous êtes libre." In Deutschland hatte die Nachricht schon mehrere Tage vorher die Runde gemacht. Paul Heyse schrieb am 24. November an Lazarus: „Fontanes endliche Freilassung hat uns gestern die Zeitung gemeldet. Es wird großer Jubel im Rütli sein, und Du hast Dir kein kleines Anrecht auf eine oberste Stelle im goldnen Buch der Freundschaft erworben."

Inzwischen war ihm bereits die offizielle Antwort über den Erfolg seiner an den Schweizer Bundesrat gerichteten Petition zugegangen. Von besonderem Interesse ist das in ihr enthaltene Telegramm von Crémieux an Dubs. Das Schreiben lautet:

Schweizerische Gesandschaft
in Deutschland. Berlin, den 23. November 1870.

Der unterzeichnete schweizerische Gesandte hat soeben von dem Präsidenten der Schweizerischen Eidgenossenschaft die Anzeige

*) Frau Emilie Fontane. Über die Ellora berichtet das nächste Kapitel.

erhalten, daß er unter dem 20. d. M. von Herrn Crémieux in Tours, Mitglied der Regierung der Nationalen Verteidigung, ein Telegramm folgenden Inhaltes empfangen habe:

Le Ministre de la Justice à Monsieur le Président de la Confédération Suisse à Berne.

Il n'a pas dépendu de moi que Monsieur Fontane de Berlin fût mis plus promptement en liberté; il avait été envoyé à Oléron (l'Isle d') sans que l'autorité judiciaire en fût avertie; au moment où je vous écris, je pense qu'il a pris le chemin de sa patrie, et je me félicite de vous donner cette nouvelle, à vous qui m'avez fait recommander Monsieur Fontane par Monsieur de Reinach.

Tours, 20 Novembre 1870, 11 h 20'.

[sign.] A. Crémieux.

Indem der Unterzeichnete sich beeilt, obiges Telegramm zur Kenntnis Seiner Hochwohlgeboren des Herrn Professor Dr. Lazarus zu bringen, benutzt er diesen Anlaß zur Versicherung seiner ausgezeichneten Hochachtung.

B. Hammer, Oberst.

Sein Dankschreiben vom 24. November an Oberst Hammer schließt den offiziellen Briefwechsel ab:

Exzellenz!

Nachdem ich am 20. d. M. von Herrn Crémieux aus Tours die telegraphische Meldung von der Befreiung des Herrn Fontane empfangen hatte, war ich der Meinung, mit dem Ausdruck herzlichen Dankes gegen Sie, hochverehrter Herr Oberst, und den Herrn Bundespräsidenten Dubs so lange warten zu sollen, bis Herrn Fontanes persönliche Anwesenheit hier die freudige Stimmung geschaffen hätte, welche dem tief empfundenen Danke gegen Sie auch zugleich den vollen, ungetrübten Ton einhauchen würde. Ihre gütige Mitteilung von heute aber, daß dem Bundespräsidenten ein gleiches Telegramm am 20. zugegangen ist, macht es mir zur angenehmen Pflicht, keine Stunde mehr

zu zögern, um Ihnen, hochgeehrter Herr, und der schweizerischen Bundesbehörde den freudigsten Dank auszudrücken nicht bloß für die einflußreiche Mitwirkung zur Befreiung unseres Freundes, sondern für die Betätigung eines so edlen und reinen Strebens zugunsten der Humanität bei jedem gegebenen Anlaß.

Es ist immer ein erquickender Trost, wenn in das härene Gewand des Krieges doch auch die weichen und schimmernden Seidenfäden menschlichen Wohlwollens eingewebt erscheinen.

Genehmigen Sie usw.

In seinem „Kriegsgefangen" berichtet Fontane, daß er am 29. November erst Oléron verlassen hat. Die letzten Seiten schildern seine Rückreise bis nach Genf, wo er sich endlich geborgen fühlt und hoch aufatmend das eine Wort sagt: Frei.

Bei Ausstellung seiner Liberationsorder erfuhr er gleichzeitig, daß Gambetta*) lediglich dem Andringen Crémieux' nachgegeben habe. „Ich erkannte, so fährt er fort, in dem allem leicht die Zusammenhänge mit der Heimat und wußte genau, wohin ich den eigentlichen Dank für meine Befreiung zu richten hatte."

Das ist alles. Diesen Dank selbst auszusprechen, den Namen wenigstens des Freundes zu nennen, der sich für ihn verbürgte, der sich nicht genug tun konnte, in eindringlichster, umsichtiger Weise ihm die Freiheit zu verschaffen, dessen Briefe eine wahrhaft rührende Fürsorge um das Wohl Fontanes und der Seinen bekunden — dazu hat er in dem nahezu 300 Seiten umfassenden Buche keinen Platz gefunden. Das Gefühl für Freundschaft und Dankbarkeit war eben Fontanes Stärke nicht! Gewiß wird er dem Retter bei der Rückkehr die Hand gedrückt haben, auch ein Exemplar seines „Kriegsgefangen" hat er ihm in Halbfranzband mit Goldschnitt überreicht. Wie nahe lag es, ihm das Buch zu widmen!

Gefühlt hat Lazarus gewiß den Mangel an dankbarer Gesinnung. Gesprochen aber hat er nicht darüber, und noch viel

*) Gambetta hatte am 9. Oktober auch das Kriegsministerium übernommen.

weniger ließ er ihn Fontane entgelten. Lange nachher wendet ſich deſſen Frau einmal brieflich „angſterfüllten Herzens“ an ihn um Rat und beruft ſich auf die „vielen Zeichen von Freundſchaft, die der teuerſte Freund“ ihnen ſeit Jahren bezeugt.

Fontane ſetzt ſich mit ſcherzhaftem Wort auch ſpäterhin über das Gefühl des Dankes hinweg. Im Dezember 1881 empfängt er den 3. Band des „Leben der Seele“, und der Dichter ſchreibt ſeinem „teuerſten Leibnitz“, daß deſſen vier große Kapitel während der Feſttage zu ihm ſprechen ſollen. „Ich werde dann von dem Takt hören, den die meiſten Menſchen (ich ſelbſt an der Spitze) nicht beſitzen, von der Freundſchaft, die ſie ſuchen und nicht finden, von den Künſten, an deren Verfall ich mitarbeite, und von den Sitten, die zurückgehen.“

Fontane — ſo hat man geſagt — liebt es nicht, ſentimental zu erſcheinen, und ſo mag man es mit ſeinem humoriſtiſchen Tone erklären, daß er Lazarus gegenüber in dieſer Weiſe über Freundſchaft ſchreibt. Aber er dürfte ſie ihm kaum je vergolten haben. Der 70. Geburtstag hätte eine ſchöne Gelegenheit geboten. Fontane ſendet ihm allerdings mit einem „venediſchen Glaſe“ einen Glückwunſchbrief nach Schönefeld. Ein übriges braucht er nicht zu tun, da ohnedies dieſer Tag „den Dank und die Huldigungen vieler Verehrer und Freunde von nah und fern bringen wird.“ Er ſchreibt, daß etwas „Rütli-Kollektives“ geplant, aber geſcheitert war — eine Bemerkung, welche wie kaum eine andere die Geburtstagsſtimmung herabmindern mußte —; er freut ſich, daß Moritz Braſch „dem Begründer der Völkerpſychologie“ in einer Studie in Nord und Süd eine Huldigung dargebracht hat. „Mir aber, der ſich nicht in gleicher Weiſe legitimieren kann, wollen Sie geſtatten, Ihnen für all das Liebe und Gute, das mir durch mehr als ein drittel Jahrhundert in Kriegs- und Friedenszeiten von Ihnen zuteil wurde, hier herzlich zu danken. Was ich höher zu veranſchlagen habe, Ihr Eintreten für mich in meinen Gefangenſchaftstagen oder Ihr mich ſo vielfach förderndes Wort in beinah tauſend Rütliſitzungen, ſtehe dahin. Alles in allem gibt's eine gute Summe.“

Durch Veröffentlichung dieses Dankeswortes sei hier ein Teil des von Fontane Versäumten nachgeholt. Eine philosophische Studie, wie sie Brasch so gut gemeint Lazarus an jenem Tage darbrachte, hat gewiß niemand von Fontane erwartet. Fand der Dichter wirklich keinen Weg, sich zu „legitimieren", keinen Vers, wie er ihn anderen gewidmet hat? Freilich besser war kein Gedicht als ein „gemachtes".

Mit Bezug auf seine literarische Laufbahn sagt Fontane, der so viele Freunde gewonnen, immer wachsende Anerkennung gefunden: „Ich bin absolut einsam durchs Leben gegangen." Zum Zusammenschluß, zur Hingabe war er überhaupt nicht geschaffen. Mit Vorliebe verweilt er bei den kleinen Schwächen seiner literarischen Freunde,*) sieht er das Trennende, nicht das Bindende. Wie im engen, so auch im weiten Kreise. „Das Unheil, das Lessing mit seiner Geschichte von den drei Ringen angerichtet hat, ist kolossal. Das ‚seid umschlungen, Millionen!' ist ein Unsinn."

Was Fontane gesehen und erlebt, das spiegelt sich getreulich in seinen Werken wider. Er ist ein großer Realist. Er besitzt die Fähigkeit, auch fremdes, ja selbst ihm fremdes Empfinden widerzuspiegeln. So hat ihm die englische Balladenpoesie Stoff und Form zu meisterhaften Nachdichtungen geboten, er hat sich an ihnen zu einem begeisternden patriotischen Sänger herangebildet. Die schönen Verse, die er dem Alten im Sachsenwalde nachruft, beweisen, wie er sich der Zeitströmung anzupassen verstand. Nannte er doch Bismarck zur selben Zeit einen „ganz unsympathischen Vorteilsjäger, den die Macht des hohenzollerschen Königtums gestürzt hat, die stärker war als sein Genie und seine Mogelei". (!)

Die Fontane-Affäre hatte des Philosophen Einfluß und Hilfsbereitschaft vor aller Welt in so helles Licht gestellt, daß er in der

*) „Ich habe so viel Grog in Smidts Hause getrunken, daß es eigentlich schlecht ist, so viel Anzügliches hier von ihm zu sagen." (Von Zwanzig bis Dreißig, S. 387.)

Folgezeit noch mehr als zuvor als Retter aus allen möglichen Nöten in Anſpruch genommen wurde. Überaus charakteriſtiſch für die allgemeine Anerkennung ſeiner Menſchenfreundlichkeit iſt folgendes Beiſpiel aus dem Anfang der ſiebziger Jahre: Nach Berlin kam ein Göttinger Student, deſſen Vater ſein Vermögen eingebüßt hatte. In der Hauptſtadt hoffte er die Mittel zur Fortſetzung ſeiner Studien zu erwerben. Er brachte von einem Göttinger Profeſſor außer an Lazarus drei Empfehlungsbriefe mit: an Berthold Auerbach, Abraham Geiger und Joſeph Lehmann. Nach einigen Tagen kam der junge Mann mit vier Empfehlungen zu Lazarus. Der Dichter, der Gelehrte und der Redakteur glaubten dem Wunſche des Göttinger Freundes am beſten dadurch zu entſprechen, daß ſie dem Studenten einen Brief an Lazarus auf den Weg gaben. Dieſer trug denn auch vierfach Sorge um den Schützling, er ermöglichte ihm die Fortſetzung ſeiner Studien und verhalf ihm zu ſeiner Lebensſtellung.

Bereits im Sommer 1871 wurde Lazarus wieder mit der Miſſion betraut, einen Deutſchen vor der franzöſiſchen Juſtiz zu retten. Der bekannte Rechtslehrer Julius Baron (1834—1898) ſandte ihm nach dem Bade Nauheim folgenden, für die damaligen Verhältniſſe intereſſanten Brief:

Hochgeehrter Herr Profeſſor!

Geſtatten Sie, daß ich in einer ernſten Sache mir Ihren Beiſtand erbitte.

Ich habe einen Bruder in Paris, Siegfried Baron, der am Cercle der dortigen Getreidebörſe eine ziemlich angeſehene Stellung einnimmt. Derſelbe verließ Paris Ende Auguſt 1870, hielt ſich dann eine Zeitlang in Deutſchland und in der Schweiz auf, ging im Oktober nach Verſailles und machte hier Lieferungen an die preußiſche Armee. Im Februar kehrte er nach Paris zurück und blieb daſelbſt mit kurzen Unterbrechungen bis Mitte April; dann verließ er Paris (aus Furcht vor der Kommune) und lebte hier in Berlin bis Ende Mai, zu welcher Zeit er

über die Schweiz nach Paris zurückkehrte. Dort ist er am 13. Juni verhaftet worden und befindet sich noch jetzt in der maison de correction in Versailles.

Mein Bruder hat einen Associé, A. v. Hofer mit Namen; nach dessen Mitteilungen ging die Denunziation von einem Konkurrenten, Mr. Héricourt, aus. Als Grund der Verhaftung wird namentlich angegeben, mein Bruder sei Agent der Kommune gewesen oder Vermittler zwischen der Kommune und den Preußen, und ähnlicher Unsinn.

Ihr Schwager, Herr Steinthal, erinnert sich gewiß, daß ich ihm die Ankunft meines Bruders hierselbst im April mitteilte. Mein Bruder ist vor der Kommune geflohen und nicht ihr Diener gewesen.

Ich habe trotz meiner hoch hinauf reichenden Bekanntschaften kein energisches Einschreiten unserer Regierung erwirken können. Man hat sich mit einer Anfrage begnügt. Die Antwort lautete, „es seien Belastungsmomente vorhanden"; man hat sich bei diesen Worten, deren Hohlheit selbst dem Nichtjuristen klar ist, beruhigt. Infolgedessen ist ein Ende der Sache nicht abzusehen; mein Bruder ist stark leberleidend, sitzt in einem Zuchthause, anheimgegeben dem Hochmut französischer Gefängniswärter. Ich habe seit seiner Verhaftung keine Zeile von ihm erhalten, kein Mensch hat ihn gesehen; ich weiß nicht, was aus ihm geworden.

Sie haben, hochgeehrter Herr, durch die Bekanntschaft mit Mr. Crémieux im vergangenen Herbst die Freilassung Fontanes bewirkt. Erlauben Sie, daß ich Sie um eine gleiche Verwendung bei Herrn Crémieux im Interesse meines Bruders bitte. Sie würden ein Werk echter Barmherzigkeit verrichten. Alle Tage tritt eine Schwester mit verweinten Augen vor mich hin und überhäuft mich mit Vorwürfen, daß ich meinen Bruder habe nach Paris gehen lassen, und zuletzt wage ich fast nicht mehr zu behaupten, daß ich vorwurfsfrei bin.

Versuchen Sie, geehrter Herr, mich zu unterstützen. Ich weiß wohl, daß die Lage sich verändert hat. Herr Crémieux

sitzt nicht mehr in der Regierung, aber er ist noch immer der Freund, der Genosse der Herren Farre, Dufaure, und er wird Ihr Wort nicht unbeachtet lassen. Und selbst wenn er dies täte, so würde dies nicht zum Nachteile des Rufes der Humanität ausschlagen, welchen Sie genießen und welcher mich zu meinem Briefe erkühnt. Sollte Ihnen der Aufenthalt des Mr. Crémieux unbekannt sein, so adressieren Sie gefälligst Ihren Brief an Herrn von Hofer in Paris (Firma: de Hofer & Baron, Paris, 16, rue de Grammont); er wird denselben an Herrn Crémieux befördern. Bedürfen Sie irgendwelcher weiteren Information, so stehe ich zu derselben jeden Augenblick bereit; nur erlaube ich mir zu erinnern: bis dat, qui cito dat.

Indem ich mich Ihnen bestens empfehle, bitte ich zugleich, mich Ihrer Frau Gemahlin sowie der Frau Professor Steinthal zu empfehlen, und zeichne in aller Hochachtung

Berlin, den 5. Juli 1871. Baron,
Luisenstraße 53.

Diesem Briefe sind einige Zeilen von Steinthal angefügt, der warm die Bitte seines „Freundes und lieben Kollegen Baron empfiehlt, dessen Bruder das Opfer einer Gemeinheit geworden".

Über den Erfolg von Lazarus' Verwendung in diesem Falle ist nichts bekannt. Nebenbei bemerkt: er ist charakteristisch für das verschiedene Verhalten von Lazarus und Steinthal im Leben überhaupt. Steinthal ist erregt, aber er begnügt sich — Lazarus' Vermittlung anzurufen. Dieser bleibt ruhig und wirkt durch die Tat.

Was aber hatte ihm sein erfolgreiches Eintreten für Fontane eingebracht? — Mit einer Variante die Bestätigung seines Wortes:

Dankbarkeit ist nicht in Aller Erfahrung gegeben. Für diejenigen, die sie innerlich erleben, ist sie eine der beglückendsten Tatsachen, für die anderen — ein Märchen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Tunnel und Ellora.

Vor mehr denn achtzig Jahren entwarf ein genialer Franzose, Brunel, den Plan zu einem Tunnel unter der Themse. Er ging 1825 ans Werk, dem sich unsägliche Schwierigkeiten entgegenstellten. Nach 17 Jahren war dieser erste unter Wasser gebaute Tunnel glücklich vollendet. Auch auf dem Festland verfolgte man seine Ausführung mit lebhaftestem Interesse, und als im Jahre 1827 der Humorist Saphir in Berlin einen „literarischen Sonntagsverein" gründete, in dem er sich eine Art Hilfs- und Schutztruppe heranzubilden gedachte, gab er dem geistigen Verkehrswege, den er damit eröffnete, den symbolisch anklingenden Namen „Tunnel über der Spree".

Zu seinen Stiftern gehören auch die Hofschauspieler Lemm und der bekannte spätere Hofrat Louis Schneider, bei dem größeren Publikum beliebt als Verfasser des reizenden Einakters „Der Kurmärker und die Pikarde". Schneider war ein ungemein versatiler Herr und persona gratissima bei Hofe. Er hatte sich einige Jahre als verständnisvoller Regisseur der Königlichen Oper bewährt, mußte aber während der Stürme des Revolutionsjahres 1848 der Ungunst des Publikums geopfert werden und fand eine Entschädigung in der Vertrauensstellung, die ihm Friedrich Wilhelm IV. anwies, als er ihn zu seinem Vorleser berief. Noch höher stieg die Sonne fürstlicher Huld unter Wilhelm I., der dem diskreten Manne auch die Verwaltung der Königlichen Privatbibliothek übertrug und so den wissenschaftlichen Neigungen seines ihm un-

entbehrlichen Lektors entgegenkam; denn der bewegliche einstige Komiker war im Grunde eine ernste Gelehrtennatur mit den vielseitigsten Neigungen und befand sich am wohlsten in der Gesellschaft guter Bücher. Auch in das Detail der Wissenschaft drang er ein. Hat er doch bekanntlich die lokalhistorische Forschung Berlins und Potsdams durch Begründung von Geschichtsvereinen nachhaltig gefördert.

Schneider war ein rastlos tätiger Mann, und seine Unermüdlichkeit hat den Tunnel zur Blüte gebracht. Seinen ausgezeichneten Beziehungen gelang es, demselben von Anfang an auch aus den höheren Gesellschaftsklassen Mitglieder zuzuführen. Daß Saphir schon nach zwei Jahren aus Berlin schied, war für den jungen Verein kein Verlust. Nun stand er ganz unter dem Zeichen „Schneider", und er gedieh dabei. Die Mischung von Ernst und Komik, die Vielgestaltigkeit literarischer Interessen, die den Tunnel charakterisieren und besonders in den vierziger und fünfziger Jahren zu einem Mittelpunkte Berliner geistigen Lebens machen, dies alles finden wir in der originellen Natur des damaligen Hofschauspielers vorgezeichnet, und er hat dessen Doppelnatur beibehalten, auch als neue Persönlichkeiten in den Vordergrund traten, die Sinn und Ursprung so mancher überlieferten Form und Formel nicht mehr kannten, deren magische Kraft aber gerade durch das Nebelhafte erhöht wurde.

Scherzhaft war schon der stolze Tunnelname, der Vergleich mit dem Londoner Riesenbau. Till Eulenspiegel war Schutzpatron, und auch das Gewand des Tunnels — Verfassung und Statuten — war auf Narretei zugeschnitten. Den Vorsitz führte das „angebetete Haupt", das als Zeichen der Macht das Eulenzepter führte: einen mannshohen, schwarzen Stab mit einer vergoldeten Eule, dem Wappentier. In der einen Kralle trug sie den Spiegel der Wahrheit, in der andern den heiligen Stiefelknecht, dessen Zinken unendliche Ironie und — Wehmut symbolisierten. Warum? — das dürfte sich nicht mehr ergründen lassen; die späteren Geschlechter scheuten sich, das Mysterium des Stiefelknechts zu deuten.

Der Tunnel bestand aus Klassikern und Makulaturen, d. h. passiven und dichtenden Mitgliedern. Zu ihnen gesellten sich die Runen; so hießen die Gäste, weil sie noch unentziffert waren.

Sonntags um fünf Uhr eröffnete das angebetete Haupt die Sitzung durch dreimaliges Aufschlagen mit dem Zepter und fragte nach Verlesung des letzten Protokolls: „Späne da?“ Es fehlte nie an solchen, d. h. an neuen Dichtungen, die zum Vortrag kommen sollten, und die Runen wetteiferten an Produktivität oft genug mit den Makulaturen. Die Kritik wurde gewöhnlich einem besonders Bewährten übertragen und in strenger Weise geübt. Von den fünf Zensuren — sehr gut, gut, ziemlich, verfehlt, schlecht — wurden die letzten am häufigsten erteilt. Zumal durch diese unbefangene, ohne Ansehen der Person geübte Kritik hat der Tunnel viel Gutes gewirkt. Die Mitgliederliste weist eine reiche Zahl von Autoren auf, die durch seine Schule gegangen sind. Die absolute Unparteilichkeit, mit der man über alle Späne zu Gericht saß, war ein Hauptvorzug. Vor seinem Forum gab es keine Standesunterschiede. Rang und Würden blieben ante portas, selbst der Name, für den man allerdings einen mindestens gleichwertigen eintauschte, den eines Geistesverwandten oder mit besonderer Pietät verehrten Mannes. Das ermöglichte einen völlig ungezwungenen Verkehr von Männern, die sonst durch gesellschaftliche, politische*) und andere Schranken voneinander geschieden waren. Der Tunnel nivellierte alle, trotz Zepter war Égalité seine Devise. Auch an Raum und Zeit war er nicht gebunden: Aristophanes (Saphir) hatte ihn ins Leben gerufen, Campe der Caraïbe (Schneider) ihn großgezogen. In dieser buntgemischten Gesellschaft erschien der ritterliche, früh verstorbene Lyriker Graf Moritz von Strachwitz als gefeierter und geliebter Götz von Berlichingen neben dem Großkanzler Friedrichs des Großen, Cocceji, der sich im profanen Leben Heinrich von Mühler nannte und später als Kultusminister

*) Die Politik war überhaupt laut Statut aufs strengste im Tunnel verpönt.

die Popularität einbüßte, welche sich einst der flotte Studio als Schöpfer des schönen Liedes „Grad aus dem Wirtshaus komm ich heraus" erworben hatte. Hier verkehrten freundschaftlich Immermann (Kammergerichtsrat von Merckel, Mühlers Schwager) und Schenkendorf (Bernhard von Lepel), Maler Müller (Hugo von Blomberg) und der dithyrambische Willamov (Fedor von Köppen) mit Camoëns (Otto Gildemeister), dem Dichterfürsten des 16. Jahrhunderts, Scharnhorst (Major Ritter), Claudius (George Hesekiel) und Cook (Scherenberg). Hans Sachs (der Bäckermeister Leo Goldammer) wurde dem Tunnel von Lessing (Geheimrat Kugler) zugeführt, dessen Gunst er sich durch sein patriotisches Schauspiel „Der große Kurfürst bei Fehrbellin" erworben. Neben Bürger (Heinrich Smidt) sah man Thespis (Gustav zu Putlitz) und den unermüdlich anregenden Anakreon (Friedrich Eggers), während Bertran de Born (Emanuel Geibel) der ganzen Gesellschaft, die mit ihrer Kritik auch vor ihm nicht Halt machte, bald Wohlwollen und Teilnahme entzog und den Tunnel späterhin mißmutig als „Kleindichterbewahranstalt" verurteilte.

Mit Unrecht! Der Tunnel zeigt in den verschiedenen Jahrzehnten seines Bestehens ein sehr verschiedenes Gepräge, aber noch bis in die siebziger Jahre zeichnete er sich durch eine Fülle von Talenten aus und bildete einen Anziehungspunkt auch für die Literaten, die vorübergehend nach Berlin kamen. Am glänzendsten war ja jene poetisch-gesellige Periode, in der der jugendliche Paul Heyse, dem, wie er selbst einmal sagt, ein sehr sentimentales, todesahnungserfülltes Gedicht den Namen Hölty eingetragen, seine graziösen Novellen in Versen und seine Idyllen aus Sorrent vortrug und Theodor Fontane (La Fontaine) mit seinen Balladen aus dem schottischen Hochland Ohr und Herz der Zuhörer gefangen nahm. Lepel schwelgte damals in Oden und Hymnen, die von der Muse Platens eingehaucht schienen, und seine Zauberin Kirke erging sich in heiterer Ungebundenheit; Scherenberg sang seine vaterländischen Schlachtgesänge — die dann Köppen nachahmte —

und versuchte durch seine Dichtungen die eingeschlummerten Geister anzufeuern, während Hesekiel mit seinen Romanen das gleiche Ziel im Auge hatte und Smidt mit seinen Seenovellen Beifall erntete und als deutscher Marryat gepriesen wurde.

In jener Zeit wurde Felix Dahn als achtzehnjähriger Student eingeführt und als Mitglied aufgenommen. Wie Heyse, so bekennt auch er dankbar den wohltätigen Einfluß des Tunnels. In seinen Erinnerungen erzählt er, er habe kaum je eine seiner Sitzungen versäumt und verdanke ihm die reichste Anregung und Förderung, viel mehr als später den Krokodilen, unter denen nur Geibel, aber auch viel mehr auf langen Spaziergängen mit ihm allein als in jener Münchener Gesellschaft, wahrhaft belehrend auf ihn eingewirkt habe. Daß er aber auch in der Zeit des Niederganges jungen Schriftstellern in formeller Hinsicht eine treffliche Schulung bot, hat Heinrich Seidel, der als Frauenlob im Tunnel manches treffliche Lied gesungen, in seinem Büchlein „Von Perlin nach Berlin" öffentlich bekundet, und er hat ihm und seinem begeisternden Haupte, dem trefflichen Friedrich Eggers, einige warme und wahrhaft liebenswürdige Seiten gewidmet.*)

*) Vgl. hierzu das mit beneidenswerter Überlegenheit gefällte Urteil von Prof. Richard M. Meyer in seiner deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts: Fontane, so sagt er S. 448, „untersuchte unermüdlich die merkwürdigen Menschen, mit denen er im Tunnel zusammensaß: Ministeraspiranten und halbverbummelte Genies, pedantische Schulmänner und frivole Journalisten. . . . Fast alle Probleme, die ihn später beschäftigten, erwuchsen ihm hier schon aus dem Studium der Blender und Propheten, der philiströsen Arbeiter und der ‚überheblichen' Kritiker im Klub. Ein Problem aber ging ihm mit besonderer Schärfe auf: das der sozialen Klassen. Dichter aus dem alten Adel wie der Schlesier Strachwitz und besonders die Märker Lepel und Merckel verkehrten dort auf dem Fuße völliger Gleichheit mit dem Apothekersohn; kam er aber in ihre Familienkreise, so wiederholte sich die Erfahrung einer unwillkürlichen Sonderung der Elemente, die schon sein Vater mit den Swinemünder Edelleuten gemacht hatte." — Wie steht es nun mit Meyers Kenntnis im einzelnen? Fontane hat „seinen alten Freund" Strachwitz, mit dem ihn Meyer im Tunnel „in der Balladendichtung wetteifern" läßt, persönlich gar nicht gekannt; er trat in den Dichterklub erst ein Jahr, nachdem jener schon in seine schlesische Heimat zurückgekehrt war. Auch

Übrigens erfreute sich der Tunnel nicht bloß einer treuen Gefolgschaft von Dichtern und Schriftstellern aller Art; auch bildende Künstler und Musiker waren zahlreich in ihm vertreten. Ein belebendes Element war der geniale, zu früh verstorbene Architekt Richard Lucae (Schlüter); als Peter Vischer erschien hier der Bildgießer Wilhelm Wolff, der „Tierwolff" genannt. Die Malerei vertraten u. a. Adolf Menzel (Rubens), Theodor Hosemann (Hogarth), der das Berliner Philistertum verewigt hat, der Historienmaler Hermann Stilke (Raphael Mengs) und Ludwig Burger (Callot), den Berlinern durch seine trefflichen Dekorationen unvergeßlich. Selbstverständlich fehlte die edle Musica nicht: der Oberkapellmeister Taubert (Dittersdorf) hat manches Tunnelfest verschönt.

Fürwahr eine auserlesene Gesellschaft! Daß es am Himmel auch Sterne zweiter und dritter Größe gibt, darüber hat sich noch niemand verwundert. Hin und wieder mag auch ein zweifelhaftes Licht aufgetaucht sein; aber wo Männer wie Kugler und Merckel, Eggers und Scherenberg an der Spitze standen, war für unlautere Elemente kein Platz.

Als fragwürdig erschien vielen ein Mann, der schon seiner wechselvollen Schicksale wegen interessant ist: Wollheim — im Tunnel Lord Byron genannt —, 1810 als Sohn eines aus Breslau nach Hamburg gewanderten jüdischen Lotteriekollekteurs geboren.

Merckel war übrigens Schlesier, nicht Märker, der Sohn eines Leinenfabrikanten. Und in den Familien seiner beiden Konrütlionen soll Fontane als nicht zugehörig betrachtet worden sein! Ein Blick in dessen Buch „Von Zwanzig bis Dreißig", das den Tunnelkreis eingehend behandelt, hätte Meyer gezeigt, was Fontane und seiner Familie zumal „Tante Merckel" bedeutete. Lebten doch seine Kinder zeitweilig mehr bei ihr als im eigenen Hause! — Meyer läßt Strachwitz (S. 375) im Tunnel auch mit Kugler nnd Heyse verkehren. Nun wurde Kugler aber erst nach den Märzstürmen Mitglied, und Heyse war, als Strachwitz Berlin verließ, 13 Jahr alt! Wohin man also sieht trifft man bei Meyer auf Irrtümer. Daß jemand solche mit großer Sicherheit auftischt, mag durchgehen. Aber ohne alle Kenntnis souverän aburteilen?! — — Im Juli 1902 sprach Erich Schmidt einmal in einer Vorlesung von seines Kollegen Meyer unheimlicher Gelehrsamkeit. Das ist wohl das rechte Wort!

Er war ein moderner Typus — damit soll nichts Kränkendes gesagt sein. In Berlin hatte er Philosophie studiert und stolz auf sein blau-rotes Verbindungsband zuerst das Studentenlied gesungen: „Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren?“ Unzähligemal ist es seitdem erklungen, aber der Dichter, selbst sein Name, ist längst vergessen. Er ging als Journalist nach Paris, von da nach Portugal und Brasilien, wo er unter Pedro I. gegen dessen Bruder Miguel kämpfte und Katholik wurde. Seitdem nannte er sich da Fonseca. Als Sekretär des dänischen Königs und insbesondere seit 1842 als Dramaturg des Hamburger Stadttheaters entwickelte er eine reiche und bunte literarische Tätigkeit. 1849 etablierte er sich in Berlin als Dozent der orientalischen und neueren Sprachen, deren er so viele beherrschte, daß es von dem erfinderischen, gewandten Manne hieß, er spreche 33 Sprachen und lüge in 34. Bereits nach drei Jahren gab er die akademische Laufbahn auf und tauchte nach mancherlei Irrfahrten als Theaterdirektor wieder in seiner Vaterstadt auf. Hamburg und Paris waren überhaupt die Städte, in denen er sein Glück immer wieder versuchte. Während des deutsch-französischen Krieges wußte er als Redakteur des Moniteur officiel du Gouvernement général à Reims mancherlei Gutes zu wirken. Er erhielt das eiserne Kreuz und nannte sich nun Chevalier da Fonseca. Sein Lebensabend war trübe. Eine Stellung an der deutschen Botschaft wurde ihm ohne Angabe des Grundes 1872 gekündigt, er verlor sein Vermögen, und so mußte der gealterte Mann wie in seiner Jugend ruhelos nach einer Lebensstellung ringen. Der Siebzigjährige wollte seine Vorlesungen an der Berliner Universität als Privatdozent wieder aufnehmen, es wurde ihm nicht gestattet. Verarmt ist der vielseitig begabte, rastlos fleißige Mann im St. Hedwigskrankenhause in Berlin im Oktober 1884 gestorben.

Von dem im Jahre 1852 begründeten Dezemvirat des Rütli gehörten neun zufällig dem Tunnel an, nur Lazarus nicht, der ihm erst später gewonnen wurde. Der eifrige, getreue „Immermann“

übernahm die übliche Einführung und teilte ihm seine am 5. April 1857 als Leibnitz erfolgte Aufnahme mit. Im Dezember feierte der Tunnel sein 30. Stiftungsfest, das durch ein launig-allegorisches Bild für die Mitglieder ausgezeichnet wurde. Dasselbe zeigt in seiner unteren Hälfte das alltägliche Treiben vor der Tunnelhöhle: den kleinen Merckel, den schlanken Fontane, den gravitätischen Kugler; Scherenberg im malerischen Faltenwurf trägt ein dickes Manuskript im Arm, auf dem „Waterloo" prangt, während Heinrich Smidt so recht breitbeinig-behaglich für sich allein dasteht, mit dem Modell eines Schiffes im Arm. Friedrich Eggers und Geibel steigen eben den Berg zu den schier unerreichbar hoch thronenden Musen hinan. Links aber hat der entsetzt sich bäumende Pegasus angesichts des Schalks mit der Schellenmütze schon etliche Dichterlinge abgeschüttelt, während einer sich auf ihm behauptet und triumphierend sein Zeugnis „sehr gut" in der Luft schwenkt. Rechts steht die Venus von Milo. Originell hat der Künstler — wahrscheinlich Blomberg — die Arme ergänzt: sie wetzt das kritische Mordinstrument.

Beide: Pegasus und die kritische Venus sollten schließlich Recht behalten. Nach Eggers' Tode ging es rapid abwärts. Die Schwingen des Humors erlahmten, die Gewohnheit stumpfte ab, das Interesse verflachte. Die talentvollsten Mitglieder starben hin oder wurden immer mehr durch ihren bürgerlichen Beruf in Anspruch genommen und fielen ab. Als das fünfzigjährige Stiftungsfest am 3. Dezember 1877 mit allem Glanz gefeiert wurde, befürchtete man bereits, der Tunnel werde es nicht lange überleben; man erwog, ob man nicht wohl daran tue, seine Auflösung zu beschließen. Aber die wenigen Tunnelgenossen, welche den fast erlöschenden Funken noch bewachten, blieben um so inniger verbunden und halfen dem alternden Gesellen immer wieder auf die Beine, obwohl er oft in Gefahr war, obdachlos zu werden, bis der tapfere Lichtwer — Hofphotograph Roloff — ihm in seiner eigenen Wohnung (Taubenstraße 20) eine Heimstätte bereitete. Hier fristete er in einer Art Weltabgeschiedenheit noch eine Weile ein bescheidenes Dasein. Ende 1881 schreibt Fontane an Lazarus:

„Ich habe immer eine ganz unbändige Freude, wenn Institute, Schöpfungen, überhaupt Dinge, die nicht leben, nicht sterben können und schon bei Lebzeiten als ihr eigenes Gespenst umgehen, endlich die längst verdiente Ruhe finden. Natürlich sage ich das wegen des Tunnels: er lebt noch, unglaublich, aber wahr. Leo Goldammer, der Bäcker, präsidiert, und der alte Kupferstecher Lüderitz ist Vize. Daneben existieren noch zwei ganze Mitglieder: Graf Wartensleben, der natürlich das restierende vierte bürgerliche Mitglied paralysiert oder auffrißt und wenn es ein Gott wäre."

Ganz so schlimm war es zwar noch nicht bestellt, Fontanes Spottlust trug die Farben zu stark auf. Wenigstens zeigte ein Bericht nach dem Stiftungsfeste des Jahres 1883 noch eine stolze Zuversichtlichkeit und die Sammlung der damals vorgetragenen Späne den besten Willen. War dies das letzte Aufflackern der alten Schaffenskraft? Wie lange hat der Tunnel noch sein Leben gefristet? — Er ist in aller Stille entschlafen, selbst seine alten Freunde erhielten keine Kunde von seinem Ende.

* * *

In der Blütezeit des Tunnels sprach man von einer Kuglergruppe innerhalb desselben. Gebildet hatte sich diese im Hause des berühmten Kunsthistorikers, das der Sammelplatz einer Schar talentvoller junger Männer war, die ihn als ihren Meister verehrten — wie Jakob Burckhardt, Friedrich Eggers, Wilhelm Lübke, Richard Lucae u. a. — oder in sonstiger Geistesgemeinschaft zu ihm standen.

Franz Kugler, der neben seiner umfassenden Berufstätigkeit — er war seit 1849 Referent für Kunstangelegenheiten im Kultusministerium — als Historiker*) und Dichter sich vielseitig betätigt hat, war ein wahrhaft vornehmer Mann. Mochte er auch trotz seinem verbindlichen Benehmen Fernstehenden als der zugeknöpfte Geheime Rat erscheinen, im engen Freundes- und

*) Seine Geschichte Friedrichs des Großen hat Menzel illustriert.

Familienkreise war er von einer Jovialität und Liebenswürdigkeit, die ihm eine unbedingt treue Gefolgschaft gewann. Kaum hat je ein Haus einen solchen Zauber ausgeübt, wie das Kuglersche mit seiner anspruchslosen Behaglichkeit. Es lag an der Friedrichstraße, nahe dem Belle-Allianceplatz, und umschloß nur drei Familien: im Erdgeschoß wohnten zwei stille, alte Jungfern, Fräulein Piaste, im ersten Stock General Baeyer, dessen zweite Tochter Emma die Gattin Otto Ribbecks wurde, im zweiten — Mansardenstock — Kugler selbst, der seit 1833 mit der jüngsten Tochter Eduard Hitzigs,*) Clara, verheiratet und somit Baeyers Schwager war.

Frau Clara, deren Anmut auch Geibel besungen, war das Muster einer Hausfrau; feinsinnig verstand sie die kleinen, niedrigen Zimmer ihres bescheidenen Heims zu verschönen, und die immergrünen Efeuwände, mit denen sie in der Wohnstube traulich poetische Plauderecken schuf, werden in Liedern und Memoiren oft von den dankbaren Hausfreunden erwähnt. Frau Clara fand auch einen Maler (Hildebrandt), der ihre lieblichen Gesichtszüge in seiner „Lautenspielerin" verewigte. Das Gemälde bildet eine Zierde der Berliner Nationalgalerie.

Wenn der Hausherr gemächlich am Klavier saß und mit seiner angenehmen Baritonstimme ein fröhliches Studentenlied anstimmte, umgeben von einer jugendfrischen Schar, dann war alle geheimrätliche Steifheit verbannt.**) Die Gäste kamen meist ungeladen, und waren ihrer einmal zu viele erschienen, so schaffte die Hausherrin in fröhlicher und unbefangener Gastlichkeit durch ein Plätt-

*) Eduard Hitzig (1780—1849), geschätzter Kriminalist und als solcher praktisch und literarisch hervorragend tätig, unterbrach seine juristische Laufbahn durch eine sechsjährige Tätigkeit als Buchhändler — er verkaufte 1814 sein Geschäft an Dümmler — und erwarb sich insbesondere durch seine Biographien von Z. Werner, E. T. A. Hoffmann und Chamisso schriftstellerischen Ruf. Welch eine Vielseitigkeit der Interessen birgt sein Leben!

**) Von Kuglers Jugendgedichten, die er selbst komponierte und mit Radierungen in seinem „Skizzenbuch" herausgab, ist das vielgesungene „An der Saale hellem Strande" am bekanntesten geworden.

brett neue Sitze. Das Unbehagen einer öden Abfütterei kannte man nicht. „Der Geist leiht einem Hause Wert.“ Nach dem Tee, so erzählt Dahn, gab es Bier — soviel der Durst verlangte — das aus einer Schenke am Halleschen Tor geholt wurde, und das mehrfach komponierte Lied: „Das beste Bier im ganzen Nest, das schenkt Margret am Tore“, von Roquette gedichtet und im Chor zuerst bei Kuglers gesungen, galt der anmutigen Tochter des Hauses.

Kuglers Universalität und unermüdliche Güte hat viele seiner jungen Freunde und Schüler gefördert. — Der stattliche Mann mit dem ausdrucksvollen Sokrateskopf war von blühender Gesundheit. Da kam im März 1859 ganz unerwartet die Nachricht, daß er einer anscheinend leichten Lungenentzündung, von der man kaum noch erfahren, erlegen sei; er war erst 51 Jahre alt.

Kugler war einer der ausgezeichnetsten Menschen.

Unter seinen Stammgästen befanden sich sechs trotz aller Verschiedenheit harmonische muntere Geister, die auch außerhalb jenes Kreises einander suchten und fanden und in regem Gedankenaustausch lebten. Selbstverständlich gehörte zu ihnen Friedrich Eggers, an den sich Lübke und Zöllner, bald auch Roquette schlossen. Die Freuden und Leiden eines gemeinsamen Mittagstisches führten die vier Junggesellen einander näher. Fontane und Richard Lucae vervollständigten die Gruppe. Roquette erzählt im zweiten Bande seiner „Siebzig Jahre“, wie sie eines Abends bei dem mit Arbeit überhäuften „Anakreon“ saßen, der jedem ein Teil Arbeit übertrug, „dem einen einen Korrekturbogen, dem andern das Verpacken einer Postsendung, dem dritten das Aufsuchen einiger Daten aus gedruckten Werken. Da rief er: „Wenn mir nur einer von euch den Artikel Ellora*) abnehmen könnte!“ Er hatte diesen für Brockhaus' Konversationslexion

*) Das durch seine großartigen Höhlentempel berühmte indische Dorf.

verſprochen, und der Tag der Ablieferung drängte heran. „Mit Vergnügen!“ rief Zöllner, nahm ſofort ein Heft Papier, ſetzte ſich und tauchte die Feder ein. „Nur eine Frage!“ fuhr er fort. „Was iſt Ellora?“ Unter dem Eindrucke dieſes boshaften Humors wurde die Vielgeſchäftigkeit des Abends abgebrochen und verlor ſich unter der gewöhnlichen Heiterkeit. Aber das Wort Ellora flog ſo häufig hin und her, daß es bald zur Bezeichnung unſerer Zuſammenkünfte wurde.“

Zöllner ſelbſt hieß ſeitdem zum Danke für ſein ſcherzhaftes Eintreten „Chevalier von Ellora“.

Häufig ſchlugen die Elloraбrüder ihr Zelt bei Kuglers auf, denen bald das Herdprieſtertum des neuen Bundes verliehen wurde. In ſchwungvoll wallenden Verſen künden ſie oft zumal „Donna Clara“ ihren Dank, obwohl einer aus ihrer Runde geſteht:

Wie ſoll ich es anfangen, hohe Frau,
Daß ich endlich gerecht Dir werde?
Du ſelbſt biſt der ſchönſte Lobgeſang
Auf alle Frauen der Erde.

Die Gedichte eines noch erhaltenen Ellora-Albums*) legen Zeugnis ab von dem friſchen, gemütvollen Geiſte, der den Bund belebte. Ein längeres Poem, „Weihnacht 1854“ betitelt, gewährt ein anmutendes Bild Berliner Lebens vor fünfzig Jahren, und zwar des beſten; denn an geiſtigem Gehalt ſtand der Kuglerſche Kreis gewiß keinem andern nach.

Es iſt eine Art Volkslied, Verfaſſer: der Geſamtgeiſt der Ellora. An den überlieferten Varianten, an den Wiederholungen und ſtehenden Beiwörtern könnte man das Weſen der Volksepik ſtudieren.

Die Elloraбrüder ziehen, um nicht die Feſttage ohne die Lichterpyramide feiern zu müſſen, orgelpfeifenmäßig im Gänſemarſch zum Chriſtmarkt,

*) Es iſt im Beſitze von Frau Geheimrat Zöllner, die es uns in liebenswürdigem Entgegenkommen zur Ergänzung dieſes Kapitels zur Verfügung geſtellt hat.

Wo der dunklen Föhrenwälder
Weihnachtsfel'ge Nadelzweige
Von der Pyramidenstraße
Ahnungsvoll durchschnitten werden.

Doch sie kommen zu spät, und sie klagen ihre Not der Ellora-mutter — welcher, das kündet das Lied nicht, es gab deren drei —:

Keine dunklen Föhrenwälder,
Kein melodischer Waldteufel,
Keine Schäfchen mehr zum Sechser,
Keine Groschenbuden mehr,
Keine Magdeburger Schmalzbud,
Keine Pflastersteine und kein
Hildebrand*) mehr und kein Wachs-
stock,
Keine Pyramid', kein Nichts!
Das entsetzensvolle Faktum
Machte einen bösen Eindruck
Auf die Herzen deiner Sechser,
Sie, die aller guten Dinge
Heil'ge Dreizahl doppelt sind.
Und sie gürteten die Lenden
Kunstgerecht, wie Herr von Redwitz
In der Amaranth es vorschreibt.
Jeder hatte durch des andern
Gramerfülltes Bruderauge
Tief in der Ellorasseele
Heimlichen Entschluß gelesen.
Und sie schritten von dem Christmarkt,
Von dem hoffnungsleeren Christmarkt.
Stumm voran ging des Waldmeisters
Liederreiches Klangfigürchen,
Der mit Glück zum Kuckuck ging.**)
Langsam folgt' der Häuserbauer,
Unser Dick,***) er sah verlegen,
Wie ein suspendierter Bau aus
Und wie einer, der vergeblich
Beim Laternenschein der Straße
Fernerweites Baugeld sucht.
Seine Ferfen trat der stille,
Doch gewaltige Vernichter
Der Propheten, welche falsch sind.
Stahl und Reichensperger wenden
Stumm ihr Antlitz — doch er selber
Trauert jetzt und singt verstimmte
Ach! Quintseptimen-Akkorde.†)
Dann im wohldrapierten Mantel

*) Pfefferkuchenmann.

**) Waldmeister — auch Ottowald — hieß Roquette, der den Hans Heidekuckuck damals eben vollendet hatte.

***) Richard Lucae.

†) Der überaus musikalische Wilhelm Lübke. August Reichensperger hatte sich in seinen kunstwissenschaftlichen Arbeiten, die 1856 als ‚Vermischte Schriften über christliche Kunst' gesammelt erschienen, als Kämpen der Gotik aufgespielt und war auch mit dem Deutschen Kunstblatt in Fehde geraten, das sich bereits 1851 gegen ihn wandte und ihn als Propheten eines Publikums bezeichnete, das von moderner Kunstentwicklung nichts versteht. In dem Kampfe gegen Reichensperger und Stahl, der auch auf gegnerischem Lager stand, tat sich Lübke erfolgreich hervor. Daß Reichensperger den Streit gegen Lübke ins Persönliche zog, ist aus dessen „Lebenserinnerungen" (S. 176) ersichtlich.

Ging, vor Gram unpepitabel,
Friede,*) Halstuch, Weſte, Krauſe
Zwar ſehr farbig, doch in Farben
Gänzlich auseinandergehend,
Ging, als ob er eben einen
Abonnenten eingebüßt hätt',
6⅔ Taler jährlich.
Und ihm folgte, von der Sohle
Bis zum ſchön gruppierten Haarwuchs
Pelz, ganz Pelz, ganz Tuch und Locke,
Der berühmte Argonaute
Von der ſchönen Roſamunde.**)
Aber alle überragend,
Eine geknickte Wüſtenpalme,
Schloß den Zug der ehrenwerte
Zampa, Ritter von Ellora.
Tränen rannen, ſtille Tränen
Aus den ſanften Ritteraugen
Auf den braunen und vielfalt'gen
Schickſalsrock des Vielgeprüften.
Und er ſchwankte und er wankte
Ganz wie eine losgerankte
Rebe, die den Stab verlor;
Denn ihm fehlte jeder Maßſtab,
Und es lag ſo vieles vor. — —
Staunend ſah das Volk der Hauptſtadt,
Sah die Stadt des märkſchen Landes
Dieſer Menſchenpyramide
Pyramidengänſemarſch.
Und ſie ſchritten durch die Linden
Und die lange, ſchattenloſe
Friedrichſtraße, bis ſie kamen
Zu des ew'gen Herders Prieſter.

Von ihm, dem „Freiſchärler" der Ellora, dem Kunſtpropheten, der in Ägypten immer zu Hauſe war,

Der ſich mit dem großen Ramſes
Brüderlich auf Du und Du ſteht
Und den langen Rampſinit***) gar
Hat zum Schwiegerſohn bekommen,

erbitten ſie auf Grund dieſer hohen Konnexion eine durable Weihnachtspyramide.

Großer Brahma! — Welche Szene
Folgte dieſem wohldurchdachten
Längern Vortrag! Beide Hände
Schlug des ew'gen Herdes Prieſter
Über ſeinen Kopf zuſammen,
Schalt, o Mutter, deine Söhne,
Schalt ſie ſchuldvergeſſ'ne Rangen.

---

*) Friedrich Eggers.

**) Der Balladenzyklus „Von der ſchönen Roſamunde", 1849 zuerſt erſchienen, begründete Fontanes dichteriſchen Ruhm. Der erſte Jahrgang der Argo (Album für Kunſt und Dichtung) iſt von ihm mit Kugler herausgegeben.

***) Paul Heyſe. — Dieſe vier Verſe ſind ſtehender Beiſatz.

Denn er hat mit dem ganzen Lande Isis, mit dem ibisreichen Delta abgebrochen, auch mit Indiens Pagodenbau und Felsenmonumenten, mit dem elefantengetragenen Tempel von Ellora, den er umwühlte,

Um vom simplen freien Schärler
Aufzusteigen zum Ellora-,
Mutter! zum Elloraſohn!

Selbſt die Architrave der ſchmalſtirnigen Griechen hat er hinter ſich geworfen:

Nur im ſchönen Lande Spanien,
In der Heimat der Pepita,
In den fabelhaften Höfen
Der Alhambra blühe Baukunſt,
Die des Forſchens wert. Dies ſagend
Winkt' er gnädig, uns entlaſſend,
Mit der weißen Hand ſehr klaſſiſch,
Doch energiſch und bedeutſam,
So daß er wohl deine Söhne
Sicher rausgeſchmiſſen hätte,
Wenn ſie ſich nicht eilig drückten,
Deine ſechs Elloraſöhne,
Sie, die aller guten Dinge
Heil'ger Dreiklang doppelt ſind. —
Und ſie gingen hin zu einer
Jener neuen, breiten Straßen,
Welche von der Friedrichſtadt ab
Mit den großen, neuen Häuſern
Zögernd in das Köpenicker
Feld 'naus wachſen. Und ſie gingen
Hin zum Vater der Koſtüme,
Zum Ägyptologen Alba,*)
Der Salvator Roſa heißt;
Stellten ſich und ſprachen alſo:
Großer Vater der Koſtüme,
Der dir gar nichts in Ägypten
Heilig iſt, nicht mal die Schlafſtub'
Von den Pharaonenkön'gen,
So man Pyramiden nennt:
Haſt du nicht von dieſen Stuben
Ein ganz kleines Exemplärchen,
Das du uns ablaſſen könnteſt
Zum Ellora-Weihnachtstiſch?
Heil'ger Brahma! Wie geſchmeichelt
Fühlte ſich nicht dieſer Edle;
Er verſprach, ſogleich den Vorfall
Nach Ägypten hin zu melden
An den Pharaonen Brugſch,**)
Und verſprach ſogleich die Forſchung
Diplomatiſch zu erneuen,
Um von allen Pyramiden
Nach gewiſſenhafter Prüfung
Uns die paſſendſte zu wählen;
Wollt' ſodann in einem Buche —
Binnen Jahresfriſt zu liefern —
Uns das Endziel ſeiner Forſchung
Beſtens zur Verfügung ſtellen.
Mit geſenktem Blicke dankten
Und mit ſauerſüßer Miene
Stumm verlegen deine Söhne,
Und ein langer Seufzer rang ſich
Auf der Treppe aus dem Herzen.

*) Der bekannte Kulturhiſtoriker Hermann Weiß (1822—1897), Lehrer an der Berliner Akademie der Künſte, nachmals Direktor der Ruhmeshalle, hatte 1853 den erſten Band ſeiner „Geſchichte des Koſtüms“ veröffentlicht, der Afrika behandelte.

**) Heinrich Brugſch (1827—94) hatte das Jahr zuvor Ägypten bereiſt.

Kummervoll ziehen sie weiter nach dem Spittelmarkt, setzen sich im Kreise auf die Erde und flehen Brahma selbst um Erfüllung ihres Wunsches an. Brahma versenkt sie in tiefen Schlaf und schüttelt seinen Silberbart. Als sie erwachen, gleichen sie, von Schnee bedeckt, selbst den Pyramiden von Gizeh.

Nach Kuglers frühem Tode wurde das ‚grüne Hinterzimmer Immermanns' mehr als zuvor ein Asyl der Elloristen. Priesen sie doch schon längst die gastfreundliche Frau Henriette als ihre „Immertante"!

Charakteristisch für den trefflichen Merckel ist ein Gedicht, durch das sie ihn 1858 zu seinem Geburtstage mit seinem eigenen Bildnis überraschten oder vielmehr überrumpelten; denn er hatte sich von jeher alle Gratulation verbeten:

Selbst wenn deine Elloristen
In dem grünen Efeuzimmer
Traulich tafelnd um dich saßen,
Mußten sie den süßen Ungar
Aus den breitgequetschten Gläsern
Still in sich hinuntertrinken,
Heimlich dir ein Hoch zuschluckernd
Aus des Herzens tiefem Grunde.

Geschenke sind noch strenger verpönt als Glückwünsche. So bringen sie ihm denn nur die im Laufe des Jahres gesammelten Zigarrenspitzen: die Blütenköpfe der „Rose der Havanna". Er soll sie aus seiner Morgenpfeife rauchen und dabei der Stunden gedenken, da sie frisch geschnitten wurden:

Manche pflückte unser jetz'ger
Kapitän der wackern Argo,*)
Der, dem engelländschen Bruder
Unsern Gruß zu überbringen,
Unter Segel jüngst gegangen
Und mit nackten Knien jetzo
Und dem Plaid im Hochland wandelt;
Manche unser Pädagoge,**)
Ernst, bedächtig, der das Leben
Wesentlich als Reise auffaßt,
Im Palast und in der Hütte,
Gleichen Segen spendend, eintritt.
Manche pflückt' der Philosophe,***)
Unser Freund des Seelenlebens,
Dem das kleinste Rad, die kleinste
Feder in dem Mechanismus

*) Lepel, der Fontane nach Schottland folgte.
**) Karl Bormann.
***) Lazarus.

Unsrer Seelenwerkstatt klar ist,
Wie der Spinne ihr Gewebe.
Manche pflücktest du auch selber,
Vielgeliebter Immermanne,
Wenn du, immer heitern Mutes,
Immer wachsam, immer tätig
Für der Freunde Leid und Freude,
Stets der Erste auf dem Platze
In der Sofaecke saßest. —
Manche endlich pflückte jener,
Der schon selbst zum Tag der Garben
Abgepflückt ist von dem großen,
Ewig stummen Erntebrecher,
Pflückte jene liebe Hand, die
Von der heißen Tagesarbeit
Jetzt im Efeuhügel ruht. —

Inzwischen haben die Freunde Merckels bis dahin durch einen Vorhang verdecktes Bild enthüllt:

Doch was sehn wir? Runzeln will sich,
Runzeln will sich deine Stirne,
Und mit des Verdrusses schnödem
Danke willst du dem begegnen,
Der zugleich mit unsern Knospen
Still genaht ist, dich zu grüßen? —
Sieh ihn an! Du bist es selber,
Und dir wirst du doch erlauben
— Dieses ist kein Bruch der Regel —
An dem Tag des Wiegenfestes
Selber bei dir selbst zu sein?

Das Geburtstagskind ist überlistet, und triumphierend wagen die Gratulanten, dem Verbote zum Trotz, zum erstenmal den Ruf: Unser Immermann soll leben! —

Der gesellige Kreis, in dem die „braunen Knospen" für Onkel Merckel gesammelt wurden, in dem er selbst stets als der Erste erschien, war nicht mehr die Ellora allein. Diese war einem Scherze erwachsen und ein solcher geblieben, wie auch der Name Elloristen sich auf die sechs Freunde beschränkte, die sie begründeten. Schon seit Jahren aber war sie tatsächlich aufgegangen in einer Vereinigung, die Scherz und Ernst in beglückender und fruchtbringender Weise verband und zugleich einen engeren Zusammenschluß bot als der äußerlich vielgestaltige Tunnel. Die Geburtsstätte dieses neuen Vereins war das Kuglersche Heim, und er selbst nannte sich Rütli.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Rütli.

Im Jahrzehnt 1883—1893 waren die Begegnungen in Berlin zwischen Lazarus und mir zufällig und flüchtig, wie das Großstadtleben sie mit sich führt; bei einer Gelegenheit aber erschien der immer Hastende ruhiger, der immer Gefesselte freier, der immer Ernste heiterer, wenn er sagte:

„Ich gehe ins Rütli."

Jahraus, jahrein hörte ich dieses Wort, und der es sprach, kam mir dabei stets fröhlicher, verjüngter vor; allmählich wirkte es wie ein Sonnenstrahl auf mich, und ich gewann es lieb, ohne so recht zu wissen, was es bedeute. Endlich fragte ich einmal: Was ist das: ‚Rütli'?

Er lächelte: „Das ist unser Lohn am Schluß der Arbeitswoche: ein Verein von Freunden. Ach, wir sind sehr zusammengeschmolzen seit den fast vierzig Jahren, da das Rütli existiert! — Es tagt allemal am Sonnabend in den Feierabendstunden, um, falls wir einmal länger zusammenbleiben, am Sonntagmorgen gemütlich ausschlafen zu können. Gemütlichkeit ist überhaupt unser Wahlspruch. Die Sitzungen finden reihum in unseren Behausungen statt. Pünktlich wird im Laufe der Woche gemahnt, wer wieder an der Reihe ist, und die Mahnung wird mit größter Gewissenhaftigkeit befolgt. Heute wird bei Chevalier gekocht."

„Gekocht —?"

„Ja. Wir haben gerade das Wort gewählt, das bei uns am wenigsten zu bedeuten hat, denn das Kochen ist durchaus

gegenstandlos. Es gibt im Rütli gar keine zeitraubende und kostspielige Traktiererei, Feindin und Störerin aller stimmungsvollen Geselligkeit. Wir sitzen zwanglos um unsere gutbürgerliche Kaffeekanne — ohne Damen —"

Ich machte große Augen, aber er versetzte begütigend:

„Selbstverständlich darf die Hausfrau dabei sein, das heißt, so von Zeit zu Zeit, um diskret nachzuschauen, ob noch genug Kaffee und die obligaten Zwiebäcke vorhanden sind."

„Und wenn keine Hausfrau da ist?"

„Dann — wie bei unserem Junggesellen Menzel — hat in Ermangelung derselben eine Vertreterin das Privilegium, dem hohen Rütli zu nahen. Im übrigen aber spielt das Weibliche keine Rolle bei uns."

„Und das Rütli befindet sich wohl dabei."

Er nickte. „Sehr wohl." Er wies auf einige Schriften in seiner Hand. „In unseren Sitzungen werden nicht Allotria getrieben; hier, diese Bücher und Broschüren, lauter aktuelle Sachen, werden gelesen und geprüft, auch Abhandlungen, Gedichte unserer Mitglieder. Wir sind sehr literaturbeflissen."

„Alles wird mitgeteilt?" rief ich in gelindem Schrecken.

„Aber nicht alles kritisiert," beruhigte er mich. „Gedrucktes und Handschriftliches wandert erst reihum und wird vertraulich daraufhin angesehen, ob es auch beachtenswert und nicht bloß fragwürdig sei. Ist das Gewählte dann mit mehr oder minderer Feierlichkeit vor das Forum des Rütli gebracht und gründlich examiniert worden, dann wird es schließlich opalisiert."

„Opalisiert?"

„Das heißt demjenigen zugesprochen, dem es am meisten gefallen hat. Oft erhält auf diese Weise der Autor mit süß-saurer Miene sein Geisteskind zurück."

„Und worüber unterhalten sich die Rütlionen?"

„Alle Gesprächsthemen sind erlaubt. Dem fröhlich-freien Meinungsaustausch ist keinerlei Schranke gezogen."

„Kunst, Kulturgeschichtliches —?"

„Natürlich, und Pädagogik, in besonderen Fällen auch Theater, Tages- und Zeitereignisse, alles kommt an die Reihe. Rechtsfälle werden kommentiert —"

„Und richterliche Entscheidungen diskutiert —"

„Selbstverständlich. Die Diskussion ist überhaupt unser Steckenpferd. Am liebsten jedoch verweilen wir bei Literatur und Psychologie."

„Und Politik?"

„Ist absolut ausgeschlossen. Deshalb eben nennen wir uns ja in heiterer Persiflage ‚Rütli'."

„Die Rütlionen huldigen also auch der Ansicht, daß Politik den Charakter verdirbt?"

Die neckende Frage machte ihn ernst. „In der Tat bleibt unseren harmlosen Zusammenkünften das Stachelnde und Aufreizende politischer Meinungsverschiedenheiten fern. Es ist sehr bemerkenswert, daß wir lange über ein Menschenalter hinaus so treu zusammenhalten, trotz der verschiedenen Charaktere, der grundverschiedenen politischen, sozialen und konfessionellen Standpunkte. Es gibt unter uns zwei Drittel Protestanten, ein Drittel Katholiken und dazwischen einen einzigen Juden: ich selbst. Alle sind temperamentvolle Männer, die Ansichten gehen oft diametral auseinander, aber niemals, auch nach dem hartnäckigsten Meinungs- und Wortgefecht nicht, entsteht eine über die Stunde des Beisammenseins hinausreichende Verstimmung oder Entfremdung. Wir wollen Frieden und haben ihn uns in steter Einmütigkeit erhalten."

„Das ist schön!"

„Und selten." — Es klang wie ein Seufzer, als er fortfuhr: „Wie oft verbittern sich die Menschen kostbare Lebensstunden mit Dingen, die nicht wert der Worte sind, die man über sie wechselt! — Im Rütli kommt so etwas nicht vor, und deshalb fühle ich mich da so wohl. — Wertloses wird ja überhaupt nicht von uns besprochen. Ist ein Mitglied verhindert, einem Rütli beizuwohnen, so wird ihm brieflich gewissenhaft Bericht erstattet. Gewöhnlich übernimmt dies Amt derjenige, der über die beste Laune und eine

Dosis Satire verfügt. Der federgewandte und plauderlustige Fontane unterzieht sich am liebsten dieser Mission, die ihm nebenbei gestattet, sich und die anderen damit zu amüsieren. Wenn ich in Nizza oder sonstwo weilte, sandte er regelmäßig allerliebste Rütlibulletins, gespickt mit Schelmereien, denen man nicht immer zustimmen, über die man aber lächeln mußte. Ernsthaftes, Schönes habe ich verwahrt; gelegentlich bringe ich Ihnen einiges mit, was Ihnen Freude machen wird."

Freude machen: das ist immer sein Streben; jene feinere Freude, die dem Gemüt aus Nebel und Niederung zur Helle und Höhe verhilft. Wie oft habe ich es durch ihn erfahren, da mein Leben völlig in der Öde journalistischen Broterwerbes zu versanden drohte!

Nach einigen Tagen schon erhielt ich ein ganzes Paket: Erinnerungsblätter, Jubiläumsschriften, Festgedichte, Nekrologe, Humoristisches usw. Welche bunte Fülle! Bald mußte ich lächeln, bald nachdenken über so manches pietätvolle, sinnige Wort.

„Der eigentliche Begründer des Rütli", erzählte er mir ein andermal, „war der berühmte Kunsthistoriker Franz Kugler. Er hatte von Anfang an dem Rütli die Signatur seines beweglichen Geistes aufgedrückt und ihm die Bahnen gewiesen, die er selbst freilich nicht mehr lange wandeln sollte. Bei seiner Rüstigkeit kam uns Rütlionen sein Tod gänzlich überraschend. Wer die Nachricht empfing, wollte sie nicht glauben.

Mir besonders ging der Verlust auch deshalb nahe, weil er ein Werk der Zukunft vernichtete, die Frucht erhofften gemeinsamen wissenschaftlichen Schaffens. Zwischen Kugler und mir war eine ausgedehnte Kunstgeschichte auf völkerpsychologischer Grundlage geplant." Er schwieg bewegt, dann fuhr er fort: „An den eingehenden Beratungen in meiner Wohnung nahmen die verschiedenen kunstgelehrten Rütlionen, darunter Menzel, mit Eifer teil; auch dieses Unternehmen wurde durch Kuglers plötzliches Hinscheiden zerstört."

Um ihn abzulenken, fragte ich noch dies und das, und er antwortete:

„Mein Verhältnis zu den Rütlionen wird am besten durch die Tatsache charakterisiert, daß Merckel und Kugler darauf bestanden, daß ich im Rütlikreise Vorträge über Geschichte der Philosophie halten solle, ich, so ziemlich der Jüngste von allen! Und wirklich fanden von Ostern 1856 an diese Vorlesungen fast ein Jahr lang zweimal wöchentlich in meinem Arbeitszimmer statt. Auch hier bekundete Menzel sein Interesse durch fleißige Teilnahme an diesem Privatkolleg. Auch einige Nicht-Rütlionen fanden sich ein, wie Steinthal, der zur Kriegsakademie kommandierte Oberst Rese und Werner Hahn, selbst der damals neunzehnjährige Bernhard Kugler, der nachmalige Tübinger Professor; sein Vater hatte um die Erlaubnis dazu gebeten: der Junge wolle durchaus von diesen Vorträgen profitieren. Er zeigte schon ein entschiedenes Interesse für historische Studien, denen er sich dann gewidmet hat.*)

Gäste erschienen oft im Rütli, so Adolf Wilbrandt, der als Mecklenburger von Friedrich Eggers eingeführt war, der auch einigemal Eduard Devrient mitbrachte, den verdienstvollen Dramaturgen, Regisseur und Hoftheaterdirektor. Auch Werner Hahn, das fleißige Tunnelmitglied, kam gern mit seinen Bearbeitungen germanischer Sagen. Von Bogumil Goltz' geräuschvollem und amüsantem Debüt im Rütli war schon die Rede. In bunter Reihe wechselten der vielgewanderte Fonseca, Dr. A. Schmidt, O. Roloff, G. zu Putlitz, Dr. W. Grote, Goldammer, F. Berchtold, der patriotische F. v. Köppen, G. Brandes, Julius Wolff miteinander ab, ferner der philosophisch gebildete feine Verskünstler Bodenstedt, dessen Gewandtheit oft an Rückerts Meisterschaft erinnerte, C. Quidde u. a. Des Letztgenannten Satire erstreckte sich mit Vorliebe auf alles Unechte und Phrasenhafte. Einigemal

*) Lazarus' erstes philosophisches Privatissimum war gleichfalls ein Freundschaftsdienst: in seinem Nachlaß befindet sich ein sauberes Manuskript mit der Aufschrift: „Kurzer Abriß der Geschichte der Philosophie, dem Doctorandus Paul Heyse diktiert." Bei der Promotion war er Opponent, mit ihm Steinthal und Ribbeck.

wurde auch der monarchisch-preußische George Hesekiel höflich aufgenommen. Wenn auch im Rütli gelegentlich räsoniert wurde, so geschah es doch immer der Sache wegen, Hesekiels Kritik aber war meist persönlich, gleichviel ob sie Kollegen von der Kreuzzeitung, Tunnelfreunde, Leser und Verleger oder sonstige Sterbliche betraf. So blieb der begabte Mann fremd unter den Rütlionen, die nichts so sehr verpönten als persönliche Animosität." —

Vor mir liegt ein kleines, handbreites, hellgrünes Heftchen. Es enthält:

Des

RYTLY

Ordnungen.

Alpha.

Das Rytly (sprich: Hrhyhthlhyh!) ist seinem Wesen nach unbestimmbar, in seinem Wirken unbegrenzbar, an Werth unschätzbar.

Bäta.

Die Ur-Rytlyonen sind geheißen: **Anacreon, Hölty, Immermann, Lafontaine, Leibnitz, Lessing, Metastasio, Rubens, Schenkendorf, Tannhäuser.**

In Stelle verewigter Rytlyonen werden, bei Stimmen-Einhelligkeit der Hinterbliebenen, Epigonen kreiret.

Verzogenen Rytlyonen werden, bei Stimmen-Einhelligkeit der allhier seßhaften Mitglieder, Doppelgänger bestellet.

Der Doppelgänger geneußt, so lange sein Urbild unsichtbar bleibet, alle Rechte und Pflichten, für die Dauer der Sichtbarkeit aber nur die Rechte desselbigen Urbildes.

Doppelgänger sind, nach ihrer Ancienmetät, Anwarter des Epigonenthums.

Gamma.

Das Rytly arbeitet in Kaffé mit Beiß- und Rauch-Stoff allwöchentlich an einem Werkel-Nachmittage bei ſeinen allhieſigen Angehörigen nach der Ordnung des Alphabetes herum.

Die Geſchäfte zerfallen in niedere und höhere.

Delta.

Arbeitstäglich büßet Pön-Ultimus moram Ultimi mit fünf Silber-Sechſern zur Rytly-Pön-Kaſſa.

Iſt Pön-Ultimus unermittelt geblieben, ſo büßet Hospes, weil Selbiger Selbigen hätte ermitteln müſſen.

Findet ſich nur Ultimus ein, ſo büßet gleichfalls Hospes, weil Ultimus ihn zum Pön-Ultimo ſteigert.

Bleibet Hospes Unikus, ſo büßet Pön-Ultimus proximus zwiefach, weil er das vorige Mal mindeſtens hätte Ultimus ſeyn müſſen.

Bleibet Hospes, wiewohl er kochen laſſen, dem Rytly unſichtbar, ſo büßet der, welchen Hospes, als Ultimus ſichtbar geworden, zum Pön-Ultimo geſteigert haben würde.

Läßet aber Hospes das Rytly muthwilligermaaßen unbekochet, ſo büßet, wer ſolchen Frevel entſchuldiget oder zu entſchuldigen verſuchet.

Epſilon.

Das Rytly kürt alljährlich am nächſten Arbeitstage nach dem Stiftungsfeſte, durch Stimmenmehrheit ſeiner allhieſigen Angehörigen, ſeinen Tyrannen und ſeinen Almoſenirer.

Der jedesmalige Hospes iſt Vize-Tyrann und Vize-Almoſenirer zugleich.

Zäta.

Der Tyrann leitet die höheren Geſchäfte und fungirt bei denen Rytly-Feſten als Ordner; der Almoſenirer verwaltet die Rytly-Pön-Kaſſa, fungirt bei denen Feſten als Truchſeß und Mundſchenk, und leget bei der Kur Rechnung.

Aeta.

Ueber die Verwendung der Rytly-Pön-Unzen beſchleußt die im Epſilon vorgeſehene Mehrheit.

Thäta.

Frauen und Jungfrauen, ſo auf geziemende Einladung denen Rytly-Feſten ihre Gegenwart angedeihen laſſen, karakteriſiren ſich hierdurch als Rytly-Schweſtern.

Jota.

Die drei Japaneſiſchen Märtyrer und fabelhaften Heiligen: Tſchi-Song, Yang-Ging, Tong-Kong, ſind die lebenslänglichen Schutzpatrone des Rytly.

Zu ihrem Gedächtniß wird alljährlich, kraft des Hof- und Staats-Handbuchs, am Fünften des Hornungs, des Rytly Stiftungs-Feſt zelebriret.

Ingleichen wird alljährlich, nach Bedürfniß, die Ahnfrau des Rytly und Schutzheilige derer Rytly-Schweſtern, Ruth die Moabiterinn, feſtlich begangen.

Kappa.

Das Symbolum des Rytly iſt ein Blatt, durch welches der Strom der Litteratur rauſchet.

Die Inſignien deſſelbigen werden bei denen Rytlyfeyern angeleget.

Alſo hiſtoriſch entwickelt ſeit dem Neunten des Chriſtmondes Anni MDCCCLII.

Welch interessante Porträtgalerie, diese Ur-Rütlionen! In der Reihenfolge, wie die drolligen „Ordnungen“ sie nennen, soll hier ihre Skizzierung versucht werden: nur versucht! denn wer könnte in wenigen Zeilen dieser Vielseitigkeit und Eigenart der Charaktere gerecht werden!

Anakreon!

In „Fridolins heimliche Ehe“ hat Wilbrandt einen Helden gezeichnet, dessen anmutige Männlichkeit und humorvolle Zuneigung zu jüngeren Freunden auf ein Modell hinweist, das der Dichter persönlich beobachtet haben mußte. Man empfängt den Eindruck, als ob hier einem noch lebenden Original ein dichterisches Denkmal gesetzt sei. Das ist auch der Fall. Es gilt Friedrich Eggers, der 1819 als Sohn eines Rostocker Kaufmanns geboren und selbst für den Kaufmannsstand bestimmt war, aber, von glühender Liebe zur Kunst und Kunstgeschichte erfaßt, 1841 das Abiturientenexamen ablegte, die Universität bezog und in seiner Geburtsstadt bei Wilbrandt (Christian, Professor der Ästhetik und Literatur), später in Leipzig bei Wachsmuth und dann in München unter Thiersch mannigfachen Studien oblag. 1845 kam er nach Berlin und mit Franz Kugler eng befreundet, gründete er mit diesem das Deutsche Kunstblatt, das fast ein Jahrzehnt erschien und Artikel von hervorragenden Fachleuten und talentierten Privatgelehrten enthielt. Charakteristisch ist, daß schon seine Doktordissertation (1848) lautete: Die Kunst als Erziehungsmittel für die Jugend. In demselben Jahre bereits wurde ihm der ehrenvolle Auftrag, für das Ministerium Ladenberg eine Denkschrift über die Reorganisation der Kunstverwaltung im preußischen Staate zu schreiben. Daneben verfaßte er treffliche Biographien für das van Dyck- und Rembrandt-Album und hielt Vorträge über Thorwaldsen, Schinkel, Rauch. Auch Festspiele, Kantaten, Dichtungen, Operntexte und poetische Allotria, die im Tunnel und im Rütli fröhliche Aufnahme fanden, gingen in bunter Reihe neben seinen strengeren kunstwissenschaftlichen Arbeiten einher. 1863 trat er als Professor der Kunstgeschichte in die Akademie der Künste

ein, und drei Jahre später übernahm er die Vorlesungen an der Bauakademie und an der Gewerbeschule. Im Frühjahr 1872 für die Berichterstattung in Kunstangelegenheiten in das Kultusministerium berufen, wie einst Kugler, bereitete sein unerwarteter Tod noch in demselben Jahre allen hoffnungsvollen Plänen ein jähes Ende. Selten ist ein Mensch von seinen Freunden so betrauert worden, denn selten verstand es einer, sich so allseitige Sympathien zu gewinnen.

Lazarus ließ sich geduldig von ihm in Anspruch nehmen. Fast jede Nummer des mit dem Kunstblatt verbundenen Literaturblattes sollte etwas von ihm enthalten. Eggers ist unermüdlich in seinen Bittbriefchen.

„Mein teurer Teltow,*) ich kann doch nicht dafür, schreibt er am 9. Januar 57, daß alle Bücher, welche eingehen, gerade in Euch ihren besten Besprecher haben! Wem sollte ich z. B. das beifolgende Buch geben? Sagen Sie: wem? So wie Sie Einen sagen, will ich es ihm geben; aber es gibt keinen! Siehst Du?

*) Dieser Beiname wurde durch Lazarus' Wohnung motiviert, die, obwohl nur wenige Minuten vom Brandenburger Tor entfernt, noch zum Kreise Teltow gehörte. In den Veränderungen ihrer Adresse spiegelt sich ein Stück Berliner Geschichte. Als er 1850 in das Haus zog, um es erst nach 45 Jahren zu verlassen, stellte der Platz davor noch eine weite, wüste Sandfläche dar, im Hintergrund vom Krollschen Etablissement, rechts von den Zelten an der Spree, links vom Tiergarten begrenzt; damals hieß es Exerzierplatz. Allmählich entstanden Neubauten, und der Name Seegers Hof wurde gebräuchlich. Noch Anfang der siebziger Jahre stolperten die Theaterbesucher, die aus der Friedrich-Wilhelmstadt (Schumannstraße) nach dem Westen wollten und den abkürzenden Weg durch den Tiergarten nahmen, über allerhand Kehricht- und Müllhaufen, die gemütlich ungefähr da lagen, wo sich jetzt die 1873 enthüllte Siegessäule mit ihren vergoldeten Kanonen gen Himmel erhebt. Königsplatz nannte man ihn bereits: die herrlichen Gartenanlagen, in denen in den neunziger Jahren das Reichstagsgebäude und später das Bismarckdenkmal entstand, entsprechen nun völlig seinem stolzen Namen. —

Interessant ist eine Äußerung von Lazarus aus einer ästhetischen Vorlesung aus dem Sommer 80: „Wie sehr der Mangel des Bewußtseins über den Zweck sich rächt, zeigt die Siegessäule. Sie ist von solcher

Es gibt keinen! Was folgt daraus? Daß Sie sich entschließen müssen, mit dem Literaturblattkiel sich schnell ein kleines Vermögen zusammenzuschreiben und meinen Nächten dadurch die Ruhe wiedergeben. (Die Schalkhaftigkeit dieses Satzes kann nur der ermessen, welcher weiß, wie naiv Eggers Lazarus anpumpte.) Denn es sieht jetzt schlimm aus, es ist kein Blatt Manuskript vorhanden. Tragen Sie etwas ab von dem Berge, den Ihr weit vorausseh ender Fleiß um Sie aufgehäuft hat. — Sagen Sie, was wollen Sie morgen abend im Rhythlyh bei Immermann vorlesen und dann zum Abdruck in meine treuen Hände niederlegen? Was es auch sei, es wird mir hochwillkommen sein.

Schade, daß Sie nicht Mittwoch abend in der Argonautenversammlung sein konnten! Es war sehr amüsant. Trewendt war von Breslau dazu gekommen und hatte einen großen Berg von Zeitungen mit Rezensionen mitgebracht. Außerdem gute Nachrichten. Das Ding ist nämlich so gut gegangen. Heute abend will man in der grünen Laterne (Leipzigerstraße 70) zusammenkommen. Ihr seid also sehr eingeladen, zu besagter Konferenz gegenwärtig zu sein. Besten guten Tag!"

Doch der Helfer war verreist, und so schreibt er noch keine Woche später wieder:

„Vor einigen Tagen war ich so frei, einen Notschrei zu Ihnen zu erheben. Meinen Empfindungen nach müßte ich ihn jetzt verdoppeln. — Wo sind Sie? Warum verschwinden Sie so eilig und mysteriöse? — Ich wage nicht, Sie anzuschreien, und dennoch muß ich. „Mich treibt die herbe Not, nicht eigenes Gelüsten." Der einliegende Zettel vom Verleger geht mir eben zu. Sie ersehen

---

Macht, daß sie nicht aussieht wie eine bloße Säule; sie trägt eine Figur von solcher Macht, daß es aussieht, als wäre die Figur der Zweck, nicht bloß als sollte sie den Abschluß bilden. Die ganze Säule erscheint wie ein Postament, sie erwächst aber wieder aus einem Tempel. Ein Tempel ist aber nicht da, ein Postament zu sein, um eine Säule zu tragen. Die Vermischung der Zwecke ist zum Grundmangel geworden: es fehlt an der Einheit."

daraus, wie lange ich schon freudiger Hoffnung bin, von Ihnen einen Ihrer unsterblichen Artikel zu erhalten."

Der vielgeplagte treue Mitarbeiter ließ den Freund in seinen literarischen Nöten nicht im Stich, dennoch flog ihm bald darauf folgender Zettel ins Haus:

Teurer Teltow,

Ihr habet gewiß einen Schrecken bekommen bei meiner Handschrift. Leider mit Recht. Ich bettle wieder. Oskar von Redwitz*) hat mir gestern und ehegestern sämtliche Zeit genommen, die vom Geschäft übrig blieb, und ich sehe jetzt, daß es rein unmöglich ist, ihm einen Corpus-Artikel zu widmen. Einige verachtenden Bourgeois-Zeilen ist wirklich alles, was man an ihn spendieren kann. Wo nun im Drange der Geschäfte — deren Liegenbleibungen schon anfangen, mir den Zorn der liebendsten Freunde einzutragen — wo da Corpus hernehmen —? Wenn nicht von Ihnen, dem ewigen Retter in der Not?

Sie lassen ja Ihre Vorträge im Kaufmannsverein stenographieren, nicht wahr? Ließe sich da nicht ein Aufsätzchen herausnehmen? — Ich will Ihnen auch etwas Schönes sagen. Nämlich, daß Ihr Artikel über Phädon fortfährt, Entzücken zu verbreiten. Ich habe lange nicht über irgend einen Artikel so viele Lobsprüche gehört. Und dazu auch aus so schönem Munde! — — Besten guten Morgen!

Ihr Friede der Friedelose.

*) Bei Merckels Parodie auf Redwitz' Sieglinde zeigte Lazarus in einem Artikel wo ihre Schwächen lagen. Als nun in Franzensbad Herr von Witzleben, Major und Schriftsteller, beide miteinander bekannt machte, sagte der Dichter: Sie gehören ja zum Rütli. Was ist denn das für ein verfluchter Kerl, der das Ding über Sieglinde verbrochen hat? Als er Lazarus' heiteres Geständnis hörte: „Ich will's ja gestehn, ich bin's gewesen", machte er ein langes Gesicht. Seine kategorische Frage stand in pikantem Gegensatz zu der Erhabenheit, die er aller Kritik gegenüber zur Schau trug. Der kulturfeindliche Verfasser der süßen Amaranth war eine derbe Natur und eine einsame, trotz der Clique, die hinter ihm stand, und trotz der Wandlungen, die ihn zuletzt ins nationale Lager führten. — In Meran ist er 1891 gestorben und begraben.

Anakreon — so hieß er als Übersetzer des griechischen Lyrikers — war auch ein findiger Feuilletonist. Bei einer modernen Bearbeitung des Fischverschluck-Themas bittet er Lazarus um das ethische Moment dazu, und dieser setzt sich hin und entwirft ihm gleich drei ethische Momente!

Einer seiner Freunde nannte ihn ein Gesellschaftsgenie. In der Tat entfalteten sich seine liebwertesten Eigenschaften am wohltuendsten im trauten Umgang mit gleichgesinnten und gleichgestimmten Seelen. Er war stets von einer Korona begeisterter Schüler umgeben, zuweilen recht armer Jünger der Kunst, denen er oft über seine Kräfte auch praktisch unter die Arme griff. Wem er besonders wohl wollte, dem schenkte er eine seiner Westen. Er teilte Westen aus wie ein Monarch seine Orden. Diese Westen waren seine Spezialität. Er hatte deren dutzendweis, und sein farbenfreudiger Sinn konnte sich in ihnen zwanglos betätigen. Vor allem mußten sie weich sein und allen Situationen und Temperaturen angemessen; aber er liebte die Abwechslung, und so trug er sie nie lange. Seine intimeren Jünger empfingen und trugen sie mit keinem geringeren Stolze, als antike Helden ihre Lorbeerkränze. Während des großen Krieges sorgte er mit rührender Unermüdlichkeit durch alle möglichen Sendungen für seine Freunde in Feindesland: Strümpfe, Zigarren, Pulswärmer, Zeitungen, Jacken, Konserven und — Westen in bunter Reihe, alles packte er selbst Tag für Tag sorgfältig und umständlichst ein, damit die hohe Postbehörde nicht etwa mal Anstoß nehmen und ein Päckchen sein Ziel verfehlen könnte. Gern verweilte mein Mann bei solchen Zügen, die im kleinen mehr noch als im großen Anakreons echte Menschenfreundlichkeit bewiesen.

Von seinen Gedichten sei nur folgender anakreontisch angehauchte Lobgesang zitiert, der seine philosophisch-humorvolle Lebensauffassung widerspiegelt:

Wie des Frühlings liebliches Grün aus Zweigen
Froh begrüßt all was da genießt und atmet:
Also begrüß' ich dich, o du schüchternes, zartes

Grau, das meine Stirn zu umsäumen anfängt; —
Wie den Mond begrüßen schulfolgsame Dichter
Und der Liebenden vorschriftsmäßige Herzen:
Also begrüße ich dich, du allen Salben
Trotzende klare Scheibe meines Scheitels!

Denn mit euch beiden betrat ich die heitre Schwelle
Freundlichen Alters, der schönsten Stufe des Lebens.
Nicht mehr quält mich (was meine Jugend mir trübte)
Grausame Wahl des Berufes, — nun bin ich berufen
Zu der schönsten Lebensarbeit — zum Lehren!
Und zu der schöneren noch — Heil mir! — zum Lernen.
Denn in der Jugend will man nicht lernen und darf nicht;
Denn man muß alles schon wissen — wie unglückselig! —
Besser gar als die Alten! — Und wie die Arbeit
Mir ein unbekannter Gott war, so war es
Auch das Maß, der freundliche Gott des Genusses.
Jugendtugend ist Übermaß: der Erde
Gibt sie ganz sich zu eigen — oder dem Himmel.

Heil mir! der Erde Lieblichkeit, die alles,
Was sie zu bieten vermag, in eines Kusses
Kurze Dauer zusammenpreßt, vermag ich
Noch zu empfinden. und nicht mehr deucht zu fern mir
Jenes große Geheimnis, das uns der Himmel
Gütig verschließt und allgemach nur entschleiert.
Nicht mehr preßt mir der Frühling Sehnsuchtstränen
Aus den Augen und unlesbare Ergüsse
Aus dem Herzen und füllt es mit Qual des Begehrens;
Nein, mir duften die Rosen, lächeln die Augen,
Glänzt der Sonnenstrahl und leuchten die Sterne;
Und so wenig wie diese, begehr' ich das andre
Nur für mich zu haben, — genug, daß es da ist! —
Deshalb grüß ich preisend die freundliche Schwelle,
Die zu der schönsten Stufe des Lebens einführt.

Wer so beginnendes Alter heiter und dankbar begrüßte, hätte es verdient, hohes Greisentum zu erleben.

Das war dem lebensfrohen Friedrich Eggers nicht beschieden. Er ist kaum 53 Jahre alt geworden; im Hochsommer wurde er aus dem Kreise seiner Jünger und Freunde hinweggerafft, die jahraus,

jahrein ihn in derselben kleinen, hochgelegenen Wohnung*) der Königgrätzerstraße aufzusuchen pflegten, einem wahrhaften kleinen Kunstmuseum, angefüllt mit Abgüssen, Statuetten, Bildern nach den schönsten Werken der Antike. Ich bewahre zwei große Photographien, die das Innere der zwei Stuben zeigen, welche Eggers, der liebenswürdige Ästhetiker und Sonderling, bewohnte. Da sieht man neben den Bildnissen großer Männer Apollo von Belvedere, Madonna della Sedia, den vatikanischen Jupiter, die Göttliche von Milo, den Diskuswerfer usw. Diese beiden Bilder sind kulturhistorische Denkmale: die Zimmer niedrig und klein die Türen, — aber keine prunkende Pomphaftigkeit moderner Salons kann die geistige Vornehmheit dieser bescheidenen Heimstätte eines wahrhaften Kulturmenschen erreichen!

Hölty — im profanen Leben, das allerdings für ihn nie ein profanes war, Paul Heyse — begeisterte durch seine bestechende Persönlichkeit und freimütige Jugendlichkeit selbst Männer zu Dithyramben. Den „Abgott des Kuglerschen Hauses“ nennt ihn irgendwo ein Schalk, gesteht aber selbst, daß auch er seinem Zauber unterlag. Sein Stern war eben aufgegangen, als das Rütli begründet wurde, dem er nur kurze Zeit angehörte; denn schon 1854 siedelte er mit seiner Margarete nach München über und erschien nur noch bei seltenen Besuchen. Aber die Fäden rissen nicht ab. Mit dem Glückwunsch zu seinem 50. Geburtstage wurde Lafontaine betraut, der sich sogar zu Ritornellen verstieg und einen Entwurf nach dem andern an den zum Zensor bestellten Leibnitz sandte, der — den echten Ton vermißte. Hölty wiederum gedachte nach Jahrzehnten am Isarstrande des Rütli wie eines „sonnigen Morgentraumes“:

Seit ich Valet dem Rütli gab,
Floß manche Welle die Spree hinab
Und mancher Tropfen durch meine Kehle.
Nichts aber löscht mir in der Seele
Den Durst nach jenem braunen Trank,
Gewürzt mit gutem Ernst und Schwank.

*) Heinrich Seidel hat sie in seiner Sperlingsgeschichte anmutig geschildert.

Immermann: Wilhelm von Merckel, einer der vorzüglichsten Männer, die das Rütli zu den Seinen zählte, war 1803 in Friedland geboren. Als Sohn eines reichen Mannes, als Neffe eines Oberpräsidenten und durch glückliche Nebenumstände begünstigt, blieb er völlig unabhängig in seinen Studien. Schon als Heidelberger Student machte er sich beliebt durch seinen humoristischen Geist, mit welchem er Menschen und Zustände treffend charakterisierte, ohne doch bei seiner feinfühligen Gesinnung zu verletzen; im Gegenteil erwarb er sich durch seine allezeit bewährte Friedfertigkeit von früh an treue Genossen, die ihm fast zärtlich ergeben blieben. Trotz seiner schwächlichen, unbedeutenden Erscheinung, deren sichtbare Mängel er in seiner Vorstellung noch übertrieb, zeigte er sich mutig und mannhaft, wo es die Verteidigung eines Schuldlosen galt oder die eigene, sehr empfindliche Ehre. Im alltäglichen Verkehr aber fielen seine Zurückhaltung und Schüchternheit auf. Er mochte sich nicht gern vor größerem Kreise zeigen und hat dieses tragikomische Unbehagen nebenher in einer satirischen Charakterstudie: „Der Frack des Herrn von Chergal" — der bekannte Reaktionär Gerlach — humorvoll ironisiert. In ihrer Haupttendenz richtet sich diese Persiflage gegen die zusammengeflickte und doch durchlöcherte Verfassung.

Anfang der dreißiger Jahre wurde Merckel in Berlin in Heinrich von Mühlers Haus eingeführt, und er heiratete 1836 dessen Schwester Henriette; er wurde somit Schwager der sittenstrengen Adelheid, von deren Prüderie besonders in Kunstsachen die Berliner drollige Geschichtchen zu erzählen wußten. Seiner eigenen Anspruchslosigkeit entsprach seine bescheidene Häuslichkeit. Wenn er Gäste bei sich sah, durfte die Zahl von acht oder höchstens zehn nicht überschritten werden. In seinem grünen Hinterzimmer — die herkömmliche „Berliner Stube" — saß man am Berliner Kachelofen außerordentlich bequem und behaglich. Keinerlei überflüssiger Luxus beengte Raum und Bewegung; an den Wänden einfache Lithographien, auf den Fensterbrettern einige Blumentöpfe — das war der ganze Schmuck —, klein die Scheiben, aber klar, von

leichten, weißen Gardinen nur umrahmt, nicht verhüllt; denn damals liebte man Helligkeit, nicht Verdunkelung, in der sich oft nur Staub und Unordnung verstecken.

Merckels Menschenfreundlichkeit war vollkommen selbstlos. Für seine Neigung oder Abneigung war nur der Charakter einer Persönlichkeit maßgebend. Von seiner Unerschrockenheit spricht mancher hübsche Zug. Als in Berlin der Zweigverein der Schillerstiftung eines Tages unter Schulrat Bormanns Vorsitz eine öffentliche Versammlung im Schulsaale von Merget abhielt, erkühnte sich ein neubackener Herr Doktor, eine unerwartete Kritik zu üben, welche etwa in dem Satze gipfelte, daß alles, was hier vorgebracht wäre, angeblich zu Nutz und Frommen unterstützungsbedürftiger Schriftsteller, bloße „Vettermichelei" sei. Stümper würden begünstigt, und die allein berechtigten Leute gingen leer aus. Mit großem Aplomb schloß er seine Rede, ergriff den Hut und wollte sich empfehlen; ehe er aber noch die Tür erreichte, schlug auch schon die metallische Stimme Merckels an sein Ohr:

„Ich muß den Herrn Doktor ersuchen, noch einen Augenblick dazubleiben und das Beleidigende, was er uns da gesagt hat, nun auch zu begründen!"

Wie gebannt war der Betreffende stehen geblieben — übrigens ein großer, stattlicher Geselle — und versuchte seine herausfordernden Worte durch eine Motivierung zu mildern, deren Unzulänglichkeit nur seine Verlegenheit bewies. Er konnte keinen einzigen Fall vorbringen, der seine Anklage stützte.

„Ich danke", versetzte darauf der kleine Merckel mit einer ironischen Verbeugung. „Wir erklären uns mit dem, was der Herr jetzt gesagt hat, vollkommen befriedigt, mit Allgemeinheiten brauchen wir uns nicht abzugeben." —

Mein Mann erzählte mir noch einige launige Züge über Merckel als Zensor, und wie er als solcher mit seinen eigenen anonymen Produkten in politisch gedrückter Zeit zuweilen arg ins Gedränge kam. Er ertrug diese Zwitterstellung nicht lange, die ihn verpflichtete, gegen sein Gewissen einen Zwang auf die Geister

auszuüben, und er legte lieber sein Amt nieder, als sich länger zum Mitschuldigen an der Unterdrückung der Denkfreiheit zu machen. Seine gute Absicht, durch humane Interpretation mildernd und vorbeugend zu wirken, erfüllte sich nicht so, wie es seinem Sinn entsprochen hätte. Sonderbar aber ist es, wie selbst solch ein Menschenfreund in den Vorurteilen seines Standes steckte: ich bewahre noch seine anonyme Broschüre auf mit dem vielsagenden Titel: Gegen Demokraten helfen nur Soldaten.

Merckel fühlte sich zu den Literaten kameradschaftlich hingezogen; besaß er doch selbst ein ausgesprochenes poetisches Talent. Er behandelte alles — längere Erzählungen, kurze Idyllen, witzige Skizzen, Kulturbilder — mit großer Ausdrucksfähigkeit und Anschaulichkeit. Die 1854 bis 1857 vom Rütlikreise herausgegebene „Argo" — die übrigens zeitweise einen überraschenden Anklang beim Publikum fand — schuf dem geistreichen Manne einen Tummelplatz für seine schriftstellerischen Neigungen und bot auch für andere erwünschten Raum und Anlaß zu wertvollen Beiträgen; ist doch zum Beispiel Paul Heyses liebliche Charakternovellette „L'Arrabiata" hier zuerst erschienen.

Merckel starb 1861. Seine treffliche Gattin setzte als „Tante Merckel" die Schutzengelschaft, die er besonders dem nächsten Rütlionen und seiner Familie gegenüber jahrzehntelang tatkräftig bewiesen, noch achtundzwanzig Jahre lang liebevoll fort. 1889 schloß auch sie die treuen Augen.

Lafontaine-Fontane ist bereits so oft gewürdigt worden, daß hier nur scherzeshalber sein Spitzname „Nöhl" nachgetragen sei. Als ich gefragt wurde, was das Wort bedeute, konnte ich prompt die Auskunft geben: Nöhl kommt von nöhlen, d. h. vom säumenden, langsamen, langweiligen Tun. „Nöhle doch nicht so!" rief meine gute alte Tante Jette in Flatow täglich ihrer Karline zu. Nun paßt „langweilig" zwar gar nicht zu Fontane, dessen mündliches, briefliches und literarisches Plaudern zum Unterhaltlichsten gehört, was es geben kann; aber sein privates Wesen, der Fontane im Schlafrock, nöhlte allerdings ein wenig. Es hat

ihn nicht gehindert, einer der glücklichsten Menschen und der erfolgreichsten Schriftsteller zu werden, der von einer angesehenen Monatsschrift 500 Mark für den Bogen erhielt. Welch ein Gegensatz zu den armen Schluckern des Schillerstiftungskapitels! — Als Lazarus den 70. Geburtstag feierte, kam, wie gesagt, „nichts Kollektives" zustande. Es „scheiterte". Woran? Konnte Fontane kein Gedichtchen machen, Menzel kein Bildchen malen, das Rütli keine Statuette, kein Album oder dergleichen stiften? Was tat man denn? Man nöhlte.

Ein Brief des Chefredakteurs der Vossischen Zeitung Friedrich Stephany vom 7. Dezember 1889 zeigt, wie Lazarus bei solchem Anlaß mit Bekannten und Befreundeten unermüdlich korrespondierte und konferierte und nicht eher ruhte, bis etwas Würdiges, den zu Feiernden wahrhaft Erfreuendes geschaffen wurde. Lübke, der in seinen Erinnerungen schwärmerisch Fontanes Lob singt, nennt ihn in einem Briefe den „fröhlichen Bösewicht", ein Scherzwort, das diesem so gefiel, daß er selbst es zitierte. Die Überlegenheit, mit der er auch die eigenen Schwächen in heiteren Selbstbekenntnissen sorglos preisgab, zeigt, wie ihm eigentlich alles „schnuppe" war, um fontanisch zu reden.

Leibnitz-Lazarus war, wie die anderen neidlos anerkannten, die Seele des Rütli. War er von Berlin abwesend, fristete es kümmerlich sein Dasein. „Das Rütli ist verwaist", heißt es einmal bei solcher Gelegenheit; „Menzel kommt nur noch von Zeit zu Zeit, um von 8 bis 8½ eine halbe Stunde zu schlafen."

Lessing-Kugler ist bereits als der Vater des Rütli genannt worden, der des hoffnungsvollen Sprößlings erste Schritte leitete, aber sein ferneres Wachsen und Werden nicht mehr erlebte.

Metastasio: Provinzialschulrat Dr. Karl Bormann (1802 bis 1882) war von vielseitigem humanitärem Interesse. Äußerste Pflichttreue, gründliches Wissen und eine behagliche sanguinische Welt- und Lebensanschauung vereinigten in dem äußerlich einfachen Mann so wohltuende Elemente, daß er zu den beliebtesten Rütlionen gehörte. Auch als Dichter hat er sich versucht; die „Bilder aus

Glienicke" ließ er 1849 als Manuskript drucken; seine innigen religiösen Gedichte: „Tage des Herrn" veröffentlichte er 1852. Als er 1872 in den Ruhestand trat, wurde ihm der Geheimratstitel verliehen. Die Rütlionen schätzten ihn auch als gemütlichen Genossen, der sich gern kleine Neckereien gefallen ließ. Als Lazarus einmal in Nizza weilte, wurde ihm berichtet:

„Der Mittelpunkt unserer vorgestrigen Rütlisitzung waren Sie. Ihr Buch gab unserem Gespräch die Richtung. Metastasio teilte mit, was er Ihnen geschrieben, und daß er bei Namhaftmachung der auf seinem Tisch versammelten Rütlionen einen unterschlagen habe: sich selbst. Es hatte nämlich sich unter der Rütliliteratur der Korrekturbogen seines eigenen „173. Sendschreibens an die preußische Seminarlehrerschaft" versteckt, — eine Mitteilung, die natürlich zu einer Abkanzelung und zur Vorhaltung der Sünde falscher Bescheidenheit führte."

In dem letzten beschaulichen Jahrzehnt seines Lebens widmete er sich außer der ihm sehr am Herzen liegenden Schillerstiftung der Redaktion des von seinem Amtsvorgänger Otto Schulz begründeten Schulblatts für die Provinz Brandenburg. Er erlebte noch seinen achtzigsten Geburtstag, der mit allgemeiner Teilnahme gefeiert wurde. Zwei Monate später schied er dahin, und Lazarus schrieb von Schönefeld aus an Zöllner am 5. September 1882 über den Heimgegangenen:

„So ist denn unser lieber Senior von uns geschieden. Wir, die wir fast ein Menschenalter seinen Umgang, seine stetig gleichmäßige Freundlichkeit genossen haben, wissen einander nichts Neues über die Schmerzlichkeit des Verlustes zu sagen, den speziell auch das Rütli erlitten hat. Wie gut wußte er zu berichten, wie vorzüglich zu fragen und zu hören! Die Reihe lichtet sich, aber die Übrigbleibenden müssen desto fester und herzlicher zusammenrücken; unser Leben, immer Stückwerk, bröckelt sonst allzusehr, da mit jedem Gefallenen ein Stück Leben dahingeht. Requiescat in pace! Schon im hiesigen Dasein, auch im rüstigsten, hat er mehr Frieden als Kampf gehabt."

Rubens, der Altmeister Adolf Menzel, der wegen seiner Kurzangebundenheit Gefürchtete, oft Verkannte, nahm lange Jahre lebhaft teil an den Rütlisitzungen, bis er sich mit zunehmendem Alter gewöhnte, nur noch zu den Rütlis zu kommen, die bei Leibnitz stattfanden. Auch da erschien er mit seiner sprichwörtlichen Unpünktlichkeit, wenn die anderen schon gegangen waren. Das paßte ihm gerade, dann hatte er seinen Rütlibruder ganz allein und saß fest bis lange nach Mitternacht. Unbekümmert um seine Mitmenschen, handelte er völlig nach der Eingebung des Augenblicks, nicht ahnend, wie oft er damit die Nachsicht der Freunde in Anspruch nahm. Der kleine, vierschrötige und schwerfällige Mann war auch als Kritiker nicht immer bequem. Karl Eggers berichtet im August 1873 nach Schönefeld: „Bei einer Rütlidebatte des verflossenen Winters, bei der Sie nicht zugegen waren, hatte Rubens starke Neigung, eine Biographie Rauchs jetzt schon für veraltet zu erklären, da Rauch doch erheblich überschätzt worden sei. Von Rubens erinnere ich mich ganz bestimmter Angriffe gegen die Persönlichkeit Rauchs, in der Richtung, daß der Kammerdiener stets den Künstler unterdrückt habe, von Anbeginn bis zu seinem Ende. Diese Beurteilung Rauchs, gegen welche doch erhebliche Bedenken walten, hat mich in meiner Arbeit zu äußerster Vorsicht ermahnt."

Auch seinem Rütlikameraden und Kunstgenossen August von Heyden gegenüber zeigte sich Rubens ziemlich borstig. Über beide so verschiedenen Künstler plaudert Fontane in einem Weihnachtsbrief 1881:

„Von Heyden bis zu Menzel ist nur ein Schritt, ob ein kleiner oder großer, das stehe dahin. In Menzels Augen ist die Frage wohl gelöst und in Heydens auch, dessen war der vorletzte Rütli Zeuge, wo Heyden behauptete: 1. was ich will, steht ebenso hoch, wie das, was Menzel will, und 2. was ich leiste, vielleicht auch. Er vermied die Worte: was ich kann. Denn zwischen leisten und können ist doch noch ein wesentlicher Unterschied. Diese kühn auf den Teppich geworfenen Sätze kamen nun zur

Diskussion, und der Rütli bedeckte sich mit Ruhm. Am meisten Heyden selbst, indem er ohne Empfindlichkeit hinnahm, was ihm entgegnet wurde. Wir einigten uns dahin: dergleichen zu denken, ist erlaubt; wer sich selbst in die zweite Reihe stellt, kommt nie in die erste. Selbsterhaltung fordert Selbstgefühl. Also man denkt es. Aber soll man es auch aussprechen? Das wurde natürlich verneint und unter gutmütigem Lachen auch von Heyden selbst, bis er wieder mit einem Male anderen Sinnes wurde: „Nein, nein! Es bloß denken, macht klein und eitel; spricht man es aber aus, so werden einen viele zwar für einen Narren halten, aber man wird sich um so mehr bestreben, sein Wort einzulösen und bis an die Marke zu kommen, die man sich selber vorgezeichnet hat." — Aber ich wollte ja von Menzel erzählen. Augenscheinlich fühlt er sich selbst wohler unter den Rütlionen und erscheint deshalb regelmäßiger. Und weshalb? Alles ihm Unbequeme hat er ausscheiden oder wegsterben sehen, erst Lübke, dann Kugler, dann Blomberg. Ein von Kunsthistorie purifiziertes Rütli blieb übrig. Ich verdenke es keinem Maler, also auch Menzel nicht, wenn er der Wissenschaft das Recht des entscheidenden Mitredens abspricht, aber die Kunsthistoriker können einem nachgerade leid tun!"

Wenn Heyden einmal an Lazarus schreibt: „Sie sind Menzels alter, treuer Freund und müssen auch geistig mehr für seine Kunst übrig haben wie für die meine", dann traf er den Keim zu dem eigenartigen Verhältnis zwischen dem berühmten Maler und dem Philosophen, der in der Tat mehr für Menzel geistig übrig hatte als die meisten seiner Lobsänger; dafür liebte ihn Menzel.

Man hat gezweifelt, ob der geniale Meister überhaupt der Zuneigung in höherem Maße fähig war. Dem weiblichen Geschlecht ging er bekanntlich grundsätzlich aus dem Wege, und er ist überzeugter Junggeselle geblieben. Aber auch den befreundeten Männern gegenüber zeigte er meist jene Knurrigkeit, die zu konsequent war, um nicht auf eine tiefwurzelnde Gleichgültigkeit gegen seine Mitmenschen schließen zu lassen. Wie seine sämtlichen Bilder ein mürrisches Aussehen zeigen — er hat wiederholt Lazarus mit

wohlgetroffenen Porträts seiner selbst beschenkt —, so zeigte auch sein Benehmen eine rauhe Außenseite. Ein einziges Mal trat er mir gegenüber, nach jenem Unglückstag, da mein Mann gestürzt war und sich den rechten Arm völlig ausgerenkt hatte. Die Zeitungen brachten andern Tages die Nachricht, und Menzel kam noch denselben Abend nach 10 Uhr. Finster streifte mich sein Blick; dann saß er wie ein drohendes Unwetter dem schwer Leidenden gegenüber, bis ich ihm zuflüsterte, mein Mann bedürfe der Ruhe. Da ging er hastig, polternd, fast ohne Gruß, und dennoch fühlte ich, wie bewegt er war.

Als unsere Übersiedelung nach Meran bevorstand, mußten wir viele Schriftsachen und Briefschaften beseitigen: von Menzel hat Lazarus jedes kleinste Zettelchen aufbewahrt.*)

Sie sind alle humoristisch. Eine Stichprobe nur: eigentlich gehört die verklexte, wie mit dem Besen hingefegte Handschrift und die schnurrige, erfinderisch verschnörkelte Unterschrift dazu, um die volle Originalität zu genießen:

Berlin, 3. April 1882.

Verehrter, lieber Freund!

Wer in Briefschulden überhaupt, und meist gezwungen, ein schlechter Zahler ist, der muß bei seiner Verurteilung extramildernde Umstände beanspruchen, wenn er sich ein Bescheidtun auf ein sozusagen doppeltes Zutrinken auferlegt fühlt. Je eingehender, also wortreicher ich mich hinreißen ließe, auf Ihr

*) An Lazarus' siebzigstem Geburtstag, erzählt Karpeles, war ein acht Seiten langer Brief von Menzel angekommen. Gerade dieser ist — wie viele andere von Bedeutung — verschwunden. Mein Mann führte mich einmal in Schönefeld mit einer Art Feierlichkeit an den alten Schreibtisch im Oststübchen, um mir eine in der oberen geräumigen, freilich unverschlossenen Schublade besonders verwahrte wertvolle Briefsammlung zu übergeben. Die Schublade war leer. — Inzwischen habe ich zufällig erfahren, daß von Lazarus eigenhändig an seine Familie nach Bern adressierte Kuverts mit eingedruckter Marke aus den sechziger Jahren in den Handel gebracht worden sind. Von wem? Ich weiß es nicht.

Herumklopfen und Horchen an Bruſt und Gehirn mich zu expektorieren, deſto mehr käme ich gar in Verdacht, mich in Adelsberger übernommen zu haben. — Ja, aber auch in meiner Zeitbedrängtheit (die nur noch immer zunimmt), wo ich bis dato nur leider auf ein mehr oder weniger Herumnaſchen beſchränkt war, bin ich auf manches geſtoßen, das ich mit Ihnen lüften, hecheln, durchackern möchte „bis morgen früh"! — Sagte nicht etwas in mir: Laß das! zum Partner eines Philoſophen wirſt du doch nicht. Unſereiner ſoll, darf's nicht einmal werden wollen! — hat ſich ſchon zu hüten, ſo was wie (folgt ein Wort, das ausgeſtrichen einen zollangen Tintenklecks bildet) ſeine eigene Libelle zu werden. Am weiteſten bin ich in das Kapitel von der Freundſchaft hineingeſtiegen. Welches Gefilde! Ebenſo, ſo weit ich gekommen: „Vom Urſprung der Sitten" und was da hinein gehört. — Was Sie a. ſ. O. in der Frage des jeweiligen Zuſammenwirkens verſchiedener Künſte (ſ. die Weihnachtstransparent-Ausſtellungen in der Singakademie) ausführen, würde ich an ſich ohne weiteres unterſchreiben. In praxi ſtellt ſich aber die Sache anders und kommt da noch ein ſpezifiſches Moment dazu; doch davon einmal beſſer mündlich. Wie überhaupt über manches in dieſem Ihrem Werke! Indem ich jetzt endigen will, kommt noch Ihr „Carnaval" an. Für heute aber beſchränke ich mich, Ihnen für alles Ihr aufmerkſam freundliches Hierherdenken aufs herzlichſte zu danken. Mit dem Ausdruck der Freude aufs Wiederſehen der Ihrige

Menzel.

Beide ſtanden in regelmäßigem Austauſch ihrer Werke, Menzel natürlich, ſoweit es Radierungen, Nachbildungen, Photographien u. dergl. betraf. Er beſaß ſämtliche Werke des Freundes bis auf jede Abhandlung oder gedruckte Rede, und dieſer legte eine Menzelmappe an. Für Menzels Beurteilung ſind die Widmungen, mit denen er die geſandten Gaben zu ſchmücken pflegte, ſtets charakteriſtiſch. Unter die letzte ſeiner Photographien ſchrieb er: „Es hat dem waltenden Geſchick gefallen, Tage voll erhebender Genugtuung,

frohen Rückblicks in ein feierlich Examen in der Stoa umzugestalten. Mögen Blutungen nach innen, wie sie solche Prüfungen begleiten, ohne jegliche Nachweh vorübergehen! Bleibe der Lebensabend wolkenlos!"

Menzel war in seinem langen Leben ungewöhnlich vom Glück begünstigt. Sein ungeheurer Fleiß war selten durch Krankheit gestört, seine Erfolge in Deutschland beispiellos und seine Beliebtheit erstaunlich. Von seinem Hauswirt an, der die kostbaren Knäufe seiner eleganten Treppe wegsägen ließ, um das Bild Hochkirch aus dem Atelier vorsichtiger transportieren zu lassen, bis zum Kaiser, der ihm den Adel verlieh und ihn zur Exzellenz machte, wetteiferten alle, dem Künstler entgegenzukommen.

Ob nicht auf diesen letzten der Rütlionen Lazarus' Wort paßt: Nur wenigen ist es gegeben, auch im Wassertropfen Gott zu erschauen?

Schenkendorf-Bernhard von Lepel, geboren in Meppen am 27. Mai 1818, wird in den Zeitgeschichten kaum erwähnt, und doch erscheint er eingehender Betrachtung wert. In seinem Dasein berührten sich die Gegensätze fortwährend. Obwohl Antijesuit und allem Pfaffentum abhold, zieht es ihn als Dichter und Kunstenthusiasten unwiderstehlich nach Rom. Von 1844 bis 1846 war er dort und im nächsten Jahre wieder. Von da geht er nach der Insel Sizilien, besucht wiederholt Palermo und malt den seltsam geformten, von der heiligen Rosalia beschirmten Monte Pellegrino, der wie ein Wächter am Hafen liegt. Lepels Lieder aus Rom spiegeln sein Entzücken über Hohes, seine Wehmut über Niedriges, das er schaut. Er dichtet einen Ganganelli. Dieser gelehrte, menschenfreundliche Papst (Clemens XIV., 1769—1774), der trotz seiner Sanftmut die Kühnheit besaß, den Jesuitenorden „aus Rücksicht für den Frieden" aufzuheben, und von da ab für seinen Freisinn ein von Todesfurcht erfülltes Leben führte, bis er anscheinend an Vergiftung starb, war so recht ein Held nach dem Herzen des aufgeklärten, aber vielfach durch die Standesvorurteile seiner Verwandten gefesselten Lepel.

Sein Leben sei ein „verfehltes“ gewesen, meinte einer seiner Freunde; aber Lazarus gab der Unruhe, die sich im häufigen Wechsel des Aufenthaltes und der Beschäftigung kundgab, eine edlere Deutung. Unabhängigkeit und Menschenwürde waren das seiner Natur entsprechende Ziel seines Strebens, und er handelte nur konsequent, wenn er immer wieder versuchte, die ihn beengenden Bande von sich abzustreifen. Nachdem er 1848 seinen Abschied als Gardeoffizier genommen, wurde er Dramendichter, und als er Italien kennen gelernt, ging er auf Familiengüter in Pommern und beschäftigte sich als Ökonom; aber hier wie dort arbeitete er langsam, da er nicht mit vollen Segeln fahren durfte. Durch seine mannigfachen Enttäuschungen wurde er nervös und durch seine Nervosität zerstreut. Einmal kam er eine Woche zu früh, und darauf eine Woche zu spät zur Hochzeit — ein Verhängnis, das die Tragik seines Ringens symbolisiert. Aber er blieb Humorist genug, dadurch nichts von der chevalereskeu Liebenswürdigkeit seines Wesens einzubüßen. — Lepel war eine martialische, stattliche Erscheinung. Seine Bildung vereinigte sich mit so viel Taktgefühl, daß er oft diesem und jenem Unbeholfenen Lebensregeln und Anstandsrezepte gab. Anfang der siebziger Jahre verheiratete er sich zum zweitenmal, Ende derselben übernahm er das Landwehrbezirkskommando in Prenzlau. Vom 29. November 1882 datiert ein Brief, der nicht ohne Interesse ist:

Mein teurer Leibnitz!

Auch Sie werden von den Vorträgen des Prof. Jäger aus Stuttgart gehört haben. Darf ich fragen, ob Sie ihm die Lösung des Problems der Entdeckung der Seele zuerkennen?! Mir will es scheinen, als habe er mit seinem Psychometer und seinem feinen Riechorgan bestenfalls den Weg gefunden, auf welchem künftig vielleicht einmal die Entdeckung der Seele gemacht werden kann, aber er hat diese Entdeckung wohl noch nicht gemacht. Für denselben Stoff zeigt der Psychometer stets dieselbe Kurve, und „da das menschliche Empfinden bez. die Seele des Menschen (!) in einer flüchtigen Substanz besteht, so

muß die Messung eine untrügliche sein." — Abgesehen von allen Bedenken gegen diese Ausdrucksweise ist zunächst zu konstatieren, daß nach Dr. Jäger die Seele des Menschen in einem Stoff und zwar in einer flüchtigen Substanz besteht. Besteht aber die Seele in einem Stoff, dann gehört sie zum Körper, als ein Teil desselben, und es bleibt nachzuweisen, wie diese angebliche Seele mit dem Geist zusammenhängt. Dann wird man geneigt sein, den Geist „Seele" zu nennen und jene flüchtige Substanz den Gang alles Fleisches gehen zu lassen. Wenn ferner Dr. Jäger sagt, daß „diejenigen, die das Wort Seele geschaffen, mit ihm das Kennzeichen für den Gefühlszustand des Menschen in seinem Innern geben wollten", so muß man sich erst über den Begriff „Seele" mit ihm auseinandersetzen. Ich glaube, daß die Seele nicht ein Zustand, sondern ein Objekt ist, welches sich selbst als Subjekt zu empfinden vermag. Keine Kleinigkeit!

Das Problem besteht überhaupt wohl in dem Nachweis der Verbindung zwischen dem Körperlichen mit dem Unkörperlichen. Hat Dr. Jäger zu diesem Ziele einen Schritt gemacht?

Leider liegt die Antwort auf diese Fragen nicht vor.

Lepels poetisches Gemüt und seine fein organisierten Nerven verlangten eine südliche Heimat, doch das Geschick versetzte ihn in den rauhen Norden, der ihm ein asthmatisches Leiden brachte, dem er am 17. Mai 1885 erlag. — An einem Maientag zur Welt gekommen, ist er auch an einem Maientag dahingegangen.

Und nun — dem Alphabet nach — der letzte der Ur-Rütlionen:

Tannhäuser, im gewöhnlichen Leben Theodor Storm genannt. Nach seinem frühen Fortgang von Berlin (1856) blieb er mit den Rütligenossen in dauerndem Briefwechsel. Nachdem er das alte Husum verlassen, siedelte er sich in Hademarschen an, „als glücklicher a. D.", wie er im Sommer 1882 berichtet, „in dieser anmutigen Gegend Holsteins, wo ich mir in einem großen Garten ein geräumiges, menschenwürdiges Heimwesen aufgerichtet habe, mit weiter Umschau auf Felder, Wälder und in blaue

Fernen". — Folgender durch die Güte von Frau Geheimrat Zöllner zur Verfügung gestellte Brief an ihren Gatten vom 12. November 1884 gibt ein stimmungsvolles Bild von des Dichters Häuslichkeit:

„Wenn man, wie ich eben getan, in der fallenden Dämmerung in dem großen entblätterten Garten einsam umherwandelt und mit den Füßen im gefallenen Laube raschelt, so ist es mit 67 Jahren schwer, sich einer bitteren Melancholie zu enthalten. Immer ruft es: „Längst, längst vorbei!" Darum holte ich mir meine Frau unten aus der Wohnstube, und sie zündete mir hier oben die Hängelampe über meinem Sofatisch an und auch die bronzene Stehlampe auf dem Tisch, die ich im Winter von dem Fenster wegnehme, aus dem ich weit in holsteinische Lande und Wälder schaue, und dann an den Sofatisch schiebe, warm, so mitten in der Stube. Die hübsche Bronzelampe ist ein Erinnerungsstück. Einstmals, da ich mit Constanze, die nun schon so lange nicht mehr ist, in Potsdam „im Elend" war, gingen wir beide Arm in Arm aus und kauften sie. Lang, lang vorbei.

Und ich bin noch immer da; und das Feuer im Ofen bullert behaglich, und meine Kuckucksuhr pickt behaglich, und von den Wänden schauen die ererbten oder von Freunden geschenkten Bilder und die Bücher aus zwei Schränken und vier Repositorien mich irdisch traulich und grüßend an; vor den Fenstern sind die Vorhänge und Rouleaus herabgelassen. — — Im Hause sind außer meiner Frau nur die 19jährige Gertrud und die 16jährige Dodo; meiner Elsabe habe ich auf der älteren Schwester Lucie dringendes Bitten erlauben müssen, daß sie bei ihr, d. h. eigentlich bei Hans, dem medicus, in Wörth a. M. (Bayern) bleibe, wo Lucie die kleine Wirtschaft führt. Ernst, der Amtsrichter in Toftlund, ist etwa so weit nördlich von uns, wie Berlin südlich; Heiligenhafen, wo unsere Lisbeth Frau Pastorin mit einem allerliebsten Mädel ist, liegt auch nicht viel näher, und so wird zum Weihnachtsabend, der hier im Hause höchst feierlich und fein begangen wird, nur noch mein treuer Karl, „der stille Musikant",

dem der Rachenkatarrh jetzt die Stimme ganz verzehrt hat, erscheinen. Erst gehen wir in die proppenvolle Dorfkirche, wo zwei Tannen mit Lichtern und die Kronleuchter brennen, die ein Dorfschlosser geleistet hat. Dann bescheren wir, eine Tanne von zwölf Fuß Höhe brennt im großen Zimmer; nach dem Essen kommen mein hiesiger Bruder und Frau, Sohn und Schwiegertochter, mit zwei Töchtern (die eine eine fixe Klavierspielerin) und noch drei erwachsenen Söhnen; denn — wir sind ein Strom geworden. Dann werden, soweit es noch möglich ist, Weihnachtskuchen gegessen und ein wirklich guter Punsch getrunken." Folgt das umständliche Rezept zu diesem Punsch. „Haben Sie mein ‚Grieshuus' gelesen? Sonst tun Sie's, bitte. Viele halten es für mein Bestes; es ist aber nicht so, es ist nur das Neueste. Mir aber ist es nach dem Schwindel in Berlin lieb, daß ich noch einmal etwas geleistet habe, was den Menschen wohlgefällt."

* * *

Nun aber zu der bunten Epigonen-Reihe des Rütli!

Im ersten Jahrzehnt war ein rascher Wechsel, und so fand auch Heinrich Smidt (1798—1867) bald Aufnahme: Bürger, wie er schon im Tunnel hieß. Als Holsteiner geboren, wurde er Seemann, besaß sein eigenes Schiff, mit dem er kürzere und weitere Fahrten unternahm. Als er dann sein Seemannsleben aufgab, verwertete er seine Kenntnis des Meeres und der Schiffahrt zu ausgezeichneten Naturschilderungen und lehrreichen Erzählungen. Der Erfolg seiner meist für die Jugend bestimmten Bücher ermutigte ihn, diesen besonderen Zweig dichterischer Produktion zu seinem Spezialfach zu machen. Er betrieb von nun an eifrig das Studium alter hanseatischer Chroniken, die er seinen außerordentlich anschaulichen Seeromanen zugrunde legte. Aber auch auf dem Gebiete der künstlerbiographischen Charakterzeichnung versuchte er sich, und seine Devrient-Novellen fanden großen Anklang. Als dann aber das Interesse an seinen Veröffentlichungen abnahm,

wurde er 1848 Beamter in der Marineabteilung der Kriegsministerialbibliothek.

Smidt war der Typus eines Seekapitäns: einfach, pflichtgetreu, etwas derb, auch in der Erscheinung. Noch in späteren Jahren, wenn man die kaum mittelgroße, rundliche Gestalt daherkommen sah, erkannte man an dem breitbeinigen, wiegenden Gang die alte „Seeratte". Mit Recht rühmte einer seiner Kollegen der Feder und des Rütli, der sonst gern seinen Witz auf Unkosten anderer spielen ließ und zumal Smidt nicht schonte, daß dieser Tausenden viele frohe Stunden bereitet habe. Charakteristisch ist folgendes Urteil aus Kindermund: als vor Weihnachten die Kuglerschen Kinder ihre Wunschzettel anfertigten, schrieb der kleine Hans, er wünsche sich ein Buch von Herrn Smidt, und auf die Frage „welches", rief er fast ärgerlich und mit voller Überzeugung:

„Ach was! von Herrn Schmidten ist alles schön!"

Höltys Platz nahm 1854 Hugo von Blomberg ein, der seiner Hauptneigung nach als Maler Müller figurierte, ein Edelmann im besten Sinne des Wortes, vornehm in Erscheinung und Gesinnung, dabei vielseitig begabt. Vielleicht wurde das gerade sein Verhängnis. Er betätigte sich als Dichter, Maler, Kunsthistoriker und ist auf keinem Gebiete zur vollen Entfaltung gekommen, trotz ernstem Ringen. Als Balladendichter hatte er Erfolge — alte Schmöker boten ihm zuweilen eine Fundgrube guter Stoffe —, allein seine Selbstkritik ließ ihn erkennen, daß es ihm an dichterischer Eigenart fehlte. In der Kunstgeschichte hat er Rühmliches geleistet, u. a. Kuglers dreibändiges Handbuch der Geschichte der Malerei neu herausgegeben, aber die Schriftstellerei befriedigte ihn nicht. Als Maler war er auf einem engbegrenzten Felde originell: er war ein Kompositionstalent und unerschöpflich im Erfinden phantastischer Ornamente. Doch dieses Gebiet fand damals nicht die gebührende Beachtung. So ging er als reifer Mann (1867) nach Weimar, um die Lücken seiner künstlerischen Ausbildung auszufüllen. „Lieber spät als gar nicht" war sein Wahlspruch. Er fand hier in vollem Maße, was er suchte; selbst

Paris und Antwerpen, so berichtete er, würden ihm nicht in gleichem Maße Gelegenheit zur Vervollkommnung geboten haben. Der Historienmaler Pauwels, zehn Jahre jünger als er, wurde ihm ein vortrefflicher Lehrer; mit dem Grafen Kalckreuth, dem Leiter der Kunstschule, war er von früher persönlich befreundet. Bei dem überaus kunstsinnigen Großherzog von Weimar war er gern gesehen, und auch die anmutige Natur erfreute ihn. So war das einzige, was er von Berlin vermißte, „das rege geistige Treiben des erleuchteten Rütlikreises".

Blomberg sollte die Früchte seines Fleißes nicht pflücken, er starb bereits 1871 in Weimar, 51 Jahre alt. Das Glück hat ihm nur in einem wohl gewollt: er besaß eine treffliche Frau — Tochter des heldenhaften Generals von Eberhardt — die ihn schwärmerisch verehrte. Er lebte für seine Kunst und seine Familie. Der Verlust seines geliebten Knaben, der sich an einem Dorn verletzte und an Blutvergiftung starb, war ein Schlag, den er nie verwunden hat. Nach Blombergs Tode erschienen seine Jubellieder über die Errichtung des Deutschen Reiches unter dem Titel „Treu bis zum Tod". Das hätte man auch auf seinen Grabstein schreiben können.

Kaum zwei Jahre später als Maler Müller schied wieder ein Epigone aus dem Rütli: Sein Dichterkollege Waldmeister-Roquette, der als Professor nach Darmstadt berufen wurde. Nach dem stillen Weimar drangen damals die Nachrichten aus der Welt nicht eben schnell, wenigstens nicht bis in Blombergs Einsiedelei. „Roquette", schrieb er einmal, „ist fort, hör' ich durch Friede; aber wohin denn?"

Des Letztgenannten Bruder Karl Eggers-Barkhusen wirkte unscheinbarer als der alle Welt bezaubernde Friede. Zwar stattlich, aber schlicht in Wesen und Erscheinung, tiefer und genauer in vielen Dingen der Kunst und des Lebens, gewann er sich die Zuneigung aller, die ihn näher kennen lernten. Persönlicher Mut und körperliche Gewandtheit zeichneten ihn aus; er war ein eifriger Bergsteiger und huldigte dem Rudersport mit einer an Verwegen-

heit grenzenden Kühnheit. In seinem gastfreundlichen Hause pflegte er eine ungemein anmutende Geselligkeit, die leider durch schwere Schicksalsschläge öfter unterbrochen wurde. Nach der ersten vortrefflichen Gattin verlor er auch die zweite, sehr geliebte, nach kurzer Ehe. Seine rührenden Briefe aus jener Zeit lassen das weiche Gemüt und zugleich die Charakterfestigkeit des Mannes erkennen. Für den Rütlionen sind folgende bezeichnend; er schreibt am 6. Juli 1873:

Verehrtester Leibnitz!

Zu dem letzten Rütli, wo Ihr Erscheinen wenigstens in Aussicht gestellt war, hatte ich einen Entwurf des Vorwortes zur Rauch-Biographie in petto. Er kam nicht zur Verhandlung, weil die sommerliche Auflösungskrisis des Rütli an dem Tage stark einsetzte. Erst beim letzten Rütli kam ein Aufflackern so weit zur Geltung, daß wenigstens eine halbe Stunde lang Chevalier, Schlüter, Schenkendorf und Valeur gleichzeitig tagten. Was aus der Besprechung des Vorworts hervorging, lege ich hier bei und bemerke, daß man mir eigentlich nicht scharf genug gewesen ist. Außer einigen Wortveränderungen und einer Kürzung bei Motivierung der Wiedergabe der Rauchschen Tagebücher ist wenig geändert, so daß ich meinte, Sie würden mehr Ausstellungen machen als die durch die große Hitze jenes Tages sehr wohlwollend gestimmten Freunde. Chevalier räumte dies als wahrscheinlich sofort ein und bestärkte mich darin, Sie um eine Durchsicht des Beifolgenden mit einigen Notizen zu bitten.

Halten Sie es dem Gefühl zugute, das ich mit meinem Bruder stets teilte, daß jedem Rütlispruch die Vollwichtigkeit fehle, wenn Ihre Stimme nicht mit in die Wage fiel.

Nach einer Woche schon erhielt er die Zusage, daß Lazarus in Nauheim den ersten freien Abend benutzen würde, um die Änderungen vorzuschlagen, welche das projektierte Vorwort „allerdings ertragen könnte". Dieses freundschaftlich-vorsichtige, doch kritische Wort beunruhigte Eggers; er vermutete, daß dies Urteil

über „ertragbare Änderungen eine in Ihrer wohlwollenden Weise ausgedrückte Umschreibung der Unbrauchbarkeit sein sollte".

Der getreue Leibnitz muß wiederum umgehend geantwortet haben, denn schon am 16. August schreibt jener wieder:

„Ich will Sie in der Vorwortangelegenheit nicht weiter behelligen, als daß ich Ihnen aufrichtig danke für die sämtlichen Verbesserungen, die ich ohne Ausnahme akzeptiere.*) Die Gründe Ihrer Modifikationen sind mir durchaus augenfällig, ja zum Teil ohrenfällig, da ich ganz deutlich Ihre Stimme höre. Ich bin Ihnen dankbar für jeden Rat! In der Sache selbst habe ich nur im Rütli bei Nöhl einen mir übrigens leicht erklärlichen Widerspruch gefunden und den allerdings für mich schwerer wiegenden meines Bruders. Ich glaube aber, daß auch er in diesem Falle eingehenden Rütli-Erwägungen nachgegeben und seinen oft verfochtenen Satz, daß die Wirklichkeit nicht immer die Wahrheit sei, nicht bis zur äußersten Konsequenz festgehalten hätte." Noch seitenlang berichtet er über seine Bedenklichkeiten. „Ich habe mich mehr dem geliebten Toten gegenüber rechtfertigen wollen als dem

*) Wie schade, daß wir diese Antwort nicht besitzen! — Wir bitten alle, die Briefe von Lazarus oder Mitteilungen über ihn besitzen, sie uns auf kurze Zeit zur Durchsicht zu überlassen. Wie dankenswert solche Beihilfe ist, zeigt eine Sendung, durch die uns Direktor Krause für das bereits gedruckte Herbartkapitel wertvolle Ergänzungen bot. Hier sei nur folgendes nachgetragen: Der Schöpfer des Denkmals, der aus Odessa gebürtige Heinrich Manger (dessen bekanntestes Werk die Bismarckstatue in Kissingen ist), war aus künstlerischen Gründen gegen das geplante Gitter, und so ist das Denkmal von herrlichen Anlagen, einer Art botanischem Garten, umgeben. Gegossen ist die Kolossalbüste von Chr. Lenz in Nürnberg. Sie steht auf einem Postament von poliertem dunkelrotem Granit, zu dem mehrere Stufen führen. — Frau Herbart starb im Dezember 1876. Dr. Voigdt, der langjährige Mitarbeiter Herbarts an seinem pädagogischen Seminar in Königsberg, hielt an ihrem Grabe eine tief empfundene Rede. — Die S. 467f. angeführten Worte Lazarus' an die Jugend stehen neben einem Ausspruche Luthers regelmäßig am Eingang der Programme der Oldenburger Oberrealschule. Die erwähnte Bannerinschrift lautet: Dem Vaterlande ergeben, uns selber treu, dem Heiligen gehorsam.

lesenden Publikum gegenüber und habe somit, von subjektiven Gefühlen geleitet, die objektive Tragweite völlig übersehen. Auch das danke ich Ihnen herzlich, daß Sie mich auf Naheliegendes aufmerksam machten, was doch allen bisher entgangen war: daß die Charakteristik Rauchs, d. h. seiner menschlichen (nicht künstlerischen) Persönlichkeit nicht ohne Widerspruch hingenommen werden darf." (Folgen die schon zitierten Bemerkungen über Menzels Angriff auf Rauch.)

Bei der pietätvollen Arbeit der Brüder berührt folgende Briefstelle vom 4. April 1882 doppelt wehmütig. „Der erste Band von unserem Friede ist vielfach besprochen von allen Richtungen innerhalb der Zunft. Ich nenne bloß Hermann Grimm, Woltmann, Lübke, Adolf Stahr, Fr. Pecht. Manche Winke der im ganzen überaus wohlwollenden Kritik habe ich für die fast durchweg „mit Spannung erwartete" Fortsetzung beachtenswert gehalten. Die erste war absichtlich ein nur kurzer Abschnitt, weil ich Fühlung gewinnen wollte, ob ich es denen irgendwie recht mache, die es besser verstehen. Aber die Frage ist ohne Antwort geblieben. Das Buch ist einfach nicht gelesen worden."

Auch auf sprachphilosophischem Gebiet begegneten sich die Rütlionen. Eggers schreibt am 18. Februar 1877: „Ihre gestrige freundliche Aufforderung, das Wort „verwillküren" zu erklären, stahl sich über Nacht in meine Träume mit hinlänglich erweckender Gewalt, so daß ich Zeit hatte zu einem Versuche, Ihrer Forderung gerecht zu werden. Vor allem stand mir fest, daß ich die Vaterschaft zu dem Worte leider würde abzulehnen haben; denn es klang mir immer deutlicher als gehört ins Ohr und sprang mir als gelesen vor Augen, und zwar handschriftlich aus alter Zeit vor 20 und mehr Jahren, da mir mecklenburgische juristische Akten durch die Hände gingen. — Aufgestanden wollte ich jetzt meine Bibliothek wegen der Vaterschaft befragen. Adelung und Grimm hab' ich nicht, meinen Sanders habe ich verpumpt und weiß nicht, an wen, Schiller und Lübbens mittelniederdeutsches Wörterbuch ist erst bis zum Buchstaben L erschienen, und der brave Heyse hat mich

diesmal im Stich gelassen. Meine bezüglichen Nachtgedanken aber waren: die begriffbestimmende und begriffverändernde Bedeutung der Vorsilbe ver ist eine mannigfache: verziehen heißt fortziehen (örtlich), aber auch warten, bleiben (zeitlich), es heißt auch verkehrt erziehen; versprechen (zusagen), sich versprechen (verkehrt sprechen) usw. Zwei Bedeutungen schienen mir dabei besonders frequent: die Bedeutung der Verstärkung des bezüglichen Kompositionswortes (verbessern gegenüber bessern) oder die Bedeutung der Verkehrung desselben: kennen — verkennen, greifen — vergreifen usw. — Letztere Bedeutung hat die Vorsilbe im Wort verwillküren. — Die Willkür, die Wahl nach eigenem Willen, wird in verwillküren verkehrt zum Wählen nicht nach eigenem Willen, also nach fremdem, nach der Willkür des andern. So wird das Verwillküren einer Rückzahlung = sich verpflichten zur Rückzahlung nach dem Willen des Berechtigten. — Für den Umstand, daß dem Verbum verwillküren gegenüber kein Verbum willküren besteht, sondern nur das Substantiv Willkür, weiß ich keine Erklärung. Mögen diese dilettantischen Nachtgedanken Gnade vor Ihnen finden. Auf die Aufnahme in den Kreis der Sprachschöpfer aber kann ich — wenigstens dieses unglücklichen Wortes wegen — keinen Anspruch mehr erheben und zeichne darob in schmerzlicher Enttäuschung als Ihr ganz ergebener Barkhusen."

Nach ihrem Fortgang von Berlin sahen sich die Freunde nicht mehr; doch blieben sie, schon wegen der Eggers-Stiftung, deren Präsident Lazarus war, jahrelang durch Korrespondenz verbunden.

Zu den Schoßkindern des Schicksals gehörte der Schlüter des Rütli, der aus wohlhabender Berliner Familie stammende Architekt Richard Lucae. Als Mensch redlich und treu, ein liebenswürdiger Gesellschafter, ein witziger Erzähler, erfreute er sich überall der herzlichsten Sympathie. Doch man mußte ihn näher kennen, um ihn ganz zu würdigen; denn seine Unbefangenheit und Sorglosigkeit im Verkehr mit den verschiedensten Menschen veranlaßte oft genug Mißverständnisse, ja sogar Mißgriffe. Die Lauterkeit seines Wesens machte indes alles wieder gut, und nur die wenigsten

nahmen ihm etwas übel. Im Rütli war er sehr beliebt. Wenn einige Stunden ernsthaft über Ernsthaftes debattiert worden war, spendete Lucae als Dessert irgend einen gewürzten Kosthappen aus seinem unerschöpflichen Füllhorn des Humors. Seine Spezialität bestand in der Nachahmung Berliner Figuren, aber auch in der unübertrefflichen mimischen Wiedergabe anderer nationaler und charakteristischer Typen: ungarische Magnaten, östreichische Leutnants, Kunstenthusiasten, auch Polizisten, Pennbrüder, berühmte Schauspieler, z. B. die beiden Antagonisten Dessoir und Döring, verstand er frappant zu kopieren. Durch dieses ungewöhnliche Darstellungstalent belebte er auch seine Vorlesungen in außerordentlicher Weise. Er war ein ganz hervorragender Lehrer. Seit 1862 Professor an der Berliner Bauakademie, wurde er 1872 Direktor derselben. Als vortragender Rat in der Bauabteilung des Handelsministeriums hatte er mannigfachen Einfluß. Insbesondere aber erwarb ihm seine überaus gewissenhafte Lehrtätigkeit die Verehrung seiner Kollegen und Schüler. Er erbaute das Palais Borsig in der Wilhelmstraße, das „Soldmann-Haus", das Joachimsche Haus „in den Zelten" usw.; auch das Polytechnikum in Charlottenburg, die herrliche Fassade am Neubau des Handelsministeriums und das Treppenhaus der Bauakademie gehören zu seinen Schöpfungen. Die Vollendung des von ihm begonnenen Baues des neuen Opernhauses in Frankfurt a. M. hat er nicht mehr erlebt. 1829 geboren, starb er schon am 26. November 1877.

Zwei Briefchen aus dem Jahre 1857 liegen vor mir:

Teuerster Beherrscher von Teltow!
Freund, Fürst und Filosof!

Könntet Ihr heut abend meine arme Klause mit dem Lichte Eurer Gegenwart erleuchten, so würdet Ihr nicht allein den gehorsamst Unterfertigten, sondern auch die andern Freunde, welche sich einzufinden versprochen haben, in jenes Übermaß der Freude

verſetzen, welches nur der Hinblick auf die griechiſche Sofroſyne zum ſchönen Maße zurückzuführen vermag.

Mit herzlichem Gruß Irus.

Das andere lautet:

Ich ſchicke Ihnen auf den Wunſch des alten Krokodils*) den „Nimrod“ von Kinkel, ob Sie nicht Luſt verſpüren, ſelbigen zu leſen, zu ſtudieren, zu analyſieren und dem Literaturblatt vorzuführen. Ich denke, das Stück wird Sie intereſſieren und Sie zum Heile des Blattes verführen, darob recht eifrig Ihre Feder zu rühren; denn keinen könnten wir erküren, der beſſer vermöchte auszuſpüren und zu ſpintiſieren, ob der Dichter dieſen Stoff behandelt nach Gebühren. Alſo laſſet, Teuerſter, Euch rühren und ſeid herzlichſt gegrüßt von Eurem Iren.

Die nächſte Nummer des Blattes der Literatüren wird etwas Feines über das „Leben der Seele“ präſentieren. —

Wer iſt der Verfaſſer dieſer allerliebſten Dokumente freundſchaftlicher Preſſion, der moderne Irus? Wilhelm Lübke, dem die Kunſt in den erſten Jahren keine Schätze bot, der ebenſo arm am Beutel wie reich an Humor war, ſtellte ſich ſelbſtironiſierend dem Bettler in Ithaka an die Seite und rettete dann ſtolz und fröhlich deſſen Namen in ſeine Glanzperiode. Als er obige Zettelchen ſchrieb — durch Schalkhaftigkeit verſtand er meiſterlich zu erreichen, was oft genug der Ernſthaftigkeit widerſtand —, war ſein Ruf bereits begründet und er ſoeben zum wohlbeſtallten Profeſſor an der Berliner Bauakademie ernannt. Wie überbürdet er bereits damals war, zeigt ein Scherzgedicht, mit dem ihm ſeine Freunde ein Paket Bleiſtifte als ‚Liktorenbündel der Arbeit‘ verehrten:

Mit dem erſten ſchreibe dein Buch zurecht,
Der zweite verſieht es mit Bildern;
Der dritte ſchreibt das Kolleg nicht ſchlecht,
So du den Jungens willſt ſchildern.

*) Kugler. Ob ſeine ägyptiſchen Studien oder ſeine ſchwiegerväterlichen Beziehungen zu dem berühmten Münchner Dichterklub, dem Heyſe angehörte, ihm dieſen Koſenamen einbrachten, muß dahingeſtellt bleiben.

Der eine dien' der Antike Glanz
Und dem Mittelalter gerne,
Der andre beschreibe die Renaissance,
Der dritte das Moderne.

Mit dem vierten fülle die Spenerin,
Mit dem fünften die Zeitschrift für Baukunst,
Der sechste verrechne den Gewinn,
Der siebente treib' Bücherschaukunst.
usw.

Freund Jrus war etwas jünger als Leibnitz und ihm in brüderlicher Zuneigung ergeben. Ein Jahr nachdem dieser als Professor nach Bern gegangen, folgte er ihm (1861) in das beiden so sympathische Land der Freiheit, und zwar nach Zürich, wo er am Polytechnikum Kunstgeschichte und Archäologie lehrte. Rührend sind seine Bemühungen, ihn für Zürich zu gewinnen. Brief auf Brief schreibt er darüber, und in seiner Ungeduld über das lange Hinzögern seines Herzenswunsches sieht er einstweilen wenigstens die Wohnungen an, die Lazarus vielleicht brauchen könne, falls er nach Zürich käme! — Es wurde nichts daraus; aber die Freunde sahen sich später in der Heimat wieder, als Lübke nach Stuttgart und dann nach Karlsruhe ging. Sein Doppelberuf daselbst als Professor der Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe und Direktor der großherzoglichen Gemäldegalerie sowie der plastischen Sammlungen, dazu die Bearbeitung der neuen Auflagen seiner meisterhaften kunstgeschichtlichen Werke veranlaßte eine Überanstrengung, die schädlich auf seine Nerven und Augen wirkte. Überdies war sein Gemüt durch die langen Leiden seiner ersten Frau vielfach getrübt. Er hatte, wie er selbst erzählte, in einer wahrhaft friedlichen Gemeinschaft mit ihr gelebt, und es erregte hie und da Befremden, als er kurz nach ihrem Tode eine zweite Ehe schloß. Einer seiner Duzbrüder scherzte sogar: er glaubte noch kondolieren zu können und müsse nun gratulieren! Folgende Zeilen an einen Berliner Freund mögen pietätvollen Andenkens wegen zur Aufklärung dienen:

Franzensbad, 24. Juli 1892.

— — Was mich und die Meinen seither sehr in Unruhe erhalten, ist die Frage, was nun aus mir werden soll. Einer riet zu einer „Offizierswitwe“ oder irgend einer anderen Anstandsdame, die mir die Hausfrau vertreten sollte. Aber der Himmel hat diesmal ein Einsehen gehabt und es besser mit mir gemeint, als ich jemals hatte hoffen können. Vorigen Herbst kam eine Verwandte meiner Frau, Nichte meines Königsberger Schwagers, Komtesse Helene Bleszynska, nach Karlsruhe, um, da sie sich zu Hause überflüssig fühlte, sich der Krankenpflege zu widmen. Sie fand Aufnahme in einem Hospital und wurde bald wegen ihres sanften, sympathischen Wesens Liebling der Großherzogin. Bei uns war sie Kind im Hause und gewann sich das warme Interesse meiner teuren Frau. Es ist ein Mädchen von 32 Jahren, von ernstem Sinn und fröhlichem Herzen, von seltener Güte und Hochsinnigkeit. Als die Katastrophe bei uns herbeikam, stand sie mir treu zur Seite und vertrat bis zur schauerlichen Schlußszene im Krematorium zu Heidelberg die abwesende Familie. In der Erkenntnis, wie sehr mir jetzt weibliche Hülfe und Stütze not tue, hat sich das edle, hochherzige Mädchen entschlossen, mir ihre Hand zu bieten; ihre Eltern haben eingewilligt, und am 3. August bereits soll in Chemnitz, wo ihre Eltern wohnen, ganz in der Stille unsere Hochzeit stattfinden. — Ich darf nun hoffen, mir ein neues Leben aufzubauen und meine Tätigkeit wieder aufnehmen zu können.

Nur acht Monate dauerte das ersehnte „neue Leben“. Der rastlos Strebende starb bereits am 4. April 1893.

Ein temperamentvoller Mensch war der Maler August von Heyden (geb. 1827), im hohen Rütli genannt Valeur, der von der Bergwissenschaft zur Kunst überging, in der er sich reich betätigte. Weiten Kreisen ist er durch die Gemälde im Berliner Ratskeller bekannt geworden. Er trieb philosophische Studien, für die er sich selbst die Befähigung absprach, um sein „phantastisches,

zu tollen Ritten aufgelegtes Gehirn zu zügeln", und wie der spröde, zurückhaltende Künstler sich dem Philosophen erschloß und anschloß, zeigt folgendes Selbstbekenntnis aus dem Gratulationsbrief zu Lazarus' 25jährigem Doktorjubiläum (1874):

Mein lieber, hochverehrter teurer Freund!

Es ist ein Unrecht, daß wir erst durch Steinthals wundervolle Widmung erfahren, welcher Festtag der 30. November gewesen. Ich wäre am liebsten gleich gestern zu Ihnen gelaufen, allein ein wichtiges Geschäft für das Allgemeine der Berliner Kunst hielt mich fest. Es ist auch besser so; ob ich Ihnen mit meiner Wortlahmheit im Sprechen hätte sagen können, wie wertvoll dieser Ihr geistiger Geburtstag auch für mich sei, wer weiß; es wäre am Ende bei dem scheinbar vielsagenden, eigentlich nichtssagenden stummen Händedruck geblieben.

Ich bin meiner Natur nach eine wilde, abenteuerliche, geistig vielleicht unordentliche Natur; ganz ideale, höchst romantische Neigungen und ein Beruf, der nur gut erfüllt werden kann, wenn er ganz nüchtern, ganz materiell praktisch erfaßt wird, mußten Zwiespaltigkeiten in meiner jungen, energischen Seele erzeugen, die auf den wilden Nachtritten durch die Einöden Istriens lange nicht ausgetobt haben. Von meinem Vater habe ich einen gewaltigen Respekt vor dem „Ich soll" ererbt. Auf diesem „Ich soll" habe ich zwar mein Leben gebaut, allein, ich sage das mit voller Überlegung, ich würde ohne das Rütli und ohne Sie namentlich zwiespältiger und zerfahrener sein als je. Man soll mit 32 Jahren nicht mehr den Beruf wechseln, namentlich nicht einen salto mortale machen wie ich. Ich habe das zu spät eingesehen.

Wenn ich von mir immer schlechter gedacht als die Welt, wenn der Unglaube an mich selbst mich bis zur Schwermut drückte und noch drückt, wenn meine eigenen Kunstgestalten mich in erlogener Nichtigkeit angähnen, dann hat nichts mich über diese kranken Stunden hinwegzubringen vermocht als das beredte

Wort Ihres Mundes. Es hat mich erquickt, wie die edelste Gabe Gottes, das reine Quellwasser den Durstenden, und wie es den rauhen, unscheinbaren Stein, über den es fließt, mit Silberglanz verschönt und seine scharfen Kanten abschleift, so komme ich mir immer besser vor, wenn ich mit Ihnen geredet. Mit einem Narren würde Lazarus nicht reden. So, mein lieber Freund, retten Sie mich aus mir selber, und darum ist Ihr Festtag auch der meine.

Nun sende ich Ihnen eine „lumpige" Photographie meiner Leukothea. Dem Odysseus ging es wie mir, er wurde hin und her geworfen von den Wellen, er war dem gemeinen Ersaufen nahe, da hat ihn die Schönheit gerettet. Das Bild ist mir besonders lieb, es ist ein tüchtiges Stück von meinem Ich, und wenn je, so habe ich dieses Bild um seiner selbst willen gemalt; ich habe es nicht fortgegeben, sondern meiner Frau geschenkt; außerdem sagt es am besten, was ich in der Kunst, wenn auch nur für mich, möchte, das reine Schöne, allgemein Menschliche, losgelöst von dem zufälligen Schmutze irdischer Tagesexistenz. Wem der Staub so um die Augen gewirbelt wie mir, ist froh, wenn er einen Ort findet, wo er sich sicher weiß.

Er gesteht: „Von allen Künstlern verehre ich keinen mehr als Menzel, und doch stehe ich im Schaffen keinem ferner als ihm." Im Hinblick auf dessen Geistesverwandtschaft mit Lazarus schließt er: „Behalten Sie dennoch eine freundschaftliche Gesinnung, ein nachsichtsvolles Auge auch für meine Kunst und für mich selbst."

Nicht etwa weil Zöllner im Alphabet als letzter rangiert, sondern weil er in Lazarus' Herzen eine erste Stelle einnahm, sparte ich ihn mir zum guten Schlusse auf.

Er gehört nicht zu denen, von welchen die Brockhaus und Meyer berichten. Er hat seinen Namen nicht durch Werke der Kunst oder Wissenschaft berühmt gemacht. Er hat nie etwas ver-

öffentlicht, und doch war er ein Mann, der allen die reichste Anregung bot. Vielleicht war er der Gebildetste in seinem Kreise, gebildet in jenem höheren Sinne einer gleichzeitigen und gleichwertigen Ausbildung der Intelligenz und Entwicklung des Gemütes zu einer geschlossenen Harmonie der Persönlichkeit.

Diese in ihm vereinigte Universalität und Humanität machte ihn unserem Denker und Ethiker so lieb. Fontane freilich, den bei Chevalier das Chevalereske irritierte, schreibt einmal: „Er hat noch so die forschen Schwerenöter-Allüren des ehemaligen Garde-Assessors mit Zitaten aus Faust"; — aber diese Mischung von äußerlicher, weltmännischer Gewandtheit und verborgener Feinfühligkeit der Seele gefiel dem Philosophen. Schon die humoristische Redeweise Chevaliers, der am liebsten in drolligen Umschreibungen sprach, erfrischte den oft genug von steifleinener Pedanterie und trockenem Philistertum Ermüdeten! Dazu kam, daß diese Offiziersallüren ihm ganz natürlich standen, dem Offizierssohn, dem die Ritterlichkeit in Fleisch und Blut steckte.

Karl Zöllner (1821—1897) war ein echt Berliner Kind. Nach Beendigung seiner juristischen Studien trat er in den Staatsdienst und war zumeist am Berliner Stadtgericht tätig. 1876 wurde er Sekretär der Akademie der Künste. Für dieses verantwortungsreiche Amt eignete er sich durch seine künstlerische Bildung und sein feines Taktgefühl im Umgang mit den oft nervösen Künstlern wie kaum einer. Als seine Kränklichkeit ihn veranlaßte, 1891 sein Amt niederzulegen, wurde er zum Ehrenmitglied der Akademie ernannt.

Nachsichtig gegen andere, von sich selbst viel fordernd, in Gesinnung fest, geduldig in Trübsal, nicht durch Äußerlichkeiten beeinflußt, sondern auf den Kern der Dinge und der Menschen schauend, so erschien er auch mir in den wenigen Unterredungen, die mir mit dem seltenen Manne gegönnt waren, nachdem Lazarus uns bekannt gemacht hatte. Seine trotz Alter und Leiden noch ungebeugte stattliche Erscheinung und seine gewinnende Liebenswürdigkeit bleiben mir unvergeßlich. Nachdem ich ihn und seine ihm

tapfer und treu zur Seite ſtehende Lebensgefährtin geſehen, gefällt mir doppelt das Wort von Storm: „Das Zöllnerſche Haus iſt ein Punkt des Friedens, wo man ausruhen kann.“ Es gehörte zu denen, in welchem ſich die Rütlionen am wohlſten fühlten. Auch Zöllners muſikaliſche Talente — er war ein ausgezeichneter Klavierſpieler und ein trefflicher Sänger — erfreuten die Genoſſen. So war ſein Heim eines der angenehmſten, zumal im Winter. Die traulichen Sonnabende mit ihrer frühen Dämmerung und behaglichen Kachelofenwärme in den wohligen Stuben erwieſen ſich für ungeſtörten Gedankenaustauſch ſehr fruchtbar, im Sommer dagegen drängte der Sinn hinaus ins Freie!

„Teuerſter Leibnitz“, ſchreibt Chevalier an einem ſchönen Junitag, „Sie waren derjenige, welcher unſeren Metaſtaſio in dem frivolen Gedanken, einen Rhytly nach dem havelumkränzten Potsdam auszuſchreiben, beſtärkten. Da haben wir's nun! Jetzt zählt das Vaterland auf Sie. Morgen nachmittag um 3 Uhr 15 Minuten dampfen wir, d. i. Röhl, Barkhuſen und Chevalier, vom hieſigen Potsdamer ab und gedenken kurz nach 8 Uhr hierher zu retournieren.“

Eigen iſt, wie der Trieb zur Zuſammenkunft auch bei Zöllner erlahmt, wenn Lazarus fehlte. Als dieſer einmal von einer italieniſchen Reiſe zurückkehrte, jubelt er: „Vor allem, teuerſter Freund, ſtimmt das Haus Zöllner ein volltöniges Hallelujah an, daß endlich die traurige, leibnitzloſe Zeit zu Ende geht!“ — Nach einigen Zeilen über den Münchener Maler Pichler, der 1880 ein großes Gemälde in der Berliner Kunſtausſtellung hatte, für das Lazarus die Aufmerkſamkeit anzuregen ſuchte, fährt er fort: „Im Rütli iſt das Bild bisher noch nicht Gegenſtand einer Erörterung geweſen, weil Rütli (o Schmach! o Jammer!) ſeit drei Wochen nicht getagt hat. Am nächſten Sonnabend werde ich nun endlich wieder den alten Kaffeetopf füllen, wozu Sie, treueſter Bannerträger, hiermit feierlichſt eingeladen werden.“

Lazarus ſchreibt einmal aus Nizza (23. November 1878) an den Freund:

„Heimat oder Fremde, das ist die alte Tenzone im Gemüt des deutschen Volkes, das sich allezeit durch den Wandertrieb ausgezeichnet und doch den spezifischen Ausdruck „Heimat" als unübersetzbar in nichtgermanischen Sprachen geschaffen hat. Ich gehöre gewiß nicht zu denen, welche, zumals als richtige Berliner, die Lösung der Tenzone darin finden, daß sie in der Fremde nur die Heimat und in der Heimat nur die Fremde lieben. Das aber erfasse ich allmählich immer bestimmter, daß nur in einem Wandervolk der tiefste Sinn der „Heimat" entstehen konnte. Die Sehnsucht — und nur die zeitweilig ungestillte und unstillbare ist wirkliche Sehnsucht — ist die Mutter aller Idealisierung. Während mein Auge jetzt nach Osten auf den Mont Boron, den wahren „Ölberg" der Riviera, und unter meinen Fenstern auf die Palmen, Orangen und Paradiesäpfel blickt, während der Sinn an der immergrünen, mit Blüten geschmückten, von Blumen durchdufteten Halde haftet, an welcher das Hotel liegt, weilt meine Seele in der traulichen Mitte des Hohen Rütli. Noch öfter, als es sonst schon geschieht, denke ich dorthin, weil die Arbeit, mit welcher ich in einer vom Geräusch der Hotelwelt und von den An- und Abziehungen der Familie entfernten Studierstube beschäftigt bin, im Rütli ihren Anfang genommen hat: damals, als Gespräche über die Weihnachtsvorstellungen in der Singakademie unseren Lessing als Kunstforscher und unseren Anakreon zugleich als seligen Redactor des hochseligen Kunstblattes in mich dringen ließen, die Gedanken über Vermischung und Zusammenwirkung der Künste zusammenzustellen. Kein Wunder, daß ich mit Wehmut jener längst vergangenen Rütli-Stunden gedenke und mit Sehnsucht der gegenwärtigen. Denn es tut den Gedankenkörnern wohl, wenn sie in der Mühle des Rütli-Diskurses zur treffenden Feinheit verrieben werden."

Lazarus weilte gern im sonnigen Süden. Wenn er fern war, schlummerte das Rütli gewöhnlich ein, und als er Berlin endgültig verließ, löste es sich auf, trotzdem noch fünf Mitglieder zurückblieben: Eggers, Fontane, Heyden, Menzel und Zöllner. Der

erstere siedelte bald nach Rostock über, Heyden starb im Juni 1897 und vierzehn Tage später der längst leidende Zöllner; im September 1898 folgte Fontane, und nur der allein übrig gebliebene Menzel hielt noch einige Jahre tapfer aus, aber auch er schied dahin im Februar 1905. Lazarus war ihm am 13. April 1903 vorangegangen.

Rütli ist nur noch ein Wort der Vergangenheit. —

In einem Geburtstagsbrief aus Nizza an Zöllner sagt er: Wir haben es auf süße Art positiv und auf recht harte Art auch negativ im Gemüt erfahren, daß der beste Kern des Lebens doch nur gedeiht in der innigen Gemeinschaft mit verehrten und geliebten Menschen.

Sonnenschein! Er lockte Dich ans Fenster und umstrahlte Dein lichtes Haupt. Du fragtest, ob wir eine Fahrt machen wollten in den herbstlichen Wald.

Erholung war nötig. Ich schrieb oft bis in die Nacht hinein, ohne aufzusehen, ohne zu wissen, ob es draußen stürmt, ob nicht, ob die Uhr geschlagen, ob nicht. Alles mußte abgeschrieben werden; denn wenn Du diktierend auf und ab gingst, war ich nur Aug' und Ohr, Dein lautes Denken, in dem alles nicht nur nacheinander, sondern neben- und ineinander wob und wogte, festzuhalten, und die hastende Hand vermochte kaum zu folgen.

Weißt Du noch, welche diplomatischen Redekämpfe es zwischen uns gab, wenn Du von Dir sprechen solltest und gerade dann wortkarg wurdest? Wohl solle, was Du mir erzählt, einst anderen mitgeteilt werden, um Aufklärendes und Bedeutsames über Persönlichkeiten und Kulturzüge fest- und wertzuhalten; aber Du selbst wolltest im Hintergrunde bleiben. Bereitwillig beantwortetest Du alle meine Fragen, und zehn Minuten Zuhören gab mir oft ebensoviele Tage nachzuforschen. Geistes-Sonnenschein, der mein einsames Leben durchleuchtete.

Weißt Du es noch?

Ach! der Mund, der stets so gütig antwortete, ist verstummt ... aber deine Seele feiert ihre Auferstehung in der meinigen und durch diese Aufzeichnungen auch in den Seelen derer, die sich darein vertiefen.

Ostern 1906. Nahida.

Regiſter.

Abeken, B. 113.
Adelſon, Staatsrat 174.
Agulluer 550.
Ahrens, H. 334.
Allihn, Th. 463—466.
Amari, Kultusminiſter 496 f.
Andree, Karl 34, 242 f.
Archer, Georgina 502—504.
Artôt, Déſirée 206.
Aſcher, Anton 210, 351.
Auerbach, Berthold 30, 32—34, 39, 42—67, 112, 132, 167—169, 171, 174, 222, 266, 371, 389, 392 f., 408 f., 435, 450, 538, 557.
—, Eugen 64.
—, Jakob 50.
—, Ottilie 62—64.
Auguſta, Kaiſerin 14, 421, 425, 483 bis 486, 546.

Baeyer, Adolf v. 434 f., 489.
—, General 235, 337, 487—489, 499, 569.
Bamberger, H. v. 334, 445.
—, L. 427, 435.
Bancroft, George 435.
Barnard, Henry 224 f.
Baron, J. 557—559.
—, S. 557 f.
Barzelotti 250.
Baſtian, Adolf 242, 245 f., 433.
Baudius, Auguſte 218 f.
Bauernfeld, Ed. v. 370—372.
Baumgarten, Dr. 97.
Becker, Auguſt 193 f.
Begas, R. 186.
Belot, Adolphe 366.
Benedix, Roderich 149, 152—154.
Beneke, Patholog 460.
Bernard, Th. 256 f.
Bernays, Iſaak 277.
—, Jacob 50, 277, 388.
—, Michael 276—279.
Berndal, G. 170, 186, 213 f.
Berner, A. 317.
Bernſtein, A. 34, 493.
Beſeler, Georg 334, 342.
v. Bethmann-Hollweg 423.
Beuſt, Graf 350.
Beyſchlag, W. 334.
Biermer, A. 325—327, 547—549.
Billroth, Th. 351.
Biſchofsheim 223.
Bismarck 236, 305, 324 f., 431, 439 f., 449, 510 f., 518, 520, 556.
—, Graf Wilhelm 430.
Blaſel, Komiker 360 f.
Bleszynſka, Komteſſe 615.
Block, Moritz 258, 263.
Blomberg, Hugo v. 563, 567, 606 f.
Blum, Robert 244.
v. Blume, General 525.
Boeckh, Aug. 297 f., 300, 305 f.
—, Rich. 300 f.

Bodenſtedt, Friedr. 581.
v. Bonin, General 545 f.
Bonitz, H. 455 f., 459.
Bormann, Karl 170, 575, 595 f.
Bosko 281.
Brandenſtein, Frau v. 132 f.
Brandes, Georg 144—146, 395 f.
Brandis, Joh. 425—428.
Braſch, M. 555 f.
Braunfels, L. 178, 223, 227—231.
Bréal, Michel 258, 267 f.
Brehm, A. E. 353, 357—359.
Brouſart von Schellendorff, Paul, General 524.
Brugſch, H. 574.
Brunel, Sir M. J. 560.
Bucher, Lothar 439 f.
Buchholz, Robert 206.
Büdinger, Max 549.
Bunſen, Joſias Freih. v. 425.
Burckhardt, J. 568.
Burger, Ludwig 565.

Canon, A. v. 368 f.
Caro, E.-M. 267.
Carus, K. G. 46, 178.
Chronegk, L. 216.
Clarendon, Graf 448.
Clauß, Wilhelmine 257.
Cornelius, Peter v. 529.
—, Peter, Komponiſt 241.
Credé, Karl 334.
Creizenach, Th. A. 223, 225.
Crémieux, Ad. 223, 536—544, 547, 549—554, 558 f.
Curtius, E. 422, 425 f., 481, 500 f.
Czermak, J. N. 133, 279—283, 442 f.

Dahn, Felix 135—137, 564, 570.
Danz 303.
Darmeſteter, James 269.
Dawiſon, Bogumil 168, 174, 202, 215.
De Gubernatis, Graf 250.
Delitzſch, Franz 60, 415 f.
—, Friedrich 415.
Deſſauer, Muſiker 371.
Deſſoir, Ludwig 200, 211 f.
Devrient, Eduard 581.
Dingelſtedt, Fr. v. 178, 203 f., 242, 368.
Döllinger, J. v. 60, 335.
Donner 227.
Donny 303.
Döring, Theodor 200, 211—213, 215.
Dove, H. W. 334, 346 f., 517.
—, R. W. 434 f.
Drobiſch, M. W. 293 f.
Dubs, Bundespräſident 509, 539 bis 542, 547, 552 f.
Duden, K. 163.
Dufaure, Juſtizminiſter 559.
Dunajewski, J. 334.
Duncker, Franz 306.

Ebers, Georg 128—133, 283, 392, 442.
Eberſtein, Baroneſſe 376.
Eckardt, Jul. 424.
Eckſtein, Ferd. Baron v. 273 f.
Eggers, Friedrich 30, 170. 314, 322, 387 f., 536, 539, 544, 551 f., 563 bis 565, 567 f., 570, 573, 585—591, 607, 609 f., 620.
—, Karl 170, 387 f., 597, 607—611, 620 f.
Ehrenberg, Direktor 492.
Eitner 419 f.
Eliſabeth, Großherzogin v. Oldenburg 460.
Erdmann, J. E. 260.
v. Etzel, Fr. Aug., General 311, 434, 514—520, 522.
Exner, Franz 455, 457.

Falk, Miniſter 326.
Farre, General 559.

Faucher, Jul. 302.
Fellenberg, Ph. E. v. 474f.
Fialla, Hermann 372.
—, Julie 372.
Fichte, J. G. 453f.
Fick, Adolf 335.
Fidler, Caroline v. 313.
Fiſcher, J. G. 178.
—, Karl 409—413.
Fleiſchl, Dr. 283.
Fontane, Theodor 120, 170, 384, 441, 489, 536—556, 558f., 563—565, 567f., 570, 573, 575, 591, 594f., 597f., 618, 621.
Forckenbeck, M. v. 436.
Förſter, Ernſt 178, 181.
Foucher de Careil, Graf 266f., 273.
Franz Joſeph I., Kaiſer 340.
Franz, Ellen 216.
Franzos, K. E. 144.
Frenzel, Karl 190.
Frey, Ad. 450.
Freytag, Guſtav 149—152, 276.
Frieb-Blumauer, Minona 215.
Friedländer, Juwelier 506.
Friedmann, Maler 222.
Friedrich III., deutſcher Kaiſer 152, 175, 188f., 489, 500—508, 518, 520, 522, 525, 528, 533f., 552.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 13f., 16f., 247f., 301, 310, 484, 487, 516, 560.
Friedrich Wilhelm I., Kurfürſt von Heſſen 510.
Fröbel, Julius 242—244, 438.
Fröhlich, Geſchwiſter 372.
Froriep, Berta 18.
—, Wilhelmine 15, 17.

Gambetta, Léon 537, 550—552, 554.
Garnier, Joſeph 263f.
Geibel, Em. 72, 563, 567, 569.
Georg II., Herzog von Sachſen-Meiningen 216.
Georg, Prinz von Preußen 511.
Gerhard, Lydia 402f., 407—409.
Gerlach, Franz 335, 341f.
—, E. L. v. 592.
Gildemeiſter, Otto 233, 235—240, 563.
Giſeke, Robert 154f., 157.
Giuſti, G. 140.
Glaſer, Julius, Miniſter 337, 346, 443f.
Gneiſt, Rud. 481, 483.
Goldammer, Leo 563, 568.
Goldſchmidt 222—224.
Goldſmith, Sir Francis 223.
Goltz, Bogumil 119—125, 159.
Görlitz, Carl 190—192.
Goethe 278f.
Gottſchall, R. v. 186.
Graffunder, Geheimrat 284—291, 397.
—, Major 288, 291.
Grant-Duff, Frau 187.
Gregorovius, F. 518.
Greif, Miniſterialdirektor 507.
—, Fr., Senator 262.
Griepenkerl, F. K. 200, 307, 472 bis 477.
—, Robert, 200f., 212, 475—477.
Griesheim, Erna v. 200f.
Grieſinger, Wilh. 450.
—, Frau 159.
Grimm, Jakob 184, 414.
Grosjean, Mme 544f.
v. Gruner, Kabinettsrat 22, 419—425.
Guerrieri-Gonzaga, Graf 221.
Gutmann, D. u. W. 361.
Gutzkow, Karl 45, 157f., 167—169, 174f., 178, 299.

Haaſe, Friedrich, Philolog 178.
—, —, Schauſpieler 215.
Häckel, E. 353, 359.

Hagen, Karl 421, 424.
Hahn, Werner 299, 581.
Hammer, Julius 166—169.
—, Oberst 540, 542, 553 f.
Hänel, Albert 209.
Hartenstein, G. 293.
Hartmann, Ed. v. 318—321.
—, Moritz 368 f.
Hase, Karl von 335.
Hasner, L., Ritter v. Artha 445.
Haupt, Moritz 316, 414.
Hebler, Prof. 37.
Hegel, G. W. F. 470.
Heidel, H. 458 f.
Heidingsfeld, Fanny 406.
Heine, Heinrich 274.
—, Dr. 460.
Helene, Großfürstin 272.
Helmholtz, H. 426.
Hemsen, Th. 321.
Hennies, Eleonore 406.
Henschel, Frau Direktor 199.
Herbart 453—455, 457—459, 463, 467 f., 470 f., 473 f., 476 f., 479, 609.
—, Mary Jane 471—473, 609.
Herbette, Botschafter 430 f.
Hesekiel, G. 563 f., 582.
Hettner, H. 46, 167 f.
Heyden, Aug. v. 597 f., 615—617, 621.
—, Otto 546.
Heyse, K. W. L. 68 f.
—, Julie 68—70.
Heyse, Paul 30, 62, 68—104, 138 bis 140, 144 f., 219, 238 f., 277, 292, 314, 392 f., 395 f., 412, 538, 552, 563—565, 573, 581, 591, 594.
Hildebrand, Adolf 250.
—, Bruno 250.
—, Rudolf 413 f.
Hildebrandt, F. Th. 569.
Hillebrand, Karl 250.
Hiller, Ferd. 50.
Hirzel, S. 276.
Hitzig, J. Ed. 487, 569.
—, Etta 434.
Hochmuth, A. 302.
v. Hofer 558 f.
Hoffmann, Heinrich 227.
Hofmann, Friedrich 2, 186.
Hohenemser 221 f., 225.
Hohenlohe, Prinz 535.
Hormayr, Jos. v. 209.
—, Frau v. 209 f.
Hosemann, Th. 565.
Huber, Joh. 335.
Hülsen, Botho v. 78, 170.
Humboldt, A. v. 14, 170, 248, 310.
—, W. v. 279.
Hyrtl, Joseph 337—339, 341 f., 347 f.
—, Auguste 338.

Jäger, Gustav 602 f.
Jagor 431—433.
Janauschek, Fanny 216 f.
Janet, Paul 256.
v. Jasmund 423.
Ibsen 218.
Jellinek, H. 244.
Jenicke, Hildegard 187.
Ihering, Rud. v. 444 f.
Jost, J. M. 492.
Julius 302.
Isler, M. 396 f.

Kalckreuth, St. Graf 178, 203, 241, 607.
Kapp, Christian 438.
—, Ernst 437 f.
—, Friedrich 435, 437.
—, Max 438.
Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar 47, 187, 204, 242, 607.
Karpeles, G. 13.
Kaselowsky, Maler 529.

Kausler, Rudolf 59f.
Kautzsch, E. 60.
Keil, Ernst 153.
Keller, Gottfried 29—41.
Kinsky, Graf Eugen 370.
Kirchhoff, Christian 315.
Klein, J. L. 312.
Kletke, H. 363.
Kochhann 186.
Köchy, Intendanturrat 200f.
—, Frau 201f.
Kohl, J. G. 231—235, 239.
Kohler, K. 397f.
Kompert, Leopold 122, 178, 359.
König, Heinrich 42f.
Köppen, Fedor v. 563.
Krause, E. 467, 609.
Krauskopf, J. 397—399.
Krüger, Ministerresident 423f.
Kugler, Franz 170, 214, 322, 492, 563, 565, 567—571, 573—576, 580f., 585, 595, 613, 620.
—, Clara 83f., 569, 571.
—, Bernhard 581.
—, Hans 83f., 606.
—, Margarete 70, 570, 591.
Kuranda, J. 371.
Kurz, Hermann 59, 82—84, 91.

Laboulaye, E.-R.-L. de 265f.
Ladenburg 444.
Lagarde, Paul de 12.
Lasker, Ed. 390f., 426f., 435—437.
Lassalle, Ferd. 305f.
Laube, Heinrich 153, 207—209.
—, Iduna 208—210.
Lazarus, A. (Vater) 85.
—, Sara 380, 383, 411—413.
v. Legat, Oberstleutnant 546.
Lehmann, Advokat 538.
—, Joseph 305, 307f., 310, 557.
Leicht, A. 275.
Lemm, Hofschauspieler 560.
Lenbach, Fr. v. 89—93, 98. 351f.
Lenz, Chr., Erzgießer 609.
Lepel, B. v. 170, 440f., 536, 539, 563—565, 575, 601—603.
Leven, N. 538.
Lewald, Fanny 72, 328—330.
Liebreich, Oskar 352.
Liedtke, Theodor 214f.
Lindau, Paul 147, 430.
—, Anna 430.
Liszt, Franz 204, 240f., 349.
Littrow, Karl v. 337, 344.
Löbell, Heinrich v., Oberst 520f.
Loën, Baron, Hoftheaterintendant 205f., 363.
Lottmar, Arzt 223.
Lotze, Hermann 269—271.
Löwe, Ludwig 436.
Löwe-Kalbe 469—471.
Löwengaard 223, 225.
Lübke, W. 37, 351, 568, 570, 572, 612—615.
Lucae, Richard 64, 565, 568, 570, 572, 611f.
Lüdicke, Felddiakon 544—546.
Ludwig, Otto 151, 166, 171—173.
Lyharzič, Dr. 346.

Majorescu, Titus 368, 450.
Manger, Bildhauer 461, 609.
Mantegazza, Paolo 250.
Maron, H. 196.
Martini, Irrenarzt 155f.
Mels, A. 192f.
Menzel, Adolf 34, 170, 386f., 565, 568, 580f., 597—601, 617, 621.
Merckel, Wilhelm v. 170, 563—567, 575f., 581, 588, 592—594.
—, Henriette v. 565, 575, 592, 594.
Merton 420.
Metternich, Fürstin Pauline 430f.
Meyer, Geh. Rat 22.
—, J. B. 532.

Meyer, Rich. M. 564 f.
Meyerbeer, G. 307.
v. Meyern 422 f.
Michel, Luise v. 197.
Michelet, K. L. 314—316.
Miklosich, Franz v. 337, 340 f.
Miquel, Joh. 456.
Mohl, Julius v. 448 f.
Mommsen, Th. 237, 316 f., 426.
Monod, George 269—272.
Mothes, Oskar 252 f.
v. Mühler, Kultusminister 562 f., 592.
—, Adelheid 592.
Müller, Dav. Fr. 158—160.
—, Max 12 f.
Mundy, Baron 368, 370.
Mylius, Otto 196 f.

Nahlowsky, J. W. 468 f.
Nikolaus I., Zar 253 f.
Nippold, Fr. 60, 398.
Noorden, K. v. 131, 434.
Nordmann, Joh. 218, 355.
Nothomb, Baron, Gesandter 435.

v. Ollech, General 514, 532—534.
Oppenheim, B. 437.
Osenbrüggen, Ed. 51.
Ottenfosser 302.

Pabst, Julius 170, 202.
Pander, Karl 192 f.
Paris, Gaston 258.
Parthey, Gustav 518.
Passy, Hippolyte 264.
Patti, Adelina u. Carlotta 202 f.
Paulsen, Friedrich 424.
Pauwels, Ferd. 607.
Pertsch, Oberbibliothekar 2.
Peter, Großherzog v. Oldenburg 456, 459 f.
Peter, Hermann 415.
v. Petersdorf, Hauptmann 528 f.
Pettenkofer, M. v. 336.
v. Peucker, General 501, 515, 521 bis 523, 530.
Pichler, Maler 619.
Pietsch, Ludwig 31.
Pleß, Fürst 535.
Plücker, J. 336.
Pochhammer, Oberstleutnant 531 bis 533.
de Pomairols 269—272.
Pözl, Jos. v. 336.
Putlitz, Elisabeth zu 66 f.
—, Gustav Gans Edler zu 66, 205, 563.

Quidde, C. 581.

Raabe, Wilhelm 113—119.
Raczynski, Ath. Graf 529.
v. Radowitz, Generalin 450 f.
Radziwill, Prinz 535.
Ranke, Leop. v. 422, 434, 489—492, 499.
Ranudo 418.
Rauch, Chr. D. 597, 608—610.
Raumer, Friedr. v. 480—487, 499.
—, K. G. v. 480.
Redwitz, O. v. 572, 588.
Reichensperger, A. 424, 435, 572.
—, P. 424, 435.
Reinach 553.
Reiß, Wilhelm 433.
Rellstab, Ludw. 363.
Remy, Anna 330—332.
—, Nahida 41, 126, 221, 275, 295, 324 f., 330—332, 406, 507, 622.
Renan, E. 258, 260—262, 267, 269.
Rese, Oberst 80, 379—382, 411, 581.
Rettich, Julie 72 f.
Reuter, Fritz 105—113.
—, Luise 105 f., 108 f.
Reventlow, Gräfin 399—401.

Ribbeck, Otto 97, 283, 286, 291 f., 569, 581.
Rießer, Gabriel 397.
Rietſchel, Ernſt 168.
Riſtori, Adelaide 72.
Ritſchl, Friedrich 283—286.
Rittershaus, Emil 133—135.
—-Bjarnaſon, Adelina 135.
Ritgen, Hugo v. 336.
Rius, Don Leopoldo 229.
Rodbertus, Karl 439—442.
Rodenberg, Julius 147.
v. Röder, General 509—512.
—, Oberzeremonienmeiſter 505, 508 f.
v. Roggenbach, Miniſter 423, 518.
Rohne, General 532.
Roemer, Ferd. 337.
Roloff, Oskar 567.
Roquette, O. 127 f., 167, 393 f., 570, 572, 607.
Roſſi, Erneſto 217.
Rott, Karl 214.
Rückert, Friedrich 1—28, 408 f.
—, Luiſe 1 f., 15.
—, Alma 2, 18, 20—23.
—, Anna 2.
—, Auguſt 2, 18.
—, Fritz 2, 9.
—, Heinrich 1, 4.
—, Karl 2, 19.
—, Leo 2.
—, Marie 2, 11 f., 18—20, 22—25, 76.
Ruſſell, Lord Odo 426 f.

Sachs, Michael 307—310.
Sallwürk, E. v. 455.
Salvini, Tommaſo 217.
Sanatoir, Oberſt 551.
Sanders, Daniel 160—164.
Saphir, M. G. 560—562.
Schack, Ad. Fr. Graf v. 91.
Schaper, Bildhauer 135.
Schauer, Guſtav 213.
Schellbach, Prof. 528.
Schelling, F. W. J. v. 246—248, 322, 470 f.
Schenk, Bundespräſident 37, 509.
Scherenberg, Chr. Fr. 563, 565, 567.
Scherzer, Karl v. 373 f.
Schiller 165, 183—189.
Schlözer, K. v., Geſandter 438 f.
Schmid, Reinhold 112.
Schmidt, Erich 52, 565.
—, Ferd. 295—298.
—, Julian 45, 107, 150.
Schnaaſe, K. 322 f.
Schneckenburger, Max 36.
Schneider, Louis 560—562.
Schönlein, J. L. 516.
Schopenhauer 470.
Schott, Sigmund 159 f.
Schücking, Levin 352.
Schulenburg, Graf 535.
Schulze, Joh. 12.
Schulze-Delitzſch 299 f.
Schumann, Clara 112, 402—407.
—, Robert 402, 404, 407 f.
Schurz, Karl 225.
Schwedler, Regierungsrat 457—459.
v. Schwedler, Geh. Kriegsrat 526 f.
Schweitzer, Direktor 304.
Seebach, Marie 202.
Seidel, Dr. 131.
—, Heinrich 148 f., 564, 591.
Semper, Gottfried 344 f.
Serre, Major 169, 175—178, 180 f., 231.
Siebeck, H. 293.
Sigismund, Berthold 34.
Simſon, Ed. v. 466 f.
Skulski 401.
Smidt, H. 556, 563 f., 567, 605 f.
Solms, Juſtizrat 526.
Sophie, Großherzogin v. Sachſen-Weimar 242.

Sophie, Königin der Niederlande 446—449, 491, 512.
v. Speck 209 f.
Speck v. Sternburg 210.
Spiegel, Friedrich 20.
Spielhagen, Fr. 148, 428—430.
Spieß, Medizinalrat 225 f.
v. Spitzemberg, Gesandter 435, 446, 450.
—, Hildegard 450 f.
Sprenger, Aloys 496.
Springer, Anton 442 f.
Springmann, Ed. 135.
Stahl, Fr. J. 572.
Steinthal 4, 6, 11, 77, 80, 86 f., 99, 126, 161, 164, 221 f., 266 f., 279, 295, 319 f., 333, 378 f., 416, 433, 514, 558 f., 581.
—, Agathe 80, 488.
Stephany, Friedrich 595.
Stich, Clara 214.
v. Stiehle, General 525.
Stilke, Hermann 565.
Stockhausen, J. 112.
Stockmar, Chr. Fr. v. 22.
Stolberg, Graf 535.
Storm, Theodor 603—605, 619.
Strachwitz, Mor. Graf v. 562, 564 f.
Strackerjan, K. 460—462, 467.
Strauß, David 42, 288.
Strümpell, Ludw. 475—478.
Studer, Bernhard 496.
—, Gottlieb 495.
Sturmhoefel, Major 175.
Susemihl, Fr. 315.
Sybel, H. v. 50.
Szarvady, Fr. 257.

Taine, Hippolyte 257—260, 267.
Taubert, Musiker 565.
v. Thielen, Gesandter 423.
v. Thile, General 422 f.
Thomas, Prof. 458.
Tieck, L. 13.
Tiedge, C. A. 167.
Tobler, L. 37.
Töche, Buchhändler 136, 402.
Tod, H. W. 195 f.
v. Todesko 349—351.
Traube, L. 203, 450, 516.
Treitschke, H. v. 100, 409 f., 450.
Trendelenburg, Ad. 518.
Trewendt, Buchhändler 587.
Tritschler, Dr. 62, 64 f.
v. Tschudi, Brüder 346.
Twesten, Karl 427, 435.
Tylor, E. B. 249 f.

Unger, Joseph, Minister 337, 346, 444, 527.

v. Varnbüler, Minister 300, 446 f.
Varnhagen von Ense 246 f., 321 f.
Varrentrapp, Georg 227.
Veit, Moritz 308—310.
Verdy du Vernois, General 524 f.
Victoria, Kronprinzessin (Kaiserin Friedrich) 205, 500—504, 528.
Villers, Ch. F. D. de 397.
Virchow, Rud. 34, 186, 245, 316.
Voigdt, Dr. 466, 609.
Voigt, W. 459.
Voß, Direktor 304.

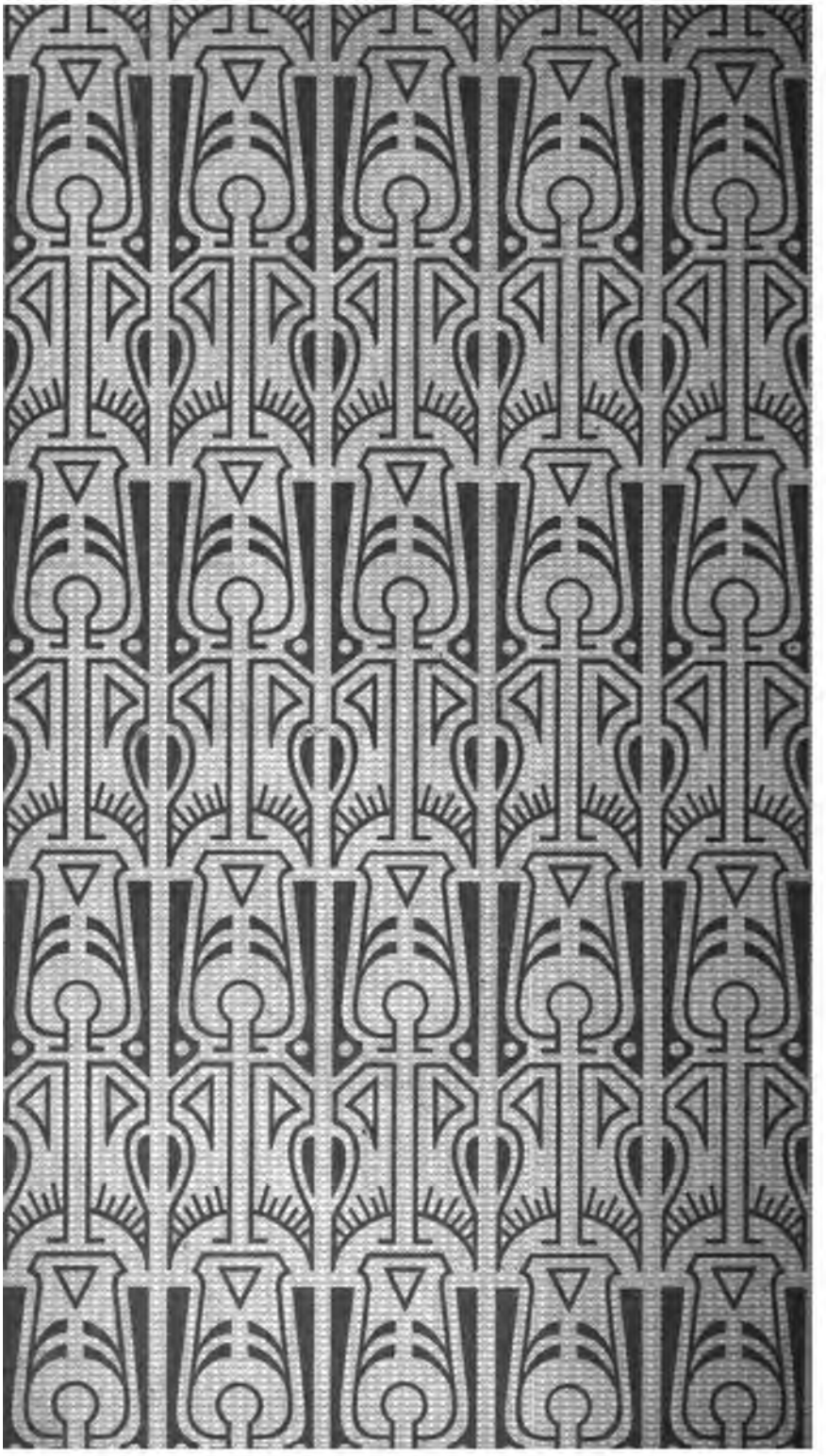
Waagen, G. Fr. 322 f.
Wagmüller, M. 92 f.
Waitz, Georg 341, 343.
—, Theodor 510.
v. Wallenberg, Oberst 530.
Weber, Albrecht 433, 481.
Wehrenpfennig, W. 314.
Weilenbeck, Joseph 216.
Weiß, Hermann 574.
Welcker, Gottlieb 277.
Weller, Karl 190.
Werder, Aug. Graf v., General 549.

Werder, Karl 309—314, 391 f., 501.
Wertheimstein, Frau 352.
v. Weschniakoff, Kabinettsrat 272.
Wichert, Ernst 137—144, 394 f.
Wieck, Friedrich 402—404.
Wiese, Ludw. 515 f.
v. Wietersheim, Minister 180—182.
Wilbrandt, Ad. 218 f., 581, 585.
Wilhelm I., deutscher Kaiser 323, 485, 494, 506—512, 515 f., 534, 560.
Wilhelm II., deutscher Kaiser 246, 313.
Windscheid, B. 131.
Windthorst, Ludw. 436.
Winkler, K. (Th. Hell) 169.
Wittgenstein, Fürstin 240—242.
Wolff, Julius 389 f.
—, Wilhelm 565.
Wolffohn, W. 160, 168, 171, 173 f.
Wollheim da Fonseca 565 f.
Wolowski, Nationalökonom 265.
Wolter, Charlotte 219 f.
Worms, Lady 350.
Wünzer, Hoftheaterintendant 178, 202 f.

Zabel, Dr. 122 f., 170, 178.
Zeißberg, H. v. 337.
Zeller, Eduard 518.
Zepharovich, V. v. 337.
Ziller, T. 464.
Zimmermann, Rob. 339, 359.
Zöllner, Karl 170, 384—386, 570 f., 573, 617—621.
—, Emilie 571, 604, 619.
Zunz, Leop. 304, 492—499.

Berichtigungen.

S. 337 Z. 18 lies: Julius Glaser.
S. 372 Z. 7: „Fröhlich" ist ein Gedächtnisfehler. Ich kannte die Damen, welche Bauernfelds Hauswesen führten; es hieß, die eine sei seine Braut gewesen. So habe ich ihm Grillparzers „ewige" Kathi zugeschrieben.
S. 438 Z. 11 lies: Julius Fröbel. (In einem Teil der Auflage berichtigt.)
S. 461 Z. 25 lies: Manger.
S. 466 Z. 4 lies: Dr. Voigdt.
S. 469 Z. 2 lies: ein gütiges Geschick.



This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

~~[illegible]~~

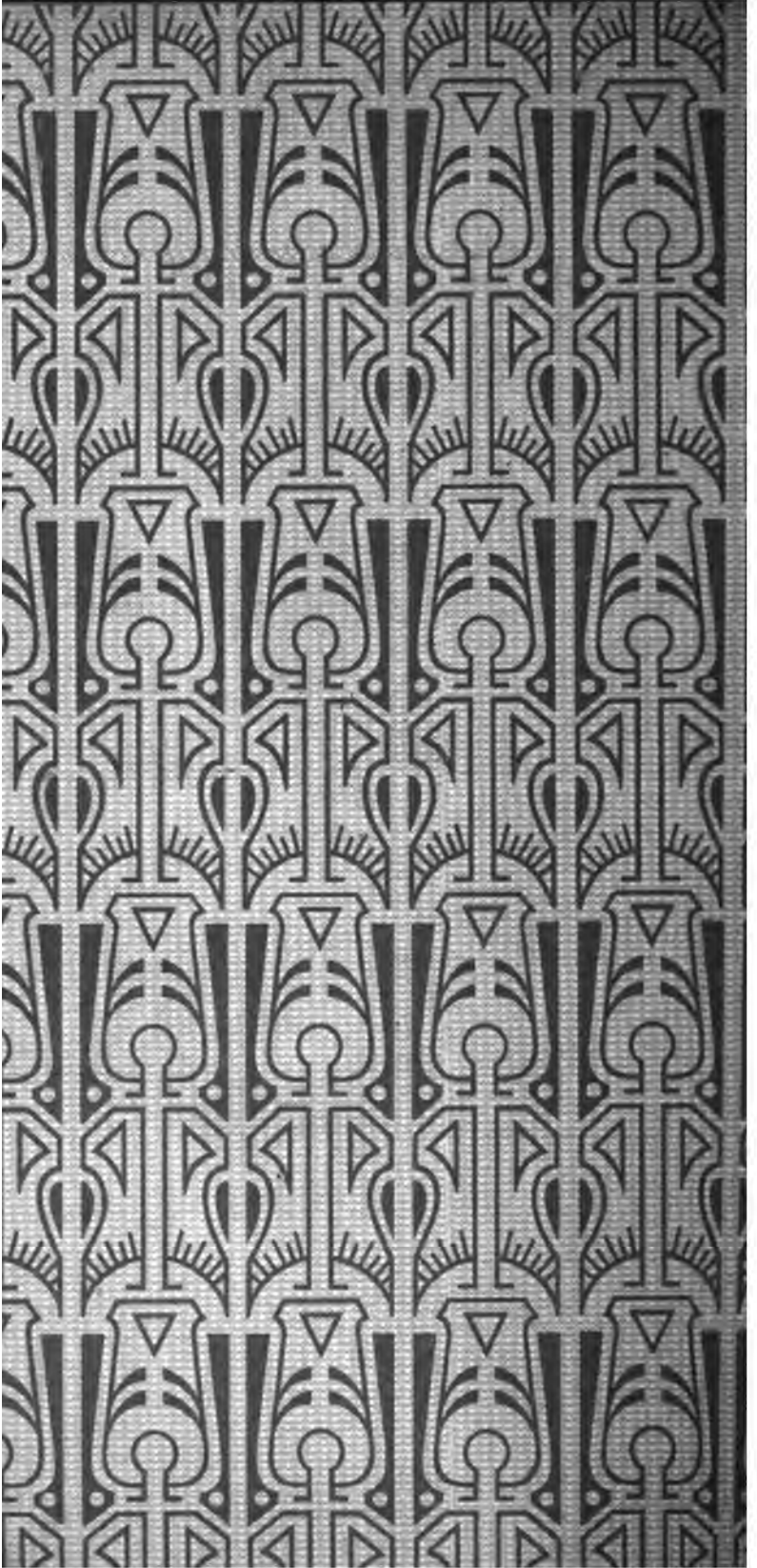
AUG 11 [illegible]

~~MAR 5 '55 H~~

HALL USE

CANCELLED

AUG 23 1979



This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

AUG 11 '52

MAR 5 '55 H

HALL USE

CANCELLED

AUG 23 1978

Moritz Lazarus Ideensammlung
Widener Library
003256924
3 2044 086 158 441